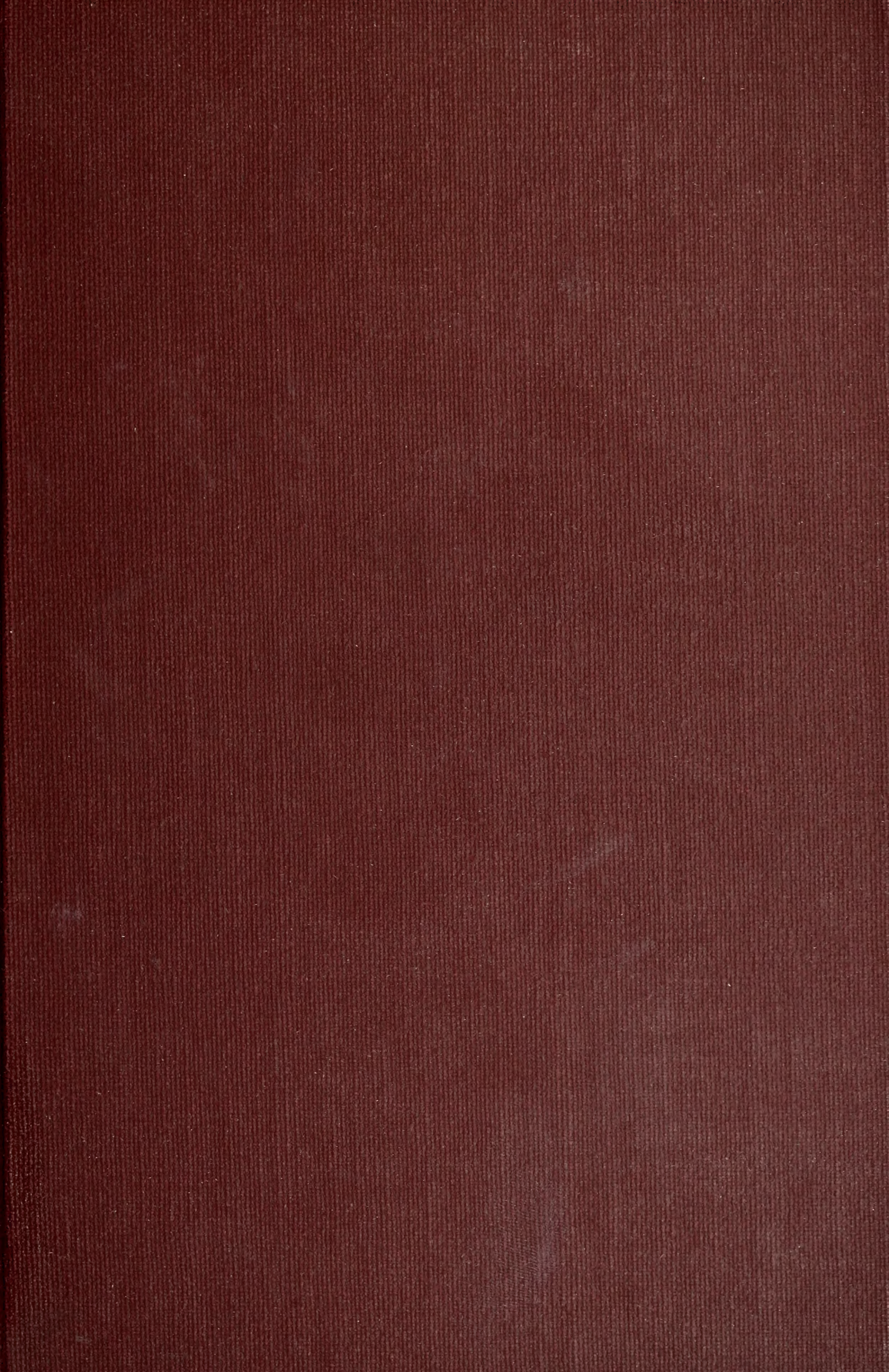
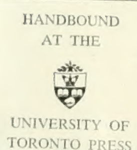












Die neue Rundschau

XXIIIter Jahrgang der freien Bühne

1912

Band 1



Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Gabriel Schillings Flucht

Drama von Gerhart Hauptmann

Das nachfolgende Drama wurde im Jahre 1906 geschrieben. Ich habe die Aufführung mehr gescheut, als gewünscht, deshalb ist sie unterblieben. Heute würde ich das Werk nicht auf den Hasardtisch einer Premiere legen mögen. Es ist keine Angelegenheit für das große Publikum, sondern für die reine Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises. Einmalige Aufführung, vollkommenster Art, im intimsten Theaterraum, ist mein unerfüllbarer Wunsch.

„Einige . . . versichern, Eunosthus sei ihnen begegnet, ans Meer eilend, um sich zu baden, weil ein Weib sein Heiligtum betreten habe.“ Plutarch, Moralische Schriften.

Dramatis Personae

Gabriel Schilling, Maler; Eveline, seine Frau; Professor Mäurer, Bildhauer und Radierer; Lucie Heil, Violinistin; Hanna Elias; Fräulein Majakin; Doktor Rasmussen; Klas Olfers, Wirt im Krug auf Fischmeisters Oye; Kühn, Tischlermeister; Der Lehrjunge; Schuckert, Mathias, Fischer; Magd bei Olfers; Fischer, Frauen und Kinder der Fischer.

Das Drama spielt auf Fischmeisters Oye, einer Insel der Ostsee.

Zeit: um 1900.

Erster Akt

Strand. Im Hintergrund das Meer im Spätnachmittagslichte eines klaren Augusttages. Rechts der Schuppen einer Rettungsstation, an dessen Mauer die Gallionfigur eines gestrandeten Schiffes angebracht ist. Sie ist aus bemaltem Holz und stellt eine Frau mit bauschigen Röcken dar, deren Kopf zurückgeworfen ist, so daß ihr bleiches Gesicht mit nachtwandlerischem Ausdruck dem Himmel sich darzubieten scheint. Ihr langes, schwarzes Haar fließt offen über die Schulter. — Am Strande, im Trockenen steht ein Fischerboot. Links vorn auf der Düne, dem Schuppen gegenüber, ein Signalmast mit Strickleitern usw.

Ein junges Mädchen, weiß und sommerlich gekleidet, liegt mit einem Buch zwischen Schuppen und Signalmast auf der niedrigen Düne: Lucie Heil.

Von rechts vorn kommt der etwa 45jährige Tischlermeister Kühn, gefolgt von einem Lehrling. Sie tragen blaue Schürzen, keiner von beiden eine Mütze. Der Meister grüßt Lucie, der Lehrling grinst sie an. An der Rückwand des Rettungsschuppens liegt ein Stapel fichtener Bretter. Zwei davon lädt Kühn dem Lehrling auf und dieser trägt sie davon.

Kühn: Na, sind Sie auch wieder da, Freilein?

Lucie: Das gehört sich doch, Meister!

Kühn: Sie kommen immer, wenn die Zugvögel abreisen! Wenn die vielen Zugvögel bei uns Station machen, kommen Sie auch.

Lucie: Das stimmt.

Kühn: Wir warten immer drauf, daß der Herr Professor Ottfried Mäurer sich am Ende doch noch anbaut auf der Insel.

Lucie: Im vorigen Herbst war es nahe daran; aber der Windmüller ging mit seinem Preis plötzlich zu hoch hinauf.

Kühn: Die Leute sind dumm! Sie wissen nicht, was sie von der Hand weisen. Wenn so'n Mann, wie Professor Mäurer sich hier auf der Insel ein Tuskulum hinsetzt, das würde doch für jeden hier von größtem Vorteil sein.

Lucie: Es wäre gar nicht gut, wenn die Insel bekannt würde; denn käme erst mal das ganze Großstadtgewimmel darüber hereingebrochen, dann wär's mit ihrer Schönheit wohl aus.

Kühn: Ist der Herr Professor Ihr Onkel, Fräulein?

Lucie (lacht): Nein, ich bin seine Großmutter, Meister Kühn.

(Alfred Mäurer erscheint vom Strande her über die Dünen. Er ist ein mittelgroßer, etwa 37jähriger, blonder Mann mit rötlich blondem Spitzbart. Sein Kopfhaar ist kugelrund geschoren; die Stirne breit. Ein Ausdruck schmunzelnder Schalkhaftigkeit belebt zuweilen den scharfblickenden Ernst seines Gesichts hinter der goldnen Brille und dem Kneifer. Er ist unauffällig gekleidet, hat einen Mantel um, einen weichen Filzhut auf dem Kopf, einen gewöhnlichen Stock an den Arm gehakt, und ein Buch, Quart, mit weißem Schweinslederdeckel in der Hand.)

Mäurer: Guten Tag, Meister Kühn.

Kühn: Schön'n Dank, Herr Professor! — Glücklich wieder auf Fischmeisters Oye angelangt?

Mäurer: Gott sei Dank, Meister. — Aber ich hatte es diesmal verdammt nötig.

Kühn: Na ja, wir haben's ja in der Zeitung gelesen.

Mäurer (schmunzelnd): Was haben Sie denn in der Zeitung gelesen?

Kühn: Von die schöne Bildsäule, die in Bremen errichtet worden ist.

Mäurer: Die hat mir verflucht Arbeit gemacht, können Sie mir glauben, die schöne Bildsaule. Ich bin froh, daß sie mir aus dem Gehege ist.

Kühn: Nu gehn Sie aber doch gleich schon wieder nach Griechenland?

Mäurer: Hat das etwa auch schon wieder in der Zeitung gestanden?

Kühn: Jawohl! Es gibt ja wohl Marmorbrüche dort, und da wollen Sie ja wohl Steine für neue Standbilder aussuchen.

Mäurer: Na, Gott sei Dank bin ich mal erst vorläufig hier! — Ich habe schon manchmal ganz gemütlich in Berlin in einer Weinkneipe gesessen und in der Zeitung gelesen, ich befände mich augenblicklich in Konstantinopel und modellierte die Tochter des Sultans. — Übrigens, wem gehört denn die Gallionfigur?

Kühn: Die hat der große Nordweststurm vor zwei Jahren an Land gebracht.

Mäurer: Sie gefällt mir; ich würde sie gerne kaufen.

Kühn: „Ilsebilse, niemand will se, kam der Koch und nahm se doch". — Schuckert, glaub ich, hat sie gefunden.

Mäurer: Ist das der junge Schuckert?

Kühn: Jawohl. Bei Schuckerten finden Se immer so was. Der Alte hat mal einen dicken, goldnen Armring aus'm Wasser rausgebracht. Soll ich vielleicht mal mit ihm reden?

Mäurer: Ja, bitte, Meister; tun Sie das!

Kühn: Übrigens hat's mit dem Dinge, wie mir einfällt, ne kuriose Bewandtnis. Die dänische Kutterbrigg, von der's wahrscheinlich stammt, und die hier draußen gesunken ist, hat der junge Schuckert zwei oder drei Tage vorher, jenau mit die Figur, bei schönstem Wetter wafeln gesehn.

Mäurer: Weißt du, was wafeln ist, Lucie?

Lucie: Nein.

Mäurer: In Schottland nennt man es second-sight.

Lucie: Ach so, etwas mit dem zweiten Gesicht sehen.

Mäurer: Ja, zum Beispiel sein eignes Begräbnis.

Kühn: Gott sei Dank, ich leide nicht dran, trotzdem ich alle Augenblick mal mit Sargbretter zu tun habe.

Mäurer: Ist jemand gestorben?

Kühn: Nee, vorläufig nicht; aber Vorrat muß sein. (Er legt sich zwei Bretter auf die Schulter und geht.) Adje, Herr Professor!

Mäurer: Wiedersehn, Meister Kühn. — — —

Lucie und Mäurer allein.

Mäurer: Na, Schusterchen, ich bin ja im höchsten Grade überrascht, dich hier zu sehn.

Lucie: Ich erst recht. Ich dachte, du bist auf die Südspitze zugegangen: deshalb habe ich mich hier in den Norden geschlängelt; es war wirklich nicht meine Absicht, dir aufzulauern.

Mäurer (schmunzelnd, klug, stoßweise): So! So! Wirklich? Na na! Ein Musterkind! — Übrigens hast du gewafelt bei mir; denn ich wollte

eben mal über unser grünes Kuhländchen nach dir Auslug halten. — Was liest du denn da?

Lucie: Rate! —

Mäurer: Dann ist es nicht schwer zu raten: die Droste. — Wie lange liegst du schon hier, mein Kindchen?

Lucie: Schon lange Zeit. — Mit wem hat diese Figur dort eine gewisse Ähnlichkeit?

Mäurer (faßt die Gallionfigur ins Auge): Ich weiß es nicht! Etwa mit deiner Mutter?

Lucie: Mit Mutter, gewiß.

Mäurer: Das finde ich nicht.

Lucie: Ich würde vielleicht auch nicht drauf gekommen sein; aber ich habe von Mutter geträumt. Ich ging mit ihr unten am Strand spazieren, nachts, und da hatte sie ihre Hand mit dem bloßen Unterarm auch so an der Halskette und auch einen Kranz auf, wie diese Figur ihn hat. Ich hatte wohl also Mutters Bild und dies hier unwillkürlich verschmolzen. — Ich träume hier überhaupt furchtbar lebhaft und schleppe, merkwürdigerweise sogar mitten im hellen Sonnenschein, einen heißen Kopf und den Spuk der Nacht mit mir herum.

Mäurer (lächelnd, gehoben): Aber sonst ist es wieder göttlich hier. Ich habe jetzt wieder Stunden erlebt, die unvergleichlich sind. Diese Klarheit! Dieses stumme und mächtige Strömen des Lichtes! Dazu die Freiheit im Wandern über die pfadlose Grastafel. Dazu der Salzgeschmack auf den Lippen. Das gradezu bis zu Tränen erschütternde Brausen der See, — siehst du, hier hinter der Brille ist noch ein Tropfen! — Dieses satte, strahlende Maestoso, womit sie ihre Brandungen ausrollen läßt. Köstlich!

Lucie: Da hast du gewiß wieder interessante Ideen gehabt. (Sie nimmt sein Skizzenbuch.)

Mäurer: Nichts. Auf Ehrenwort, keine Linie. Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben: Ich werde zwar diese unmoderne Gewohnheit nicht los, — aber vor so etwas heißt es einpacken. — Sag mal, den Brief von Schilling hattest du doch?

Lucie: Ich hatte ihn dir heut morgen wiedergegeben.

Mäurer (sucht in den Taschen und findet den Brief): Richtig, freilich, da ist ja das Schriftstück. — Es hat sich mit meiner Depesche gekreuzt. — Ich würde mich mächtig freuen, wenn Schilling sich endlich mal aus seiner Misere mit einiger Energie herauslöste. — Hältst du's für möglich, nach diesem Brief? Du bist doch in solchen Sachen sehr schlau, Schusterchen.

Lucie (zuckt mit den Achseln): Nach diesem Brief, Ottfried, allerdings. Freilich, sicher kann man es, wie die Sachen mit Schilling liegen, nicht voraussagen. Er scheint ja in einer Krisis zu sein, aber sag mal selbst, sein

Verhältnis zu Hanna Elias ist schon manchmal in einer Krisis gewesen; und doch renkte sich alles immer wieder zu unsrem beiderseitigen Mißfallen ein. — Du weißt ja, was sie für Mittel hat! Wenn sie es absolut will, daß er bei ihr bleibt, na, so geht sie zu Bett und kriegt vier Wochen lang Nasenbluten. —

Mäurer: Äh, ich mag sie nicht! Ich bin in keiner Beziehung, nicht wahr, ein Weiberfeind; sie brauchen auch, weiß Gott, um mir zu gefallen, nicht alle deutsche Gänse zu sein. Aber diese Hanna macht mich ganz wild. Wenn ich sie ansehe, fast leichenhaft wächsern, wie sie ist, dann begreife ich nicht, wie sie leben kann, und hoffe, sie muß jeden Augenblick abschieben. Keine Ahnung! Sie lebt; sie denkt nicht daran, und wird uns alle womöglich noch einbuddeln.

Lucie: Ja, Ottfried, das kann ganz gut möglich sein.

Mäurer: Verzeih mir's Gott, wenn keine Aussicht vorhanden ist, daß sie in Bälde das Zeitliche segnet, dann muß mit Schilling erst recht was geschehn; dann muß man erst recht mit ihm einen letzten, rücksichtslosen Versuch machen. Dazu ist er zu gut, um an dieser Schürze zugrunde zu gehn.

Lucie: Wer weiß, vielleicht ist deine telegraphische Einladung gerade zur rechten Stunde gekommen.

Mäurer: Merkwürdig, dieser ruhige, schlichte Mensch, der mehr als wir alle in seinem gelassenen Wesen gefestigt schien, ist durch diese Person ganz aus der Bahn gerissen. Als sie auftauchte, dacht ich das Gegenteil. Seine Heirat mit Eveline war Unsinn. Sie hat ihn sich, weil er immer gegen die Äußerlichkeiten des Lebens gleichgültig war, wenn man ihn nur ungestört malen ließ, einfach angetraut. Und da war er mit einemmal ihr Ernährer. Hanna hat mehr Reiz, mehr Selbständigkeit, und so glaubt ich am Anfang, sie würde für seine Kunst das Rinascimento des vierten Jahrzehntes sein. Statt dessen stellt sie seine Existenz als Künstler und Mann überhaupt in Frage.

Lucie: Woraus erhellt, da sie ebenfalls von orientalischer Faulheit ist, daß Weiber, die nichts zu tun haben, bloß Unfug stiften; und ich habe mir deshalb fest vorgesetzt, ich will diesen Winter sehr viel Kolophonium für meinen Geigenbogen verbrauchen.

Mäurer: Hast du die tausend und abertausend Stare und Schwalben auf den Strohmützen der Fischerkathen drüben in Vitte gesehn? Diese Aufregung, dieser Eifer, diese entzückende Reiselust! Packt es dich da nicht auch wieder mächtig?

Lucie: Wenn ich am Meer sein kann, mit dir allein, und an einem versteckten Platz, wo uns niemand beunruhigt, so weißt du ja, daß ich sträflich bedürfnislos und zufrieden bin. — Weißt du übrigens, was mich der Fischer gefragt hat?

Mäurer: Nun?

Lucie: Ach Unsinn, nichts! — Bloß, ob du ein Onkel von mir bist. — Ich habe gesagt, ich bin deine Großmutter.

Maurer: Was die Menschen doch wie die Teufel neugierig sind! Aber laß das, Schusterchen, ärgere dich nicht! Klatsch macht man durch absolute Verachtung unschädlich! Hör lieber zu, was ich beschlossen habe. Nämlich, dem guten Schilling gegenüber ist mein Gewissen nicht ganz rein. Moralische Urteile sind eigentlich nur Bequemlichkeit; und doch hab ich mich dieser Bequemlichkeit dem Freund gegenüber, als ich seine Handlungsweise nicht recht mehr verstand, leider schuldig gemacht. Wenn es ginge, möchte ich das gern jetzt wieder ausgleichen. Aber das ist vielleicht Selbstbetrug. Ich bin vielleicht nur gut aufgelegt und möchte mein Wohlbefinden noch steigern.

Lucie: Nun, ein ganz, ganz schlechter Kerl bist du ja gerade nicht.

Maurer: Keinesfalls sehr viel schlimmer, als andere! — Das Stück Geld unterm Großmast, was nicht nur nach dem Aberglauben der Fischer darunter gehört, hat Schilling leider immer gefehlt; er wäre sonst zweifellos besser gesegelt. Und man ist in Geldsachen ja leider, wo Not an Mann ist, auch nicht immer durchweg zum Anstand geneigt. Aber jetzt, wo die Bremer nicht knausrig gewesen sind, will ich mal alles wieder gut machen. Ihr müßt beide mit mir nach Griechenland.

Lucie (lustig): Herrlich. Deine Brille funkelt ja förmlich, wie du das sagst. Und dein Haar sieht dabei schon wie eine Flamme auf einem Opfertiegel in Delphi aus.

Maurer: Also will ich dir auch gleich mal was weissagen: jetzt schwöre ich dir, daß Schilling kommt.

Lucie: Und ich glaube es auch, ich kann es bestätigen, daß er drüben auf dem Fußsteige durch das Moor schon mehrmals gewafelt hat.

Maurer (beobachtet in die Ferne): Wirklich, ein Mensch kommt über das Moor gelaufen.

Lucie: Vor kaum zehn Minuten hat der kleine Dampfer von Stralsund drüben in Grobe angelegt. — Das ist er!

Maurer: Er rennt, wie ein Bürstenbinder. Teufel noch mal, das könnte wahrhaftig der Maler Schilling mit seinem Rucksack und seinem Pastellkasten sein! (Er ruft.) Ku u i!

Lucie: Da will ich euch erst mal allein lassen!

Maurer (blickt aus, zieht sein Taschentuch, schwenkt es und ruft): Ku u i! Ku u i!

Lucie (ruft schon von weitem): Was ist denn das für ein Ruf?

Maurer: Ku u i! So rufen die afrikanischen Buschleute.

Lucie: Er bleibt stehen. (Sie will fort.) Adieu!

Maurer: Adieu, mein Kind, adieu! Ich will mal kurzen Prozeß machen. Wenn er es nicht ist, komm ich dir nachgerannt.

Mäurer (läuft nach rechts hin ab).

Lucie (blickt noch immer über die Dünen ihm nach, kommt plötzlich hervorgeeilt, klettert einige Stufen sehr gewandt die Strickleiter am Signalmast hinauf, dort schwenkt sie das Taschentuch und ruft): Ku u i! Ku u i! Ihr findet mich bei Klas Olfers im Krug!

(Um den Schuppen herum kommt abermals Tischlermeister Kühn.)

Kühn: Kommt neuer Besuch?

Lucie: Ein ganzer Gesangverein, Meister, der Professor Mäurer ein Ständchen bringt.

(Sie springt herunter und läuft davon, ab. Von links kommen eine Anzahl Fischer mit aufgekrempelten Hosen und blauen Jacken über die Dünen. Der junge Schuckert ist darunter. Es sind meist große, breitschultrige, blonde Gestalten mit gedrungenen Bärten. Einige tragen ihre Transtiefel in der Hand. Etwas Lautloses, Visionartiges ist in ihren Bewegungen.)

Kühn: Schuckert!

Schuckert: Wat is?

Kühn (hat sein Brett auf seine Schulter geladen): Help mi man noch een Brett up de Schuller.

Schuckert (kommt zu ihm herüber): Na denn fir tau!

Kühn: Wirst du dat Ding doa baben verkoopen?

Schuckert: Wat denn for'n Ding?

Kühn: Dat Wib ohne Fiet.

Schuckert: Hähähä! Wat hast du woll in din Breegenkasten, det du dat Unglück erhanneln wilt!

Kühn: Wer seggt dir, dat ick dat erhanneln will. De fremde Professor will et erhanneln!

Schuckert: De Fremde, de bi Klas Olfers is? Hähähä! Tschä, worum nich. Dat wier woll am Enn all mieglich to maken. — Adjüs Kühn! (Er setzt seinen Weg über die Dünen fort, nachdem er dem Tischler noch zwei Bretter aufgeladen.)

Kühn: Hierst, bring dat Ding da! in'n Krug. Wist nich?

Schuckert: Jau, jau.

Kühn: De fremde Professor zahlt proper, segg ick!

Schuckert: Hei soll ja wull hier baben een bisken fin! (Tippt sich mit dem Finger an die Stirn.)

(Schuckert folgt den anderen Fischern und stößt mit ihnen unten vom Strand ein Segelboot durch das flache Wasser ins tiefe Meer. Meister Kühn rückt die Bretter auf die Schulter zurecht, dabei fällt ihm eins wieder herunter. Gleich darauf taucht Maurer und sein Freund Schilling auf. Dieser ist ein hoher, blonder, bartloser Mensch, mehr der Typus eines fein=

geistigen Schweden, als eines Deutschen. Die Kleider hängen sehr lose um seinen mageren und eleganten Körper. Das Gesicht wirkt durch tiefliegende, große Augen und Magerkeit etwas verfallen. Strohhut, Sommerüberzieher, Pastellkasten.)

Schilling: Halten Sie mal, bleiben Sie mal stehen, Mann! (Er stolpert herzu, läßt den Malkasten fallen und faßt das heruntergefallene Brett an einem Ende mit zwei Händen an.) Komm, faß mal die andere Seite an, Ottfried!

Kühn: Sie sind ja zu gütig! Recht scheenen Dank, meine Herren.

Mäurer (springt herzu, faßt die andere Seite des Brettes und er und Schilling fangen an, damit zu wippen.) Na also, da sind wir ja wieder mal drei vergnügte Berliner zufälligerweise auf irgendeiner unentdeckten, einsamen Insel zusammengeschneit.

Schilling (wippend): „Berlin, Berlin, du dauerst mir!"

(Sie legen dem Tischler das Brett auf die Schulter.)

Mäurer: Das ist nämlich 'n richt'ger Berliner, mein Sohn.

Kühn: Ich habe nämlich, wie dat so is, und dat mein Metier so mit sich bringt, een jroßes Pläsir an d' Särge machen. Särge hab ick sehr jern, bloß meinen eignen nich. Und wie nu mal, draußen am schlesischen Bahnhof hab ick jetischlert, der Fremde kam, der wo so klapprige Beene hat, und uzte mir, dat ick ma nu sollte meinen eignen, hölzernen Schlafrock machen, da dacht ick mir, vorwärts, nu aber raus aus Berlin. Jawoll, de Ärzte hatten mir uffgegeben, und hier bin ick wieder fuchsmunter jeworn. (Er nickt und geht mit seinen Brettern auf der Schulter ab.)

Schilling (stutzt, betrachtet abwechselnd seine offenen Hände, die er sich harzig gemacht hat, und sieht dem Tischler nach): Komisch, wie so ne Stimme hier anders klingt, und wie so'n gleichgültiger Kerl hier anders aussieht, als wie in Berlin — und wie so'n Brett sich anders anfaßt. (Er ruckt sich zusammen und nimmt seinen Malkasten wieder auf.)

Mäurer: Mensch, es war der allerschlauste Gedanke, den du seit Jahren gehabt hast, daß du gekommen bist.

Schilling (kurz, befremdlich): Es hat sich gemacht.

Mäurer: Na also, es mußte sich auch mal machen. Das war doch zum Beinausreißen mit uns; man konnte deiner ja gar nicht mehr habhaft werden. Wie geht's, wie steht's?

Schilling: Wie du siehst, famos!

Mäurer: Wirklich, du siehst ausgezeichnet aus. Etwas spack natürlich, das macht die Stadt; aber wie du daherkamst, mit Jünglingsschritten, da sahst du, wie 'n mittlerer Zwanziger aus.

Schilling: Ja, das macht das geregelte Leben, mein Sohn. Hübsch ausschlafen, nachts! Keine gegipsten Weine trinken! Nimm dir ein Beispiel, wenn du kannst, denn deine Nase hat etwas Verdächtiges.

Mäurer (faßt sich an die Nase): Stimmt! Aber sage, Junge, was soll man tun? Unsereiner, der wie ein Maurer arbeitet, kann ohne was Geistiges eben nicht sein. Du hast dir das Trinken abgewöhnt?

Schilling: Das will ich nicht grade behaupten, Ottfried.

Mäurer: Nanu, Augen grad aus! Ist das nu was oder nicht? Ist so'n Anblick die acht Stunden Bummelzug etwa nicht wert, mein Sohn?

(Sie vertiefen sich beide in den Anblick der See, die man laut und gleichmäßig rauschen hört, und in das Leuchten des blutroten Abendhimmels.)

Schilling (dem die Augen vor Erschütterung überlaufen): Es ist verflucht, wie unsereiner nervös auf dem Hunde ist. Man merkt das vor so einem plötzlichen Eindruck.

Mäurer: Das ging Lucie und mir nicht anders, Schilling. Als plötzlich die langen Schaumlinien auftauchten — wir kamen zu Fuß vom Fährhaus herüber zum westlichen Strand! — das hat uns ganz höllisch übertumpelt; und ich glaube, wir haben beide, ich weiß nicht wieso, wie Kinder geflennt. Übrigens weißt du ja wohl, ist im Frühjahr Luciens Mutter gestorben.

Schilling (sonderbar ängstlich): So? Ist sie gestorben? Ach! Woran?

Mäurer: Hat dir Rasmussen nicht davon gesprochen?

Schilling: Rasmussen hab ich jetzt nicht gesehen . . . wie lange? — Gut anderthalb Jahre nicht.

Mäurer: Er hat Frau Heil zuletzt noch behandelt.

Schilling (nach längerem Stillschweigen): Ja, wie das mit einem so eigensinnigen, in seinem Fach bornierten Menschen, wie Rasmussen, eben ist. Wessen unsereiner bedarf, das begreift er nicht. Ich hasse auch alle Moralphilister! Und er hat einen förmlichen Haß auf die Kunst. Wissenschaft! Nur immer Wissenschaft! Wissenschaft hier und Wissenschaft dort! Und im Namen der Wissenschaft jeglichen Unsinn. Und nun erst in Geschmackdingen —: hottentottenhaft! Ich mußte mal mit ihm reinen Tisch machen.

Mäurer: Du, du, vermiese mir unsern Rasmussen nicht. Ein Kerl . . . na, mit einem Wort: nicht zu spaßen. Solid! Wo man ihn anfaßt, ist auch was.

Schilling: Sag mal, an was ist Frau Heil gestorben?

Mäurer: Ein Herzleiden scheint es gewesen zu sein.

Schilling (tief atmend): Kein Wunder, wenn man bedenkt, in welch stickige Atmosphäre die Menschen der Großstadt lebenslang eingekerkert sind. Leben heißt ihnen, sich aufregen und an diesen ununterbrochenen Überreizungen sterben sie dann natürlich frühzeitig scharenweise elend hin! — Du kannst dir nicht denken, Ottfried, wie sehr ich diesmal nach dem Anblick gelechzt habe.

Mäurer: Warum nicht? Es ging mir genau so, wie dir.

Schilling: Unmöglich! Ich habe mitten im Lärm und Asphaltgestank der Friedrichstraße schon immer das Meer vor Augen gesehen, tatsächlich, als richtige Luftspiegelung. Ich habe immer danach gegriffen! — Ich bin wie ein Seehund! Ich möchte gleich Hals über Kopf mitten hinein.

Mäurer: Das finde ich schließlich auch weiter nicht merkwürdig. Du solltest mal Lucie reden hören in ihrer fanatischen und direkt waghalsigen Badewut.

Schilling: Das ist auch was andres, das meine ich nicht. Ich glotze diesmal die See mit Augen an . . . wovon ihr keine Ahnung habt, Kinder. Als wenn einem der Star gestochen worden ist. Dort stammen wir her, dort gehören wir hin.

Mäurer (lachend): Du bist Wasser und sollst zu Wasser werden! — Wie geht's deiner Frau? Willst du was rauchen, Schilling?

Schilling (fahrig, zerstreut): Wie Pauken und Zymbeln klingt das im Kopf! — Rauchen? — Eveline ist munter, Gott sei Dank! Soweit das bei ihr überhaupt möglich ist, nämlich. Eigentlich hab ich sie, ehrlich gestanden, nie wirklich bei guter Laune gesehn. (Er läßt sich auf der Düne nieder.) Sprechen wir lieber von was andrem. — Es kommt nämlich immer darauf an, wenn es sich um Miseren handelt, ob man imstande ist, sie zu beheben. Hat man das aber bis zur Verblödung auf jede erdenkliche Weise vergeblich versucht, so erscheint der gloriose Moment, wo man hundeschnauzen-gleich-gültig wird: und dieser Moment ist bei mir erschienen!

Mäurer (klopft ihm auf die Schulter): Fortschritt, mein Junge, wenn es so ist!

Schilling: Na natürlich, Fortschritt! Etwa nicht? Glaubst du, ich wäre sonst hergekommen? — Sonst hätt ich mich nicht aus dem Staube gemacht!

(Längeres Stillschweigen.)

Mäurer: Wie wär's, wenn wir nun als zwei alte Freunde, Schilling, auf alle Umschweife ganz verzichteten, und auf sogenanntes Zartgefühl. Nehmen wir mal an, unsre Gefühle füreinander sind ehrlich und anständig; warum sollen sie denn da nicht offene und starke sein! Wenn du's also nicht krumm nimmst, so frage ich dich . . .

Schilling: Mit Hanna Elias ist es zu Ende.

(Längeres Stillschweigen.)

Ich kann dir sagen, du glaubst es nicht, wie ich die Zeit . . . die mir immerhin früher mal kostbare Zeit! — diesen Sommer wieder mit Scheffeln und Mollen wahnsinnig verschleudert habe. Ich kann keine Wanduhr mehr ticken hören, ich erschrecke bei jedem Pendelschlag.

Mäurer: Wer hat nicht mit Weibern Zeit verloren! Ja, welcher Mann, der wirklich einer ist, hat sich nicht selbst mehr, als einmal an Weiber verloren. Das schadet nichts! Man läßt sich fallen, man hebt sich auf, man verliert sich und man findet sich wieder. Hauptsache bleibt, daß man Rich-

tung behält. Wenn man Richtung behält und entschlossen fortlebt, so wette ich tausend gegen eins, was schlecht geheißen hat in der Zeit, muß dann in der Zeit auch wieder mal gut heißen.

Schilling: Ach, Junge, ich habe in meinem verpfuschten Leben zu schrecklich viel niederträchtigen Unsinn verdaut. Mit meiner unanständig anständigen Anlage habe ich, weiß der Teufel, so oft Fiasko gemacht, daß ich allen Ernstes darüber gegrübelt habe, wie man es anfängt, recht grundgemein, schweinemäßig praktisch zu sein. Ich bin talentlos, ich kann es nicht. Dabei hab ich die Welt auf die allerverschiedenste Weise beguckt: durch die hohle Hand, durch die Beine, von oben, von unten, von hinten, von vorn. Und ich kann mir nicht helfen, ich habe immer nur eins gesehen: von weitem macht sie sich ziemlich entfernt, aber aus der Nähe dafür über alle Begriffe stupide, gemein und unanständig.

Mäurer: Schilling, ich lasse die Welt, wie sie ist; wir wollen uns damit weiter nicht aufhalten. Ich habe dir selber, glaub ich, auch nicht immer bloß die schöne Fassade gezeigt. Laß das, vergiß es, denk nicht daran! Und jetzt, Junge, sag ich mal etwas Mystisches: wir sind aus der gleichen Generation. Ich behaupte, da wir beide im gleichen Jahr an der Außenfläche unsres Planeten erschienen sind, so sind wir auch vorher schon miteinander gewandert, in ähnlichem Rhythmus, in ähnlichem Schritt. Und wenn wir auch äußerlich nicht vereint gewesen sind, so sind wir jetzt, wo wir uns wiedertreffen, im tieferen Sinne gleich weit gelangt. Also schreiten wir nur mal wieder eine gute Strecke stramm bewußt miteinander.

Schilling (forciert): Topp Kinder, hier wollen wir lustig sein! Deibel nochmal, tüchtig deutschen Sekt saufen und so tun, als wären wir siebzehn Jahr mit den allergrößten Rosinen im Sack und hätten die Nase nicht voll gekriegt. (Beide Freunde geraten in eine nervöse Heiterkeit; alsdann stutzt Schilling, die Gallionfigur gewahrend.) Eia popeia, was raschelt im Stroh! Was ist denn das für 'ne seltsame Heilige?

Mäurer: Das ist von einem gestrandeten Schiff die Gallionfigur.

Schilling: Äh, überall diese wahnwitzigen Weibsbilder!

Mäurer: Etwas übergeschnappt sieht sie wirklich aus.

Schilling: Sag mal, findest du da keine Ähnlichkeit?

Mäurer: Lucie behauptet mit ihrer Mutter.

Schilling: Nein, Luciens Mutter meine ich nicht. — Im Ausdruck, das Haar, auch in der Bewegung.

Mäurer: Mir dämmert es schon! Aber ich billige dieses Ähnlichkeitenaufstöbern nicht. — Trau einem alten, gezausten Fuchs wie mir, mein Sohn: verwickle dich nicht in Ähnlichkeiten. Das sind Schlingen, die man sich selber legt. Und wenn wirklich die Holzpuppe Hanna Elias ähnlich sieht, so mache dir klar, sie hat mit ihrer lüsternen Nase ihr ganzes

Schiff in einen nicht grade feucht-fröhlichen Abgrund verführt. — Atme, Mensch, trinke die starke Luft, und laß das Gespenst deines Lebens von gestern dein wirkliches Leben von heut nicht mattsetzen.

Schilling: Da ist keine Gefahr mehr, Gott sei Dank! — Ich sage dir ja, diese Sache, die mich, weiß Gott, bis jetzt schon genug gekostet hat, diese Sache mit Hanna ist versunken. Wir haben uns endlich mal so vollkommen geklärt, so in alle Winkel unsrer Beziehung hinabgeleuchtet, daß da absolut nichts mehr zu erörtern bleibt.

Mäurer: Dann gratulier ich von Herzen, Schilling.

Schilling: Verdorben, gestorben, eingesargt, zwölf Klafter tief unter die Erde begraben. — Und, Ottfried, den Gefallen mußt du mir tun: kein Wort, keinen Laut mehr von dieser Geschichte. — Du kennst mich ja; ein für allemal, Ottfried: wenn mir mal ne Erinnerung über die Leber lauft, bitte, laß mich, bemerke es nicht. Es sind manchmal läppische Kleinigkeiten!

Mäurer: Ähnlichkeiten!

Schilling: Ein buschiges Auge . . . irgendein Zug um den Mund, das kann Tote wieder lebendig machen! Aber dann laß mich, störe mich nicht! Denn das lähmt mich in meiner Brutalität. Man muß brutal sein, man braucht alle Kraft, um so eines bleichen, gestrigen Wesens Meister zu sein! (Er springt auf, wirft Hut, Stock und Rucksack weg und beginnt sich auszukleiden.) Und nu Junge, Reinheit! Freiheit! Luft! Gott sei Dank, ja, man kann hier wieder mal atmen! Hoffentlich kommt bald 'n Sturm! So was Wildes, Frisches, Tolles, Brausendes, Salzhaltiges brauche ich! — Ein Bad! — Kein Weibergeplärr! Kein Zungengedresch in Nachtcafés! In Freiheit zugrunde gehn, meinethalb — nur nicht vergurgeln in einem Abraumkanale! (Er rennt, halb entkleidet, gegen die See hin.)

Mäurer: Nicht zu weit hinein, Schilling!

Schillings Stimme: Bade mit, Ottfried! Herrlich! Ahoi, ahoi!

Zweiter Akt

Das enge, niedrige Wohnzimmer der Familie Klas Olfers in Klas Olfers Gasthaus auf Fischmeisters Oye. Durch eine Tür in der Hinterwand erblickt man den Flur und eine leiterartige Stiege ins Dachgeschoß. Jenseits des Flurs durch eine andere offene Tür das geräumige Gastzimmer. Die Wand rechts im Wohnzimmer ist ebenfalls mit einer Türe versehen, die zu einem dunklen und überfüllten Ladenraume führt, worin Klas Olfers Waren für die Bedürfnisse der armen Fischer hält. An der gleichen Wand steht ein altes Ledersofa, davor ein Tisch, über diesem ist eine billige Hängelampe angebracht, um ihn herum stehen gelbpolierte Stühle aus Fichtenholz; etwas seitlich davon eine kleine Wanduhr. Die Wand links enthält ein kleines

Fensterchen mit Mullgardine. Am Fenster ein kleiner Nußbaumnähtisch: in der Ecke links ein Schreibsekretär aus gleichem Holz, in der Ecke rechts ein weißer Kachelofen, über dem Sofa ein Öldruck der kaiserlichen Familie, auf dem Fußboden ein Teppich aus zusammengestückelten Läppchen, eine rot und weiß karierte Decke auf dem Tisch. Auf einer Kommode an der Fensterwand eine Porzellanuhr mit Glocke und einige Steingutväschen mit Papierblumen. Auf dem gehäkelten Deckchen des Nähtisches Familienphotographien in stehenden Papprähmchen. Oben, auf dem Nußbaumsekretär befindet sich eine ausgestopfte Seemöve, die mit ihrem Kopf die weißgetünchte Zimmerdecke berührt. Das Ganze macht einen ungemütlichen, höchst bescheidenen Eindruck.

Es ist Morgen, gegen acht Uhr. Klas Olfers, über fünfzig Jahr alt, graubärtig, von pergamentener Haut und beängstigend bläulicher Gesichtsfarbe, sieht zu, wie die Magd den Tisch für das erste Frühstück zurecht macht. Die Ereignisse des ersten Aktes liegen drei Tage zurück.

Vor der Tür wird lebhaft mit einer Peitsche geknallt.

Klas Olfers (wird aufmerksam): Nanu? Wat wie det?

Die Magd: Det is de olle Mathias von de Fährinsel mit sinen loahmen Grauschimmel. He bringt twee fremde Doamens up sin Brettwoagen.

Klas Olfers (am Fenster): He, Mathies! Wat hest du woll bei die Herrgottsfrühe schon for'n Butt ut de Roif'n holt!

Stimme des Mathias: Tschä! Det is nu nich anders, Klas Olfers.

Klas Olfers: Ick komm gliek rut! — Spring man fix tau, Dearn. Help de Doamen ut de Karreet!

Die Magd: Et is man bloß noch eene im Wagen drin.

(Hanna Elias steht in der Flurtür. Auf dem rabendunklen Haar trägt sie einen dunklen, breiten Strohhut mit Mohnblumen garniert. Die Haut ihres Gesichtes ist von wächserner Blässe und Durchsichtigkeit. Ihre Züge sind äußerst fein und dabei intelligent. Ihre Augen sind groß, dunkel, unruhig. Über all ihren Bewegungen liegt etwas Unstätes. Sie kann die Finger nicht still halten. Ein Zug des Nachdenkens, gleichsam über ein Problem, dessen Lösung ebenso aussichtslos als unbedingt notwendig ist, befällt sie immer, sofern nicht äußere Eindrücke sie ablenken. Ihre Kleidung im ganzen zeugt von exotischem Geschmack, wie denn überhaupt der Eindruck, den sie hervorruft, fremdartig ist. Sie ist zart, eher klein als groß und gehört jenen Frauen an, bei denen nicht ohne weiteres zu entscheiden ist, ob sie die Zwanzig kaum überschritten haben, oder ob sie über die Dreißig sind.)

Hanna (gut deutsch, nur leicht fremdartig im Ausdruck): Bekommt man hier auf ein bis zwei Nächte Unterkunft?

Klas Olfers: Tschä! gewiß! Dat schell uns woll keene Kopfschmerzen maken, min Freilein! Es is zwar alles knüppeldickvoll bei Klas Olfers, aber

von die zwölf Gastzimmer ... Stücker dreizehn sind deswegen immer noch frei. Wünschen Sie en Zimmer oder zwei?

Hanna (in den Hausflur sprechend): Wir nehmen doch zwei Zimmer, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin (im Hereintreten): Wenn ich bitten darf, nehm ich für mich ein Zimmer. (Fräulein Majakin ist eine siebzehnjährige Russin aus Petersburg. Obgleich sie nicht groß ist, muß man sie, da ihr alles Backfischartige, Halbreife abgeht, für älter halten. Ihre Kleidung ist durchaus schlicht und unauffällig.)

Klas Olfers (der sein gesticktes Käppi in der Hand dreht): Se kennen twee Zimmer nebeneinander hoaben, meine Doamens, nach See rut. Wollen Sie glik auf't Zimmer gehn?

Fräulein Majakin: Wenn Sie hierbleiben wollen etwa, Frau Hanna, ich gehe doch vorher einmal hinauf.

Hanna (die unschlüssig schien): Ich auch, natürlich.

Klas Olfers: Fix, Dearn, spring vorut! (Die Magd drückt sich eilig an den Damen vorbei in den Flur und man hört sie laut polternd die Holzstiege hinaufstürmen. Klas Olfers fährt fort.) Denn dürft ick woll freundlichst gebeten haben!?

(Er postiert sich, das Käppi in der Hand, an der Flurtür, die Damen folgen, nachdem Hanna das Zimmer mit den Augen durchforscht und ihr Sonnenschirmchen an einen der Stühle gelehnt hat, dem Dienstmädchen, Klas Olfers den Damen, so daß der Raum leer bleibt.

Ein Fischer in blauer Jacke steckt seinen hellblonden, bärtigen Kopf aus dem Laden herein. Es ist Schuckert.)

Schuckert: He! — Klas Olfers! — Ick wull gern een Stücker twelf Meter Tau hebben! — He, Klas!

(Respekt vor der guten Stube, dem gedeckten Frühstückstisch bewirken, daß Schuckert seine Stimme dämpft.

Durch den Hausflur trägt der alte, mächtige, schwarzhaarige Fischer Mathias das Gepäck der Damen vorüber. Klas Olfers kommt ihm die Treppe herab entgegen.)

Klas Olfers (im Hausflur): Lat et man lieber unnen stehn, Mathies! 'n Kierl wie du mit diene Transtebel bricht mie sünst noch miene Stiegen dörch! — Komm in de Gaststub, trink 'n Glas Beer!

Mathias (läßt den Gepäckhaufen liegen, richtet sich auf, nimmt die blaue Schildmütze ab, so daß die Luft an den Scheitel kann, hält sie aber in einiger Entfernung über dem Kopfe fest und streift mit dem Handrücken der Rechten den Schweiß von der Stirn. Dabei pustet er erleichtert): 't makt warm, Klas Olfers! 't makt wedder warm hüt!

Klas Olfers (zu dem Mädchen, das eilig die Treppe herunterkommt): Bring das Gepäck na baben, Dearn!

Schuckert (hat über den Vorgängen im Flur den Zweck seines Kommens vergessen. Erinnert sich nun wieder und ruft): He! — Klas Olfers! Jck wull girn een Enn Tau hebben! — Klas! — Unn twee Meter ... twee Meter Sägellinwand. ... (Als niemand auf ihn hört) ... Sägellinwand wull ick girn hebben.

Klas Olfers (indem er mit Mathias die Gaststube gegenüber betritt): Na, Mathias, wie is? Wenn kenn wi mal wedder scheunen, fetten Oal hebben?

(Sie verschwinden im Gastzimmer. Man hört zuweilen von dort den schweren Schritt des Fischers, Klappern von Bierseideln und das undeutliche Geräusch plattdeutscher Unterhaltung. Nun kommt die Treppe herunter und in das Zimmer herein Mäurer, ein Buch und einige Drucksachen in der Hand. Er nimmt am Tisch Platz. Schuckert hat seinen Kopf zurückgezogen. Mäurer entfaltet eine Karte und blickt kopfschüttelnd auf, als das geschäftige, laute Gepolter von Tritten auf der Treppe nicht abreißt. Plötzlich steckt Lucie ihren Kopf zum Fenster herein.)

Lucie: Guten Morgen, Herr Mäurer!

Mäurer: Na, endlich jemand. Wo steckt ihr denn? Glaubt ihr, ich kann von der Luft leben?

Lucie: Bist Du allein?

Mäurer: Mutter-Hund, so zu sagen, eine geschlagene Stunde lang.

(Lucie verschwindet vom Fenster, kommt schnellfüßig durch den Hausflur ins Zimmer, schließt die Türe hinter sich, die Tür nach dem Laden ebenfalls, geht wortlos auf Mäurer zu, umhalst ihn, zieht ihn nach rückwärts, so daß der Stuhl kippt und küßt ihn zu vielen Malen mit frischer, gesunder Leidenschaftlichkeit. Sie ist im fußfreien Leinwandkleidchen vom Baden gekommen, trägt die Wäsche noch unterm Arm und das Haar zum Trocknen offen. Mäurer wehrt sich zunächst nicht, dann zieht er das Mädchen auf seinen Schoß und küßt sie, merklich erwärmt, auf den Mund, wobei er den Duft ihres erfrischten Körpers einzusaugen scheint.)

Mäurer: Frische Seejungfer!

Lucie: Gott sei Dank, daß ich dich endlich mal allein habe. Das kommt jetzt gar nicht mehr bei uns vor.

Mäurer: Außer, wenn die Hunde den Mond anbellen! (Stillschweigen und erneute Küsse.)

Lucie: Ich schlafe hier furchtbar wenig, Ottfried. Es war wieder taghell diese Nacht. Ich habe nach zwölf Uhr noch ohne Kerze gelesen. — (Sie küßt ihn wieder.)

Mäurer (von ihr umhalst): Halt, Lucie, sei nicht so unvorsichtig!

Lucie (stutzt und verstummt einen Augenblick, dann lacht sie mit verdoppelter Lustigkeit aus gesunder, übermütiger Kinderseele heraus, toll und hinreißend): Man merkt, daß du heuer noch kein Seewasser geschluckt hast,

Ottfried! Sonst würden dir sämtliche Spießbürger der Welt, so wie mir, piepschnuppe sein; — (sie gerät wieder in einen neuen gesunden Lachkrampf von innen heraus dann, Olfers nachahmend): „Heute Mittag woll wi zur Abwechslung wieder mal Kabeljau essen!" Bis zur Übelkeit Kabeljau! Jau, jau, Kabeljau!

Mäurer: Kriege bloß keinen Lachkrampf, liebe Lucie!

Lucie: Und dann lassen wir uns von Klas Olfers seinem gestickten Käppi eine Bouillon kochen.

Mäurer: In solchen Fällen pflegte meine Schwester früher immer zu mir zu sagen: du ahnst etwas!

Lucie: Die See! Die See! Die See! Die See! Wenn ihr wollt, daß ich wieder lebendig und fuchsfidel munter werde, wenn ich mal sollte gestorben sein, so braucht ihr mich bloß in Seewasser tunken! (Sie nimmt vor einem kleinen Spiegelchen ihr Haar zusammen.)

Mäurer: Sag mal, hast du Schilling gesehen?

Lucie: Schilling treibts mit dem Baden viel toller, als ich. Er schwimmt, bis man ihn aus den Augen verliert; der kann aus dem Wasser erst recht nicht herausfinden.

Mäurer: Ich finde, daß seine Laune zusehends besser wird.

Lucie: Na, ganz gewiß.

Mäurer: Auch sein Betragen ist wieder viel offner und freier, mehr, wie es in alten Zeiten war.

Lucie: Ich finde ihn geradezu ausgelassen. Ich habe ihn so überhaupt nicht gekannt.

Mäurer: Da hast du wohl recht. Das kannst du wohl sagen. In der Zeit, als du ihn zum erstenmal sahst, hatte er schon seinen Klaps weggekriegt. (Schilling erscheint am Fenster.)

Schilling (mit blauen Lippen und vor Frost klappernd): Jetzt aber ein Königreich für einen heißen Kaffee, Kinder!

Mäurer: Schilling, ich sage dir, wenn du so wahnsinnig übertreibst, wirst du nochmal so oder so dran glauben müssen: entweder ersaufst du, oder du kriegst einen Schnupfen weg, an dem du dein Lebelang zu niesen hast!

Schilling: Den brauch ich nicht kriegen, den hab ich schon.

Lucie: Haben Sie jemals in Ihrem Leben eine solche wasserscheue Unke gesehen?

Schilling: Landratze! Unverbesserliche, feige Landratze! — (er singt):

Am Woasser, am Woasser
Am Woasser bin i z'haus!

(Singend und mit den Fingern schnipsend, wie ein Schuhplattlertänzer, entfernt er sich vom Fenster. Lucie und Mäurer lachen ununterbrochen, während Schilling singend durch den Flur und ins Zimmer kommt.)

Mäurer: Nanu aber Frühstück! Kaffee! Wirtschaft!

Schilling: Klas Olfers! Wirtschaft! Wir demolieren das ganze Haus!

(Alle drei trommeln in ausgelassener Lustigkeit auf dem Tisch herum. Klas Olfers kommt mit komischem Entsetzen aus der Gaststube über den Flur herein.)

Klas Olfers: Um Gottes willen! Wo fehlt et denn, meine Herrschaften?

Mäurer: Im Magen, Herr Olfers.

Klas Olfers: Dat is immer better, als im Kopp.

Schilling: Oder in der Westentasche.

(Das Dienstmädchen kommt feuerrot mit einem schwerbeladenen Kaffeebrett.)

Klas Olfers: Dearn, bring Kaffee!

Die Magd: Gehn Se man aus'n Weg, Herr Olfers! (Olfers drückt sich schnell beiseite.)

Lucie: Sehn Sie, Herr Olfers, Ihre Bemühungen um die Wirtschaft werden noch nicht mal anerkannt.

Klas Olfers: Mit de Fruenslüt möt een klogen Mann dat gewehnt sin, Freilein!

Mäurer: Sie haben wohl neue Gäste gekriegt?

Klas Olfers: Twee Fruenslüt von Breege dröben per Sägelboot. Se sünd all in Breege up Rügen dröben to Boadekur.

Schilling: Jung oder alt?

Klas Olfers: Scheune Matjeshäringe! Ick segg awer, det et unbedingt müssen ausländ'sche Doamen sin!

Mäurer: Fischmeisters Oye wird Weltbad, Olfers!

(Die Magd hat den Tisch geordnet und sich entfernt. Mäurer, Schilling und Lucie fangen sogleich an, lebhaft einzuhauen. Milch und Kaffee werden eingegossen, Eier zerklopft, Brote mit Butter gestrichen, Aufschnitt geschnitten. Formen werden dabei nicht pedantisch gewahrt. Das Behagen am Genuß durch Ausrufe oder Ächzen zuweilen ausgedrückt.)

Klas Olfers (steht, sieht zu und dreht befriedigt einen Daumen um den andern. Nach einer Weile sagt er): Die See macht Apptit! — Na, wenn't man schmeckt!

Mäurer: Vorzüglich! — Sagen Se mal, Herr Olfers, kriegen wir heut mittag Schweinebraten?

Klas Olfers: Joa! Det kann am End wohl lickt angängig sin.

Mäurer: Ich dachte mir's.

Klas Olfers: Worum dachten sich det?

Mäurer: Na, ich denke, das Schwein is heut nacht an Rotlauf draufgegangen!

Klas Olfers: Tschä! Got, dat ich versichert woar.

(Lucie und Schilling platzen heraus.)

Klas Olfers (dem der Spaß jetzt einleuchtet): I wat? Von düß Swin Swinebroten? Nee, Herrschaften, dat gift et bie Klas Olfers nu und nimmermehr!

Schilling: Wo beziehen Sie denn Ihren Kaffee her?

Klas Olfers: Allet ut Stroalsund.

Schilling: Gibt's denn in Stralsund so große Kornfelder?

Klas Olfers: Ooi, oi, oi! Mine Herrschaften, Si foppt mi! (Er läuft mit Zeichen gemütlichen Entsetzens hinaus.)

Lucie: Kinder, ärgert den alten Trottel nicht immer so schrecklich!

Schilling: So! Und jetzt kann man sich endlich in aller Ruhe eine Importe für zehn Pfennig ins Gesicht stecken. (Er lehnt sich zurück und zieht sein Zigarrenetui.)

Mäurer: Du hast aber gar nicht soviel Hunger gehabt!

Schilling: Meistens Durst. — Leichtes Getränk! — Sogar das einfache Lagerbier ist mir zu schwer. — Es muß was sein, wovon man viel trinken kann! — Das grasgrüne, sogenannte Trinkwasser hier auf der Insel ist ganz scheußlich! Geradezu eine Kalamität!

Mäurer (sich zurücklehnend): Na, wie denkst du heut über Griechenland?

Schilling: Wie immer! Ein formidabler Gedanke!

Mäurer: Möchtest du nicht mal endlich dorische Säulen sehen, dort, wo sie gewachsen sind?

Schilling: Na ob und wie!

Mäurer: Nu aber mal ernsthaft! Wir müssen darüber mal ernsthaft nachdenken.

Schilling: Darüber denke ich seit meinem sechzehnten Jahre ernsthaft nach.

Mäurer: Aber nicht über meine präzisen Vorschläge.

Lucie: Diese Nacht im Traum bin ich ununterbrochen mit ziemlichen Schwierigkeiten von einer Insel zur andern voltigiert.

Schilling: Redet mir bloß nicht von Träumen, Kinder! Meine Seele war diese Nacht in dem Aal, den ich gestern Abend gegessen habe. Wahrhaftigen Gott! Und ich schrie, als der Aal, weil ich schreckliche Angst vor einem ekligen Aalnetze hatte!

Mäurer (lachend): Bleiben wir mal bei der Stange, mein Sohn. Es ist jetzt die Rede von Griechenland. Du weißt, daß ich mir bei einigem guten Willen einreden kann, daß ich hin muß. Und es ist auch mein fester Vorsatz. Nun weiß ich nicht, was du dagegen haben kannst, mit uns mal zum Zwecke einer allgemeinen Aufpolsterung dort unten herumzusteigen?

Schilling (mit verändertem Ton): Mein Junge, ich ziehe mir Morgens die Kleider an und finde das manchmal schon zu umständlich. Ich ziehe sie Abends wieder aus und habe etwas mehr Spaß daran; damit habe ich mehr, als genug zu tun. Was darüber hinausgeht, ist mir zu weitläufig.

Mäurer: Ist das die Wirkung von euren Seebädern?

Schilling: Weiß Gott, wovon das die Wirkung ist! Sieh mal, es gab mal bei mir eine Zeit, da braucht' ich an einem grauen Tag nur in der Ferne, zum Beispiel an einem Berg oder an einem der märkischen Seeufer irgendeinen von der Sonne beschienenen Fleck erblicken, sofort verlegte ich auch ein Stück Eden dahin. Was sollte ich heute in Griechenland? Ich kann in die Dinge nichts mehr hineinlegen. Äh, stellen wir erst die Uhr mal ab. (Er steht auf und stellt den Pendel der Wanduhr still.)

Mäurer: „Es gab eine Zeit"! was tu ich damit? Du solltest eine so schwächliche, sentimentale Altweibersommermeditation wahrhaftig anderen überlassen. Und die Uhr wird auch nicht mehr abgestellt! (Er springt auf und stößt den Pendel der Uhr wieder an, so daß sie geht. Lucie bricht in Gelächter aus.) Taten, mein Junge! Malen! Arbeiten! Was meinst du wohl, wie gesund das ist!

Schilling: Nanu will ich dir mal was anderes sagen: ich reise seit meinem sechzehnten Jahre jedes Frühjahr und jeden Herbst mittels einer sehr lebhaften Phantasie nach Griechenland. In Wirklichkeit bin ich nie hingekommen; da glaubt man nu mal so recht nicht mehr dran.

(Lucie nimmt eine Gitarre vom Sofa und zupft darauf leise die „Ruinen von Athen" von Beethoven.)

Mäurer: Das ist Sache der Berlin-Wien-Triester Eisenbahn und des Oesterreichischen Lloyd, keine Glaubenssache. Man kauft ein Billett, und dann ist man dort. Und wenn man erst dort ist — in lumpigen vier, fünf Tagen kann man es sein, Schilling! — so sieht man das bißchen Kehricht im Winkel eines Berliner Ateliers ganz anders an. Man sieht's überhaupt nicht mehr, kann ich dir sagen. — Man muß doch mal deutlich mit dir sein.

Schilling (mit lauter, scheinbarer Zustimmung): Na los, Kinder, woll'n wir heut mittag abreisen! — Ich rauche noch meinen Glimmstengel aus, und dann fang ich an, meine Sachen zu packen, und nu red aber einer noch 'n Wort.

(Lebhafter Heiterkeitsausbruch von Lucie und Mäurer ob des drolligen Auftrumpfens. Schilling ist aufgestanden und geht heftig paffend im Zimmer umher. Mäurer erhebt sich ebenfalls, hält eine Zigarre in der Hand und versucht mehrmals vergeblich ein Streichholz anzuzünden.)

Mäurer: Weiß der Teufel, ich kann vor Erregung kein Streichholz mehr ankriegen, so oft die Idee, das Land des goldelfenbeinernen Zeus — das Land, in dem beinahe mehr Götter aus Erz und Marmor, als Menschen gewesen sind — mal wiederzusehen, mich packt. Die Welt der Barbarenhorden, in der wir leben, ist ja doch nur von grimassenschneidenden Affen erfüllt!

Schilling: Anwesende hoffentlich ausgeschlossen.

Mäurer: Allerdings; denn nach Rasmussen ist es klar, daß die alten Griechen, genau wie wir, langschädlige, blonde Kerle gewesen sind.

Schilling: Ich bitte dich, rede mir bloß nicht von Rasmussen.

Mäurer: Er mag manchmal so lächerlich und so verbohrt wie möglich sein: wenn du ihn mal brauchst, so wirst du ihn finden!

Schilling: Gott sei gedankt, getrommelt und gepfiffen, ich brauche ihn nicht.

Lucie (legt die Gitarre weg und springt auf): Kinder, ich werde mich jetzt ein bißchen umziehen und anziehn gehn; dann werde ich einige Kreuzeretuden herunterhaspeln, denn, wenn ihr wirklich nach Griechenland reist, so laß ich mich unten in Athen doch natürlich von der Königin einladen. (Sie eilt durch den Flur die Treppe hinauf ab, gleich darauf hört man von oben Geigenspiel.)

Schilling: Nee, Hellas und Rasmussen vertragen sich nicht.

Mäurer: Laß ihn, es handelt sich jetzt nicht um Rasmussen. Es handelt sich jetzt um dich und mich. Meine Idee wäre, daß wir vielleicht erst ein bißchen nach Kleinasien gehn, von da nach Athen, dann bleiben wir in Korfu zwei, drei Wochen lang; und im März sind wir unten in Florenz, wo ich ja Gott sei Dank meine Ateliermiete vor kurzem, und zwar noch im letzten Augenblick, für drei Jahre erneuert habe. Dort kannst du auch, von den Uffizien gar nicht zu reden, mal wieder nackte Modelle sehn.

Schilling: Ich möchte dran glauben, wahrhaftig, Ottfried! Beinahe kann ich's, es geht aber nicht! — Sieh mal, mir dreht sich die Galle im Leibe um, wenn ich denke, wieviel ich in den letzten fünf Jahren endgültig und unwiederbringlich verlumpt habe. Es ist zu spät, man holt's nicht mehr ein!

Mäurer: Bis zum vierzigsten Jahr kommt niemand ohne Blessur durch die Welt. Wir haben alle ein verknotetes Schicksal als Aufgabe, und die Lösung kann immer wieder nichts anderes sein, als die Tat.

Schilling: Du stehst breit und fest und kraust dir den Bart. Dir gereicht eben alles zum Guten schließlich, und mir schlägt es zum Miserablen aus.

Mäurer: Nein, ich habe nur immer den Grundsatz gehabt, den ich auch dich zu befolgen bitte und der: „Nimm Kraft aus deiner Schwäche" heißt.

Schilling: Ich hab keinen Pfennig Geld in der Tasche.

Mäurer: Daß du das immer wieder betonst, ist bei einer alten Freundschaft wie unserer lächerlich.

Schilling: Das hab ich auch schon . . . das klingt sehr verlockend! . . . das hab ich auch schon von Frauenzimmern gehört. Und dann ist es mir ziemlich übel bekommen.

Mäurer: Frauenzimmer und Freund ist ein ander Ding. Muß ich dich dran erinnern, Schilling, daß ich in alten Zeiten als Hungerleider mal vor deiner Tür um fünfzig Pfennig bitten gewesen bin, um nur mal wieder zu Mittag zu essen?

Schilling: Es hält mich nichts, es hindert mich nichts. Ich bin bereit, und

im Augenblick meinethalben, mit dir nach dem Monde zu reisen. Und doch glaub ich an die Geschichte nicht! — Sieh mal, von meiner „Gattin“ Eveline bekam ich noch gestern Abend hier diesen Brief. Du weißt vielleicht nicht, daß sie über die neue Wendung der Dinge mit . . . . mit Hanna im siebenten Himmel ist. — Ja, ich hatte ihr scherzweise etwas von deinen Absichten angedeutet. Ich hatte das Maul etwas vollgenommen, so etwa wie: meine ganze bisherige Tätigkeit wäre eigentlich lauter Vorarbeit und so weiter, und hoffte jetzt wirklich mit dem wirklichen Werk mal anzufangen; was man so, um Seiten zu füllen, schreibt. Und da lies mal gefälligst den Dithyrambus! (Er wirft Mäurer den Brief hin): Also! Was sollte mich also festhalten? — vorausgesetzt, daß von dem Reisegeld etwas für die Mäuler zu Hause übrig bleibt.

Mäurer: Was willst du mit siebenunddreißig Jahren, mein Junge, denn anders gemacht haben, als die Vorarbeit? Der Japaner Hokusai sagt: alles, was er im Alter vor siebzig Jahren gemalt habe, sei nicht der Rede wert. Und du willst im Alter des Schülers verzweifeln.

Schilling: Na, Teufel, da will ich mir noch eine anstecken! — (Merkbar erregt, zündet er seine zweite Zigarre an): Weshalb auch nicht? — Na, alsdann! Versuchen wirs eben noch mal. — Schneid hätt ich eigentlich immer, bloß eigentlich keine Traute nicht. Es ist wahr, ich fühle mich hier etwas anders. Ich fühle mich hier — ich finde wirklich, daß feste Entschlüsse ganz günstig wirken! — ich fühle mich hier sogar aufgefrischt! Ich könnte beinahe glauben — beinahe wieder glauben, es gibt außer dem jammerwürdigen Sackhupfen nach der Krume Brot und ähnlichen kläglichen Amüsements noch einen anderen Zustand in der Welt. Die Erinnerung an . . . an . . . an den Gestank fängt an zu verblassen in . . . in der salzigen Inselluft. Man bildet sich ein . . . ganz ohne Spaß, man bildet sich ein . . . man fragt sich, ob man sich denn tatsächlich in diesen verdammten, rückwärtigen Trichter muß hineinziehen lassen? — Warum denn? Nein! Ich glaube das nicht! Ich werde mal ganz entschieden nein sagen! Warum laß ich nicht alles mal sitzen und liegen und hocken und quetschen und stinken nach Herzenslust? Warum nicht? Denkst du vielleicht, ich kann das nicht? Was denn? Sie saugen sich an wie die Blutegel, sie binden einem Hände und Füße delilahaft, sie gießen einem Blei ins Hirn, sie knebeln einem das Maul mit Gemeinplätzen und pauken einem mit einem täglichen Hagel von faustdicken Dummheiten das letzte bißchen Ehrgefühl aus dem Tempel raus. Sucht mich im Peloponnes, meine Herrschaften! (Während seines halb ernsten, halb drolligen Ausbruchs hat Schilling sich erhoben und läuft umher. Gemeinsames Gelächter beider Freunde beschließt die Rede).

Mäurer: Bravo! Man muß sich die Leber mal freipulvern!

(Schilling entdeckt plötzlich das Schirmchen der Hanna Elias. Er nimmt es auf und besieht es von allen Seiten.)

Schilling (immer noch in Betrachtung des Schirmchens vertieft): Sage mal, wem gehört denn das?

Mäurer (das Schirmchen prüfend): Das wird 'n Schirmchen von Lucie sein! — Aber nein: die trägt ja nie solche Dinger.

Schilling (betrachtet das Schirmchen, blickt dann mit einem fragenden Ausdruck in Mäurers Augen, dann wieder auf den Schirm, den er aufspannt. Er untersucht den Griff, liest von einem Silberplättchen): — „Zum 13. Juni 99" — (sieht wiederum Mäurer an, tut wie abwesend einige Schritte, langsam und dumm lächelnd, auf die Flurtür zu, bleibt stehen, schließt das Schirmchen, sagt halb abwesend, mit dem Ausdruck der Verlegenheit): — Ganz unbegreiflich! — (scheint dann aufzuwachen und geht mit den Worten): Entschuldige mich mal einen Augenblick! — (durch den Flur in das Gastzimmer, um Klas Olfers zu suchen).

Mäurer (ergreift einen Spazierstock und stößt dreimal gegen die Zimmerdecke. Sogleich verstummt das Geigenspiel und Lucie kommt die Treppe heruntergepoltert und ins Zimmer).

Lucie: Ist Schilling hier?

Mäurer: Nein. Was ist denn los?

Lucie: Ich habe in diesem Augenblick oben auf dem engen Gange zwischen den Zimmern eine Dame getroffen, die sah wie Hanna Elias aus!

Mäurer: Hanna Elias? Das ist ja unmöglich. Hast du sie angeredet?

Lucie: Nein. Ich war so verdutzt, ich hätte kein Wort hervorgebracht. Und außerdem war ich auch nicht ganz sicher. Es ist in dem Gange nicht hell genug.

Mäurer: Deshalb wirst du dich auch wahrscheinlich getäuscht haben; — das heißt —: Schilling hat eben jetzt hier ein kleines, grünes Schirmchen entdeckt! — Sollte das Unheil doch in der Luft liegen? — Na, jedenfalls red ich mit ihr kein Wort.

Lucie (hält noch immer die Klinke der Tür, die sie hinter sich zugezogen hat, fest): Fragen wir doch mal Olfers, Ottfried!

Mäurer: Oder hole doch mal das Fremdenbuch! Ich sah vorhin schon den Olfers, der ja doch neugierig, wie ein Rotschwanz ist, mit der fettigen Kladde um die Zimmertüren der Fremden herumschleichen.

(Lucie eilt resolut in das Gastzimmer hinüber und ist sogleich mit dem Fremdenbuch wieder bei ihm.)

Lucie (hat das Fremdenbuch auf den Tisch gelegt und blättert hastig): Also — —: Frau Hanna Elias! — Hier stehts.

Mäurer (er tritt heran, überzeugt sich, daß der Name wirklich dasteht, und Lucie und er blicken einander längere Zeit sprachlos an, dann sagt er): Das ist doch tatsächlich ein — Aas, dieses Frauenzimmer!

Lucie: Pst. Ottfried! Ich glaube, sie kommen schon.

Mäurer: Dann kriech ich durchs Fenster, liebes Kind. Ich kann diese blutleere Fratze nicht sehen. Diesen lemurischen Wechselbalg. Ich kriege das Grausen vor dieser Larve. Ich fürchte mich, wenn ich Nachts unter einem Dache mit diesem Gespenste bin. Ich bin überzeugt, es springt ihr Nachts eine weiße Maus oder was ähnliches aus dem offenen Mund und saugt sich einem im Schlaf an die Pulsader. Adieu: komm nur nach, ich kneife aus! — (Er steigt, während man die Stimmen von Hanna Elias und Schilling laut auf der Treppe hört, eilig zum Fenster hinaus.)

Lucie: Ottfried, Ottfried! Sei doch nicht unsinnig. — (Sie ist allein und wird von lautlosem Lachen geschüttelt. Nachdem sie ein wenig die Fassung gewonnen hat, horcht sie an der Tür und wischt dann, diese aufstoßend, ebenfalls schnell hinaus.)

(Hanna Elias und Schilling kommen jetzt die Treppe herunter, dieser voran ins Zimmer, sie folgt.)

Schilling (dessen Antlitz jäh von einer beängstigenden Blässe befallen ist): Sie sind nicht mehr da. — Sie sind schon fort. — Wahrscheinlich schon an den Strand gegangen. — Wart, ich häng deine Jacke auf, oder . . . willst du den Hut aufbehalten? — (Seine Bewegungen sind unsicher, seine Hände zittern vor Erregung. Er steckt den Kopf durchs Fenster hinaus und ruft): Ottfried! Ottfried! Fräulein Lucie! — Nein! — Nun setz dich, Hanna. Das ist unsere separate Klause hier. Olfers hat sie uns eingeräumt, damit wir nicht immerfort von den Gemeinplätzen der anderen Gäste belästigt werden. So! — (Die Tür ist geschlossen, er schließt auch noch das Fenster.) Jetzt aber bitte ich dich, kläre mich auf.

Hanna (nur auf dem Rande eines Stuhles sitzend, die Arme ausgestreckt auf dem Tisch ruhen lassend, zerpflückt ein Papier): Du bist nicht sehr froh, daß ich bei dir bin?!

Schilling: Ich bin zunächst mal überrascht, liebe Hanna. Das kann schlechterdings auch nicht anders sein, wie du zugeben wirst. Alles andere ist dabei Nebensache.

Hanna (wie vorher): Ja, das sagst du —: für mich leider noch immer nicht.

Schilling: Hanna, du sollst mich nicht falsch verstehen. Natürlich freu ich mich, daß du da bist, aber sag mal selbst — erwarten konnt ich dich doch nach dem, was geschehen ist, nicht; und nun gar auf dieser entlegenen Insel. — (Er reißt plötzlich wieder das Fenster auf und ruft): Ottfried! — Es war mir, als ob ich seinen Schritt hörte.

Hanna (wie vorher): Das klang ja beinah wie ein Hilferuf!

Schilling: Mich beunruhigt nur, wenn sie nicht Bescheid wissen. Wir pflegen nämlich fast jeden Morgen in die Gegend des Leuchturms hinaufzugehn, oder treffen uns an der Kirchhofmauer in Kloster, wo man einen umfassenden Ausblick hat. Ich will nur, daß sie nicht auf mich warten.

Hanna: Laß dich nicht stören, Gabriel, wenn du vielleicht eine Verabredung hast.

Schilling (gutmütig aufbrausend): Wie? Was? Du spaßest wahrscheinlich, Hanna.

Hanna (nach längerem Stillschweigen): Ja — um dir nun doch die Aufklärung einigermaßen zu geben, die ich dir vielleicht schuldig bin: wir wohnen zur Kur in Breege auf Insel Rügen drüben. Und zwar war ich letzten Freitag beim Arzte und er also hat uns dorthin geschickt — und da hörten wir auf dem Schiff ganz zufällig von Ottfried Mäurer, daß er auf Fischmeisters Oye ist. Und da ich schon in Berlin erfuhr, du bist mit Ottfried Mäurer zusammen, so wußt ich auch deinen Aufenthalt.

Schilling (mißtrauisch): Der Arzt hat dich nach Breege geschickt?

Hanna: Ich hatte wieder drei Tage lang Bluthusten.

Schilling (nervös, als habe er selbst diesen Husten): Menschenkind! Daß du nicht einmal gründlich Wandel schaffst! Es ist ja horrend, was du armes, schwaches Geschöpf mußt durchmachen. (Er hat impulsiv ihre Hand ergriffen. Leise macht sie sich los und nestelt ihren Hut vom Kopfe.)

Hanna: Und dabei kam ich eigentlich für den Arzt nicht einmal in Betracht. Ich hatte ihm gar nicht von mir gesprochen.

Schilling (streicht über das nun freigelegte Haar): Und also von wem?

Hanna: Ach, es betraf nur, du weißt, meinen Kleinsten. Es betraf nur . . . .

Schilling: Den kleinen Gabriel?

Hanna: Er kann sich noch immer nicht recht grade aufrichten.

Schilling (verfinstert sich plötzlich und geht mit düsterem und verbitterten Gesichtsausdruck auf und ab, nachdem er seine Hand von dem Scheitel Hannas genommen hat): Liebe Hanna, ich habe die Welt nicht gemacht. Es tut mir leid: ich bin für die grausige Spaßhaftigkeit des Daseins nicht verantwortlich. Wenn ich könnte, so würd' ich den kleinen, erbärmlichen, armen Schlucker von Jungen sofort gesund machen. Es ist mir unmöglich. Ich kann es nicht! — Ich habe Tage und Nächte gehabt . . . es geht nicht, Hanna, ich kann nicht mehr! — Ich kann nur dem Fatum seinen Lauf lassen.

Hanna: Es ist gut, daß das Fatum ist!

Schilling: Wieso?

Hanna: Man kann auf das Fatum vieles abwälzen.

Schilling (schweigt, hält mit beiden Händen seine Schläfen und blickt, von Hanna, abgehetzt, verzweifelt, gegen die Zimmerdecke; so stehend, sagt er nach einer Weile): Weshalb bist du gekommen, liebe Hanna?

Hanna (wie vorher, ruhig, aber mit bebender Stimme): Weil ich nicht ohne dich sein kann, Lieb.

Schilling (aus gepeinigter Seele, wie unter einem neuen Peitschenschlag): Das ist eine Lüge! Das glaub ich dir nicht!

Hanna (sehr ruhig, sehr bleich): Wieso ist das eine Lüge, Liebling?

Schilling (nach einigem Stillschweigen, mit scheinbarer Festigkeit): Hanna, dies alles liegt hinter mir. Ich bin soweit . . . ich habe es hinter mich gebracht . . . mit Gottes Hilfe nun überwunden. Ich habe es mit unendlicher Mühe, sag ich dir, endlich in den gehörigen Abstand von mir gebracht. Es ist nicht anders. Es ist zu Ende!

Hanna: Gut! (Sie erhebt sich.) Du bist gegen mich eingenommen durch irgend wen. Irgend jemand, den ich nicht fassen kann, hat mich in deine Ohren verleumdet. Gut! Ich werde dir aus dem Wege gehen. Obgleich ich nicht weiß, womit ich gefehlt habe. Aber, Liebling, ich bitte dich, sofern es dir irgend genehm sein sollte: nimm mir den marternden Schmerz der nagenden Grübelei aus der Brust; gewähre mir, wenn es sein kann, die eine letzte Gelegenheit, den Schandfleck von meinem Leibe zu waschen, der ihn in deiner Erinnerung sonst für ewig entstellen wird: Wie habe ich dich belogen, Liebling?

Schilling: Frage, wo du mich nicht belogen hast! Ich gebe ja zu, daß es für eine Frau, wie dich, für eine so geniale Frau nicht immer so absolut leicht ist, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Aber laß das! Erpresse mir diese bittren Bekenntnisse nicht! — Es ist nicht schön, wenn die Leute abrücken; glaube mir, es war kein erhabener Moment, als mir der erste den Rücken kehrte — dann der zweite, der dritte, der vierte Schlaukopf im Künstlerklub. Das ist keine spaßhafte Überraschung, die einem da widerfahren ist! Aber Teufel, was wäre mir schließlich das!? Auch daß ihr beide, dein Herr Gemahl und du, mich in eure östliche Schmutzfinkenwirtschaft eingewickelt habt, in eure kaltblütig vorher abgekartete Trennungskomödie, ist es nicht! Eure Vorurteilslosigkeit ließ das erwarten. Was aber hernach deine wunderbare Liberalität gegen deine Landsleute dir tatsächlich noch möglich machte, das zu berühren fehlt mir der Handschuh auf der Hand.

Hanna: Verleumdung!

Schilling: Richtig! (Er zündet die ausgegangene Zigarre wieder an und sagt kalt, mit verändertem Ton): Sag mal, Hanna, wann wirst du abreisen!

(Ihn überkommt nun plötzlich eine auffallende Gleichgültigkeit. Er läßt sich auf das Sofa fallen, pafft, und scheint sich ausschließlich seiner Zigarre zu widmen. Hanna dagegen schreitet nun erregt im Zimmer umher.)

Hanna: Dies ist, wie mir scheint, hier ein Gasthaus für jedermann, der die Zeche nicht schuldig bleibt! — Ich werde reisen, wann mir's beliebt. — Ich werde keinesfalls vor dem morgenden Tage abreisen! — Schon deshalb

nicht; ich habe eine Freundin aus Rußland mit und kann mich unmöglich lächerlich machen.

Schilling: Warum hast du die Freundin mitgebracht?

Hanna: Warum lebst du denn hier mit deine Freunde? — Mir liegt nichts an ihr, ich brauche sie nicht. Nun also: Sie hat sich an mich gehangen, sie ist ohne Bekannte in Berlin; — sie ist eine harmlose, kleine Person; und ich bin ein Weib, von allen verlassen. (Sie steht am Fenster und weint leise.)

Schilling (nach längerem Stillschweigen, leise): Ich rate dir, wieder zu deinem Mann zu gehn.

Hanna (fährt auf, mit leidenschaftlicher Heftigkeit): Nie! Niemals! Warum sagst du das, Gabriel? Wo du doch weißt, wie bis ins Herz hinein mich das kränkt. Ich habe nichts mehr mit ihm zu tun. Ich werde mit meinem Kind trockenes Brot essen, aber niemals werd ich auch nur einen Pfennig bei ihm erbitten gehn. Viel lieber selbst nach Odessa zurück und von dort mit dem Kinde im Arm nach Sibirien.

Schilling (erhebt sich, seufzt tief und geht umher).

Hanna: Ihr quält eine Frau, das vermag nur der Deutsche!

Schilling: Gut, Hanna, nehmen wir das mal an! — Jetzt sei so gut, Hanna, beruhige dich! Ja? Laß deinen bewährten Verstand mal aufleuchten! — Laß mich! Verfolge mich einige Wochen, einige Monate lang nicht! Die Sache ist die: ich bin nicht mehr ich! Mein ganzes Wesen, meine ganze ursprüngliche Art zu sein, ist durch das Leben mit dir umgebildet; glaube mir, daß ich mir selber entfremdet bin. Ich bin alledem entrückt und entfremdet worden, womit und wozu ich geboren bin, und wodurch ich allein existiere und wachse. Das hab ich verloren, das suche ich nun. Und dazu muß ich allein sein, Hanna. Ich muß mich besinnen, ich muß blindlings fast wieder zum Kinde werden! Erst wieder neu gehen lernen, genau wie ein Kind!

Hanna: O, ich weiß wohl; ich kenne die ganze Intrigue. Ich kenne den Mann, der ihr Urheber ist. — Er hat mich gemieden von Anfang an; schon als du uns das erstemal vorstelltest, wußte ich gleich, er ist mein Feind. — Nun, ich verlange von ihm nicht Gerechtigkeit — aber wenn er behauptet, und wenn er sagt, er wolle dein Bestes mehr, als ich . . . wenn Ottfried Mäurer das sagen will, Gabriel, so achte ich diese niedrige Lügen auch nur im allergeringsten nicht!

Schilling (preßt ihr Handgelenk, wird von einer anderen Empfindung mehr und mehr überwältigt): Verstehe! Begreife, geliebte Hanna! Ich möchte schreien . . . ich möchte dir klar machen . . .

Hanna: Und ich wünschte, ich wäre weit fort von hier!

Schilling (in heißer Umarmung): Bleib! Bleib! Verzeih mir, geliebte Hanna!

Dritter Akt

Zwischen zwei Sandhügeln zieht sich ein breiter Feldweg nach dem Hintergrunde zu, zwischen anderen Hügeln, gegen das Meer hin verschwindend. In dem Winkel, den die ferneren Hügel bilden, steht die See als tiefblaue Wand. Darüber das hellere Blau des wolkenlosen Himmels. Rechts vom Wege, im Vordergrund, liegt ein wenig höher hinauf ein Kirchhof; ein Teil seiner niedrigen Umfassungsmauer ist sichtbar, über die Mauer ragt ein altes Kruzifix. Ziemlich weit vorn steht, in die Mauer eingebaut, die kleine, alte, mit Schindeln bedeckte Leichenhalle. Außer einem zerzausten Hollunderstrauch an der oberen Ecke außerhalb der Mauer, zeigt sich keine Vegetation. Nahe bei diesem Hollunderstrauch ist aus vier Pfählen und einem Brett vor Jahren eine Bank errichtet worden, die stark verwittert, noch steht. Links vom Wege liegt ein imposantes, aber stark verfallenes Mauerwerk, Reste eines alten Klosters. Das besterhaltene Stück ist ein Torbogen aus braun-rötlichen Ziegelsteinen. Einige sehr alte Pappeln und Eschen erheben sich dahinter. Etwas romantisch Düsteres liegt über diesem Gebiet.

Nicht mehr als zwei Stunden sind vergangen seit den Geschehnissen im zweiten Akt.

Lucie liegt unweit der kleinen Bank lesend im Thymian. Mäurer kommt vom Meer her den Weg hervor und zu ihr.

Mäurer: Bravo! Du bist noch allein, Schusterchen. Puh! Ich fürchtete, es würde womöglich um dich her schon russisch gesprochen. Eine verfluchte Geschichte ist das!

Lucie: Ich glaube, der arme Schilling mit seinen Damen kommt nicht, er fürchtet sich.

Mäurer: Wie kann man um Gottes willen ein Weib so wenig im Kusch halten, daß sie einem wie eine Bracke überall auf der Fährte liegt! Die ganze Insel ist mir verleidet. Sie hat längst, kannst du mir glauben, die Witterung, daß wir mit Schilling etwas vorhaben. Das muß sie durchkreuzen. Davon hält sie kein Anstandsgefühl und nichts in der Welt überhaupt zurück. — Aber sie kann ganz sicher sein, ich habe mir das jetzt auf meinem Gange alles durchüberlegt — sie hat in mir einen zum letzten entschlossenen Gegner gefunden. Diese Beute jag ich ihr ab.

Lucie: Vielleicht steht es gar nicht so schlimm, wie du denkst, Ottfried, und Schilling hat Energie genug für sich allein.

Mäurer: Sobald sich's um Energie handelt, trau ich ihm nicht. Nein! Besonders jetzt nicht. Da dürfte doch ein sehr entschiedenes Nachhelfen unbedingt nötig sein; daran soll es nicht fehlen, ich werde schon nachhelfen. Aber, ob es gegenüber ihrer überlegenen, weiblichen Strategie und ihrem Arsenal gegenüber was nützen kann, weiß ich nicht.

Lucie (lacht): Du wirst sie mir schließlich noch ganz interessant machen.

Mäurer: Daß sie interessant ist, leugne ich nicht. Ich muß sogar manchmal an Goya denken. Ich kann mir ohne Schwierigkeit vorstellen, daß sie dort oben (er weist auf den Kirchhof) hinter der Mauer zu Hause ist, in Gräbern haust und in Ewigkeiten verurteilt sein könnte, sich durch heißgesogenes Männerblut für ein grausiges Scheindasein aufzuwärmen.

Lucie (lachend): Wenn das wahr wäre, müßte man ihr verzeihen.

Mäurer: Durchaus nicht. Ich hätschele keine Gespenster.

Lucie: Wenn ich dir nun aber sage, Ottfried: ich weiß nicht, wieso mir hier alles gespenstisch ist; das Meer am Tage, das ununterbrochene Wuchten und Brausen der Brandung die ganze Nacht! Die Sterne, die Milchstraße ist mir gespenstig! Und ich freue mich, daß alles hier so gespenstig ist! Deshalb lieg ich auch hier an der Mauer so gerne.

Mäurer: Ich kann dir eine andre Empfindung zugeben, die den meisten Menschen abhanden gekommen ist: das klare Gefühl, das sich hier ununterbrochen meldet, daß hinter dieser sichtbaren Welt eine andre verborgen ist. Nahe mitunter, bis zum Anklopfen. Dieses Gefühl soll dir, wenn du das meinst, erlaubt sein, Schusterchen. Im übrigen aber bin ich für dich verantwortlich, und ich habe eigentlich, als ich dich mit hierher nahm, nicht den Gedanken gehabt, dich in trübe Vorstellungskreise zurück zu verwickeln.

Lucie: Du meinst, daß mir das Träumen von Mutter was Trübes ist?

Mäurer: Mit offenen Augen soll man nicht träumen; am hellichten Tage träumt man nicht. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß alle diese Gespenster Blut trinken. Und das auf Dauer auszuhalten, haben wir alle nicht Blut genug.

Lucie: Du irrst dich, wenn du meinst, daß mir der eigentümliche Zustand, dem ich so gern hier nachhänge, schädlich ist. Er wirkt angenehm; er ist mir wohltätig. Es ist ungefähr so, als wenn jemand durch eine Tür in unbekannte Räumlichkeiten gegangen ist und während die Tür sich öffnet und schließt, folgt man ihm mit dem Blick und der Seele ein Stück ins Unbekannte hinein.

Mäurer: Ich weiß, wie sehr dieser Zustand verlockend ist . . . dieser Zwischenzustand, könnte man sagen, wo das Schemenhafte sich überall ins reale Leben mischt; wo man mit einem Fuß auf der Erde steht und mit dem andern im Übersinnlichen. Und doch schaudert der Mensch vor dem Eindruck von Todesfällen und den damit verknüpften aufwühlenden Folgezuständen ganz vernünftigerweise zurück.

Lucie: Es ist mir heiter, es ist mir nicht aufwühlend. Ich wiege mich einfach in dem bestimmten Bewußtsein, daß ich mit Mutter verbunden bin. — Es hat außerdem alles um mich etwas eigentümlich Intermistisches.

Ich weiß nicht, ich glaube nicht, daß das alles: das Rauschen, das Licht, das Lerchengetriller endgültig ist.

Mäurer (legt den Arm um Lucie): Aber hoffentlich sind wir beide endgültig.

Lucie: Meinst du, Liebster? Ich weiß es nicht! (Er küßt sie inbrünstig.)

Mäurer: Dich nehm ich in alle Ewigkeit über alle Fixsterne und Planeten des Weltalls mit.

Lucie: Wirklich?

Mäurer: Was hast du denn eigentlich, Lucie?

Lucie: Nichts. (Sie sieht ihn mit großen, feuchten Augen grade an): Ich denke nur manchmal — man sieht es zum Beispiel auch in der Sache mit Schilling — daß, wenn bei dir Liebe und Kunst in Konflikt kommen, daß dir dann die Kunst das vor allem Wichtige ist.

Mäurer: Ja, aber bei uns gehen sie Hand in Hand, kleines Liebchen.

Lucie: Hat diese Hanna nicht vor zwei Jahren noch einen Sohn gehabt?

Mäurer: Sie behauptet sogar von Schilling.

Lucie: Nun, und?

Mäurer: Jawohl, es kann ganz gut möglich sein. Es ist ein entzückender, blonder Strunk; nur leider, wie's scheint, nicht recht lebensfähig.

Lucie: Na, und Schilling?

Mäurer (zuckt mit den Achseln): Er hat mir die Photographie gezeigt. — Das Schicksal eines Kindes, Lucie, ist während der ersten Jahre die Mutter. Sie vernachlässigt es, weil sie lieber Tee trinkt und in Wiener Cafés mit verlumpten Studenten kannegießert. Wenn sie es braucht gegen Schilling, denkt sie daran. Ich wundre mich überhaupt, daß sie diesmal auf den Effekt, mit dem Kindchen im Arm als verlassene Mutter aufzutreten, verzichtet hat.

Lucie: Eigentlich bist du sehr hart — doch ich hab dich lieb, Ottfried.

Mäurer (lacht): Dafür bin ich dann auch ein Dauerspielzeug. — Oder ist es nicht wahr, daß ihr, wie Kinder, was ihr liebt, am liebsten zu nichte macht?

Lucie: Pst, Ottfried! Sie kommen. Wir wollen ihnen um Schillings willen entgegen gehn.

Mäurer: Ungern, äußerst ungern, Schusterchen.

(Auf dem Wege im Hintergrunde tauchen Köpfe auf. Schilling, Hanna Elias und Fräulein Majakin. Lucie ist elastisch aufgesprungen, Mäurer erhebt sich langsam und widerwillig, geht aber, nachdem er sich abgeklopft hat, mit Lucie den Ankommenden entgegen).

Schillings Stimme: Kuui!

(Mäurer antwortet nicht im Weiterschreiten. Im Hintergrund findet dann die Begegnung statt. Von der Begrüßung sieht man die Verbeugungen

und hört undeutliche Stimmen. Wiederum fliegt eine Möve von links hinten nach rechts vorn durch das Dünental über den Kirchhof. Nach einiger Zeit lösen sich Mäurer und Fräulein Majakin aus der Gruppe und kommen nach vorn. Die übrigen bewegen sich in der Ferne die Hügel links hinauf, stehen einige Zeit in den Anblick des Meeres versunken und verschwinden dann aus dem Gesichtskreis).

Mäurer: Sie kennen Frau Hanna Elias schon lange?

Fräulein Majakin (langsam und überlegt redend, in der Aussprache die Russin verratend): O nein! Ich kenne sie erst seit kurzer Zeit. Wir trafen zusammen auf eine Sitzung in Berlin dieses Frühjahr von die letztverwichene große, internationale Frauenkonkreß. Mein Vater ist Arzt, meine Mutter ist tot. Ich reise schon seit vier Jahren mit meinem Papa in Europa umher. Er hat seine . . . wie sagt man? Praxis? — er hat seine Praxis aufgegeben.

Mäurer: Ich war der Meinung, Ihre Bekanntschaft mit Frau Hanna datiere sich schon von Rußland her.

Fräulein Majakin: O nein! Wie gesagt, erst seit kurzer Zeit. Aber ich bewundre sehr Frau Hanna, ich verehre ihr sehr, ich liebe ihr sehr. Ich finde, sie ist eine Frau von Bedeutung, sehr überraschend, sehr wunderbar interessant und klug.

Mäurer: Worin sehen Sie ihre Bedeutung, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: Ich liebe nicht Frauen, die Sklavinnen sind, und die sich ihr Recht am Dasein verkümmern lassen. Ich verehre ihr sehr, ich verdanke sie viel. Ich kann beinah sagen, sie hat mir zu eine neue Religion... zu die Religion von Schönheit verholfen.

Mäurer: Haben Sie denn in Rußland nicht solche Frauen massenhaft?

Fräulein Majakin: Nein. Wir haben Frauen, sie sprechen den ganzen Tag von die Politik und gar nicht von Kunst. Sie sind oberflächlich. Man sieht selten sie fasciniert von Kunst. Und es ist sehr schön zu bemerken, wie sehr fasciniert von die große Kunst von Professor Schilling Frau Hanna ist.

Mäurer (mit einem sardonischen Lächeln, das liebenswürdig sein soll): Tja! Das ist sehr hübsch, was soll man da sagen? — Und Sie haben nun also die Religion von Frau Hanna auch in sich aufgenommen? Was?

Fräulein Majakin: Nun, ich bin leider noch jung und sehr ungelehrt. Ich kann mir natürlich nur wenig von ihre Verständnis anmaßen. Sie müssen mit mir, wenn ich bitten darf, nachsichtig sein. Aber ich habe sogleich in die Nationalgalerie begriffen, daß Professor Schilling ein großer Künstler ist.

Mäurer: Wo haben Sie das begriffen, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: In das Museum zu Berlin, wo mir Frau Hanna so freundlich war und hat mir vor die berühmte Werke von Professor Schilling geführt.

Mäurer: Ich glaube, wenn Sie das mal dem guten Schilling sagen,

daß er Professor ist und Werke in der Nationalgalerie hat, würden Sie ihm einen diebischen Spaß machen.

Fräulein Majakin: Wie sagen Sie?

Mäurer: Nichts. Es war weiter nichts.

Fräulein Majakin: Es ist schade um diesen bedeutenden Menschen.

Mäurer (nachdem er sie verdutzt eine Weile von der Seite angesehen hat): Das stimmt vielleicht. Ich hoffe indes, daß es noch nicht zu spät mit ihm ist. Woher kommt Ihnen aber die Einsicht, mein Fräulein?

Fräulein Majakin: O, es ist nicht so schwer in seine fieberhaft peinvolle Augen zu lesen und in die Linie von sein schweres Leiden in seine schönen, verfallenen Gesicht.

Mäurer (beinah erschrocken): Meinen Sie, daß er körperlich leidend ist?

Fräulein Majakin: Von seine psychische Leiden spreche ich begreiflicherweise nicht.

Mäurer: Nun, es macht mir eigentlich jedesmal Spaß, wenn Leute über Schilling erschrecken. Es geschieht nämlich meistens, wenn sie ihn sehen, beim erstenmal. Schon vor achtzehn Jahren sah Schilling so aus. Er selbst pflegt immer den Witz zu machen, man könne durch dunkle Ringe um beide Augen die Welt viel genauer und gründlicher sehn.

Fräulein Majakin (ohne darauf einzugehen): Denken Sie, ich habe mir nach die Radierungen, die ich sehr liebe, in die Kupferstichkabinette zu Petersburg von Ihre Person, Herr Professor, auch eine solche Idee gemacht.

Mäurer: Wieso? Sie kennen meine Radierungen?

Fräulein Majakin: O, ich habe sie schon im zwölften, dreizehnten Jahr durch meinen Papa in die russischen Sammlungen kennen gelernt.

Mäurer: Wenn Sie einen solchen Papa haben, brauchen Sie doch eine Hanna Elias nicht!

Fräulein Majakin: Ich habe gedacht an eine lange, bleiche Gestalt mit kohlschwarze Augen und dünne Lippen, an einen Mensch, der vor die viele große und furchtbare Visionen wie von eine Fieber ausgehöhlt und gefoltert ist. Und nun sehe ich eine gesunde Gelehrten.

Mäurer (zuckt mit den Achseln, lacht): Ja, so gehts einem, Fräulein, wie das so ist. Man muß nie den unverzeihlichen Fehler begehn, seinen Idealen zu nah auf den Leib zu rücken.

(Sie sind während der Unterhaltung, zuweilen stehen bleibend, zuweilen schreitend, zu der kleinen Bank an der Mauer gelangt.)

Mäurer: Aber, bitte, wenden Sie nun Ihren Blick von dem unschuldigen Gegenstand Ihrer Enttäuschung einmal ab und betrachten Sie unsre wundervolle Umgebung.

Fräulein Majakin: Sie lieben, scheint es, über alles die Einsamkeit.

Mäurer (lustig erregt): Ich bin ein Gott, wenn ich sechs bis acht

Stunden täglich ausschließlich mir überlassen bin. Ein Tag in Gesellschaft macht mich zu jenem geschlagenen, ausgeplünderten, armen Mann, der von Jerusalem nach Jericho zog und unter die Mörder fiel.

Fräulein Majakin: O, ich liebe Gesellschaft, ich liebe die Menschen!

Mäurer: Und also gefällt Ihnen höchst wahrscheinlich unsre Insel, wo es keine Wiener Cafés, keine Konzerte und keine Theater gibt, nicht?

Fräulein Majakin: O nein, ich begreife wohl, wie dies alles von einer beängstigend kalte Größe und Schönheit ist. Nur ich leide in solche Umgebung an eine schwere Empfindung von die eigne Geringfügigkeit und Verlassenheit. Dagegen ich liebe, wie eine Gott: der Mensch! Mir sagen nichts diese tote Sandhügel, wo nichts auf die Schrei meines Herzens hört. Ich bin für ihr nicht und sie sind für mir nicht, und nur der Mensch ist dem Menschen Gott, Himmel, Welt, Heimat und Zufluchtsort. Ich kann in die tote Natur keine Sinn bringen.

Mäurer (verdutzt): Wie alt sind Sie denn, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: Ich bin vor drei Tagen siebzehn geworden.

Mäurer: Da gratulier ich nachträglich noch!

(Lucie kommt in ihrer temperamentvollen Art über die Dünen nach vorn.)

Lucie: Du läßt uns ja auf hinterlistige Weise im Stich, lieber Ottfried!

Mäurer (kühl): Wieso?

Lucie: Ich störe doch nicht hier ebenfalls?

Mäurer (kurz trocken): Wieso ebenfalls? — Keineswegs doch, Lucie.

(Lucie stutzt, lacht und nimmt mit einigem Abstand auf der Erde Platz. Sie zupft Halme aus und kaut sie, zugleich Mäurer und Fräulein Majakin unauffällig beobachtend.)

Lucie: Dein schnelles Abbiegen hat, glaub ich, den guten Schilling etwas gekränkt, Ottfried.

Mäurer (antwortet Lucien durch einen Blick über die Augengläser, wobei er erstaunt und mit Mißbilligung ihrer Indiskretion den Kopf schüttelt, schließlich wendet er sich mit Achselzucken von ihr ab und zu Fräulein Majakin): Wovon sprachen wir doch, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: O, verzeihen Sie, Herr Professor, was mögen dies wohl für alte Ruinen sein?

Mäurer: Es sind Reste von einem Kloster einer alten, ehemaligen Franziskaneransiedlung. Hier hausten die grauen Mönche von Stralsund. Man findet noch alte Kellergewölbe, und ich glaube bestimmt, wer an Geister glaubt, der kann die Fratres und Patres noch sehen, Nachts ihre Messe zelebrieren und Umzug halten.

Lucie: Kannst du mir eigentlich sagen, Ottfried, ob dort nach Westen zu in der See noch andre Inseln sind?

Mäurer: Nein.

Lucie: Ich höre den ganzen Tag, und zwar ununterbrochen, Glockenläuten.

Mäurer: Ich auch. Es kann eine Glockenboje, aber noch wahrscheinlicher absolute Gehörstäuschung sein.

Fräulein Majakin: Ich zweifle fast an die Wirklichkeit, wenn ich denke, daß mich der glühende Wunsch von meine unreife Mädchenjahre, Sie zu sehen, nun auf diese unbekannte, einsame Insel, in diese fremde, sonderbare Umgebung auf einmal ganz wunderbar erfüllt worden ist. (Sie blickt auf ihre Hände, die etwas zerpflücken.)

(Schilling und Hanna Elias erscheinen im Hintergrund.)

Schilling (mit fatzenhaften Gebärden, schreiend): Ahoi! — Kuckuck! Ahoi, Kuckuck!

Mäurer (nervös beunruhigt): Beinahe möchte ich gegen Sie ehrlich sein. Ich stimme nicht ... ich weiß nicht, woran es liegt ... ich sympathisiere mit Ihrer Freundin Hanna Elias nicht. Ich gerate in einen, wir Deutsche nennen das kollrigen Zustand. Ich bin ungerecht, es reizt mich an dieser Persönlichkeit jede Miene, jede Bewegung, jedes Wort. Wenn es Ihnen recht ist und Sie meine Gesellschaft nicht lästig empfinden, so könnten wir ihnen vielleicht noch für einige Zeit um die Kirchhofmauer herum aus dem Wege gehn.

Lucie (mit Entschlossenheit): Damit würdest du Schilling bitter beleidigen!

Schilling (wie vorher, etwas näher): Ahoi, Kuckuck!

(Der Kuckucksruf, den Schilling laut und ziemlich getreu nachmacht, wird vom Echo, aus der Gegend des Kirchhofs, jedesmal stark und deutlich wiederholt.)

Mäurer (zuckt mit den Achseln, wird vor Ärger rot und sagt scheinbar gleichgültig): Wo werden Sie denn im kommenden Winter sein, Fräulein Majakin?

Fräulein Majakin: In Berlin. Mein Vater gedenkt bis zu Ende März in die dortige Bibliothek zu arbeiten.

Schilling (noch näher): Kuckuck! — (Echo: Kuckuck!) — Ahoi! — (Echo: Ahoi!) Hört ihr den Kuckuck, Kinder?

Mäurer (ruft dagegen): Im Herbst einen Kuckuck? Botanik schwach!

Schilling (äußerlich übertrieben forsch, in heimlich bettelnder Verlegenheit): Ehrenwort, Ottfried! Kannst du nicht hören?

Lucie (zu Ottfried): Du kannst dich auch überzeugen, daß unter den toten Vögeln, die Nachts an den Scheiben des Leuchtfeuers zugrunde gehn, und die um den Leuchtturm unten herum liegen, auch der Kuckuck ist.

Schilling (wie vorher): Kuckuck! — (Echo: Kuckuck) — Kuckuck! — (Echo: Kuckuck).

Mäurer: Du bist ja recht spaßhaft aufgelegt.

Schilling: Ihr lacht, weil ihr nicht wißt, wer das eigentlich antwortet.

Mäurer: Na, ich denke ein Kuckuck!

Schilling: Ja Kuchen, Ottfried! Das ist der spaßhafte Anton mit der Sense, der hinter der Leichenhalle sitzt! — Hört ihr ihn denn nicht dengeln, Kinder? (Man hört das Geräusch eines Dengelnden.) Kuckuck! — (Echo: Kuckuck! lauter, als vorher.) — (Die Gesellschaft bricht in krampfhaftes Lachen aus.) Wer hat gute Augen von den Herrschaften? Der lese mal, was hinten auf dem Spritzenhaus, oder wollte sagen auf der Totenkapelle, geschrieben steht!

Lucie (liest langsam und laut):

„Der Tod ist verschlungen in den Sieg.

Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Erster Corinther fünfundfünfzig.“

Schilling (mit theatralischer Geste und Wildheit): Kuckuck! — (Echo: Kuckuck!) — Kuckuck — (Echo) — Kuckuck — (Echo).

Mäurer: Nanu hör aber mal auf mit dem gruseligen Unsinn.

(Schilling ist mit Hanna Elias, die sehr bleich ist, herangekommen.)

Schilling (krampfhaft unbefangen): Ich gestatte mir, vorzustellen: Ottfried Mäurer, Frau Hanna Elias, langjährige, brave Freundin meinerseits. Ein Königreich für ein Glas Pilsner Bier, meine Herrschaften.

Mäurer: Wieder verschwitzt — Donnerwetter noch mal! Gleich, wenn wir zu Hause kommen, wird nach Stralsund telegraphiert, und morgen hast du ein ganzes Faß davon.

Hanna (laut zu Fräulein Majakin): Er war schrecklich niedergedrückt, wie er sagt, und nun ist ihm die heitere Laune wiedergekommen.

Schilling (mit ironischer Begeisterung): Das ist die unendliche Freude, Freude, Freude, mein liebes Kind!

Hanna (finster): O, ich nehme nicht an, daß etwa nur ich die einzige Ursache deiner Freude bin. Dennoch fühl ich sehr wohl, wie wichtig es war, hierher zu kommen.

Schilling (mit verblüffend ironischem Pathos): Ich danke, du opferfreudiges Weib.

Mäurer: Vielleicht interessiert es Sie, Fräulein Majakin, einen Blick auf die ärmlichen, namenlosen Gräber zu tun.

Schilling: Willst du dich wieder drücken, Ottfried?

Mäurer: Mich drücken? Wieso? Ich verstehe dich nicht.

Schilling: Weil dir vielleicht die Gesellschaft eines Künstlers, der nicht so viel solides Sitzfleisch hat, wie du, störend ist.

Mäurer (schneidend): Ich stehe bei meiner Arbeit meistens. — Wir kommen gleich wieder; ich zeige der Dame nur mal einige der eigentümlichen Inschriften, die auf dem Kirchhof sind.

Schilling: Ein toter Heuschreck hopst nicht mehr.

Mäurer: Wie meinst du?

Schilling: Das wäre auch so'ne nette Inschrift. Dort oben liegen nämlich Leute, die ohne zu wissen wie, auf diese Insel gekommen sind.

Mäurer: Jawohl, es sind gestrandete Seeleute.

Schilling: Sie sind sonst ziemlich mit heiler Haut, die Füße voran, hier angelangt. Nur mit etwas durchnäßten Unterhosen.. Aber die trocknen schon wieder mit der Zeit. Manche ohne Hut, einige sogar ohne Strümpfe. Einem wackren Seemanne macht das nichts! Man kann ja pumpen, pumpen, pumpen sein Leben lang.

Mäurer: Wenn das deine neuerworbene gute Laune sein soll, lieber Schilling, dann wünsch ich mir wirklich deine sogenannte schlechte Stimmung von heute morgen zurück! — Entschuldige uns einen Augenblick.

(Mäurer entfernt sich mit Fräulein Majakin und man sieht ihn durch eine kleine Gitterpforte den Kirchhof betreten. Schilling blickt ihnen nach, zuckt die Achseln, lacht kurz in sich hinein, nimmt auf der Bank Platz und zieht Hanna neben sich, mit dem Blick immer noch das Paar auf dem Kirchhof verfolgend. Alsdann fährt er schnell herum und sieht mit einem verlorenen Lächeln Lucie an, die noch ruhig im Sande liegt.)

Schilling: Ja ja, so geht's in der Welt, Fräulein Lucie.

Lucie (antwortet, indem sie Thymian in der Handfläche reibt, mit Bedeutung): Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt.

Hanna: Gott sei Dank, ich habe es schon auf der Züricher Universität verlernt, mir von Männern, die unhöflich sind, imponieren zu lassen.

Schilling: Und auch Leute, die auf ihren Erfolgen, wie auf Stelzen gehn imponieren mir nicht.

Lucie: Das kommt Ihnen nicht aus dem Herzen, Schilling. — (Sie erhebt sich): — Übrigens, Schilling, wenn Ottfried wiederkommt, und er etwa mich, was ich nicht glaube, vermissen sollte, sagen Sie, bitte, ich wäre zuhaus.

Schilling (mit Beziehung auf Fräulein Majakin, Luciens Worte wiederholend): Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt! Es ist kein Verlaß in solchen Sachen. Die Überraschungen hören nicht auf. — (Mit Augenzwinkern): — Wollen wir mal schlau nach dem Rechten sehn?

(Schilling hat sich erhoben und schleicht mit komischer Vorsicht, als ob er Mäurer und die Majakin belauschen wollte, gegen die Kirchhofmauer, die er erklettert.)

Lucie (unwillkürlich lachend): Fallen Sie bloß nicht da runter, Schilling!

Schilling: Und besonders nicht nach innen hinein!

Lucie: Nein; lieber, wenn's geht, noch mal nach außen.

(Schilling tut einen absichtlich komischen Fall von der Mauer nach außen;

Lucie läuft lachend davon und verschwindet. Schilling steht da und putzt sich die Kleider ab.)

Hanna: Gabriel, hast du dir weh getan?

Schilling: Keine Spur! Ich glaube, ich rutschte freiwillig runter. — (Sie an sich ziehend, heiß, ihr ins Ohr): — Woll'n wir nochmal in die Dünen gehn? — Bernstein suchen, mein ich natürlich.

Hanna (bleich und erregt): Tu alles nach deinem Belieben mit mir.

Schilling: Komisch, die wilden Schwäne, die über uns hinleierten! Bist du erschrocken?

Hanna: Ein wenig!

Schilling: Ich nicht. Meinethalben könnten es Viecher mit Klauen gewesen sein, ich hätte dich doch nicht losgelassen! Du Schwarze, du Schneekühle, du Braut von Korinth! — (Er stutzt): Siehst du Mäurer?

Hanna: Gott sei Dank, nein, ich sehe ihn nicht.

Schilling (schadenfroh, geheimnisvoll): Er hat auf die Majakin angebissen.

Hanna: Nun, weder als Künstler, noch auch als Mensch, ich bewundere ihn nicht. Er kann nur wehrlose Frauen beleidigen.

Schilling (mit spaßhafter Entrüstung): Ja, es ist wahr Hanna; soll ich ihn fordern?

Hanna: Du scherzest; ich weiß. Du sollst es nicht tun und tust es auch nicht.

Schilling: Durst. (Er läßt sich auf die Erde nieder, mit dem Munde über eine Lache und trinkt.) — Oh, schmeckst du prächtig! — (Er gewahrt sein Spiegelbild in der Lache und erschrickt): — Kruzitürken, bin denn das ich?!

Hanna: Du trinkst doch aus dieser grünlichen Lache nicht?!

(Eine Krähe schreit.)

Schilling: Verfluchte Krähe! Willst du dein Maul halten! — Komm mal her, Hanna, sieh mich mal an — —? Wie seh ich aus?

Hanna: Ganz wie immer, Liebster!

Schilling: Na, alsdann! Wozu soll ich nach Griechenland!? — (Er ist aufgestanden und starrt bewegungslos gegen das Meer hin.)

Hanna (vermag ihre heimliche Beängstigung durch seinen eigentümlichen Zustand nicht mehr zu verbergen): . . . Und wenn du mir diesen Augenblick die Weisung geben willst, Gabriel: reise ab, in derselben Stunde will ich noch abreisen. Befiehl mir! Ich weiß, daß du von diesem kalten, herzlosen Menschen abhängig bist. Ich will deine Hand küssen und will abreisen. Ich sehe wohl ein . . . ich will nicht, daß du gepeinigt bist.

Schilling: Horch mal, die See rauscht bis hier herauf. — (Er horcht, erhebt plötzlich aus starrer Versonnenheit ekstatisch die Arme, als ob er eine

überirdische Vision sähe): Oh! Oh!! Oh!!! Oh!!!! Das Element! Das Element! (Wie geblendet von einem überirdischen Glanz, in den er sich auflösen möchte, beginnt er zu wanken.)

Hanna: Um Himmels willen, was ist dir denn, Gabriel?

Schilling: Nichts! Gar nichts! Ruhn! Müde! Nur ausruhn, Liebchen! (Er hängt schwer in Hannas Armen, die ihn zur Erde niedergleiten läßt.)

Hanna: Gabriel! Gabriel! Gabriel!

Vierter Akt

Ein Zimmer im ersten Stock des Saalbaues von Klas Olfers Gasthaus; weiß getüncht mit zwei Fenstern in der Hinterwand. Der Blick durch diese Fenster geht frei auf die See, die wiederum wie eine blaue Wand die Rahmen so weit ausfüllt, daß nur ein kleines Stück Himmel oben sichtbar ist. Wiederum ist ein strahlend heller Herbsttag. Je eine Tür links und rechts verbindet den Raum mit anderen Gastzimmern. Er hat links an der Wand die einfache, helle Holzbettstelle mit Strohsack usw. und bunter Decke. Rechts ein kleines Sofa mit Tisch davor. Eine primitive Wasch- einrichtung mit Spiegel, einen Kleiderschrank, darin Mäurer, der das Zimmer innehat, seine Garderobe unterbringt. An einigen Kleiderhaken hängen Mäurers Hut, Wettermantel, Stock usw. Auf dem Tisch, der mit einer grünlichen Decke bedeckt ist, steht eine Wasserflasche und Gläser. In einer Zimmerecke befindet sich Mäurers geschlossener Reisekoffer. Lucie sitzt am Tisch und schreibt Briefe. Hanna Elias kommt leise aus der Tür links.

Lucie: Schläft Schilling wieder?

Hanna: Jawohl, er schläft. Er ist eine Minute aufgewacht und hat gefragt nach Doktor Rasmussen. Wann kann Herr Rasmussen frühestens hier sein?

Lucie: Mäurer hat gleich, noch bevor Schilling gestern den Wunsch äußerte . . . gleich nach dem Anfall telegraphiert.

Hanna: Und meinen Sie, daß er die weite Reise wird machen?

Lucie: Aber ohne Zögern, ganz unbedingt.

Hanna (nimmt am Tisch Platz): Er verlangt sehr dringend nach Doktor Rasmussen. — (Nach kurzem Stillschweigen fortfahrend): Ich werde nicht vergessen den gestrigen Tag und die heutige Nacht, die ich auf dieser Insel verlebt habe.

Lucie (abwechselnd zuhörend, schreibend oder über den Brief nachdenkend): Das glaube ich wohl.

Hanna: Sie sehen, wie gut es war, Fräulein Lucie, daß ich ge- kommen bin.

Lucie (verdutzt): Das kann ich nicht recht verstehen, Frau Hanna.

Hanna: Ich habe gefühlt in der letzten Zeit, daß mit Schilling vorgegangen ist eine tiefe Veränderung. Das hab ich gewußt und das hat mich beunruhigt.

Lucie: Dann hätten Sie sich aber doch sagen sollen, daß es gut für ihn wäre, mal für einige Zeit von seinen Sorgen befreit zu sein.

Hanna: Er ist so zerrüttet von die schreckliche Quälereien von seine echt deutsche Ehefrau, daß er hundertmal zu mir gesagt hat: „Hanna, nur wenn du bei mir bist, habe ich ein Gefühl von Geborgenheit". Es ist ein Verbrechen, was eine solche Frau an dem Manne begeht, mit ihren Vorwürfe, ihre ewige Tränen und Anklagen, mit ihre täglichen Forderungen um Geld, wo er doch nicht, trotz aller Arbeit, verdienen kann, und sie könnte mit ihrem Klavierunterricht viel besser als er das Leben verdienen.

Lucie: Mag sein, daß Frau Eveline nicht sehr besonders tatkräftig ist; sie soll es ja früher, als sie von England zurück als Gouvernante kam, reichlich gewesen sein.

Hanna: Ich habe diesen Mann im Elend gefunden, im Elend geliebt! Weil er elend war, hab ich ihn geliebt. Ich wollte ihm helfen in seine Verzweiflung. Ich nahm nie einen Pfennig Geld von ihm. Eher sucht ich es, wo ich es finden konnte! Ich wollte ihn aus der Sorge reißen. Ich wollte nicht, wie Eveline, durch ihn versorgt und erhalten sein. Sie wirft auf den armen Schilling jede Verantwortung. Ich trage selbst die Verantwortung. Ich weiß, seine Kunst ist viel zu gut! Und er kann unmöglich damit viel Geld machen. Er braucht mich, ich bin ihm unentbehrlich, ich teile mein letztes Stück Brot mit ihm.

Lucie: — Ich würde mir jedenfalls niemals einreden können, daß irgendein Mensch nicht ohne mich existieren kann.

Hanna: Das ist bei Ihnen und Mäurer ein anderer Fall. (Lucie lacht kurz und leicht auf.) Aber ich habe zu ihm gesagt: ich will deine Arbeit, ich will dein Glück. Ich werde gehen und nicht wieder auftauchen, wenn du mit deine Frau glücklicher bist. Ich dachte, er schläft auf einer elenden Feldbettstelle in eine feuchten und eisiges Atelier. Soll er lieber bei seine Frau schlafen, hab ich gesagt, wenn es gut für ihn ist. Nun, er antwortet mir: nur das nicht! Er hat gestanden vor meiner Haustür, wo ich habe russische Herren gehabt zu Besuch in meine Wohnung, bei achtzehn Grad Kälte stundenlang. Um elf Uhr ist er fortgegangen darnach, weil ich nicht habe bemerkt, daß er da ist, und ist nachts halb ein Uhr, wo alles still war, wiedergekehrt und hat mich geweckt mit Steinchen am Fenster. So habe ich ihn glücklicherweise entdeckt.

Lucie (trocken): Da wird der gute Schilling wohl etwas verfroren gewesen sein.

Hanna: Er war halbtot, als er zu mir kam, und hat sich erst gegen Morgen erwärmt.

Lucie: Hat er denn solche Anfälle, wie den gestrigen schon früher gehabt?

Hanna: Ich weiß, seine Frau hat ihm aufgeregt. Sie hat ihm gedroht, sie wird sich töten, wenn er nicht aufgibt seine Liebe zu mir. Wie kann er denn diese Liebe aufgeben? Wo sie ihm doch der einzige Sinn seines Lebens ist, die Rettung von ihrer Banalität. Soll er denn seine Kunst aufgeben, wo er sagt, daß seine Liebe zu mir von seine Kunst die innerste Seele ist?

Lucie: Leider hat er in den letzten Jahren nichts mehr gearbeitet.

Hanna: O, er hat ein süßes Kinderporträt gemacht von meine kleinen Sohn Gabriel.

Lucie: Wenn man aber bedenkt, daß in mehreren Jahren nur dieses Bildnis entstanden ist, so kann man doch wohl nicht anders sagen, als daß seine Kraft darniederliegt.

Hanna: Sie liegt durchaus nicht darnieder gänzlich. Er bewundert wie nichts in der Welt meine Akt. Nun, ich bin selber viele Monate krank gewesen und habe nicht können in seinem ungesunden und kalten Atelier und ohne Bekleidung stehn, und in eine sehr verbogenen Stellung für seine Geburt der Venus, als Modell. Ich habe es aber mit Anstrengung meiner letzten Kräfte getan, bis ich bin von der Kiste, auf die ich stand, mit eine Ohnmacht zusammengebrochen.

Lucie: Ich setze voraus, daß es an Ihrem guten Willen nicht liegt; das Resultat ist doch aber klar. Und Sie sollten doch verständigerweise die Absichten Mäurers unterstützen.

Hanna (steht auf): Er sagt, daß Mäurer ihn deprimiert; er sagt mir, daß Mäurer ihn entmutigt.

Lucie (lacht herzlich, mit einem Anflug von Bitterkeit): Nun, was die Menschen alles Widersprechende durcheinander schwatzen, unter einen Hut zu bringen, verstehe ich nicht.

Schillings Stimme: Hanna!

Hanna: Sie sehen, er ruft mich, Fräulein Lucie. — (Sie geht zu Schilling hinein, ab.)

(Kaum, daß Hanna Elias verschwunden ist, als ziemlich geräuschvoll Rasmussen eintritt. Er ist als Typus den Fischern der Insel verwandt. Sein Scheitelhaar ist ergraut, der rötlich blonde Bart noch ohne weiße Fäden. Seine Kleidung ist schlecht und recht. Sein Schuhwerk massiv. Er hat eine Ledertasche umgehängt, einen Sommerpaletot überm Arm, einen weichen schwarzen Hut in der Hand, in der Rechten einen kräftigen Stock.

Rasmussen (mit einem großen Schritt über die Schwelle, laut): Na, da bist du ja, Lucie; na, was gibts? Was habt ihr denn wieder ausgefressen? Guten Tag! Wo ist denn Ottfried? Wie gehts euch denn?

Lucie (beschwichtigend): Pst! Stille! Schilling liegt nebenan.

Rasmussen: Pst! Ach so. Entschuldige, Lucie.

Lucie (in halbem Humor): Für einen Arzt, der nicht praktiziert, hast du eine ziemlich lebhafte Praxis, Rasmussen.

Rasmussen: Nächstens erheb ich Honorar. Ihr macht mir wirklich ein bißchen viel Umstände. Übrigens muß irgendein böser Stern in diesen Jahren über uns Freunden wirksam sein; vor noch nicht dreizehn Monaten habe ich meinen Vater verloren, letzten Dezember den Bruder, gleich darauf rieft ihr mich, und ich habe das nahe Ende deiner Mutter prognostiziert; dann liegt noch der Tod einer alten Wohltäterin dazwischen, und nun ist womöglich hier wieder was los. Übrigens kannst du mir glauben, daß die Reise mit Eveline keine angenehme Zugabe gewesen ist.

Lucie: Die Reise mit wem?

Rasmussen: Mit Eveline. Sie kann übrigens noch nicht unten sein. Ich habe mich gleich auf der Färinsel, wo wir gelandet sind, losgemacht und bin zu Fuß durch die Dünen gelaufen. Eh' der Wagen sich durch die Sandwege mahlt, vergeht sicher noch gut eine halbe Stunde. — Denk mal, ich habe jetzt über drei Jahre die See nicht gesehn, obwohl ich geborner Wolliner bin.

Lucie: Erlaube mal, Rasmussen, das ist nicht gut möglich, was du da sagst; denn Hanna Elias ist drin bei Schilling.

Rasmussen: Ja, um Gotteswillen, ich denke, die Sache ist abgetan?!

Lucie: Das ist leicht gesagt, und schwer durchgeführt bei einer Natur wie Hanna Elias.

Rasmussen: Du kannst mir glauben, daß Eveline ebenfalls dieser Überzeugung ist, die Sache sei aus. — Das ist ja aber ein Unglück, Herrschaften! — Warum habt ihr mir eigentlich nicht ein Sterbenswort in eurer Depesche angedeutet?

Lucie: Ich wundre mich auch, daß Ottfried, der mir sonst immer wegen meiner Gedankenlosigkeit Vorwürfe macht, in diesem Falle nicht überlegter handelt.

Rasmussen: Was soll ich denn tun? Ich lese: Herkommen, Schilling erkrankt! — Natürlich lauf ich zu Eveline. Ich nahm doch an und mußte doch annehmen, daß sie besser als ich unterrichtet ist. Und wenn man als Arzt auf eine weltabgeschiedene Hallig berufen wird, so muß man doch irgend 'n Anhalt haben! Apotheke und sonstige Hilfsmittel gibt's doch hier nicht. — Du siehst übrigens auch nicht besonders aus!

Lucie (ausweichend): Wir haben alle wenig geschlafen.

Rasmussen: Donnerwetter nochmal, was machen wir nu!? Ich kann mir an dieser fatalen Geschichte eine Schuld unter keiner Bedingung beimessen. Sogar . . . ich habe sogar noch versucht, als ich merkte, daß Eve-

line nicht unterrichtet war, sie von der Reise zurückzuhalten. Schließlich und endlich: ich wußte nicht, was geschehen war, und also, da sie partout doch mitwollte, was konnte ich ernstlich dagegen tun? Ich hatte im Grunde kein Recht dazu.

Lucie: Dem armen Schilling soll gar nichts erspart bleiben! —

Schillings Stimme (singend):

Am Woasser, am Woasser,
Am Woasser bin i z' Haus.

Rasmussen (horcht und lacht): Na, da wird's ja so schlimm noch nicht sein, Kinder. — Was ist denn also mit Schilling passiert?

Lucie: Ach, wir waren eigentlich sehr froh und vergnügt, bevor diese Fledermäuse hier auftauchten. Wir hatten Reisepläne und große Ideen. Jetzt hab ich dafür nur einen Plan, irgendwie unabhängig tätig zu sein.

Rasmussen: Wo ist denn Ottfried?

Lucie: Er wandelt auf Pfaden höheren Lebens mit einer Verehrerin, Fräulein Majakin.

Rasmussen: Kinder, seid ihr denn alle verdreht geworden? Ich hätte nun wirklich drauf geschworen, daß ein strammer, kurznackiger Kerl wie Mäurer, in seinem Alter, nach dem, was er alles erfahren hat und mit — ich bin kein Schmeichler, Lucie! — dem unverdienten Glück in der Hand, von Experimenten kuriert sein würde. Aber obgleich er das ganze Gegenteil von dem armen Schilling ist, so kriegt er zuweilen doch einen Raptus, der ihn auf einmal eigensinnig und unzuverlässig macht — kurz nachdem man vielleicht zehn Eide auf seine Verläßlichkeit geschworen hätte.

Schillings Stimme: Ist das nicht Rasmussen?

Rasmussen (laut): Jawohl!

Schillings Stimme: Immer rein!

Rasmussen (öffnet die Tür zu Schillings Zimmer ein bißchen und ruft hinein): Na, mein Junge, werd ich nu wieder zu Gnaden angenommen?

Schillings Stimme: Rede blos keinen Unsinn, Rasmussen!

Rasmussen: Nee, das muß ich erst wissen, sonst schmeißt du den Kunstbarbaren womöglich zur Türe hinaus. — Nu sag mal, was heißt denn das, Gabriel?

(Er geht zu Schilling hinein und schließt die Tür hinter sich. Lucie legt ihre Schreibutensilien zusammen, nachdem sie ihren Brief adressiert und mit einer Marke beklebt hat. Darnach tritt Ottfried Mäurer ein, sogleich ohne weiteres Hut und Stock an den Kleiderhaken hängend.)

Mäurer: Herrliches Wetter! Man hört auch wieder den ganzen Morgen deine Glockenboje oder was es ist; als ob die Fische im Wasser Sonntag feierten. Das Inselchen gefällt sogar jetzt Fräulein Majakin. Wir haben den Leuchtturmwärter besucht. Ich habe dir sogar einen wirklichen, toten

Kuckuck mitgebracht, den wir am Fuße des Turms unten einem wahren Massenmordfeld aller unserer Vogelarten gefunden haben.

Lucie: Einen toten Vogel bringst du mir mit, Ottfried?

Mäurer: Bewundere meinen Edelmut, Schusterchen. Da du neulich behauptest hattest, der Kuckuck beehre auch Fischmeisters Oye auf seiner Wanderschaft — du weißt ja, als Schilling so gruselig das Echo herausforderte — so wollte ich dir das noch extra bestätigen.

Lucie (beziehungsreich): Da bringst du mir also einen Vogel, der die Dummheit beging, im Stockfinstern gegen ein „großes Licht" zu fliegen, und der sich bei dieser Gelegenheit den Schädel zerschmettert hat.

Mäurer: Jawohl: der betrogene Idealist liegt unten auf dem Tisch in der Gaststube. Ich gebe dir zu, daß dieser eigentümliche Mißbrauch gläubiger Sehnsucht der Kreatur ohne einen zehnfach eingeteufelten Teufel, einen gesteinigten, höllischen Satan, schwer zu erklären ist.

Lucie: Hat Fräulein Majakin sich an die schreckliche Sprache der Fischer einigermaßen gewöhnt?

Mäurer: Sie sagt, wenn die Fischerweiber und -männer sich unterhielten, das klänge wie eine Versammlung von Seemöwen. Dann hat sie noch eine andere, äußerst nette Bemerkung gemacht: das Geräusch der Brandung erzeuge aus einiger Ferne die Vorstellung eines gewaltigen Stiers, der eifrig Gras rupft und dann wieder ausschnauft. Genau so klingt es, beobachte das mal! Und nun ist sie der Meinung, daß dadurch die Sage von Zeus als Stier und von der Europa entstanden ist.

Lucie: Ich glaube, daß diese Idee, die du vor zwei Jahren mal hier improvisiert hast, den Weg über mich zu Schilling, von Schilling zu Hanna, von Hanna zu Fräulein Majakin genommen hat.

Mäurer: Von mir soll das stammen? Das glaub ich nicht!

Lucie: Übrigens Rasmussen ist bei Schilling.

Mäurer: Rasmussen ist angekommen?

Lucie: Er wundert sich, daß du ihm gar kein Wort von Hanna Elias gedrahtet hast.

Mäurer: Inwiefern denn, Lucie, von Hanna Elias?

Lucie: Wenn du ihn unterrichtet hättest, daß sie hier ist, dann hätte er Eveline Schilling nicht mitgebracht.

Mäurer: Eveline ist hier? (Er wird bleich, zuckt aber, etwas verstockt, die Achsel.) Ja, das tut mir leid! Man soll eigentlich überhaupt seine Hände nicht in fremde Angelegenheiten hineinstecken; aber man will immer wieder Herrgott spielen und Schicksal sein. (Er rafft sich zusammen und tut einige Schritte gegen Schillings Tür.) Na, man muß doch mal Rasmussen guten Tag sagen.

Lucie: Hast du also die Idee ganz aufgegeben mit Griechenland?

Mäurer: Es geht nicht, glaub ich; die Sachen machen sich nicht: ich muß diesen Winter in Berlin bleiben.

Lucie: Wann hast du denn diesen Entschluß gefaßt?

Mäurer: Ich hab ihn nach Durchsicht meiner Verträge leider fassen müssen, Schusterchen.

Lucie (beziehungsreich): Der alten, oder neuer Verträge?

Mäurer: Der alten natürlich! Neue schließt man auf Fischmeisters Ove doch nicht! (Er ist zu ihr getreten und streichelt sie.)

Lucie: Warum nicht? — — Du bist ja so zärtlich, Ottfried!

Mäurer: Wie immer, Schusterchen.

Lucie (sieht ihn groß und ruhig an): Na, geh nur zu deinem armen, verunglückten Griechenlandfahrer hinein!

Mäurer: Bist du verstimmt, Lucie?

Lucie: Nein, nur etwas nachdenklich.

(Sie blickt vor sich nieder und tippt mit dem Finger der rechten Hand auf den Tisch. Mäurer küßt ihre herabhängende Linke und begibt sich zu Schilling hinein ab. Lucie stößt einen resignierten Seufzer aus, und will sich durch die Tür rechts hinausbegeben, wird aber durch Klopfen an dieser Tür zurückgehalten.)

Lucie: Herein! Bitte eintreten!

(Die Tür wird geöffnet und Klas Olfers bedeutet einer mageren, dürftig gekleideten, tief verschleierten Frau einzutreten. Es ist Gabriel Schillings Frau, Eveline Schilling.

Klas Olfers: Ich denke, et würd det Beste sin, wi fragen bei det gnädige Freilein mal nach.

(Lucie, schnell gefaßt, hält Frau Schilling unauffällig im Türrahmen zurück.)

Lucie: Herr Olfers, das muß wohl ein Irrtum sein. Die Dame will wahrscheinlich zu Herrn Rasmussen.

Eveline (ohne den Schleier zu öffnen): Ist Rasmussen nicht hier?

Lucie (tief errötend): Sie sehen, nein!

Eveline: Sie sind Fräulein Lucie Heil, meine Dame.

Lucie (wie vorher): So heiße ich. Woher kennen Sie mich?

Eveline: Sie haben mal bei einer Matinée in der Singakademie, eine Sonate von Schubert gespielt.

(Klas Olfers entfernt sich achselzuckend.)

Darf ich bei Ihnen etwas ablegen? Sie werden vielleicht schon erraten haben, daß ich die unglückselige Frau von Gabriel Schilling bin. (Sie nimmt Schleier und Hut ab, ohne Luciens Erlaubnis abzuwarten.)

Lucie (sehr unruhig): Dies ist hier Professor Mäurers Zimmer. Wenn es Ihnen recht wäre, gnädige Frau, könnten wir lieber in mein Bereich hinübergehn.

Eveline: Vor allen Dingen, wo ist mein Mann?

(Frau Schilling enthüllt sich nun als eine verhärmte, gealterte Frau mit tiefliegenden Augen, hervorstehenden Backenknochen und hektischer Röte auf den Wangen. Sie ist über das fünfunddreißigste Jahr hinaus, erscheint aber älter und ohne weiblichen Reiz.)

Lucie: Sie werden den Wunsch haben, sich etwas zu restaurieren, gnädige Frau? Ich nehme an, Sie sind die Nacht durchgereist; vielleicht ruhen Sie auch erst eine halbe Stunde? Herr Schilling schläft, und jedenfalls dürfte ein Grund zu unmittelbarer Besorgnis nicht vorhanden sein.

Eveline (läßt sich auf einen Stuhl nieder): Heiraten Sie niemals, liebes Fräulein! (Sie weint still in sich hinein.)

Lucie (in peinlicher Verlegenheit): Sie sind übermüdet, gnädige Frau! Sie sind von der Nachtfahrt nervös überreizt und abgespannt. Wollen Sie sich bitte in meine Hand geben. Sie brauchen Ruhe, ich kenne das. Ich habe eine lange Pflege bei meiner armen Mutter hinter mir. Mit Denken und Grübeln ist gegen nervöse Depressionen nicht anzukämpfen.

Eveline (mit dem Versuch, sich zu raffen): Es geht schon vorüber, lassen Sie mich!

Lucie: Ich möchte Sie aber wirklich gern dazu bewegen, mit mir auf mein Zimmer zu gehn!

Eveline: Wissen Sie, wie mir mein Leben vorkommt, Fräulein? — Sie sind eine Frau, warum soll ich nicht offen zu Ihnen sein? — Man baut mit unendlicher Mühe, mit blutigem Mörtel und schweren Steinen ein festes Gebäude, und wenn es fertig ist, ist es ein Kartenhaus.

Lucie: Sie sehen in diesem Augenblick die Welt in einem zu trüben Lichte.

Eveline: Ja, ich sehe sie wie etwas vollkommen Fremdes, etwas vollkommen Uninteressantes, abschreckend Gleichgültiges an. Trostlos ist sie, leer und stockfinster. — Sie glauben, ich übertreibe, Fräulein! Aber ich habe wahrhaftig keine unbescheidnen Wünsche gehegt! Ein Familienleben! Ein bescheidnes Auskommen! Selbst das wenige hat mir der Himmel in seiner unergründlichen Güte versagt. Ja, er hat sich erschlichen, was ich mir verdient habe. Ich war jung wie Sie und vielleicht unternehmender, als Sie sind. Ich weiß es nicht. Ich ging nach England, ich machte Ersparnisse. Ich war gut gekleidet. In meinen Ferien konnte ich reisen. Meine Freundin und ich, wir besuchten Holland, die Normandie, wir brauchten nicht knausern, wir speisten in den ersten Hotels an der Table d'hote! Und nun kam Schilling! Ich dachte, er ist ein redlicher Mensch! Ich dachte, er wird seine Pflichten achten und mein bißchen Erspartes ist bei ihm, dacht ich, in guter Hand. Ja freilich! Sehen Sie mich nur an. (Sie zeigt die großen Flicken in ihrem Rock und das zerrissene Futter ihres schäbigen Jaketts.) Ich habe alles hingegeben, alles umsonst zum Opfer gebracht.

Lucie (mit Überwindung): Es werden bessere Zeiten kommen!

Eveline: Immer morgen, morgen, heute nicht. Heute borg ich mir, was sag ich, erbettle ich mir zwanzig Mark zur Reise von Doktor Rasmussen, und morgen zahl ich vielleicht ein Billett erster Klasse rund um die Welt. Heute leb ich mit meiner Tochter von einer altbacknen Schrippe und etwas abgelassener Milch, und morgen werd ich bei Dressel und Uhl essen. Das ist mir nichts Neues, ich kenne das! Von diesem „morgen" wird man nicht satt. Das ist höchstens für arme, hungrige Säuglinge der mit Essig und Galle getränkte Lutschpfropfen. Man denkt: dein Mann hat dich heute verlassen und morgen kommt er wieder zu dir zurück. Jawohl. Aber wie? Von vier Männern getragen, vielleicht auf dem Sterbebette. — Ich muß ihn sehn! Wo ist Gabriel?

Lucie: Sie werden sich jedenfalls erst beruhigen! Vielleicht sehen Sie ein, daß eine Begegnung in diesem Zustand für beide Teile nicht ratsam ist!

Eveline: Was heißt das? Was tut ihr alle mit mir? Warum laßt ihr mich nicht zu Gabriel? Warum sagt ihr mir nicht, was geschehen ist? Es ist mir alles hier so unheimlich! Was sind das für Stimmen hier nebenan?

Lucie (lügt): Fremde! Vater und Sohn aus Stralsund!

(Hanna Elias tritt aus Schillings Zimmer. Die Frauen betrachten sich einige Sekunden lang mit grenzenlosem Staunen.)

Eveline (in einem Tone des Erstaunens, in dem keine Spur der eben noch vorherrschenden, angstvoll weinerlichen Erregung mehr ist): Hanna, du bist es? — Was treibst du hier?

Hanna: Laß uns vor allen Dingen, Eveline, da wir nun einmal unbegreiflicherweise hier zusammengetroffen sind, wie zwei vernünftige Menschen sein.

Eveline: Unbegreiflicherweise zusammengetroffen?

Hanna: Zufälligerweise jedenfalls!

Eveline: Also ist deine Anwesenheit hier zufällig!? Oder meinst du, daß es unbegreiflicherweise und zufällig ist, wenn sich eine Frau zu ihrem angetrauten Manne begibt, nachdem sie erfahren hat, daß er vielleicht lebensgefährlich krank geworden ist? Wie kommst du hierher, was willst du hier?

Hanna: Es handelt sich nicht um uns augenblicklich, sondern meinethalben um deines Mannes Wohlergehen. Also bitt ich dich, frage mich jetzt nicht weiter. Jedenfalls nicht hier, denn ich sage dir, daß es Schilling erspart werden muß, einen Zank zwischen uns zu sehn. Ich gehe mit dir an den Strand hinunter. Dort will ich dir Rede und Antwort stehn.

Eveline: Bitte, bitte, Hanna, ganz ohne Umschweife: wie kommst du hierher, was suchst du hier? Das Rätsel möcht ich gerne gelöst wissen. Wie kommt's, daß ihr auseinander seid, und ich betrogener, armer Esel von einer Frau glaube daran, daß es aus mit euch ist, und ihr lacht mich

aus hinter meinem Rücken! — Hast du ihn wieder rumgekriegt? — Hast du ihm wieder weisgemacht, daß du keine Allerweltsdame bist? Oder muß man vielleicht Allerweltsdame sein, um dem eigenen Gatten zu gefallen?

Hanna (für einen Augenblick ohne Selbstbeherrschung): Eher bist du eine Allerweltsdame! — Und ich bitte dich, höre jetzt auf damit! — Wenn du ein Gefühl von weibliche Würde hast, so höre jetzt auf mit diesen Ton und solchen Beleidigungen, in diesen Augenblick.

Eveline (zu Lucie): Diese Dame spricht von weiblicher Würde!

Hanna: Ich spreche von weiblicher Würde, gewiß!

Lucie: Meine Damen, Sie sind hier in einem kleinen Gasthause, bedenken Sie das! Wir dürfen kein solches Aufsehen machen. Es ist unmöglich, daß Sie so fortfahren. Schon allein um des Kranken willen nicht.

Eveline (zu Lucie): Lassen Sie sich mal von dieser Dame erzählen, Fräulein, mit welchen Mitteln, welchen Schlichen sie hinter Gabriel her gewesen ist, bis sie ihn so weit bekommen hat. Wie sie mir erst hat Freundschaft geheuchelt: „Du bist zu geduldig! Du mußt mehr beanspruchen! Du mußt ihm klar machen, daß du ein gleichberechtigter Mensch und nicht eine Sklavin bist. Ihr deutschen Frauen seid alle Sklavinnen." So hieß es, so ging es in einem fort, und ich bin auch zuerst drauf reingefallen, bis ich dann merkte, worauf es hinauslief, und daß sie sich Gabriel kapern wollte, weil der eigene Mann ihr überdrüssig war. Eine schöne Gesellschaft! Eine brave Familie! Erzähle doch! Immer erzähle doch! Da hast du Gesprächsstoff, beste Hanna! Da hast du für deine Suade genug!

Hanna: Solche fantastische, krankhafte Märchen, ausgebrütet von eine sich beleidigt glaubenden Frau, berühren mich nicht.

(Rasmussen fährt wild aus Schillings Tür heraus, die er hinter sich sorgfältig ins Schloß klingt, ehe er spricht.)

Rasmussen: Donnerwetter, was ist hier los, Herrschaften?! Was macht ihr euch eigentlich von Schillings Zustand für eine Vorstellung? Er wird unruhig, er fragt; was soll ich ihm antworten? Verlegt euren Kampfplatz wo andershin!

(Eveline vergißt Hanna und starrt Rasmussen an. Hanna weicht mit Entschluß und geht zur Tür rechts hinaus.)

Eveline (will an Rasmussen vorüber zu Schilling hinein): Wo ist mein Mann?

Rasmussen (sie zurückhaltend): Immer erst hübsch abwarten!

Schillings Stimme: Rasmussen!

Rasmussen (Eveline energisch festhaltend, die bestrebt ist, sich loszumachen): Ich sage dir, wenn du noch einen Funken Besinnung hast, wenn du noch einen Funken Liebe aufbringen kannst für deinen Mann, wenn dir daran

liegt, ihn noch einige Zeit zu behalten, am Leben überhaupt zu erhalten, mein ich, so geh jetzt nicht zu ihm hinein.

Eveline (mit einem unwillkürlich hervorbrechenden, hilferufartigen und eigensinnigen Schrei): Gabriel!

Schillings Stimme (schnell und erschrocken): Der bin ich! (Schilling erscheint in der Tür. In dem edlen, aber furchtbar veränderten Gesicht liegt Bestürzung und Staunen): Was ist denn passiert??

Rasmussen: Nichts! Es ist gar nichts weiter passiert! Es hat sich nur wieder herausgestellt, daß eine Frau und gesunde Vernunft nicht vereinbar sind.

Eveline (die Worte mühsam hervorwürgend): Du hast mich belogen, Gabriel! Warum hast du mich hintergangen, gerade in einem Augenblick, wo ich wieder in meinem Innern Hoffnung schöpfte? Du sagtest, du habest dich freigemacht. Du sagtest, du habest mit Hanna gebrochen, und gerade in diesem Augenblick entdecke ich, daß du ein kalter, grausamer, hartgesottener Betrüger bist. Gabriel, warum tatest du das? Warum zerstörst du in mir den letzten, erbärmlichen Rest von Achtung für dich? — Nein, ich kann einen Menschen wie dich nicht mehr achten!

Schilling (hat abwechselnd errötend und erblassend mit einem gespannten, fast blöde fragenden Ausdruck zugehört. Er läßt seinen Blick, wie um Auskunft bittend, von Lucie zu Rasmussen wandern und sagt dann mit einem erstickten, kurzen Auflachen): — So! Diese Ansicht teile ich. — — — Was führt dich eigentlich her, Eveline?

Eveline: Frage lieber, was Hanna hierher führt, Gabriel.

Rasmussen: Und nun ist die Kontroverse geschlossen. — Ich bin Arzt, Eveline, dein Mann ist krank . . .

Schilling: Red keinen Unsinn, ich bin nicht krank! — Du hast doch nicht am Ende gedacht, Eveline, es ist Matthäi am letzten mit mir? — Den Gefallen tu' ich der Welt noch nicht! — Wenn du's nicht glauben willst, frage mal Rasmussen! — Die ganze Geschichte, Eveline, läuft einfach auf einen etwas geschmacklosen Spaß hinaus, den ich mir leider gestern gemacht habe.

Eveline (faßt sich an den Kopf, wie besinnungslos): Fort, fort, sonst verliere ich meinen Verstand! — (Sie will hinaus.) —

Schilling: Eveline, du wirst jetzt hier bleiben!

Eweline: Ich kann nicht bei einem Menschen bleiben, der mein Mann, mein angetrauter Ehemann, Vater meines Kindes, und dabei willenloser Sklave einer gemeinen Dirne ist.

Rasmussen: Na, na, na, na! Jetzt aber Schluß, Eveline!

Schilling (nach kurzem Schweigen, mit demselben, hilflos fragenden Ausduck wie vorher): Ja, woran liegt das alles? Ich weiß es nicht. Ich

habe nach etwas . . . . wie soll ich sagen? Ich habe nie bewußt nach dem Schlechten gestrebt! Ich hatte wirklich nie böse Absichten!

Eveline: Stelle dich gleichgültig, Gabriel; es wird ein Tag kommen, wo du den Unterschied zwischen einer Frau, die du jetzt mißhandelst, und einer Hanna Elias einsehen wirst. (Hanna Elias stürzt in vollständig zügelloser Raserei herein und auf Eveline los, kreischend und mit geballten Fäusten.)

Hanna: Es ist mich gleichgültig, was du von mir sagst! Ich speie darauf, es ist mich gleichgültig! Ich speie auf deine verfluchte Liebe! Du hast keine Liebe! Du lügst, du lügst! Du hast dicken, geschwollenen Vipernhaß! Du hast Gift, du hast Stacheln, du hast keine Liebe! Wie quälst du jetzt deinen kranken Mann! Pfui! Schamlose, Schlechte, Niederträchtige! Keinen Funken von Herz, keinen Funken von Gott! Da, stich mich! Triff mich mit deine Augen! Triff mich mit deine Dolch von Blick! Triff mich mit einer richtigen Dolchspitze! Da! Was ist mir Leben! Was liegt mir daran? Nur geh, geh und laß meinen Gabriel! Er ist nicht dein! Du hast ihn verspielt! Mein, mein! Ich fühl's! Er ist mein, mein Gabriel!

(Unter den Fenstern erschallt plötzlich das mißtönige Geräusch eines kleinen, erregten Janhagels. Kinder, Weiber und halbwüchsige Burschen miauen, husten und schreien: „hoho". Der Lärm wird durch die energische Stimme von Klas Olfers beschwichtigt: „Ruhe, macht, dat ji wegkommt! Wat wollt ihr hier!" Rasmussen hat, um sie zu beruhigen und ihre wahnsinnige Erregung zu dämpfen, Hanna in seine Arme geschlossen. Er drängt sie langsam hinaus. Mäurer hat den größten Teil der letzten Szene miterlebt, hinter Schilling in der Tür stehend. Eveline ist stumm und besinnungslos vor Entsetzen. Ihr Blick bleibt, solange sie im Zimmer ist, mit grauenvollem Staunen auf Schilling haften. Dieser steht bewegungslos und schluchzt nur einige Male krampfhaft. Seine weitgeöffneten Augen stehen voll Wasser. Das Taschentuch wie einen Knebel im Mund, geht Eveline an Schilling vorüber, von Lucie geführt, hinaus. Stillschweigen.)

Rasmussen (nach einigem Stillschweigen zu Schilling): Na, es kommt auch mal wieder anders, Schilling!

Mäurer (legt mit einem leichten Schlag seine Hand auf Schillings Schulter):

> Duck dich und laß vorübergahn,
> Das Wetter will sein' Willen han.

Schilling (Mit unendlichem Grauen im blutlosen Gesicht): Wir sind keine Griechen, mein lieber Junge! (Mäurer klopft ihm weiter auf die Schulter, sehr bewegt; unwillkürlich umarmt er ihn. Eine Weile herrscht Schweigen. Rasmussen tritt dazu.)

Schilling (indem er beide ein wenig beiseite zieht, mit qualvollem, inneren Ausbruch): Der Ekel erwürgt mich. Gift! Gebt mir Gift! Ein starkes Gift, Rasmussen!

Fünfter Akt

Die Strandgegend wie im ersten Akt. Der Schuppen der Rettungsstation, die Gallionfigur, das Fischerboot auf der Düne, der Signalmast, die Bretter hinter dem Schuppen.

Die Sonne ist hinunter, allein es bedeckt den Himmel eine starke Abendröte, so daß eine magische Helligkeit verbreitet ist.

Lucie und Fräulein Majakin kommen langsam vom Strande herauf.

Lucie: Ich muß Ihnen sagen, ich habe vor alledem jetzt, nach allem, was vorgefallen ist, einen so ausgesprochenen Widerwillen, daß ich lieber freiwillig alles hingeben würde, als nur den kleinsten Versuch in der Art dieser Weiber zu tun.

Fräulein Majakin: Man kämpft doch aber für das, was man liebt — und naturgemäß, scheint mir, Fräulein Heil.

Lucie: Ich würde unter gar keinen Umständen dafür kämpfen. Ich habe von Harpyen gelesen. Sie sind wie Harpyen, diese Weibsbilder. Niemals geben sie, wenn sie es erst in den Klauen haben, ihr Opfer frei. Nur daß sie schön singen, kann ich nicht finden!

Fräulein Majakin: Wie geht es Herrn Schilling?

Lucie: Schilling schläft! Einen totenähnlichen Schlaf, seit Stunden.

Fräulein Majakin: Es gibt bei manche Krankheiten zuletzt einen solchen furchtbaren Schlaf, aus dem kein Erwachen ist.

Lucie: Das hat mir auch Rasmussen angedeutet.

(Kurzes Stillschweigen.)

Fräulein Majakin: Herr Mäurer scheint sehr an Ihnen zu hängen, Fräulein Heil.

Lucie: Ich betrachte Mäurer als meinen Freund und werde ihn immer dafür betrachten. Wie er sein Leben im übrigen einrichtet, kümmert mich nicht. Er ist frei! Ich verlange durchaus nichts von ihm. Ich danke Gott, daß ich durch mein bißchen Begabung immer sozusagen mein Brot finde.

Fräulein Majakin: Ist es richtig, Sie waren angestellt zwei Winter lang in Dresden an die Opernorchester?

Lucie: Das ist allerdings wahr. Wenn ich aber jetzt etwas unternehme, so werd ich vielleicht in irgendeiner Mittelstadt ein kleines Musikinstitut errichten.

Fräulein Majakin: Glauben Sie, ob Professor Mäurer jemals wird heiraten?

Lucie (lacht): Das weiß ich nicht! — Wenn man betrachtet, was er mit seinen Freunden erlebt, so ist es kein Wunder, wenn er sich ängstet.

Fräulein Majakin: Es scheint mir auch. Er scheint mir ein Feind von die Ehe zu sein.

Lucie: Sind Sie vielleicht eine Freundin vom Heiraten?

Fräulein Majakin: Ich kann mich denken, daß eine Frau von ein Mann, wie Professor Mäurer ist, durch ein ganzes Leben gefesselt wird. Das kann ich mich denken, Fräulein Lucie.

Lucie: Aber daß Sie ihn ebenso lange fesseln, glauben Sie das?

Fräulein Majakin: Ich kann überhaupt nicht Herr Mäurer fesseln. Er hat eine sehr große Liebe, eine sehr große Bewunderung für eine ganz andere Dame, als mich. — Wissen Sie, daß wir werden abreisen?

Lucie: Warum wollen Sie denn schon abreisen, Fräulein Majakin? Lassen Sie Hanna Elias abreisen! Möchte sie sein, wo der Pfeffer wächst. Geben Sie ihr Eveline Schilling mit! Wenn es Ihnen hier so gut gefällt, wie Sie sagen: bleiben Sie doch!

Fräulein Majakin: Ich glaube kaum, daß dies ist, was Sie sagen, Ihr Ernst, Fräulein Lucie. Und wenn es wirklich wäre der ganze Ernst Ihres Frauenherzens, ich bleibe nicht. Auch ich bin, glauben Sie mir, durch das, was ich habe sehen und hören müssen, mit diese traurige Liebesschicksal von diese arme, gebrochene Künstler und Mann . . . auch ich bin ein wenig erschreckt davon.

Lucie: Ich bin so wütend, ich könnte diese Weibsbilder prügeln, glauben Sie mir, ich möchte sie ganz gehörig mit beiden Fäusten schrecklich durchprügeln.

Fräulein Majakin: Und mich dazu?

Lucie: Nein. Sie, Fräulein Majakin, würd ich nicht durchprügeln. Ich würde nur wünschen, daß Sie ganz ruhig zurück zu Ihrem Herrn Vater gehn. — Glauben Sie nicht, daß Mäurer ein Mann wie Schilling ist! Mäurer nimmt „eins zwei drei", was er haben will, und dann geht er und modelliert seine Statuen. Skrupel macht er sich weiter nicht.

Fräulein Majakin: Dann hat er die rechte noch nicht gefunden.

Lucie (lacht): Vielleicht; wer weiß, Fräulein Majakin.

Fräulein Majakin: Es liegt immer daran, wenn ein Mann so unstät ist, daß ihm die Frau, die ihn versteht, bis in der geheimste Regung der Seele, noch nicht begegnet ist.

Lucie: Vielleicht wissen Sie eine Frau für ihn! Jede Frau denkt allerdings, sie sei die rechte. Ich schwöre sogar, die arme Eveline ist überzeugt davon, daß sie für Schilling die ausgesucht einzig richtige Gattin ist. Aber man kann ja nicht wissen, ob Ihr Instinkt nicht wirklich das Richtige trifft, Fräulein Majakin. (Kurzes Stillschweigen.) Finden Sie nicht, es ist etwas so Verhaltenes, etwas, was förmlich beängstigt, in der Luft?

Fräulein Majakin: Etwas Totes, ja. Das macht die Windstille.

Lucie: Es drückt! Sehen Sie mal. Wie jedes Boot doppelt auf der absolut spiegelglatten Fläche liegt. Ich möchte um Schillings willen, daß Wind käme. Er hat sich so sehr einen Sturm gewünscht.

Fräulein Majakin: Meistens erschrickt der Mensch vor die Natur; manchmal scheint die Natur vor den Mensch zu erschrecken.

Lucie: Mit Schilling, glaub ich, ist es aus.

(Schon seit einiger Zeit hat man in der Ferne rufen gehört. Fischer laufen unten am Strand hin und her. Lucie und Fräulein Majakin schenken diesen Vorgängen keine Aufmerksamkeit. Sie sind nun, immer weiter nach vorn hin schreitend, rechts zwischen den Dünen verschwunden. Der Tischlermeister Kühn kommt mit seinem Lehrjungen, der eine Radwer führt. Sie beginnen Bretter aufzuladen.)

Kühn: Junge, mach fix, et gibt Wind!

Der Junge: Wat haben denn de Fischers unten am Strande, Meester?

Kühn: De Häring kommt.

Der Junge: Sehen Se nicht de Lichter draußen uf See, Meester? Unsre Fischer sind alle schon draußen.

Kühn: Na, denn laß se man machen und lade de Bretter uf.

Der Junge: Ob wohl der Kunstmaler aus Berlin sterben wird, Meester?

Kühn: Halt's Maul! wat jeht uns dat an!

Der Junge: Ick dachte bloß, weil wir dem kienenen Sarg machen.

Kühn: Für wen man so'n Sarg machen dut, det weeß Jott!

Der Junge: Meester, Meester, dort kommt er ja.

Kühn: Wer denn?

Der Junge: Denn is er ja jar nich krank, Meester.

(Gabriel Schilling kommt von links, aus den Dünen. Er ist unzureichend bekleidet: Hemd, Beinkleider, Jackett, keine Weste, kein Hemdkragen, keine Strümpfe in den Schuhen. Er geht schnell, wie ein Nachtwandler, gerade auf die Gallionfigur zu, die im Scheine des Blinkfeuers vom Leuchtturm in bestimmten Zwischenräumen heller beleuchtet wird. Nahe heran gekommen, steht er still und blickt zu ihr hinauf.)

Kühn: 'N Abend.

Schilling (mit verrosteter Stimme, erschrocken): Guten Abend. Wer sind Sie denn?

Kühn: Sind Sie vielleicht der Herr Maler Schilling, wenn ich fragen darf?

Schilling: Pst! Namen und Stand tut hier nichts zur Sache. — Sagen Sie mal, wie kommt denn das, daß diese Figur dort oben immer abwechselnd hell und dunkel wird?

Kühn: Na, das kommt ganz natürlich von dem Blinkfeuer.

Schilling: Ich habe das schon eine ganze Weile von Ferne beobachtet. Ich wußte gar nicht, was es bedeutet.

Kühn: Wieso bedeutet?

Schilling: Ich wollte erst nicht herüberkommen. Schließlich dacht' ich

mir aber, daß es doch was bedeuten muß. — Woher stammt denn eigentlich diese Figur?

Kühn: Sie stammt von einer dänischen Kutterbrigg, die hier draußen gesunken ist.

Schilling: Richtig! Natürlich! Schiff und Mannschaft natürlicherweise zugrunde gerichtet.

Kühn: Da haben Sie ganz recht. So ist et och.

Schilling: Wie hieß denn die Brigg?

Kühn: Sie hieß doch Ilsabe.

Schilling: Den Namen kenn ich von irgendwo her.

Kühn: Sie werden ihn auf 'm Kirchhof gelesen haben, wo die gelandeten Leichen von der Ilsabe begraben worden sind. Da ist ja 'n Kreuz und auf dem steht Ilsabe.

Schilling: Eigentlich liegen wir recht gut, da oben im Sande.

Kühn: Wie sagen Sie, wenn ich bitten darf?

Schilling: Na, eine schönere Stelle, begraben zu werden, gibt's doch nicht. Oder möchten Sie etwa lieber in Berlin auf so einen Massenkirchhof begraben werden?

Kühn: Na, so weit bin ich überhaupt noch lange nicht.

Schilling: Keine Automobilomnibusse, keine Straßenbahnwagen, immer nur die rennenden, springenden, kleinen Sandkörnerchen! Frischer, gesunder, nasser Sturm! Der schöne Salut des Meers überm Grabhügel!

Kühn: I, da hat man ja nischt mehr von!

Schilling: Das sagen Sie so! Wer weiß denn das, Meister? Ich hab aber irgendwo mal gelesen: „Gott löscht nicht aus im dunklen Grabesschoß, was er entzündet hat im dunklen Mutterschoß" — Übrigens, gucken Sie doch mal hinter sich.

Kühn (tut es): Warum nicht? Wat soll denn dort sind, Herr Professor?

Schilling: Das versteht sich von selbst. Da brauchen Sie meine Erklärung nicht. Da hat wahrscheinlich das Wasser noch einen armen Teufel auf den Strand gespült.

Kühn (der nichts sieht, verdutzt): Was denn für'n armen Teufel?

Schilling (immer starr blickend): Gott, ich weiß ja nicht, wer das ist, den sie da begraben. Ist das bei Ihnen immer so, daß der Pfarrer der erste ist und dann erst die Kinder mit dem Kruzifix kommen? Komisch ist bloß: sie singen ja nicht.

Kühn: I, Sie wollen man mit mich Ihren Spaß haben!

Schilling: Dem armen Schlucker von der Ilsabe haben Sie doch den hölzernen Schlafrock auch gemacht!?

Kühn: Denn müssen Sie mehr als unsereener zu sehen kriegen. Anders versteh ich det nich.

Schilling: Glauben Sie denn, ich erkenne meinen alten Freund Mäurer nicht, weil er einen Zylinder auf hat, einen Regenschirm in der Hand hält, und weil es ein bißchen stürmt und graupelt?

Der Junge: Meester, ich furcht mir, der is jo wahnsinnig!

Schilling: Und die Damen, glauben Sie, kenn ich nicht? Die Weibsleute, die da hinterdrein laufen und die ... und die ... und die ihre Röcke so sorgfältig hoch nehmen, weil ihnen bei dem Regen das die größte Hauptsache ist?

Kühn: Aber et fällt ja keen Troppen vom Himmel, Herr Schilling.

Schilling (schlägt sich vor den Kopf): Ja, Donnerwetter noch mal, Sie haben ja recht, wo ist man denn? (Er hält die Hand in den vermeintlichen Regen.) Kein Tropfen, wahrhaftig. Na, einerlei. Ich hätte geschworen, daß da so etwas geflunkert hat. Na nu aber, nu aber, sehn Se mal, Meister: sind das nun sechs Fischer, die die lange, gelbe Kiste auf den Schultern tragen, ja oder nein, Meister? Na nu müssen Sie doch zufrieden sein.

Kühn: Wenn Sie aber nun noch so weiter reden, bester Herr, denn kriege ick Angst, det et umgeht hier uf de Insel, und denn mach ick mir lieber ...

Schilling: Sie haben recht. Ich merke das ja. Ich vermenge nämlich immer ganz einfach Wirklichkeit und Einbildung.

Kühn: Da kommen Leute, die suchen nach Sie, Herr Schilling.

Schilling: So? — Wo denn? — Wenn Sie etwa irgendwer fragen sollte ... Nichts! sagen Sie nichts! Oder sagen Sie, daß ich tausendmal lieber ... oben in der Nähe von dem Kreuz von der Ilsabe eingebuddelt bin, als im schönsten Berliner Mausoleum. Und daß man, wenn man die Hände so aufhebt, nur immer gradaus, immer geht, nur geht — man auch draußen im Meer schlafen kann.

Kühn (lacht): Gut!

Schilling (der seine Arme, ähnlich wie ein Beter, gegen das Meer hoch gehoben hat): Und wenn Sie noch jemand nach mir fragt, dann sagen Sie: der Maler Schilling hat hier auf Fischmeisters Oye die beste Idee seines Lebens gehabt ... oder sagen Sie lieber bloß, ich bin baden gegangen.

(Von dem Gallion, das er noch immer hungrig anstarrt, sich mühsam losreißend, verschwindet Schilling, eigentümlich lachend, mit hocherhobenen Händen in der Dunkelheit.)

Kühn: Nu soll mich noch eener sagen, wenn der nich sein eignes Totenbejängnis jesehn hat!

(Kühn und der Junge mit einem Stapel Bretter auf der Radwer ab. Dr. Rasmussen und Professor Mäurer kommen von rechts, im Gespräch ruhig schreitend, gelegentlich stehen bleibend.)

Rasmussen (zurückblickend): Was mag denn eigentlich bei Klas Olfers

los sein? Da kommen ja in einem fort Leute mit Laternen aus dem Haus.

Mäurer: Es ist wohl 'n neuer Schub Fremder gekommen.

Rasmussen: Eveline wacht jedenfalls vor morgen früh nicht auf. In solchen Fällen ist wirklich das einzig Wahre: Morphium.

Mäurer: Schilling schläft ohne Morphium. Kannst du mir denn um Gottes willen nicht sagen, was diese bleierne Betäubung, in die er verfallen ist, eigentlich zu bedeuten hat?

Rasmussen: O, ja. Der medizinische terminus technicus interessiert dich wohl nicht. Mach dir nur einfach klar, es ist ein Schlafzustand, aus dem nur noch ein vorübergehendes Erwachen möglich ist.

Mäurer: Wieso denn „nur noch"? Was soll das heißen?

Rasmussen: Gut, reden wir weiter nicht davon.

Mäurer: Ich nehme noch an, du willst doch damit nicht sagen, Rasmussen, daß für Schilling keine Rettung mehr ist.

Rasmussen: Allerdings, Ottfried, will ich das sagen.

Mäurer: Deutsch und deutlich: daß Schilling sterben wird?

Rasmussen: Hör mal, rege dich weiter nicht auf, Ottfried. Das Leiden hat in schleichender Form wahrscheinlich seit einem Jahrzehnte in ihm gesteckt. Seine moralische Schlappheit wird dadurch erklärlich. Sonst hätte er wahrscheinlich den Weibern und allen korrumpierenden Einflüssen, seiner Natur nach, mehr Energie entgegengesetzt. Jedenfalls bin ich froh, daß ich noch meinen Frieden mit ihm gemacht habe.

Mäurer (drückt furchtbar Rasmussens Arm): Willst du denn damit sagen . . . unmöglich . . . das wäre ja grauenvoll.

Rasmussen: Ja, ja, ja, ja, mein Lieber, daran ist wahrhaftig nichts zu ändern. Zerbrich mir nicht meinen Unterarm. Schilling ist ein verlorener Mann und wird diese Insel nicht lebend verlassen.

Mäurer: Und du willst behaupten, ein Zweifel ist ausgeschlossen?

Rasmussen: Wenn es dir Spaß macht, zweifle daran. Aber schließlich war Schilling schon so wie so ein bißchen unter die Räder geraten. Seine Integrität als Gentleman hatte sogar einen unangenehmen Flecken gekriegt, weshalb ja, wie dir besser bekannt ist als mir, seine eigenen Fachkreise von ihm abrückten.

Mäurer (aufbrausend): Das war eine unqualifizierbare Hetzerei, Rasmussen. Dort steckt die Gemeinheit, wo man dieser grundnoblen Natur nachgeredet hat, er ließe sich von Hanna Elias und von den Geldern ihrer Liebhaber aushalten. Meine Hand ins Feuer, das war ja gerade der Fehler dieses armen Kerls, daß es ihm gegen den Anstand ging, seinen Arm auch nur nach einer Mark auszustrecken.

Rasmussen: Schön! Aber damit erreicht man eben doch schließlich nichts.

Mäurer: Meiner Ansicht nach hätte Schilling in der Kunst sehr möglicherweise trotzdem noch was Passables erreicht. Man mußte nur seinem trägen Willen nachhelfen. Du hätt'st ihn sehen sollen, noch wie er vor einigen Tagen war, als wir ihn hier tüchtig aufgepolstert hatten und bevor sein Verhängnis, in Gestalt dieser Hanna, hier auftauchte. Und deshalb behaupt' ich auch, wenn sein Leiden älteren Datums ist, so ist es doch erst seit der Ankunft der Weiber in das galoppierende Stadium eingetreten. Als er oben am Kirchhof zusammengebrochen war und wir kamen dazu und sahen diese Hanna über ihm, da kam es mir vor, als müßte nun irgendwelcher höllische Hakelberend zu dieser vollendeten Hatz das Halali blasen.

Rasmussen: Wo es aber dann noch ärger gekommen ist. Hüte dich nur vor der Majakin.

Mäurer: Ich bin kein Gabriel Schilling, Rasmussen. In vierzehn Tagen pack' ich mir meine Lucie ein und rutsche mit ihr nach Florenz hinunter.

Rasmussen: Warum heirat'st du denn das Mädel nicht?

Mäurer: Weil das für unsereinen immer die Klippe ist.

(Klas Olfers kommt.)

Klas Olfers: (schon aus einiger Entfernung) 't giebt Sturm, Herrschaft. Is Herr Moaler Schilling hier bei Sie, meine Hern?

Mäurer: Gott sei's geklagt, da können wir leider nicht mit Ja antworten. Mensch, schlag mich tot, ich kann das nicht in meinen Hirnkasten kriegen, daß es da wirklich keinen Ausweg geben soll.

Rasmussen: Ich denke, das ist doch'n Ausweg, Ottfried.

Klas Olfers Herr Schilling is nich tu Hus. Hei is heidi up und davon loopen.

Mäurer: Mein braver Herr Olfers, Sie täuschen sich.

Klas Olfers: In goar keenen Fall, ich täusche mich nich, Herr Professor; 's Bett is leer, wir suchen em und wi finden em nich.

Rasmussen: Weit kann er gar nicht gegangen sein. Vielleicht hat er sich auf den Flur geschleppt und wird möglicherweise in einem Ihrer leeren Zimmer liegen.

Klas Olfers: Nee, is nich! Ick und Frau Elias, wi hoaben oalle Zimmer bis unner de Betten abgesucht. Hei is fort! Hei is gegen den Strand hin loopen!

Mäurer (ruft durch die hohlen Hände): Schilling! Schilling!

Rasmussen: Kinder, da müssen wir allerdings stramm suchen gehn. Es ist gar nicht unmöglich, daß er hier draußen irgendwo halb oder ganz bewußtlos liegt. Er kann die Nacht durch hier draußen nicht liegen bleiben.

Mäurer (wie vorher): Schilling! Schilling!

Rasmussen: Ich glaube schwerlich, daß er dich hört.

(Schuckert mit zwei anderen Fischern kommt. Schuckert trägt eine brennende Laterne.)

Klas Olfers: Na, Schuckert, wat is?

Schuckert: Wi hewen nix funden. Wi hewen binoah den ganzen Strand bis Grobe hin abgesucht.

Klas Olfers: Und da häbt jie nix von dem Moaler Schilling, ock in den Dünen nich, gespürt?

Schuckert: Nich an Strand unten und ock nich in den Dünen. (Er schreit durch die Hände): Ahoi! Ahoi!

(Fischer rechts am Strande antworten.)

Die Fischer: Ahoi! Ahoi!

Schuckert: Häbt jie wat funden?

Die Fischer (rufen zurück): Nä, wi nich!

Mäurer: Wer kommt denn dort?

(Der Wind bricht los mit gesteigerter Heftigkeit. Alle können nur mühsam gegen ihn ankämpfen.)

(Lucie kommt.)

Lucie: Famos, Ottfried, daß Schilling doch seinen Sturm noch kriegt!

Mäurer: Wir sind auf der Suche nach Schilling, Lucie! Schilling ist nämlich aus dem Bett gestiegen und hat sich leise davongemacht.

Rasmussen: Wir wollen mal überlegen, Kinder!

Lucie (spontan): Flucht! begreiflicherweise Flucht! — Dann ist das doch Hanna Elias gewesen. Es schreit nämlich eine weibliche Stimme dort unten in der Nähe, wo Fischer Kummer wohnt, fortwährend mit einigen Leuten herum.

Mäurer: Schusterchen, geh und such sie auf. Gib mal acht: du hast die Aufgabe, sie möglichst von Schilling fernzuhalten.

(Der Tischler Kühn tritt aus der Dunkelheit heran.)

Kühn: Suchen Sie den Herrn Maler Schilling, meine Herrn?

Mäurer: Jawohl, jawohl!

Kühn: Herr Schilling ist eben, vor eene kleene halbe Stunde erst, hier gewesen.

Mäurer: Wo ist er gewesen?

Kühn: Hier, meine Herren.

Mäurer: Täuschen Sie sich da etwa nicht, Meister?

Kühn: Ich hab sojar jesprochen mit ihm.

Mäurer: Was haben Sie denn mit ihm gesprochen?

Kühn: So allerhand! Und dann ooch was, was mir jetzt erst uf die Seele gefallen ist. Ich sollte gehn und sollte Ihnen sagen, daß Herr Schilling baden gegangen is!

Klas Olfers: Nanu, Schuckert, nu woll wi den Schuppen ufmaken!

Nu woll wi dat kleene Boot flottmachen. Komm man fix. Hast du den Slissel mitbrockt, Tjung?

Schuckert: Tja, Klas Olfers, ick hebb em all.

(Schuckert verschwindet hinter dem Schuppen, man hört den großen Schlüssel knarren und danach das große Tor aufgähnen.)

Rasmussen: Herr Olfers, ich werde mit ins Boot steigen. (Zu Mäurer): Es ist tatsächlich nicht ausgeschlossen, daß Schilling in seiner Wassergier noch mal hinausgeschwommen ist.

(Er läuft mit Klas Olfers und den anderen Leuten hinter den Schuppen, von wo man hört, wie alle zusammen das kleine Rettungsboot herausschaffen. Zuweilen dringt das dumpfe Poltern der Ruder durch den zunehmenden Wind. Das Meer beginnt stärker zu rauschen.)

Lucie: Ich suche Hanna Elias auf.

Mäurer: Wart mal! Wenn der arme Kerl wirklich mit Selbstmordgedanken etwa hinausgeschwommen ist, und ihn draußen womöglich Reue anwandelt . . . Komm, wir machen ein Feuer an.

Lucie: Die Pechpfanne brennt ja schon vor dem Schuppen.

(Das rote Licht der Pechpfanne und beleuchteter Rauch dringen hinterm Schuppen hervor. Mehr und mehr Fischerweiber und Kinder kommen, in den Wind schwatzend und schreiend, aus der Dunkelheit. Sie fragen einander, dringen auf die Männer ein, um zu erfahren, was los ist; diese aber scheinen wortkarg nur damit beschäftigt, das Boot klarzumachen. Die Jungen klettern auf das umgestülpte Boot auf der Düne; einige die Strickleiter am Signalmast empor. Das Boot ist inzwischen ins Wasser gebracht.)

Mäurer (zu den Leuten, die ihn bestürmen): Ich weiß nicht! Ich kann keine Auskunft geben! — Ich weiß nicht! — Ich weiß nicht! — Es tut mir leid!

(Hanna Elias, in aufgelöstem Zustande, dringt durch die Menge hervor.)

Hanna: Herr Professor Mäurer, ist er gefunden?

Mäurer: Nein. Eben erst ist das Boot flottgemacht.

Hanna: Er ist immer noch nicht gefunden?

Mäurer: Nein.

Hanna: Ich will mit ins Boot, ich muß mit hinausfahren.

(Sie reißt sich los, und eilt fliegenden Haares, gegen das Boot hinunter.)

Lucie: Ich weiß nicht, ich kann ihr nicht böse sein!

Mäurer: Wie denkst du? Wollen wir uns auch anschließen?

Lucie: Sieh mal, wie das gespenstisch ist! Das ganze Meer sieht wie Steinkohle aus! Und es wirft schon wieder ziemliche Schaumkämme.

Mäurer: Auch förmlich wie gelber Steinkohlenschaum.

Lucie: Schön! Und sieh mal im nassen Sande die gelben Reflexe.

Mäurer: Ja, gelb und dahinter purpurrot! — Sag mal, du bist ja so ruhig, Schusterchen.

Lucie: Ich weiß nicht, seit der Wind so auffrischt, kommt so ein neues, frisches, freies Gefühl über mich. — Ich glaube nämlich . . . jetzt ist er für ewig geborgen!

Mäurer: Hast du Schilling gern gehabt?

Lucie (zu ihm aufblickend): Nicht so, wie dich!

Mäurer: Wollen wir immer beisammen bleiben?

Lucie (wie vorher): So lange es dauert in dieser Welt. — Still! Sie rufen dort unten so unheimlich!

Mäurer: Am Ende ist er gefunden. Komm!

Lucie: Nein, Ottfried, ich gehe nicht mit.

Mäurer: Warum nicht?

Lucie: Ich mag nicht! Ich kann das nicht. Wenn Schilling wirklich geflohen ist . . . nein, nicht mehr . . . nicht mehr wie Jagdhunde nachlaufen.

Mäurer: Gut. Amen.

Lucie (schnell): Wahrhaftig, sie bringen ihn.

(Dunkle Gestalten werden sichtbar, Fischer, die eine Bahre tragen, auf der Schilling tot liegt. Fischerweiber und Kinder folgen. Rasmussen geht neben der Bahre. Der Zug bewegt sich schweigend, hinter dem Schuppen hervor, unter dem Gallion vorüber, nach links vorbei. Lucie und Mäurer blicken Hand in Hand von einem erhöhten Standpunkt auf ihn herunter. Etwas Lautloses, Unwirkliches liegt in dem Vorgang.)

Die Jugend

von Karl Scheffler

Jugend! Mit merkwürdigen, widerspruchsvollen Gefühlen spricht der Mann das Wort aus. Mit feindseliger Liebe, mit Mißtrauen und Hoffnung zugleich. Er gleicht dem König Lear, der seine Kinder im stillen haßt, während er ihnen, von Großmut überfließend, sein Königreich schenkt. Hinter diesen Empfindungen aber steht groß, feierlich und unverrückbar das Geheimnis der Zukunft. Der Jugend scheint es, als wäre Zweck und Ziel alles Lebens vor ihr nur gewesen, Stufen zu der Höhe zu schlagen, wo sie steht; hoffnungsfreudig ist sie, als begänne mit ihr recht eigentlich erst das Leben, als hätte die Welt auf sie nur gewartet. Bis im langsamen, unaufhaltsamen Altern die Einsicht dann erlebt wird, daß Gottes Mühlen langsam mahlen, daß selbst der Beste die der Gesamtheit überwiesene Aufgabe nur um ein Winziges fördern kann und daß jedes Geschlecht seine Vollkommenheitsideen wohl oder übel einer neuen Jugend anvertrauen muß. Vom Augenblick dieser resignierenden Erkenntnis ab beginnt der Mann, sorgend oder vertrauend, nach denen sich umzusehen, die hinter ihm stehen. In der Jugend erblickt er die neue Menschheit, von der es abhängt, wie das von ihm Geschaffene sich erhalten und fortsetzen will, ob das von ihm Erstrebte verherrlicht oder ad absurdum geführt wird, die das Schicksal seines Nachruhms in Händen hat und die, wenn nicht das ewige so doch das zeitliche Gericht ist. Was der Mann am meisten liebt, seine Taten: der Jugend muß er sie anvertrauen; was er selbst nicht sein und werden konnte oder worüber die Kraft erlahmt: die Jugend soll es erreichen; was er der Vollkommenheit nahebrachte: die Jugend soll es in Ehren halten. Es ist der Naturtrieb zur Erhaltung auch der geistigen Art, der den Mann mißtrauisch prüfend auf die Jugend, auf ihr Temperament, auf ihre Talente und Neigungen blicken läßt, und der das Wort zu einer Erregung für alle macht.

Soll der Blick ins Werdende einigen Wert haben, soll er fruchtbar auch auf das Gegenwärtige zurückwirken, so sind zwei Extreme zu vermeiden: die Überschätzung der Jugend und ihre Unterschätzung. Denn zu beidem neigt jede Zeit.

Zur Überschätzung neigen vor allem die mit der Gegenwart Unzufriedenen, die Idealisten ohne viel Persönlichkeit, die einen besseren Zustand der Dinge unendlich langsam nur seiner Verwirklichung entgegenreifen sehen und die sich selbst instinktiv nur als Zwischenglieder betrachten. Es neigen dazu die irgendwie utopisch Gesinnten, die das Errungene für nichts achten, hinter allem Neuen aber immer das ganz Starke, das Endgültige wittern und die ihre Zukunftsromantik gewaltsam in die neue Jugend hineinprojizieren. Aber es überschätzen die Jugend auch solche, die ihr schmeicheln,

weil sie Furcht haben, überrannt zu werden, weil sie mitgenommen werden möchten, die Unsicheren, die sich verblüffen lassen von den selbstsicheren Jugendgebärden, die Dogmatiker des Fortschritts, denen nur das Revolutionäre als ein Zeichen von Fortschritt und Kraft gilt, die sich selbst Bedeutung zu geben meinen, wenn sie sich der Jugend zugesellen — kurz alle, die hinter neuen Formen nicht das ewige Gleichmaß, die ewige Relativität alles Lebens zu sehen vermögen, die nicht leben können, ohne an ein Absolutes zu glauben und die es in der Zukunft suchen, weil die Gegenwart es versagt.

Zur Unterschätzung der Jugend aber neigt vor allem die große Schar der Kümmerlichen, der Philister, die Masse derer, die was Guts in Ruhe schmausen wollen, die über sich selbst nicht hinausdenken können und nicht beunruhigt sein mögen. Sie klagen, der neuen Jugend fehle der Idealismus, weil die Ideale nun andere sind als die ihrer eigenen Frühzeit und weil sie meinen, Ideale seien etwas Unwandelbares. Die Phantasielosen und Unintelligenten unterschätzen die Jugend, weil sie hinter neuen Formen nicht das ewig Eine sehen können, das sich vielfach offenbart. Aber auch bedeutende Menschen tun es, die es in einem Punkte zur Meisterschaft gebracht und nach einer Seite abgeschlossen haben. Denn da die neue Generation in dem Einen, worin diese Menschen vollkommen sind, und worin sich ihnen das ganze Leben konzentriert, notwendig zurückstehen muß, so schließen sie grollend, sie ständen in allem zurück.

In Wahrheit ist es so, daß in jeder neuen Jugend bei einer stetig fortschreitenden Entwickelung der Nation dasselbe Maß von Kraft und Unkraft und dieselbe Fülle von Idealismus ist. Die Formen nur ändern sich, die Akzente nur verschieben sich, die Organisation der Kräfte allein ist Wandlungen unterworfen. Die Ideale metamorphosieren sich oft so, daß an die Stelle einstiger Romantik und Schwärmerei etwas tritt, das wie das Gegenteil aussieht, während doch immer dieselbe Kraft dahinter steht. Es ist darum wichtig zu untersuchen, welche Lebenspunkte die Jugend mehr und welche sie weniger betont als das gerade herrschende Geschlecht und daraus Schlußfolgerungen auf die Entwickelung zu ziehen. Es gilt zu betrachten, in welcher Weise der immer reine Enthusiasmus der Jugend dem Leben dienen will und dienen muß — denn nirgend ist das Wollen so sehr ja auch ein Müssen wie bei den Werdenden. Im übrigen hat man von der Jugend weder besser noch schlechter zu denken als von sich selber.

Betrachtet der Mann der Gegenwart sich selbst und die Resultate der eigenen Jugendidealität, so muß er einsehen, daß er mit seiner Arbeit für eine Veredelung der Nation über das Wort, über die Idee kaum schon hinausgelangt ist und daß es die Aufgabe der nächsten Generation sein muß, Wort und Sinn in Kraft und Tat zu verwandeln. Die Arbeit, die dem Manne von heute zufiel, bestand darin, sich selbst und damit die Nation von erstickenden und lähmenden Phrasen zu befreien, den von den Vätern

verwirklichten und materiell fundamentierten Reichsgedanken auch auf eine neue geistige Kultur zu gründen und eine der neuen Weltmacht würdige Lebensgesinnung zu schaffen. Er hat bis zum Grunde alle Dinge neu denken müssen. Dabei hat er durch viele Fegefeuer des kritischen Nihilismus schreiten müssen, um eine neue Synthese nur vorbereiten zu können; er war Idealist, als er analysierte. Er lebt heute noch inmitten von Kompromissen; ihm sitzt von den Vätern her noch viel Sentimentalisches im Blut, während die Jahrzehnte doch zugleich die ungeheure Forderung aufstellen, Weltmachtgesinnung zu entwickeln, die klassische Ruhe bewußter Tatkraft zu gewinnen und das junge Reich ins männliche Alter hineinzuführen. Dieser innere Zwiespalt hat aus ihm einen Revolutionär gemacht. Er hat vieles begonnen, große Möglichkeiten entschleiert; aber es ist alles noch Idee und darum in vielen Punkten dilettantisch. Es kann sein Werk so gut zur Größe hinauf wie zur Flachheit hinabgeführt werden. Den Mann der Gegenwart erfüllt ein dunkler Wille, die wie ein Schicksal der Zeit vor ihm stehenden Entwickelungstriebe zur weltmächtigen Klassizität auszuweiten und zu vertiefen. Er fühlt die Nähe einer neuen Geschichtsepoche. Aber er fühlt sie mehr als Betrachtender denn als Handelnder.

Diese Vorarbeit benutzt nun die Jugend. Es ist ihr Vorteil, daß ihr viele Denkresultate reif schon in den Schoß fallen; aber es ist auch ihr Nachteil, denn es kommen ihr leicht die tiefen Beziehungen aller Dinge so aus dem Auge. Uns, die jetzt Erwachsenen, förderte und hinderte zugleich die Vielseitigkeit, ja, die Allseitigkeit der Interessen; die Jugend aber sieht sich, während sie durch stärker betonte Einseitigkeit fähiger geworden ist zu realer Lebenspolitik, durch ebendiesen Vorteil auch gehindert, das Elementare noch ebenso naiv zu fühlen. Sie darf schon handeln, wo wir nur denken durften — das ist unendlich viel; doch taucht der Zweifel auf, ob sie auch die Ethik der neuen Lebensziele ganz begreift, weil sie dafür nicht gelitten und geblutet hat.

Blickt man auf die führenden Gruppen, nicht auf die Mitläufer, die zu allen Zeiten dasselbe Gesicht haben, und sucht man dann nach einem gemeinsamen Charaktermerkmal, so kann man sagen, die wesentliche Eigenschaft der Jugend sei eine kluge und temperamentvolle Nüchternheit. Sie kommt mit viel mehr Sicherheit daher als die vorige Generation, sie ist früher reif und viel bewußter. Idealismus ist stets ein vergeistigter Wille zum Leben; bei der Jugend äußert sich dieser Wille zum Leben nun aber merkwürdig früh schon als Wille zum praktischen Erfolg. Nichts hat sich mehr geändert als die Form der Romantik. An die Stelle des Willens zur Idee, die von der literarischen Geste niemals loskommt, ist der Wille zu einer leicht englisch-amerikanisch gefärbten Weltläufigkeit getreten. Die Utopie, ohne die keine Jugend denkbar ist, nährt sich jetzt vom Nationalismus. Wenn die Männer von heute halb als Provinzler noch geboren sind

und von der jäh entwickelten Großstadt vollständig dann okkupiert wurden, so sieht die in der Großstadt schon geborene Jugend mit viel mehr Gelassenheit auf dieses Phänomen und erkennt deutlicher bereits die Aufgabe, die Großstadt geistig und in der Folge auch praktisch zu überwinden. Das sich industrialisierende Deutschland wird ja von Jahr zu Jahr mehr regiert von Großstadtgesinnung; darum ist die Haltung der Großstadtjugend vor allem wichtig. Ihr fällt die Arbeit zu, sich und in der Folge die Nation von der Verwirrung, Genußsucht und Verführung der Großstadt zu befreien und in die Unordnung der Notbildungen eine neue Ordnung, eine neue Organisation zu bringen. Schon darum muß sie nüchterner, kühler und erfolgbegieriger sein. Was früher allgemeine Schwärmerei und Begeisterung war, das hat sich zu großen Teilen in einem Willen zu einer sich selbst beschränkenden Form umgesetzt; der unbedingte Individualismus weicht mehr und mehr einem gesunden Sinn für Einordnung. Es scheint nicht, als ob unter den Jungen viele überragende und geniale Persönlichkeiten wären; dafür hat sich das Niveau gehoben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Ehrfurcht geringer geworden ist, ja, daß im Übereifer jungen Erkennens in diesem Punkte oft schwer gesündigt wird; dafür ist aber der Realitätssinn auch entschieden gewachsen. Die Instinkte sind nicht so naiv mehr, doch ist der Verstand besser. Der Idealismus wird sachlicher, es wird mit ihm nicht so sehr paradiert. Ein gewisser, die Geschäfte beherrschender, wenn auch längst noch nicht aristokratisch-heroischer Gleichmut kommt in die Jugend und erzieht sie langsam zur Herrschfähigkeit. Und diese innere Beruhigung tritt ein, trotzdem die physische Nervosität zugenommen hat. Oder muß man schließen: eben weil die Nervosität zunimmt, entsteht dieses geistige Gleichmaß als Korrelat? Überraschend ist es, wie schnell die Jugend lernt, worin das Glück nicht besteht und auf wie viele Großstadtreizungen sie freiwillig Verzicht leistet. Zudem spürt man in ihr eine gewisse Veredlung der Rasse, ein reineres Profil, nachdem das wirre Durcheinanderströmen der Volksteile nun ein wenig nachzulassen beginnt. Mit größter Hoffnung müßte man auf die Jugend blicken, wenn es ihrer temperamentvollen Nüchternheit nicht eben an Tiefe und Genialität noch fehlte, wenn ihr nicht mehr Kindlichkeit, Naivität und Jugendlichkeit zu wünschen bliebe.

Diese Jugend hat es in vielen Dingen des Lebens nicht so schwer, wie die Männer von heute es hatten, sich durchzusetzen; doch hat sie es schwerer in anderer Beziehung. Am schwersten vielleicht in Elternhaus und Schule.

Die heute Erwachsenen hatten einen Vorteil: sie waren wenigstens willkommene Lebensgäste, als sie kamen, ihr Erscheinen bereitete den Eltern nicht von vornherein Sorge und nervöse Angst. Das Großstadtleben hat inzwischen mit der Lebensgier auch die Lebensfurcht in das Volk getragen, so daß das Kind immer seltener als ein Gottesgeschenk dankbar entgegen-

genommen wird. Wie unendlich viele Befruchtungen werden künstlich verhindert, wie mancher Keim wird vorzeitig getötet, wie manche abgetriebene Frucht nächtlicherweise von zitternden Vätern zerstückelt, wie mancher Säugling mit halber Hoffnung Krankheiten ausgesetzt! Auf der andern Seite: wie viel schwerer als früher wird geboren, wie ängstlich das Kind gehütet, wie nervös fürchtet man schädliche Einflüsse! Hier hören wir von unmenschlichen Kindermißhandlungen — weniger aus Roheit als aus Lebensangst —, und dort sehen wir eine bange, verweichlichende, eine grausam pflichteifrige, in jedem Fall degenerierende Erziehung. Das Kind wird zum Gegenstand des Ehrgeizes. Der besteht in der Sorge, daß Söhne und Töchter von vornherein ein gutes Auskommen in Aussicht haben, daß sie viel lernen, um eine sozial angesehene Stellung erringen zu können, daß sie Fähigkeiten erwerben, um den verwickelten Kampf ums Dasein mehr mit List als mit Kraft, mehr mit dem Gehirn als mit den Nerven bestehen zu können. Die Eltern arbeiten und sorgen sich krank, um möglichst wenigen Kindern möglichst viel Vermögen hinterlassen zu können; ihre Liebe ist ein ewiges Anspornen des Kindes und ist darum sehr oft lieblos und grausam. Das Kind wird in der Schule zu unnatürlichen Leistungen gezwungen, wird in der Stadt festgehalten und so wird ihm innerlich und äußerlich die Natur genommen. Dadurch wird es früh klug und altklug, es wittert die soziale Sorge, es atmet täglich die Luft gesellschaftlicher Zweckmäßigkeit. Naiv zu bleiben ist bei dieser Emporkömmlingserziehung fast unmöglich. Die Eltern sorgen sich so viel um ihre Kinder, daß diesen die Unbekümmertheit verloren geht. Um so mehr als ihnen die Berührung mit der Natur fehlt. Wie viele Kinder sehen noch die Sonne auf- und untergehen, das Gewitter heraufsteigen, den Vogel nisten und den Baum die Kleider der Jahreszeiten tragen! Die Wochen der Schulferien sollen — bestenfalls — für alles das entschädigen. Die Folge dieser Tatlosigkeit — denn nur in der freien Natur entwickelt der Mensch sich handelnd — ist, daß das Kind zum Buch als zum Ersatz greift. Und in neun von zehn Fällen zum schlechten Buch. Das vielbeklagte Überhandnehmen der Schundliteratur ist nur eine Folge der kindlichen Tatlosigkeit. So werden aus den jungen Menschenkindern früh schon ernste kleine Geschöpfe, die wenig nur von jener schönen Zwecklosigkeit des Daseins wissen, die zum ersten, entscheidenden Auffassen der Dinge so wichtig ist.

Die Schule arbeitet in diesem Sinn mit dem Elternhaus Hand in Hand. Auch sie zwingt zugleich zur Überanstrengung und zum Müßiggang. Zur Überanstrengung, indem sie den Knaben mit vielerlei Kenntnissen vollstopft, auch wenn er sie niemals im Leben braucht, den Begabten wie den Unbegabten; zum Müßiggang, weil sie den Jüngling bis zum zwanzigsten Jahr festhält und ihn in Jahren, wo alles auf Aktivität drängt, vom Handeln systematisch abhält. Dieses ist der Hauptgrund der vielen Schülerselbst-

morde. Eltern und Lehrer treiben die jungen Leute gleichermaßen zur Verzweiflung mit ihrer jämmerlichen Lebensangst, mit ihrem vergifteten Ehrgeiz. Es verführt der erzwungene Müßiggang bei unnatürlichen Gehirnanstrengungen in den Jahren der Pubertät zu vieler Laster Anfang. Unnatürlich ruhig, kritisch und gesetzt muß der heranwachsende Jüngling unter diesen Umständen werden; stufenweis wird die intelligente Nüchternheit vorbereitet. In Jahren, wo die Welt von den Sinnen aufgenommen, wo Empfindungen für das ganze Leben ausgebildet werden sollen, hat die Jugend nicht Gelegenheit zu fruchtbarem Selbstvergessen. Ewig geht sie umher in der engen Uniform des Begriffs und der Selbstkontrolle. Die Ideale der Schönheit, der Vaterlandsliebe und der Religion, die ihr dargeboten werden, sind tot; im Elternhause werden im Gegensatz dazu die liberalischen Freigeistereien der Zeit vernommen, und die Möglichkeit, jede Lektüre leicht zu erreichen, macht die Heranwachsenden mit dem modischen Radikalismus nur noch mehr bekannt. Wie kann die Jugend bei solcher Mischung anders als kritisch und opportunistisch werden!

Der der Schule entwachsenen Jugend ist darum jene kritische Skepsis eigen, wie der Mangel an Freiheit sie erzeugt. Mangel an Freiheit auch in den Studentenjahren. Immer mehr zwingt ja die Karriere den auf einen Beruf sich Vorbereitenden zu einer festen Marschroute, die ein Verweilen am Wege nicht gestattet. Oder der Kampf ums Dasein zwingt zu Anstrengungen, die Muße und Freiheit ebenfalls verbieten. So beginnt denn die Jugend sich mit der strengen Arbeitsgesinnung des Jahrhunderts abzufinden und diesem Schicksal selbst neue Ziele und Ideale abzugewinnen.

Wie das geschieht, das sieht man deutlich, zum Beispiel, in der Art, wie an den Universitäten die Korps und Burschenschaften immer mehr von den Vereinen der Nicht-Inkorporierten abgelöst werden. Man findet schon jetzt die charakteristische Jugend nicht mehr in den Korps, die von Standesvorurteilen und sehr üblen „Mannessitten" beherrscht werden, man findet sie auch nicht mehr in den Burschenschaften, die einst mit ihrem reinen und intelligenten Idealismus die deutsche Zukunft vorbereitet und regiert haben, die aber heute im Epigonentum ihrer eigenen Bedeutung ganz versunken sind, sondern man sieht sie innerhalb der freien Studentenschaften. Aus deren Verbänden gehen die Abstinenzbestrebungen der Zeit hervor, in ihnen ist das lebendigste Interesse für die Fortschritte der Kunst und der Wissenschaft, und in ihnen ist der deutlichste Zukunftswille. Nicht nationaler Überschwang ist in diesen Verbindungen, sondern jener nüchterne Idealismus, der weltwirtschaftliches Denken gelernt hat. Die Jugend der freien Studentenschaften kennt freilich kaum die fröhlichen Kommerslieder, den Übermut der Kneipabende und die Raufpoesie des Paukbodens. Sie ist unnatürlich ernst, fast feierlich nüchtern. Dafür findet man aber ein männliches Verant-

wortlichkeitsgefühl und den Willen, Einfluß auf die Zeitbewegung zu gewinnen. Die oft etwas zu deutliche Betriebsamkeit wird von einem echten sittlichen Ernst balanziert. Es wirken diese jungen Freistudenten nicht eben frisch und jung, doch ist ihre Art, der Zeit gegenüberzutreten, wirksam. Wie sie auch von den Universitätsbehörden, der Regierung und der Kirche mißtrauisch betrachtet und unterdrückt werden, wegen ihrer deutlichen Neigung zu einem nationalen Sozialismus, wegen ihrer Irreligiosität und ihrer Vorurteilslosigkeit den jüdischen Elementen gegenüber: sie setzen sich durch, weil sie wollen, was die Zeit will. Daß sie sich dabei mit der Autorität grundsätzlich oft im Widerspruch befinden, ist nur erfreulich; denn das ist jung. Auch die Burschenschaften gelangten einst nur zu Macht und Einfluß, weil sie revolutionär waren und weil dieses Revolutionäre der Sinn der Zukunft war.

Auch in andern Berufen neigt die Jugend dazu, das Ideal praktisch, unromantisch und sachlich zu machen. Daher wird der Fortschritt der Technik so leicht zu einem Ideal an sich. Es werden mit allem Technologischen ideale Vorstellungen verbunden, die auf erweiterte Kulturbegriffe hinauslaufen. Die utopische Idee wird unmittelbar dem wissenschaftlichen Kalkül verknüpft, die Phantastik unendlicher Möglichkeiten geht von der Arbeitsidee aus. In diesem Sinne ist schon nicht mehr die Kunst das vornehmste Organ des Enthusiasmus; an ihre Stelle tritt die „Kulturidee". Das will sagen: eine wirtschaftspolitische und logisch zweckmäßige Vervollkommnungsidee, die von Weltmachtinstinkten nicht zu trennen ist. Darum verachtet die neue Jugend auch keineswegs romantisch sentimental den Erwerbssinn, sondern sie sieht es ein, daß ihr Kulturideal nur kaufmännisch-technisch, nur politisch-real zu verwirklichen ist. Ihr sind darum höchst klare Begriffe vom Wert des Geldes eigen. Nicht daß die Jugend unnatürlich sparsam wäre; aber sie ist ökonomisch und erwerbslustig. Die Geldfrage wird nicht mehr so provinziell engherzig und auch nicht mehr so bohemehaft weitherzig behandelt. Auch dadurch wird ein gewisser Amerikanismus im guten Wortsinne vorbereitet. Man verliert sich nicht mehr in und an den Dingen, sondern sucht sie zu beherrschen. Da das nicht ohne Distanz geht, verliert das Behagen dabei; doch die Sache gewinnt. Die allgemeine Verständigung ist erschwert, weil die Jugend nicht mehr an Ideale unbedingt glaubt, die allen sichtbar sind; aber die Teile gewinnen, und daher stellt sich eine neue Art von Konnex im Idealen mit der Zeit dann wohl von selbst wieder her.

Bemerkenswert ist es, wie viel mehr die Jugend an den Fragen des öffentlichen Lebens Anteil nimmt. Nicht an den Details der Politik eigentlich. Der Geist der Sachlichkeit politisiert und entpolitisiert sie zu gleicher Zeit; nämlich so, daß sie sich immer energischer von den Partei-Dogmen, seien sie nun liberal, konservativ oder sozialdemokratisch, abwendet und sich den über dem Fraktionsgeist stehenden Nützlichkeitsfragen zuwendet. Die

besten Teile dieser Jugend bereiten die längst ersehnte Partei der Parteilosen vor. Es ist ist zweierlei in der politischen Gesinnung der Jugend: eine entschiedene soziale Färbung und ein neuer konservativer Geist. Es zeigt sich nach langer Zeit wieder, daß diese beiden Elemente sich keineswegs ausschließen, sondern vielmehr bedingen, wenn sie beide echt und stark sind. Selbst innerhalb der sozialdemokratisch erzogenen Jugend nimmt man diese sachliche Beruhigung wahr. Sie äußert sich darin, daß die revolutionäre Bewegung immer mehr zu einer Gewerkschaftsbewegung wird, zur Berufspolitik, wenn die alten Leitsätze auch formell nicht aufgegeben werden. Auch hier wird die Jugend von Jahr zu Jahr nüchterner und bewußt rationeller. Die Wortorthodoxie nimmt mehr und mehr ab. Das wird sich recht erst zeigen, wenn die alten Führer tot sind.

Bei aller gelassenen Verständigkeit wächst in der Stille das religiöse Gefühl. Man darf von einer gewissen Neigung zum Reaktionären oder doch zum Akademischen sprechen, von einem Überdruß gegenüber dem revolutionären Nihilismus. Und aus dieser Disposition heraus taucht der Gedanke wieder auf, die Entwickelung des Religiösen könnte sich in der Folge doch wohl noch des Protestantismus bedienen. Daher dieses jähe Interesse auch in der Jugend an der letzhin aufgeworfenen Kampffrage: lebte Jesus? Die große Liebe ist nicht in dieser Jugend; aber ein gutes Gerechtigkeitsgefühl ist in ihr. Ihr schwebt eine Art von Vernunftreligion vor, eine Vernunftmystik, ein Vernunftpathos; doch ist das alles entschieden religiösen Charakters. Im Hintergrund steht vielleicht ein Verlangen nach einer höheren Form jener Moralreligion, die den Engländern bei der Eroberung der Welt so gute Dienste geleistet hat. Es mischt sich bei der deutschen Jugend aber der angeborene philosophische Geist hinein.

Nach alledem leuchtet es ein, daß man das Genie und den wahrhaft großen Charakter in der so gearteten Jugend nicht vermuten darf. Die Quantität des Talents ist außerordentlich gewachsen, nicht so die Qualität. Gaben und Talente wachsen fast wild. Was so sehr zunimmt, ist das Nerventalent, das Pubertätstalent, die Begabtheit infolge leichter Erregbarkeit und Reizbarkeit. Da scharfe Intelligenz hinzukommt, will es dem ersten Blick fast vielversprechend erscheinen. Es fehlt aber das naiv Schöpferische, das Männliche, das Unermüdliche. Da dieses Talent von der kühlen Intelligenz regiert wird, so kommt es auf allen Gebieten leicht zur Herrschaft der Tendenz. Auch hier ist eine Neigung zum Akademischen wahrnehmbar. Dasselbe ist es mit dem Charakter. Der Kollektivcharakter ist gut, aber auch ihm fehlt das schöpferische Temperament. Man sieht mehr den Vernunftcharakter als den Willenscharakter. Talent und Charakter sind nicht mehr subjektivistisch romantisch; doch sind sie auch längst noch nicht objektiv klassisch.

Unwillkürlich denkt man über die neue Jugend hinaus und fragt sich: was werden die jetzt Jugendlichen für Eltern sein?

Beim ersten Hinsehen sind die Hoffnungen nicht groß. Charakteristisch für die jungen Männer ist ein Sauberkeitsbedürfnis, das sich in vielen Fällen bis zu einer etwas weibisch-weichlichen Eleganz steigert. Das junge Mädchen tritt uns entweder tendenzvoll-salopp mit der Gebärde einer Frauenrechtlerin entgegen oder sie wählt eine deutlich erotisch betonte Art sich zu kleiden und in ihrer kurzröckigen Eleganz ein herrisch-energisches Auftreten, im Sinne moderner Engländerinnen und Amerikanerinnen. Alles dies sind auf beiden Seiten Merkmale für eine Abnahme der natürlichen Liebesempfindungen der Geschlechter, für ein Abnehmen der sinnlichen Vitalität, wie es bei zunehmender Intellektualität nicht selten ist. Die raffinierten Reizungen sollen erschlaffte Kräfte erregen. Wie unter diesen Umständen das Elterngefühl sich stärker wieder entwickeln könnte, ist nicht leicht einzusehen, denn der Elterninstinkt steht immer im Verhältnis zur Natürlichkeit und Gesundheit der Erotik. Sieht aber die Jugend von heute nicht aus, als könne sie ein starkes, siegreiches Geschlecht hervorbringen, das zu der neuen Lebenseinsicht eine neue große Lebenshoffnung erwirbt, so scheint es doch zweifellos, daß sie die äußeren Lebensumstände wenigstens herbeiführen kann, die eine Wiedergeburt ursprünglicher Kraft die Voraussetzungen schaffen. Ganz unverkennbar ist ein starker, gut schon organisierter Drang nach Gesundheit, Sport und sonntäglichem Leben im Freien; die Dezentralisation des Großstadtlebens beginnt in der Jugend schon praktisch zu werden. Hier liegen ihre Aufgaben in dem Maße, wie sie der Männlichkeit entgegenwächst: sie soll auch weiterhin zu nationalen Tatsachen machen, was sie klug und konsequent jetzt schon einsieht. Ihre Arbeit wird es sein, das Zerstörende der Großstadt, das Verwirrende der Übergangszustände zu überwinden, so daß eine spätere Jugend gesund in schöner Naturnähe wieder aufwachsen kann. Sie soll sich zu jeder Stunde so sehr bewußt sein, an der Schwelle eines neuen Zeitalters zu stehen, daß alles Kleinliche und kümmerlich Demokratische wie von selbst verschwindet. Mit der intelligenten Nüchternheit, die wir bei der Jugend bemerken, läßt sich die Welt erobern, wenn sich ihr die bis zum Genialen starke Konsequenz gesellt, und wenn die Regeneration des Deutschtums auch physisch gefördert werden kann. Die Stufen, die zu überblicken sind: die Väter, die Männer von heute und die Jugend, lassen weitere Stufen ahnen. Eine neue Einsicht ist schon erworben worden; nun gilt es, und wenn erst in den Kindeskindern, auch eine neue Vitalität wieder zu erwerben, damit der von Phrasen befreite, reinliche und verständige Lebenswille auch wieder anfange zu klingen und melodisch zu tönen. Damit in dem sich mächtig erneuernden Großstadtvolke der Deutschen die alte Griechensehnsucht zu einer die Zukunft unterwerfenden Griechenkraft emporgebildet werde.

***

Josef Kainz,

Briefe an seine Eltern

Ich will hier nicht von dem Josef Kainz sprechen, der der berühmteste Schauspieler seiner Zeit wurde, der die gesamte Kultur unserer Bühne, Vergangenheit und Zukunft, als ihr gekrönter König hütete. Gleich allen großen Darstellern hatte er etwas Zeitloses, etwas, das von fern herkam wie aus einem sagenhaften Goldland, in dem freiere, leichtere, harmonischere Wesen wohnen. Indessen er mußte irgendwie zu dieser Welt und Gegenwart kommen, und ich will das Nötigste über seine Herkunft sagen, damit diese Briefe unter den richtigen Voraussetzungen gelesen werden.

Josef Kainz wurde am 2. Januar 1858 in dem ungarischen Städtchen Wieselburg geboren. Diesen Geburtsort hat er recht zufällig und recht ungern erhalten; es lief kein Tropfen magyarisches Blut in ihm und troß allen Vermutungen auch kein jüdisches, obgleich ihm dieses letztere weit weniger unangenehm gewesen wäre. Sein Vater, ein kleiner Eisenbahnbeamter, wurde aus diesem Saunest, wie er es wohl ziemlich erschöpfend in einem Briefe nennt, nach Brünn, der Residenz der großen böhmischen Tuchmacher, versetzt. Als die Preußen und die Cholera im Jahre 1866 dort einrückten, schickte er seine Frau und seinen einzigen Jungen zu ihrer Mutter nach Klosterneuburg bei Wien. Die alte Frau Bernhardt stammte aus Kitzingen, der unterfränkischen Heimat des Doktor Faust, und zwar aus einer bäuerlichen Familie. Alles, was ich von ihr weiß, bestätigt solche Abkunft. Sie schreibt eine wilde Orthographie, kernig und grob, aber mit einer unverbildeten Anschaulichkeit; eine Patriarchin, die so gewaltig fluchen wie segnen kann. Ihr Temperament ist Sturmwind, ist die ungestüme Liebe, die ebenso schnell Kuchen wie Ohrfeigen austeilt, und ihre Frömmigkeit hat etwas Alttestamentarisches, hat die Einfachheit biblischer Figuren, die immer genau wissen, was der liebe Gott entschieden hat.

Ihre Tochter hat das heiße Temperament geerbt, die Fähigkeit der tiefen Sorge, die zornige Liebe, die löwenhaft wird, wenn es sich um ihr Junges handelt. Die Watschen und Fußtritte, die sie an ihres Seppel spätere Direktoren und sonstige Feinde austeilt, lassen sich in ihren mütterlichen Sorgenbriefen kaum noch zählen. Aber sie hat schon eine feinere städtische Bildung, eine spielende Phantasie und einen eleganten Humor, der ihr zu Gelegenheiten ganz reizende und fast mehr als dilettantische Verse einbringt. Das Leben hatte sie nicht an die richtige Stelle gesetzt; Frau Mathilde Kainz würde sich auch als große Dame noch viele Stufen höher bewährt haben. Es blieb der schönen schlanken Frau nichts übrig, als für sich selbst Entsagung zu werden und ganz Sorge, oft auch lastende schwarzseherische Sorge

für den Jungen, der ein kleiner Mann war, und für den Mann, der in mancher Hinsicht ein großes Kind blieb.

Kainz' väterliche Vorfahren stammen aus Niederösterreich; sie sind in das Wiener Kleinbürgertum eingegangen, das sich nicht recht halten kann, das aus kurzem Wohlstand nur die Kulturerbschaft einer gesteigerten Urbanität zurückbehält. Es ging ihnen nicht mehr gut, aber sie hatten die Befriedigung, echte Wiener zu sein, und so blieben sie Wer, so lange es Kroaten, Czechen, Juden, Saupreußen und sonstige Menschheitsbagasch' in der Welt gab. Der Großvater, der es später zu einem ansehnlichen Vergoldermeister brachte, hatte in den Koalitionskriegen als Kürassier gedient. Vor mir liegt ein anständig in Holzschnitt ausgeführter, in Trophäen und Wappen gerahmter Militärpaß aus dem Jahre 1803, der dem „mannhaften Anton Kainz" bescheinigt, daß er sich tapfer verhalten und daß man an seinem unsträflichen Betragen sattsames Vergnügen geschöpft habe. Der Oberst Radetzky hat den Abschied unterschrieben. Der Sohn des ehemaligen Kürassiers prangt auf einem nicht kunstlosen Porträt gar in Leutnantsuniform, und er versichert dem zwanzigjährigen Pepi, daß er in seinem Alter schon habe die Kugeln pfeifen hören. Das kann nur 1848 oder 49 gewesen sein, als jener Oberst Radetzky es zum Feldmarschall und zum meist besungenen Soldaten Österreichs gebracht hatte. Josef Kainz senior gehöret zu den Erscheinungen, die man in ihrer typischen Vollkommenheit nur in Wien oder in Paris trifft. An der Donau heißen sie Raunzer und an der Seine Grognards. Da er aus dem bürgerlichen Handwerk herausfiel, nahm ihn die subalterne Beamtenschaft auf, und so blieb ihm außer der Familie als einziges Glück des Lebens die Unzufriedenheit, die der mißvergnügte Humor täglich mit neuen Farben anstreicht. Wenn es in Prosa nicht mehr ging, schrieb Josef Kainz der Ältere Spottverse auf die Stupidität seiner Vorgesetzten und auf die Nichtswürdigkeit der Kollegen, die ihm auf dunklen Wegen in der Beförderung vorausschlichen. Er muß ein großer Mann im Kaffeehaus gewesen sein, ein reizender Schwadroneur, dem man stundenlang zuhören konnte. Wenn es ihm seine Mittel und seine Frau erlaubt hätten, er wäre gern leichtsinnig gewesen. Die Mutter war das Gesetz, der Vater die Laune, und daher oft der Komplize des Sohnes, wenn es eine kleine Unregelmäßigkeit oder Ausschweifung galt. Den großen Ruhm seines Sprößlings hat dieser liebenswürdige Urwiener nicht mehr erlebt, aber er konnte doch schon eine Sammlung von Lorbeerkränzen anfangen, die der Junge aus Marburg nach Hause schickte, und als die Leipziger Gage gar zu Weihnachten einen „Zigarrenspitz" für den Alten abwarf, wurde diese Schenkung zu einer Legende aller Kaffeehäuser, in denen der gesuchte Plauderer sich verwöhnen ließ.

Man braucht die Erbschaft von den Eltern her trotz allen Theorien nicht

zu akzeptieren; Kainz hat sie angetreten. Gewiß, es waren kleine Leute, aber sie hatten Stil und sie konnten nie auf den einzigen Gesichtspunkt der Notdurft herunterkommen, weil sie als bewußte und gepflegte Menschen zu genießen verstanden. Beide wußten, was Kunst ist, sie hatten es in den Fingerspitzen, und da sie Wiener waren, so ging der Enthusiasmus selbstverständlich auf das Theater. Was muß das alte Burgtheater für ein wundervolles Publikum gehabt haben, wenn es mehr Kleinbürger von dieser Kultur, von dieser durch Kritik verstärkten Fähigkeit der Freude gab! Deshalb erschraken sie auch nicht, als ihr Seppel, der im Gymnasium nur noch deklamierte und nicht mehr lernte, seine Bestimmung zum Schauspieler verkündete. Das war für sie der Weg zu Ruhm und Geld, auch zu großem sozialen Ansehen, wie es ein Anschütz genossen hatte, wie es ein Sonnenthal von ihm erbte. Die beiden kannten sogar einige Burgtheatergrößen persönlich; auf diesem Boden wuchs die Art von Fürstlichkeit, die ihnen am nächsten lag und die sich erwerben ließ.

Ein in dauerhaftes Leinen gebundenes Rollenbuch, das seinem Umfang nach wohl für fünfzig Jahre ausgereicht hätte, trägt in großen goldenen Buchstaben den Namen Josef Kainz. Die Eltern schenkten es dem Jungen, als er, noch nicht sechzehnjährig, seine theatralische Laufbahn eröffnete. Das geschah am 5. Oktober 1873 im Sulkowsky-Theater des alten Niklas in Mätzleinsdorf. Dieser ehemalige Inspizient des Burgtheaters hatte seine Vorstadtbühne auf den damals noch originellen Grundsatz gestellt, daß er seine Schauspieler nicht bezahlte, sondern sich von ihnen bezahlen ließ. Es waren halbe Kinder, die sich da übten, und der Preis des Auftretens wurde ihnen nach dem Umfang der Rolle und des väterlichen Portemonnaies berechnet. Kainz machte sich so unentbehrlich, daß er gratis auftreten durfte, und der unwahrscheinlich magere Junge, dem die Mutter die Trikots mit Watte füllen mußte, spielte junge Helden, Liebhaber, Abenteurer, Lebemänner oder gesetzte Väter im unbedenklichsten Durcheinander. Mit sechzehn Jahren reiste er gar zu einem Gastspiel ans Sommertheater in Halberstadt, das ihm ein Verwandter besorgt hatte. Man spielte beim alten Niklas genau wie im Burgtheater, nur daß hier hochdeutsch und dort wienerisch gesprochen wurde. Dieser Unterschied beunruhigte Josefs Onkel Anton Kainz, einen dem Vater noch überlegenen Menschen, der eine sanfte, fast lyrische Lebenswehmut in Drolligkeit einzuwickeln pflegte; der veranlaßte, daß der Junge in eine richtige Lehre genommen wurde. Kainz kam zu Frau Kupfer-Gomansky, die an der Burg sehr bescheiden zweite Mütter spielte, die aber eine gute Pädagogin gewesen sein muß. Der junge Kainz hat auf die alte norddeutsche Puderschachtel weidlich geschimpft, später hat er ihre Erziehung sehr anerkannt, weil sie ihn zwang und es ihm für sein Leben angewöhnte, seine Rollen zuerst ganz langsam zu lesen. Sein Ideal war damals Ernst Hart-

mann, der neue Liebhaber des Burgtheaters, und als er sich von Frau Kupfer verabschiedete, versprach sie ihm, daß er ebenso groß werden würde, wenn er nur fleißig und brav blieb.

Wenn Kainz einen Entdecker fand, so war es August Förster; er hatte den Mortimer vor dem Regiekollegium des Burgtheaters geschmettert, und der Baron Dingelstedt hatte ihn ebenso gnädig und gleichgültig wie sechs andere unglückliche Kandidaten aus dem Heiligtum entlassen. Förster holte den kleinen Mortimer noch an der Türschwelle zurück und machte ihm feste Aussichten auf das Leipziger Stadttheater, das er im nächsten Jahre zu übernehmen hatte. In der Zwischenzeit sollte er sich irgendwo an einem richtigen Theater durchspielen. Kainz ging nach Kassel und erregte Entsetzen mit seinem ersten und letzten Auftreten. Im Oktober 1875 trat er sein Engagement in Marburg in der Steiermark an bei einer Monatsgage von fünfzig Gulden und einem Gulden Spielhonorar.

Seine Eltern hatten sich stark verschuldet, um den Unterricht zu bezahlen und ihren Jungen auszustaffieren. Sie waren auf der „Rutschen", wie der Vater schön wienerisch sagt. Es würde unter diesen Verpflichtungen langsam und sicher bergab gehen, bis der Sohn stark genug war, um sie aufzuhalten. Sie hatten jedes Opfer gebracht, sie hatten ihr ganzes Kapital an Entsagungen, an Sorgen und Hoffnungen in ihn hineingesteckt, und er mußte das einst zurückerstatten, wenn sie nicht mehr weiter konnten. An seinem Talent zweifelten sie nicht, aber sie bangten um die Gesundheit ihres schmalen Jungen, der eigentlich noch auf die Schulbank, in den elterlichen Schutz gehörte, und namentlich die Mutter witterte um ihren Liebling nichts als Verderb und Verführung. Man wird sehen, daß der junge Kainz vor den Eltern kein Blatt vor den Mund nimmt; seine Liebe ist respektvoll, ohne die geringste Spur von Einschüchterung. Aber seine Briefe haben sich natürlich auf die Besorgnisse der beiden treuen Kameraden zu Hause eingestimmt, und es bleiben immer Erlebnisse übrig, die man gerade seinen Eltern nicht mitteilt. Kainz war ein musterhafter Sohn, aber kein Musterknabe. So viel die Mutter auch für seine Gesundheit und seine Tugend beim lieben Gott betete, ein feuersicheres Asbestgewand hat sie ihm nicht erwirkt. Aber sie glaubte daran und sie sah es. Ihre eifernde Liebe wünschte, erlaubte ihm nur den Ruhm, und sie hat auch den Anfang seiner Größe noch erlebt.

Artur Eloesser

Schreibefauler! Cassel am 10. 8. 75.

Mordkreuztausendbombengranatensternelement! Alle olympischen Götter über Dich, alle Erynnien und Rachegeister der Hölle unter Dich. Der finstere Tartarus samt seinen ewigen Guargeln neben Dich und der neunfachfließende Strom der Unterwelt in Dich! Warum schreibst Du nicht?

Oder warum kommst nicht? Von Stunde zu Stunde gewartet er mit hoffender Seele der Wattons. Dein Sohn nämlich! Ich kann ja ohne Wattons nicht spielen, alle neunundneunzig Donnerwetter! Schicke mir meine Wattons! Das Repertoire wurde geändert, in 3 Tagen soll ich neben dem Lorle stehen! Um aller Heiligen willen. Schicke mir die verfluchten Wattons, oder gehe zu dem siebenfach gedrehten Galgenstrick dem Wattonsmacher und schlag' einen Krawall, daß das Opernhaus versinkt! Ich kann ja nicht auftreten! Begreift man denn das nicht? Heiliger Macaroni von Sankt Blöden! Ich brauch' meine Wattons! Schick sie mir gleich auf der Stelle! — Heute hab' ich meine Rolle bekommen. Den Fürsten in Dorf und Stadt. Der Dreck hat nicht mehr als einen halben Bogen und bloß in einer kurzen Scene zu thun. Das ist meine Antrittsrolle, auf die soll ich gefallen u. Applaus kriegen! S' ist zum Lachen! — Solche Rollen hätt' ich im Stadttheater auch kriegt! Um die brauchte ich nicht nach Cassel zu fahren. Schick' mir meine Wattons! Komme bald. So, jetzt pfirt di Gott. Dein unglücklicher verzweifelter Josef.

Schick'net immer solche Kaszetteln wenn Du schreibst.

Cassel im Hotel „Ritter" Mittelstr. 42.

Meine Wattons!

Marburg am 13. 10. 75, nach dem Besuch beim Director.

Lieben Eltern.

Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne! Mein Director ist der liebenswürdigste Kerl auf der Welt! Sein Hund ist ein Prachtkerl! Ich weiß vor lauter Freude gar nicht, was ich sagen soll. Am Freitag ist, Hanns Lange. Ich, als Bugslaff. Am Samstag „Ein Vater der seine Tochter liebt", ich einen Liebhaber. Am Sonntag „Hinko d. Freiknecht". Ich spiele den „Hinko". Maria Stuart kommt sehr bald. Delicater Auftrag u. Wartesalon ebenfalls. Morgen bekomme ich schon ein Zimmer. Im Casino speise ich, im Abonnement 8 Gulden monatlich. Marburg ist ein liebes Stadtl! Kurzum! Mir geht es mehr als königlich: Mehr als kayserlich!

Entschuldigt die schlechte Schrift aber ich zittere vor Freude u. habe Eile, denn ich muß fest pauken!

Euer ewig dankbarer u. Euch liebender Sohn Joseph.

Marburg am 15. 10. 75.

Ich setze voraus, daß alle gesund sind!!!

Ihr lieben guten Eltern!

Mein Heimweh läßt morgens immer ein bischen nach, so daß ich doch wenigstens frühstücken kann, aber gestern Abend war mir so gräßlich zu Muth, daß ich kein Nachtmahl essen konnte u. mich schon um sieben Uhr zu Bette

legte u. für's Vaterland brüllte. Natürlich bin ich um 12 Uhr schon wieder wach u. ich benutze den andern Theil der Nacht zum Lernen. Ich kann mich auch nicht zerstreuen. Denn erstens hat es seit ich von Wien wegfuhr noch nicht zu regnen aufgehört u. zweitens habe ich lauter so Trauerfetzen von Rollen zu lernen wie „Hinko", „Bugslaff", u. s. w. daß ich nur noch trauriger werde. Sobald sie nur kann, soll die Mutter kommen. Aber bald!! Dann habe ich noch eine Bitte. Nächste Woche ist „Hinko" u. dazu brauche ich unumgänglich nothwendig ein ledergelbes Tricot. Vielleicht kann mir das mein liebes Mütterlein gleich mitbringen, denn ich will, daß sie mich als Hinko sieht, sie soll also gewiß kommen! Nächste Woche! Diese Woche! Je früher, desto besser! — Ich habe seit ich fort bin, noch nicht mit Appetit gegessen. Ich würge nur alles so hinunter, Wenn der Vater zu Allerheiligen kommen kann, soll er es thun. — So, jetzt lebt wieder tausendmal wol u. schreibt, oder besser kommt so bald als möglich! — Jetzt werde ich frühstücken gehen es ist 7 Uhr Morgens, u. um 8 Uhr holt mich der Theaterdiener zum Garderobier um meine Kostüme zu probieren. Sie sind prachtvoll, im letzten Act habe ich einen Goldharnisch u. Goldhelm, mit Federn! Um ½10 ist Probe. Also lebt nochmals millionenmal wol u. seid tausendmal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden Sohne Joseph.

Bald kommen!

Die Mutter kommt doch bald! Meine Photografie, oder mein Bild, ist schon bei den Buchhändlern in der Auslage. Komme bald! D. O.

Ich werde an Euch denken, u. heute gut spielen, obwol ich in meiner Rolle nicht sehr fest bin, aber das macht nichts!

Ihr lieben guten Eltern! Marburg, den 15. 10. 75.

Soeben komme ich aus der Probe. Es ging vortrefflich. Nur eines geniert mich, es besserte nemlich der Regisseur (Director Dietz) mir kein Wort aus. — Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Na, um so mehr muß ich dazusehen, daß ich mir keine Unarten angewöhne. Ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß mir der Papp nicht in den Kopf steigt, denn der Director fängt an mich zu hätscheln. Auf das liebe Schreiben, das ich von meinem lieben Mütterlein bekommen habe, ist mein Heimweh, zum mindesten auf die Hälfte reducirt worden. Nichts destoweniger hoffe ich, daß eines von Euch beiden, lieben Eltern bald kommt. Ich bitte aber recht sehr, vergesset das gelbe Tricot nicht! — Meine Collegen allhier sind sehr liebenswürdig! — Was ich sagen wollte — ängstigt Euch nicht zu sehr wegen meines letzten Briefes. Ich habe heute zu Mittag nach der Probe u. Empfang Deines Briefes, liebe Mutter, mit sehr viel Appetit gespeist am Schauspielertisch im Casino, dem ersten Local in Marburg. Ich weiß nicht ob es theuer ist. Ich habe für Suppe Rindfleisch mit roten Rüben und 2 Glas

Bier 40 Kr. bezahlt. Im Ganzen habe ich schon 6 Gulden ausgegeben sammt der Quartierdarangabe von 3 Gulden, also blos für Essen u. Trinken, ohne Quartier 3 Gulden. Am Montag beziehe ich meine Wohnung, da muß ich ein halbes Monat vorausbezahlen, macht zehn Gulden. 8 Gulden muß ich für's Abbonnement zalen, sind 18 Gulden, so denke ich werde ich wol auskommen mit meinem väterlichen Vorschusse. Wenn nur Mutter bald kommt, warum schreibt der Vater nicht? He? Soll ich wieder einen englischen Brief schreiben, wie anno Dunnemals?

Heute vormittags, vor der Probe habe ich mein Costüm probiert. Ihr könnt Euch nur dann einen Begriff davon machen, wenn ich Euch sage, daß sich das Burgtheater dessen nicht zu schämen brauchte! Nur mit dem Friseur sieht es schlecht aus, er ist sehr dumm und hat nicht einmal ein Lockenbandeau, ich muß also mit meinem gewöhnlichen gebrannten Haare spielen. Im letzten Acte komme ich ganz in eine prachtvolle Goldrüstung eingehüllt. Am originellsten ist der Theaterzettel. Er lautet:

Hanns Lange od: Prinz u. Bauer (Hört:) Schauspiel in 4 Abtheilungen. I. Abtheilung „Der Dolch". II. Abth. „Prinz u. Bauer". III. Abth. „Die Flucht". IV. Abth. „Mutter u. Sohn". Darüber steht mit großen Lettern gedruckt: „Erstes Auftreten unseres 1. jugendlichen Liebhabers Herrn Kainz". Ich habe mich gekrümmt vor Lachen, als ich den Theaterzettel zu Gesicht bekam. Mein erster Gedanke war: „Wenn jetzt die Kupfer da wäre!" — — Ich denke ich werde mit meiner Gage sehr gut auskommen. — Von wegen einer Demoralisation meinerseits, liebe Mutter, brauchst Du keine Angst zu haben. Die Schauspieler hier sind sämmtlich sehr ordentliche Leute, und unsere Damen, — daß Gott erbarm, sind im Durchschnitt so aus dem 14.—15. Jahrhundert entsprungen u. somit schließe ich wieder mein Schreiben. — Eines noch bitte ich! Schreibt mir sogleich. Was soll ich dem Theaterdiener schenken für sein Wohnungzubringen auch wird er mir den großen Koffer in mein neues Quartier schleppen. Schreibt mir das gleich! Halt! Das wichtigste hätte ich beinahe vergessen! Herzallerliebste Eltern laßt mir mein Lockenbandeau wieder herrichten. Ich brauche es unumgänglich nothwendig zum Hinko am Sonntag über 8 Tage. Aber ich bitte gewiß, denn hier ist keines aufzutreiben. Unser Friseur ist mehr als Hornvieh! Also gewiß! u. den gelben Tricot. So jetzt lebt tausendmal wol, schreibt u. kommt bald! Morgen kommt mein Frack in Verwendung. Grüße Toni Kappermann herzlich, auch die Kupfer! Alles! und seid millionenmal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden Sohne Joseph.

Ich hoffe, daß Alles wohlauf ist.

Liebe gute Eltern! Marburg den 16. X. 75

Gestern hatte ich mein Debüt als Bugslaff. Der Erfolg war durch-

schlagend. Schon nach dem ersten Akte wurde ich gerufen im 2. Akte hatte ich auf offener Scene Applaus während ich sprach. Dann gleich darauf beim Abgang wieder und zum Aktschluß wurde ich zweimal gerufen. Nach dem 3. und 4. Akte wurde ich wieder gerufen. Ich mußte mich also 7 mal bedanken. Der Direktor war mehr als seelig: „Herr Kainz" sagte er „Besprechen Sie sich mit mir, es ist in meinem eigenen Interesse, wenn ich thue u. gebe was Sie wollen!" So wurde denn „Arria u. Messalina" festgesetzt, „Maria Stuart" (Mortimer), „Dalila", Wildfeuer etc. Heute und morgen spiele ich nicht, weil hier momentan eine Balletgesellschaft gastirt. Am Montag aber, spiele ich „Im Wartesalon 1. Classe". Ich bin hier jetzt der Tonangebende, ganz Marburg kennt mich schon. — Ich habe aber auch so lange ich beim Theater bin noch nie so gut ausgesehen wie gestern. Der Obergardrobier wurde bald rasend vor Entzücken. „Herr Director!" rief er einmal um's anderemal „Das ist ein jugendlicher Held! Was? Sehen Sie, so stelle ich die jugendlichen Helden her!" Ich kann mich aber auch nicht genug verwundern über die Pracht der Costüme und über deren minutiöse Richtigkeit. Ich hatte im ersten Akt ein ganz neues wunderbares Lila Sammtwams mit großen Stahlsternen ganz benäht darüber einen Blausammetnen Ueberwurf mit Silber- u. Stahlketten behängt u. weit ausgeschnitten, einen rundgebrannten Kopf mit Schmachtlocken, graues Tricot u. meine Streitschuhe; im letzten Act hatte ich ein prachtvolles Goldschuppen Tricot, ein wunderbaren Goldharnisch, der mir wie angegossen saß darüber ein schwarzes weit ausgeschnittenes Sammetwamms mit Silber. Dazu ein prachtvolles Schwert in schwarzer Sammetscheide u. einen zierlichen Messinghelm mit wirklich 20 großen wallenden Straußfedern. Dazu goldene Sporen. — Ob ich so gut gespielt habe als ich gut ausgesehen, bezweifle ich. Das Publikum scheint hier an nicht viel gutes gewöhnt zu sein. Denn ich glaube kaum, daß man mit einer so großen Rolle, die man in nicht ganz zwei Tagen lernt u. studiert u. mit einer Probe vor einem kunstverständigen Publikum durchschlagen kann. Ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß ich mir keine Unarten angewöhne u. nicht zu „arogant werde", denn ausgebessert wird mir hier nichts mehr werden. Der Director sagte mir sogar ich sollte bei der Probe nur markieren. Aber das thu ich nicht, ich gewöhnte mir das zu leicht an, daß ich's am Ende bei der Vorstellung dann auch machte. Ich bin auf die Recension begierig, der Recensent soll sehr bissig sein. Wie sie herauskommt werde ich sie Euch schicken. Nun genug von mir! — Wie geht es denn meinem lieben guten Vaterl? ist er gesund? Wenn er kommt will ich den delicaten Auftrag spielen, ist's so recht? Er soll nicht zu traurig sein, mir geht es hier sehr gut u. es gefällt mir auch hier. Die Mutter bitte ich um eines. Sie soll wenn es möglich ist, mir weiße Tricothandschuhe mitbringen. Zum Mortimer brauche

ich sie. Hat die Mutter ihre Fahrkarten schon? Sie soll bald kommen! — So jetzt lebt wieder tausendmal wol, grüßt u. küßt mir alle, so wie ich Euch millionenmal küsse als Euer Euch zärtlich liebender Joseph.

Ihr lieben guten Eltern! Marburg, 17. 10. 75.

Soeben habe ich Rechnung gehalten! — Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Ich werde Euch schon künftiges Monat 10 Gulden schicken können und da bleiben mir noch einige Gulden über. Ich komme prächtig daraus. — Heute habe ich Eure Jeremiaden gelesen über meine Jeremiaden. — Alteriert Euch doch nicht über mich! — Ihr wißt ja, ich bin ein verrücktes Luder! — Gestern morgen nach meinem glänzenden Erfolg war mein Heimweh weiß Gott wo, u. ich habe darüber gelacht. Da kommt der Brief vom Vater, wo er so über den Hinko lamentiert, und mir vom Organ verlieren u. Lungensucht spricht, u. da werde ich ganz melancholisch u. spüre auf einmal Halsweh und Drücken auf der Brust u. denke wie der Sachse! Herr jeses, jetzt mußt du schterben! (Ich hatte nämlich grade nichts anderes zu thun u. langweilte mich) u. viel hätte nicht gefehlt so hätte ich Euch telegrafirt. — Da kommt der Director zu mir u. lädt mich ein auf einen Spaziergang. Ich sage ihm, wie elend es mir geht! Er lacht mir in's Gesicht u. zieht mich fort. Wir besuchen die prachtvolle Umgebung u. als wir nach einer Stunde zurückkamen fragte er mich: „Na haben Sie noch Halsweh? „Nein" sagte ich. „Na sehen Sie war die Antwort „Sie Närrchen, wenn Sie wieder Halsweh bekommen, kommen Sie zu mir, wenns schön ist, gehen wir spazieren,. u. wenns regnet geb' ich Ihnen eine Rolle von sechs Bogen zu lernen, dann wird's Ihnen schon vergehen! Und er hat auch recht! Jetzt bin ich der fröhlichste Mensch von der Welt. Nachmittag hab' ich zu lernen, da bin ich gewiß kerngesund. Übermorgen spiele ich den Karl in der Perlenschnur. Gestern zeigte er mir sein Repertoir für den Winter! Darunter ist: Die Nibelungen, Sappho, Judith, Meeres u. der Liebe Wellen. Donna Diana u. so fort! — Aber eines noch! Ihr habt mich mißverstanden! Ich brauche den gelben Tricot nicht heute, sondern am Nächsten Sonntag! Nichtsdestoweniger danke ich Euch herzlich dafür u. küsse Euch Millionenmal im Geiste als Euer

Joseph.

Liebste beste Eltern: Marburg, den 20. 10. 75.

Das Theater hier ist das schönste Gebäude in Marburg u. genau so groß, wie das Josefstädtertheater. Die Ausstattung aber u. die Maschinerie übertreffen es weit. Es ist jetzt sehr schwach besucht, u. das dürfte noch einige Tage anhalten; denn es ist hier eben die Weinlese. — Meine Kollegen sind größenteils junge Leute von 20—25 Jahren u. lauter Anfänger,

wenigstens die meisten. Daher auch mit einem Fleiß und einer Präzision gespielt wird. — Ichheiser, ein junger 22jähriger Mann, ist ein sehr gemüthlicher ordentlicher Jud. Was Deine Nachfrage über die Damen betrifft, so erfahre, daß sie mit Ausnahme der ersten Liebhaberin alle grundhäßliche Ludern sind. Besagte erste Liebhaberin aber mit der ich alle Tage die Ehre habe Komödie zu spielen heißt „W . . .“ u. diese W. ist dieselbe, die damals bei Niclas spielte als ich hinaus kam. — Theatergesicht hat sie keines. Aber außer der Bühne wäre sie eine wahre Madonna, — wenn sie nicht, einen sehr großen Nasenvorsprung hätte (siehe Resi, Tewele, Ascher etc. etc.) auch hat sie wie man bemerkt, wenn sie jemand zum erstenmal sieht, momentan einen sehr schiefen, aber schon sehr schiefen Blick — u. dann hatte sie neulich das Malheur durch eine Klumse in die Versenkung zu fallen. — Daran läge aber noch immer nichts. — Ihr größter Fehler ist, daß sie sich das etwas stark impertinent rote Haar nicht färben will. Auch soll sie einmal der Tradition nach sehr schöne Zähne gehabt, was noch einige Ruinen in ihrem Sch . . . häusel ähnlichen Maul bezeugen. — Na seine Fehler hat jeder Mensch, deshalb bleibt sie doch immer die Schönste unseres Damenflors. — „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus“ höre ich Dich sagen mein lieber Papa! — Wagst Du es noch, den kühnen Wunsch zu hegen, Theaterfeldwebel in Marburg zu werden? — Wagst Du's! Wenn besagte W . . . — nicht W . . . sondern Wolter wäre, so würde sie die größte Tragödin Deutschlands sein — soviel ist sicher! — — — Die gestrige Vorstellung fiel wieder ganz gut aus. Wir wurden mehreremale gerufen. — Alles ist gespannt auf meinen Hinko! — Aber wartens nur! „Freindel wer ich Ihnen an Hinko hinhau'n, das spitzens wern's!“ — Ich freue mich auf mein Mütterchen unsinnig! — Aber schickt mir nur gleich mein Lockenbandeau, ich brauche es bald sehr bald! Seid also 1000000000 Mal geküßt von Eurem Euch zärtlich u. über alle Maaßen liebenden Sohn Joseph.

Wann Mutter abreist, telegrafiert.

Herzallerliebste Eltern! Marburg den 26. 10. 75.

Endlich, nach so langer Zeit komme ich wieder dazu, Euch einige Zeilen zu schreiben. — Vor allen andern aber nehmt meinen besten u. heißesten Dank für die wirklich prachtvollen Atlasschuhe. Ich habe ausgesehen wie ein junger Herrgott. Ich bekam das Paket erst um 4 Uhr nachmittags. Der Director fing den Postboten ab, der die Anweisung eben zu mir tragen wollte, lief damit auf die Post u. schickte es mir dann durch den Theaterdiener zu, so daß ich weiter nichts zu tun hatte, als auszupacken. Der Director hat mir zum Hinko für den 4. Akt ein Mantelkleid machen lassen, das wirklich großartig ist, grüner Sammt mit gelber Seide geputzt u. mit

Gold überladen. Das grünsammtene Mäntelchen mit weißem Atlas gefüttert u. vorne mit einer schweren dicken Goldschnur zusammengehalten. Dazu weißes Tricot, die Atlasschuhe, ein reiches großartiges weißes Spitzenhemd u. es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich im 4. Akte als ich auftrat, empfangen worden. Aber auch die ersten zwei Costüme waren neu; sowohl der Studenten Anzug, als der, den ich als Henker hatte. Auch das Lockenbandeau ist großartig; — Applaus war wieder im Überfluß. — Im ersten Akte, wo der Hinko den Benko niedersticht, waren wir ganz Meininger, eine riesige Comparserie, die sich aber nicht bewegen konnte, und als sie mich im ersten Aktschluß verfolgen, da kamen von 30 Statisten 5 heraus und dann die 4 Schauspieler, so dumm sind die Kerle. Ich habe in meinem Leben noch nicht so gelacht als da. Im zweiten Akt beim Henker wurde ich auf offener Scene unterbrochen, mit Applaus im 4. Akte, wo er für seinen Bruder beim König Wenzel um Gnade bittet, wurde ich wieder unterbrochen. Daneben noch dreimal gerufen, was will man mehr. Neulich haben ich u. die erste Liebhaberin revoltiert gegen den Director, denn wir waren tagtäglich in Riesenrollen beschäftigt, nicht, daß sie zu anstrengend wären, es sind meistens Conservationsrollen, aber wir konnten nicht mehr lernen, ich war schon ganz blöde u. habe in meinen Kopf nichts mehr hineingebracht. Gestern hatten wir „durchgegangene Weiber". Ich spielte da den Liebhaber u. sie meine Frau. Da kannten wir beide von unseren Rollen so wenig, daß wir ein paarmal einen Satz der uns souflirt wurde alle Beide zugleich zu sprechen anfingen. Und wenn mir der Soufleur nach einer Rede im 2 Bild nicht zugerufen hätte, abgehen!" so stände ich jetzt noch draußen. — Auf besagtes Revoltieren hat mir der Director 3 Tage freigegeben. Das heißt morgen habe ich zu tun, aber bloß so viel als auf die Seite von so einem Briefkartel geht. Morgen ist nämlich „Das letzte Aufgebot" zum Benefiz unseres Opereten u. Possenregisseurs. Am Freitag haben wir des „Nächsten Hausfrau" darin spiele ich eine wunderbare Conversationsrolle. Am Sonntag „Hamlet" (Laertes). Am Montag „Müller u. sein Kind". Fragt doch beim Scheibenhofer, ob der Hartmann den Conrad mit langem oder kurzen Haar spielt. Am Samstag „Arria u. Messalina", dafür hat mich der Director schon als 2. Regisseur angagirt, weil ichs im Burgtheater gesehen habe u. er nicht. Am Mittwoch über Acht Tage hat die erste Heldin ihr Benefiz. Sie gibt „Jungfrau von Orleans". Mir blüht natürlich der Lionel, obwol ich mich mit aller Kraft dagegen wehrte. Aber der Director sagte: „Es ist nicht anders möglich! Lionel ist der einzige Mann in den die Jungfrau verliebt ist. Da es aber gar nicht denkbar ist, daß die erste Heldin in jemand andern verliebt sein darf als in den ersten Helden, so müssen sie folgerichtig den Lionel spielen." Drauf gab sich mein bewegt Gemüth zur Ruh! — Auch die Nibelungen werden sehr bald dran kommen. — Mein

Benefiz wird wahrscheinlich auch sehr bald sein. — Ich weiß aber nicht was ich geben soll. Vielleicht könnte mir die Kupfer ein neues Stück verschaffen. Damit ich kein Aufführungsrecht zu bezahlen brauche. — Nero oder Parisina. Bitte forscht sie aus, aber nicht etwa mit der Thüre ins Haus fallen. Fragt sie um Rath, wie das anzustellen sei, wenn man Parisina, oder Nero haben wollte, u. ob sie mir dazu rathet; Ein tragischer Fetzen muß es sein, daß mir die Studenten von Marburg reinkommen. Das ist die Hauptsache! — Dann bitte ich Euch noch um eines. Fragt beim Wallishauser um den „Erfolg", was er samt dem Aufführungsrecht kostet. Der Director möchte ihn hier geben, schreibt mir das umgehend. — Aber sicher! — — —

Meine Wohnung ist wunderbar. Die Leute äußerst liebenswürdig und freundlich. — Wenn ich an dem Abend, an dem Du kommst zu tun haben sollte, so wird dich meine Zimmerfrau abholen. Telegrafiere daher, wann Du kommst. — — — Alle Tage bringen sie mir Weintrauben, Butterbrod. — Sogar eine kleine allerliebste Katze mit einem blauen Seidenband um den Hals haben sie mir gebracht. Das Thierchen ist sehr zahm, u. will immer meine Feder fangen, während ich schreibe, so hat sie mir den Klecks gemacht, der auf dem vorigen Blatt ganz deutlich zu sehen ist. — Ich fühle mich hier ganz seelig; — Alles hätschelt und tätschelt mich, — (wie ichs eben auch nicht anders gewohnt bin) — Der Director gibt mir die schönsten Costüme, die noch kein Mensch am Leib gehabt hat. — Er tut alles was ich will, nur wegen des Kappermann, will er mir nicht anbeißen, Gott weiß warum! Ich habe nach dem „Hinko" wieder die Sprache darauf gebracht, u. er hat mir keine Antwort gegeben. Übrigens lasse ich nicht nach! — Ich lebe täglich jetzt von meinem Spielhonorar und habe noch 18 Gulden. Damit kome ich aus im Überfluß. Über Mutter u. Sohn ist wieder eine Recension da, die sich gewaschen hat! Aber ich habe die Zeitung nicht bekommen, sonst würde ich sie Euch schicken. Also Mutter soll recht bald kommen. Nun sende ich Euch — Halt! Soeben bekomme ich den Brief vom 25. ds. Um Gotteswillen nur keine Angst. — Mir ist es in meinem ganzen Leben noch nicht so gut gegangen! Ich bin überglücklich! — Ich meine immer, ich träume nur! — Und was schreibt der Vater von der Recension ob gut oder schlecht. Das Wort schlecht existiert in meinem Conversationslexikon nicht! Verstanden? — Ich bin hier der Herrgott! — Mehr als beim Niclas! — Also ruhe! ruhe! ruhe! ich bin seelig! 1 000 000 000 000 000 000 000 Küsse von Eurem Euch zärtlich lieben Sohne

Joseph der Seelige!

(Wird fortgesetzt)

Der nackte Mann

Roman von Emil Strauß

Erstes Kapitel

Am ersten Augustabend des Jahres sechzehnhundert und eins saßen Männer verschiedener Art im Gasthaus zur „Kanne" in der Markgräflich Badischen Stadt Pforzheim beim Weine. Alle Fenster des niedrigen Eckzimmers sowohl nach der Tränkgasse wie nach dem Mühlkanal standen offen und ließen den Zecherlärm in die schwüle Nacht hinaus.

An dem langen Haupttische horchten die übrigen stumm einem noch jungen Manne mit schmalem Mönchsgesichte, der mit der Faust die Schläfe stützend starr vor sich auf den Tisch blickte und mit erzwungener Langsamkeit sprach:

„Wenn Gott, wie die Kalvinisten wollen, in seinem geheimen und unwandelbaren Rate etliche wenige Menschen zur Seligkeit bestimmt hat, also daß sie nicht verloren gehen können, die Mehrzahl aber aus freiem Wohlgefallen zu ewiger Verdammnis, also daß sie nicht können erleuchtet, bekehrt und begnadet werden, — was folgt denn um Gottes willen aus diesem schrecklichen Greuel? — Nichts anderes als ein stäter Zweifel oder gar eine epikurische Sicherheit, so daß der Mensch denkt: bist du nicht zur Seligkeit erwählt, so ist all dein Beten, Predigthören, Sakramentempfangen und alles, womit die Christen sich stärken sollen, umsonst! bist du aber erwählt, so kann dir nichts schaden, so wenig wie dem König David, und wenn du den gröbsten Exzeß begehst! — Christus hieß uns beten: Unser Vater im Himmel — führ uns nicht in Versuchung! erlöse uns von dem Bösen! vergib uns unsere Schuld! — Gott aber *will* uns gar nicht erlösen! er *will* uns gar nicht sein Reich zukommen lassen! er will gar nicht unser Vater sein —! Welch ein Komödienspiel trauen die Kalvinisten ihrem Gott zu! Gotteslästerung!"

Während die meisten Tischgenossen dem Advokaten Dr. Ebertz laut und eifrig ihre Zustimmung gaben, dröhnten vom Turme zehn langsame Stundenschläge, ohne doch die erregten Stimmen zu stören. Nur ein Herr in vornehmer Kleidung, der hochaufgerichtet mit gerunzelter Stirn und abwehrbereiter Miene oben am Tische saß, der horchte auf die Glocke, trank seinen Wein aus, strich mit der schmalen knochigen Hand rechts und links über den dünnen roggenblonden Schnurrbart und dann über den ebenso dünnen und blonden Kinnbart und winkte mit einem ernsten Blick seiner rund hervorgewölbten blauen Augen der Wirtstochter, die schon am Schenktisch wartete. Sie trat gefällig lächelnd neben ihn. Er fragte, mit fest aufeinander gepreßten Zähnen sprechend, nach seiner Schuldigkeit und zahlte.

Nun wurden auch die andern aufmerksam, schielten ärgerlich nach jenem hin und rückten unschlüssig auf den Sitzen. Ein jüngerer Mann aber, den sie Lutz nannten, der Zimmermeister Hans Aichelin, schnitt erst ein Gesicht und lachte durch die Nase, dann wandte er sich über den halben Tisch hinauf an den zahlenden Herrn und fragte, indem er sich bemühte, auch zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch zu sprechen:

„Wollt Ihr uns schon verlassen, Herr Obervogt?"

„Es sind zehn Uhr!" erwiderte dieser bedeutsam.

„Es sind zehn Uhr —?" wiederholte Aichelin mit gespieltem Staunen; setzte dann aber mit der Hand abwinkend hinzu: „A — — morgen wirds wieder zehn."

Der Obervogt Johann von Münster beachtete ihn weiter nicht, stand mit ernster Ruhe auf, war aber nicht viel größer als vorher im Sitzen; denn er hatte zu kurze Beine.

Da erhob sich auch weiterhin ein starkgebauter Mann, der lässig dagesessen hatte und nun fast an die Decke stieß, lächelte den Obervogt etwas kindlich an und sprach:

„Erlaubt, Herr Obervogt, daß ich mir Eure Pünktlichkeit zu nutze mache —"

„— und den Nachtgulden spare, gelt Apotheker!" warf Aichelin rasch ein. „O, auch wir wissen die Ehre zu schätzen, daß uns der Herr Obervogt in persona — gratissima — Feierabend bietet! — — Übrigens, da ihr doch über „ist" und „bedeutet" disputiert habt: I s t der Herr Obervogt Feierabend oder b e d e u t e t er bloß Feierabend? In diesem Falle wart ich nämlich lieber, bis Feierabend — ist."

Viele verhielten das Lachen nicht, manche schauten über die Unverfrorenheit erstaunt und vorwurfsvoll drein, der Obervogt tat, als hätte er nichts gehört, der Apotheker aber sagte mit vergnügtem Lächeln:

„Hier haben wir glücklich den Punkt, wo es auch der Herr Obervogt mit dem D. Martin Luther hält; — hätte er eine Kreide, so würde er auf den Tisch schreiben: das i s t Polizeistunde! und würde es dreimal unterstreichen. Und was mich betrifft, ich bin ganz seiner Meinung."

Alle waren froh, einen Anlaß zum Lachen zu haben, Aichelin aber schrie:

„Zahlen, Dorle! Aber nein, so spät in der Nacht kann ich 's Einmaleins nimmer; ich zahl morgen, da gehts in einem hin." Er zwinkerte dem Mädchen vergnügt zu und schnitt eine Grimasse, sie lachte, gab ihm, als er sich abdrehte, einen Schlag auf das Schulterblatt und sagte:

„Geh nur, Lutz, du bist mir sicher!" Dann bückte sie sich, um aus der tiefhängenden Geldtasche eine Hand voll Münze herauszuwühlen, und rechnete mit andern ab.

Der Obervogt wartete noch, indem er umständlich das Wehrgehenk hin-

und herrückte, auch zu dem und jenem ein Wort sprach, bis der Aufbruch allgemein war, dann fragte er:

„Gehen wir? wir haben ja denselben Weg, Apotheker," und verließ mit dem großen, freundlich lächelnden die Wirtschaft. Andere schlossen sich an.

Auf der Gasse hielten sie, schauten zu den schweren Wolken hinauf, über die gerade ein Wetterleuchten fuhr, und sprachen von der Wahrscheinlichkeit, daß das Gewitter näherkäme. Nun trennten sich einige und schritten über das Kannenbrücklein der Auerbrücke zu, während die meisten mit dem Obervogt die Tränkgasse hinauf und dem Markt entgegengingen. Auf Meister Aichelin aber schien die freie Luft zu wirken, er fing plötzlich an, marschmäßig zu stampfen und zu brüllen und sich weder an die Gesellschaft des Obervogtes noch an die Rippenstöße des Notars Dr. Ebertz zu kehren, er bellte hinaus:

„Das Liedlein will sich endenn,
wir wöllent heime zu,
wir gehn schier an den Wändenn,
der Glucksen hat kein Ruh;
ich durmel wie ein' Gans darein,
daß mir der Schädel kracht;
das schafft allein der gute Wein —
aldee zur guten Nacht!"

Wie besessen marschierte und torkelte er mitten durch die Gasse, am Markt aber bog er ohne Abschied nach rechts in die Ochsengasse, immerfort gröhlend.

Der Obervogt blieb nachsehend stehen und sprach durch die zusammengepreßten Zähne hindurch:

„So 'n Beest! Man sollte ihn heimbringen! Wenn ihn die Scharwache so trifft, dann steckt sie ihn ins Narrenhäuschen."

Im Schutze der Dunkelheit blickte der Apotheker mitleidig über die Achsel auf den Obervogt herab und dachte: wenn der Lutz besoffen ist, so bist du 's auch! der sucht nur den nächsten Weg zur „Kanne" zurück; laut aber antwortete er:

„Der findet den Weg, Herr Obervogt, wie Ihr ja seht. Bezechte sind wie Nachtwandler."

Indessen folgten einige der Anregung des Obervogtes, versprachen für den Betrunkenen zu sorgen, und liefen ihm nach. Bald verstummte seine Stimme.

Nun verabschiedete sich der Notar Dr. Ebertz und sagte zum Apotheker:

„Und nichts für ungut, Grieninger, daß ich einmal so hitzig wurde; aber du bist mir zu lau! Da ist mir ein rechter Papist lieber, ja, sogar ein Kalvinist, — so wenig ich ihnen recht geben kann."

„Ja — du hast deine Bibel und die Kirchenväter und den Luther im

Griff wie ich meine Gläser und Schublädchen; könntest einen Pfaffen abgeben!"

„'S ist auch nötig," erwiderte der Notar, „man muß jetzt immer gestiefelt und gespornt sein! Du solltest auch mehr Farbe bekennen!"

„Bekenn ich die nicht?" sprach Grieninger langsam.

„Der Apotheker," nahm der Obervogt das Wort, „gibt eben auch anderer Meinung Gehör, nach dem Spruche: prüfet alles und das Beste behaltet."

„Gut, dann will ich dem Apotheker einmal das Stafforter Buch zur Prüfung empfehlen; viel Gutes wird er freilich nicht davon übrig behalten Und nun gute Nacht!" Damit verschwand Ebertz im Dunkel.

Obervogt und Apotheker schritten jetzt auf den Marktplatz vor, dessen Größe nur an wenigen, aus Häusern herausglimmenden Lichtern erkennbar war. Manchmal zuckte es über den schwarzen Himmel wie der Silberflügel eines Riesenvogels, dann sank ein Lichtschein herab auf den weiten, giebelumstarrten Platz und erlosch in der Berührung: eine helle Fläche war aufgetaucht, der obere Marktbrunnen mit dem Markgrafen war aus dem Dunkel gestiegen, Wasserstrahlen und Fenster hatten geblitzt, alte Fachwerkgiebel, die Renaissancefront und der Turm des Rathauses, die Bergstraße zum Schloß hinauf, von einem Torbau gesperrt, von der Masse der Schloßkirche und des hochgetürmten Schlosses überragt, hatte bleich aufgeleuchtet und war vergangen wie Atemhauch im Winter.

„Ein rechthaberischer Mensch dieser Dr. Ebertz!" fing der Obervogt wieder an.

„Als Jurist muß ers wohl sein!" meinte der Apotheker.

„Dann soll er bei seiner Jurisprudenz bleiben! Was hat er überhaupt hier dreinzureden! er ist doch nicht aus der Markgrafschaft!"

„Das nicht; aber seine Frau ist von hier und hier hat er seine Praxis: warum soll er nicht mitreden? Und — es ließe sich ja behaupten, daß Westfalen auch nicht gerade zwischen Neckar und Rhein läge. Und Herr Commain ist ein Italiener und Herr Dr. Reuber ein Sachse oder Schlesinger oder weiß der Teufel, was, und so die markgräflichen Räte durch die Bank."

Johann von Münster blieb stehen, warf sich in die Brust, drückte das Degengefäß hinab, so daß der Degen gravitätisch fast wagrecht nach hinten stand, und sprach in aufklärendem Tone:

„Wir sind durch das Vertrauen Ihrer Fürstlichen Gnaden ins Land berufen, und das Bewußtsein, klaffende Lücken auszufüllen und mit Selbstaufopferung am Wohle dieses Landes zu arbeiten, gibt uns einen höheren Titel von Landsmannschaft, von — innig verwurzelter Zugehörigkeit, als viele Landeskinder von sich rühmen könnten!" Und das Haupt etwas neigend setzte er seinen Fuß weiter.

Der Apotheker freute sich, in der Dunkelheit des Augenblicks sich wei

zurückbeugen, langsam nicken und ein dummes Gesicht schneiden zu können, ehe er antwortete:

„Gewiß! Wer könnte das bezweifeln? Ich meinte ja nur so."

„Und das Stafforter Buch —? das ist ein sehr gutes Buch! Habt Ihr es gelesen, Apotheker?"

„Hm — m!" machte Grieninger kopfschüttelnd und setzte gutmütig hinzu:

„So was les ich nicht!"

„Solltet Ihr lesen! solltet Ihr lesen! Es wird darin nachgewiesen, daß die reformierte Lehre, die Ihre Fürstlichen Gnaden, der Herr Markgraf bekennen und empfehlen, im Einklange steht nicht nur mit den Propheten, dem Evangelio und den Kirchenvätern, sondern auch mit der Lehre des D. Martin Luther selbst."

In einem Tone, als ginge ihm ein neues Licht auf, sagte der Apotheker:

„So —? Sosoo! Aha!"

„Gewiß! Das solltet Ihr lesen! Gerade Ihr bei Eurer ruhigen und versöhnlichen Art könntet auf Eure Mitbürger einwirken und entscheidend dazu beitragen, daß sie sich den Verordnungen friedlich fügen und das neue, reinere Bekenntnis annehmen. Die Geduld unseres gnädigen Herrn ist schon übergroß, sie wird nicht ewig währen. Jedesmal, wenn ich zum Bericht in die Karlsburg komme, fragt der Markgraf, ob der lutherische Sauerteig noch nicht ausgefegt sei, ob nicht ein schärferer Besen nottue! Wäre ich nicht — mit Besänftigen und Hoffnungmachen, Ihre Fürstlichen Gnaden hätten längst — eisernen — Zwang angewendet! Die — die werden schon sehen, wie weit sie's treiben!" Sich mehr und mehr erregend war er bei den schärfsten Tönen seiner hohen Stimme angekommen.

„Was Ihr nicht sagt, Herr Obervogt!" sprach der Apotheker in sehr bedrücktem Tone. „Steht es so? Mhm — mhm!"

„Ja!" schrie Johann von Münster „so steht es!"

Blitzscheine schwangen sich von Wolke zu Wolke über den ganzen Himme hin, so daß dicht vor den beiden der obere Marktbrunnen mit dem Steinbilde des Markgrafen Ernst eine ganze Weile in leise zuckendem Lichte stand und der Schloßberg mit dem Tor und den großen schattenreichen Häusern und Türmen seltsam in der Helle vor- und zurückschwankte. Langsam rumpelte ferner Donner hinterdrein.

„Nun wird es ja wohl ernst," sagte der Obervogt, „und man tut gut, unter Dach zu kommen. Es war mir angenehm, Apotheker."

„Habe die Ehre, Herr Obervogt! Geruhsame Nacht!" erwiderte der andere, indem er den großen Hut vom Kopfe schwang.

Herr von Münster dankte herablassend und eilte nach dem Amthause unten am Schloßberg.

Apotheker Grieninger blieb noch ein paar Augenblicke stehen und horchte den kurzen Schritten des andern nach, lachte vergnügt und brummte — wie der Obervogt — zwischen den festgeschlossenen Zähnen hindurch:

„So 'n Beest!" Lachend trat er zum Brunnen und ließ sich das kühle Wasser über die Hände laufen. Dann ging er über den Markt zurück, aber nach der rechten Seite hin, wo am Eck eines Gäßchens die Apotheke stand.

Auf sein Klopfen wurde die Tür geöffnet, die gleich in das Gewölbe hineinführte.

„Alles in Ordnung?" fragte er.

Der Apothekersknecht bejahte.

„Hast schon Feuer auf dem Herd? Das Wetter kommt zu uns."

„Noch nicht."

„Dann machs gleich!"

Der Knecht ging, nachdem er des Herrn Laterne an seinem Ämpelein entzündet hatte, zur Küche. Der Apotheker sah im Gewölbe umher und im Laboratorium mit den dunklen Essen, den kleinen burgartigen Herden und Destillierofentürmchen, und als er alles verwahrt fand, stieg er langsam hinab in den Keller und leuchtete nun von unten bis oben das ganze Haus ab und lächelte manchmal über seine eigene peinliche Sorgfalt, wie er ehedem über seinen Vater gelächelt hatte, wenn dieser allabendlich das Haus abschritt. Im mittleren Stock vor der Schlafkammertür seiner Mutter hielt er still und lauschte; als er nicht gerufen wurde, schlich er mit verwundertem Brummen weiter. Endlich betrat er sein Zimmer im Oberstock.

Er stellte die Ampel auf den Nachttisch, öffnete das Fenster und schaute unwillkürlich über den Markt hinauf nach dem Schloßberg, wo der Obervogt verschwunden war.

„Ist es möglich", — dachte er — „daß ein ausgewachsener Mensch jeden Samstagabend in eine andere Wirtschaft sitzt, bloß um Schlag zehn Uhr aufzustehen und die Leute zur Polizeistunde zu zwingen! Und meint, man merke nichts, — weil er nichts merken will."

Ein paar Tropfen schlugen ihm ins Gesicht und brachten ihm zum Bewußtsein, daß er mit weiten Nüstern und saugender Lunge den warmen feuchten Wind atmete, der hastig den Markt herauftrieb und nach allen Seiten eindrang. Eine schwere üppige Luft, aus sonndurchglühten Wäldern vom einfallenden Regenwind aufgepeitscht und weitergejagt. Ihre Feuchtigkeit war voll von den starken Düften des Sommerwaldes. Der Mann trank sie begierig ein. Der Tannennadelduft, der aufdampfte, als der erste Tropfenschauer über den gerösteten braunen Nadelboden hinsprühte, der Brodem, der aus der lockeren schwarzen Walderde wich, als sie wie ein Schwamm all ihre Zellen voll Wasser sog, der modrige Atem halbverwelkten Mooses, der fette Holzgeruch triefender Fichtenstämme, frischer belebender Pilzduft,

der süße zärtliche Hauch überreifer Himbeeren — — alle wurden von des Apothekers geübten Sinnen erkannt und manchen träumte er auch hinein in diesen feuchtwarmen und doch so frischerregenden Luftstrom des nahen Tannenwaldes.

Wie oft hatte er das beim Kräutersuchen erlebt!

Und ein Sommertag kam ihm zurück, da war er als Bursche von sechzehn Jahren vom Vater Kräuter suchen geschickt worden. Er war die Hälden hinaufgestrichen und langsam nach dem Hagenschieß hinübergedrungen. Auf einer mit Büschen bewachsenen Lichtung sah er ein weißes Kopftuch und, ein Beerenweib vermutend, ging er hin. Da war es ein Mädchen, zwei, drei Jahre älter als er, das blickte ihn verwundert von unten bis oben an, schob dann lächelnd mit dem Arm — die Hände waren rot vom Safte der Beeren — ihr Kopftuch von dem krausen braunen Haar in den Nacken und sagte:

„Was willst denn du da? — A — gelt, du bist dem Apotheker! Ich war auch schon in der Apothek."

„Woher bist denn du?"

„Dahinten her, weit!" erwiderte sie und zeigte mit der roten Faust in der Luft herum, so daß es unklar blieb, ob sie von Osten, Süden oder Westen sei.

„Suchst Beeren?" fragte er und nahm ihr ein Händlein voll aus dem Korb.

„Ja. Und du Kräuter?"

Beeren pflückend und essend schwätzte er eine Zeitlang mit ihr und ging dann weiter.

„Gib auch Obacht!" rief sie hinter ihm drein, „wir kriegen noch ein Wetter."

Er kreuzte durch den Wald nach den ihm bekannten Standorten und füllte Netz und Tasche, bis er plötzlich den Wald tief dunkel werden sah. Und kaum ein Laut war zu hören. Er spähte empor, sah dunkelgrau treibende Wolken über bewegten Kronen, während die Luft um ihn noch ganz schwer stille stand. Überrascht und unsicher nahm er sein Bündel auf und lief in der Richtung, wo er vor einiger Zeit das Mädchen gesehen hatte. Dann dachte er, es sei wohl klüger, die Tiefenbronner Straße zu gewinnen, die den Wald durchschneidet; aber wie er sich nach dieser umtat, da tauchte das Mädchen in der Ferne aus dem Wald und kam ihm gemächlich mit dem vollen Korb entgegen.

„Wohin" fragte sie.

„Heim, wenns langt!"

„Ho —" lachte sie, „es langt nimmer."

„Weißt keinen Holzmacherschopf?"

„Da herum nicht. Aber komm nur mit mir! ich weiß schon, wohin.“

Er faßte den Henkel ihres Korbes und half ihr tragen, während sie weglos den Hochwald durchquerten. Nicht lange, so stiegen sie über halbverwachsenes Mauerwerk, und das Mädchen nahm seinen Korb wieder allein, da sie im Gestrüpp hintereinander gehen mußten. Sie kamen zu umbuschten und vermoosten Mauertrümmern, die noch bis zu Mannshöhe aus dem Boden ragten. Vor einer niedrigen Nische, die auf der andern Seite durch Geröll verschlossen war, blieb das Mädchen stehen, stellte den Korb ab und sprach:

„Da werden wir nicht naß und können noch zugucken.“

Sie setzte sich, den Oberkörper an die Wand lehnend, in die Nische, zog die schweren Schuhe von den heißen Füßen und rückte den Beerenkorb neben sich, füllte sich den Mund und nickte dem Buben aufmunternd zu.

Der aber sah sich verwundert in den Trümmern um. Die Mauer war vergipst wie eine Zimmerwand; wo sie angebrochen war, zeigten sich im Innern Tonröhren; Tonröhrenstücke lagen im übergrünten Schutt, Backsteine, große Ziegelbrocken und Topfscherben. Endlich blickte er kopfschüttelnd das Mädchen an und fragte, wo sie wären.

„Im Heidenschloß.“

„Heidenschloß —? Da war ich ja noch gar nie! Was für Heiden?“

„Halt Heiden!“ erwiderte sie achselzuckend. „Vielleicht vor der Sündflut. Da — steh nicht lang rum! Setz dich! Da regnets ja schon.“

Der Bub legte seine Tasche als Polster zurecht, gab dem Mädchen das Bündel, sich darauf zu lehnen, und setzte sich.

Ein erster Tropfenschauer zischte durch das Laub und klatschte auf den Boden, löste eine feuchtfrische Duftwelle und trug sie in den Trümmern hin und her. Auf einem Mauerrest stand ein zierliches Birkenbäumchen leuchtend vor der tiefen Dunkelheit der Tannen und zeigte ängstlich wimmelnd die weiße Seite des Laubes.

Der Apothekersbub teilte mit dem Mädchen sein Brot und seinen Speck und sie aßen vergnüglich, während das Wetter losging. Sie schrien auf, wenn ein starker Blitz krachte, sie zählten, wie lang es dauerte, bis der Donner nachkam, und erschraken, als bei einem schweren Schlage der zitternde Boden hohl unter ihnen dröhnte. Aber ohne sich lange bei dem Schrecken aufzuhalten, nahm das Mädchen einen Schuh und pochte kräftig gegen die Erde, und als es auch jetzt beim stärksten Schlage hohl klang, sagte sie befriedigt:

„Ein Keller!“

„Vielleicht ein Schatz!“ sprach der Bub halblaut mit großen Augen.

„Ein Schatz —?“ wiederholte sie, steckte ein paar Beeren in den Mund und äugte lachend zu ihm hinüber.

„Warum nicht?"

„Warum nicht —? — Hm — — Die so ein Schloß zerstören, suchen vorher auch nach. — Kannst ja einmal sehen! Aber — hast ja das Herz nicht dazu."

„Ich —? Warum nicht?"

Sie zuckte die Achseln und schaute nach der andern Seite; dann wandte sie ihm über die Schulter hin ihre lustigen Augen wieder zu und fragte:

„Hast schon einmal ein Mädel geküßt?"

„Freilich! mehr als einmal."

„Wen denn?"

„Du kennst sie ja doch nicht!" entgegnete er ausweichend, denn er meinte seine Schwester, und an andere Mädchen hatte er noch nicht gedacht.

„Ich glaub dirs ja doch nicht!" Sie warf sich auf ihren Ellbogen zurück und steckte sich eine Beere in den Mund. „Bist ja noch ein viel zu dummer Bub!"

„Hör auf damit!" rief er ärgerlich, „sonst —"

„Sonst —?" sie neigte sich so nah zu ihm hinüber, daß er ihren himbeersüßen Atem roch, und blickte ihm groß in die Augen.

„Jawohl!" rief er in knabenhafter Streitlust, ohne das Flackern ihrer Augen zu verstehen.

Sie lachte gezwungen und ließ sich wieder zurücksinken:

„Wie stehts mit dem Schatz? — im Keller? Wann suchst ihn?"

„Gleich! Kannst mitgehen! dich überzeugen."

„Jetzt in dem Regen aber grad nicht. Ho — was es gießt!"

Das Wasser stürzte wie ein Vorhang herab.

„Willst denn keine Beeren?" fragte sie. „Ich esse immer allein." Sie nahm eine große wurfgerecht zwischen Daumen und Zeigefinger: „Mund auf und Augen zu!"

Er machte zwar die Augen nicht zu, fing aber mit dem Mund richtig die Beere auf.

„Schau — du bist doch nicht so dumm!" sagte sie mit schmeichelndem Blick.

„So? dann gib mir noch ein paar!" bat er, die hohle Hand hinhaltend.

Sie füllte sie ihm schweigend, und es überrieselte ihn seltsam, als sie ihm dann seine gefüllte Hand mit ihren untergehaltenen klebrigen Händen zurückschob.

Er aß; sie schwieg, atmete hörbar und sah ihm fast lauernd zu.

„Prachtsbeeren!" sagte er schließlich, „So schön und süß sind sie selten."

Sie sah ihn blinzelnd an und lachte dann plötzlich, wie von einem Spaß erfüllt, gell hinaus. Aufgeregt an ihrem Hemdbändel zupfend fragte sie:

„Hast gern Beeren?"

„Und wie!"

„Weißt auch die schönsten Beeren und die euch Mannsleuten die liebsten sind?"

„Was für?" fragte er, verwundert über ihre tonlose Stimme und ihren fast bösen Blick.

„Die!" und sie riß ihr Hemd vor der Brust auseinander.

Entsetzt starrte der Bub die entblößten Brüste an, die sich unter dem braungebrannten Hals milchweiß und zierlich vorwölbten und wie in rosaroten Beeren endigten, das Blut schoß ihm ins Gesicht und eine Angst würgte ihn.

Das Mädchen mußte über seine Unschuld lachen, sie streckte die Hand nach ihm und flüsterte ungeduldig:

„Dummer Bub!"

Da empfand er blitzschnell ihre Brust, ihren Hals, ihren Mund, ihre Augen, ihren vorgestreckten Arm, er packte ihre Hand mit pressender Kraft und aufschluchzend riß er sich an das Mädchen hin.

„Herrgottsakrament!" brummte der Apotheker, legte den Rock ab, zog die Schuhe aus und ging leise in der Stube hin und her.

Das war vor mehr als zwanzig Jahren, und nun war er immer noch Junggeselle. Mädchen hatten ihm ja nicht gefehlt seitdem; aber bei Lebzeiten seines Vaters, der ein grobes Regiment im Hause geführt hatte, wär es ihm nicht eingefallen zu heiraten; und in den paar Jahren seit des Vaters Tode war es eben so weiter gegangen. Die Mutter versah die Wirtschaft, und es war hübsch, mit der heiteren alten Frau zu hausen. Zwar lief er manchmal der Pela Breitschwert in den Weg, der Tochter des Altbürgermeisters; die zwingende Notwendigkeit, um sie anzuhalten, war ihm noch nicht aufgegangen.

Er stand wieder am Fenster. Das Wetter kam nicht näher, die würzige Waldluft quoll unerschöpflich über die Häuser.

Jedenfalls war es unlustig, abends in ein dunkles Haus heimzukehren, in ein dunkles, ödes Schlafzimmer zu treten und in ein leeres Bett zu kriechen!

Er blieb unzufrieden und vorwurfsvoll vor seinem Lager stehen und betrachtete es, als trüge es die Schuld. Er warf, um es noch abkühlen zu lassen, die Decke zurück und schaute plötzlich höchst verdutzt drein; denn das Bett war nicht leer. Da lag etwas wie ein Mensch, — wie ein Weib! — nur nicht groß genug dazu! — nur nicht aus leuchtendem atmendem Fleisch, — sondern dunkelglänzend — — mürbgebacken — aus Brezelteig — ein Weiblein gut drei Fuß lang, zwar etwas platt geraten; aber der Kopf war durch einen wohlgeflochtenen Zopfkranz und die Brust durch zwei schneckennudelförmige Hügel gekennzeichnet.

Er lachte laut hinaus.

„Das nennt man einen Wink mit dem Zaunpfahl! So eine Mutter! so eine großartige Mutter! Hat schon einer so eine lustige Mutter gehabt!“ rief er und faßte das Brezelweiblein, betrachtete es und entdeckte noch am Ringfinger eingebacken ein kleines goldenes Reifchen, das die Mutter von ihrer Kinderzeit her treulich verwahrt hatte. Diese Hingabe rührte ihn. Dem Wunsche der Mutter nachsinnend, besah er das Weiblein, klopfte mit dem Zeigefinger gegen die Rückseite, roch daran und legte es befriedigt wieder auf das Bett.

„Ja —“ murmelte er, „wenn man sich die Frau so eigens nach dem Familiengeschmack backen könnte. Aber wer ist sicher, was er sich ins Haus pflanzt?“

Er blickte zum Fenster hinaus und konnte, da der Himmel sich gelichtet hatte, und von dem breiten Silberrand einer Wolke der Widerschein des verdeckten Mondes herableuchtete, die Häuser des Marktes und auf der anderen Seite unten das des Altbürgermeisters Breitschwert unterscheiden.

„Sie ist ja auch kein heuriges Häslein mehr, die Pele!“ murmelte er, wieder zurücktretend: „Man muß es halt wagen: und kalt Blut!“

Er nahm die Puppe, roch noch einmal und widerstand dem Gelüsten nicht, sie zu versuchen. Er brach ihr den Kopf ab, setzte sich auf den Bettrand und aß. Und er fiel so in Gedanken, daß er gar nicht darauf achtete, was er aß, und noch geraume Zeit nachher sitzen blieb.

Erst als der Nachtwächter unten vorbeikam und an der Haustür rüttelnd versuchte, ob sie auch gut verschlossen sei, dachte der Apotheker an die Nachtruhe, legte das Weiblein auf den Tisch und sich zu Bett.

Zweites Kapitel

Nachdem der Apotheker des andern Morgens im Laboratorium und Gewölbe nachgesehen und die nötigen Befehle gegeben hatte, ging er hinauf in das Wohnzimmer des mittleren Stockes, wo er an Feiertagen mit der Mutter allein die Mahlzeiten zu halten pflegte; werktags aßen sie unten mit dem Gesinde.

Die Mutter hörte ihn und kam sofort in das Zimmer.

Er fragte sie nach ihrem Befinden und setzte hinzu:

„Mutter, Ihr habt Euch wohl vor dem Gewitter so tief in die Federn verkrochen, daß Ihr mich nicht an Eurer Tür habt vorbeigehen hören!“

„Ja gewiß,“ erwiderte sie, „drum hab ich auch nichts davon gemerkt, daß du noch stundenlang vor Gewitterangst über mich hin- und hergetrippelt bist; ich wäre sonst natürlich hinaufgekommen und hätte versucht, das Kind zu beruhigen.“

„Schade, schade,“ sprach er und beobachtete lächelnd ihre Miene.

Sie blickte weg und prüfte den gedeckten Tisch, an dem sie sich nieder gelassen hatten. Da brachte auch schon die Magd die Morgensuppe und als sie wieder gegangen war, unterhielten sich Mutter und Sohn über alles mögliche, nur nicht über das, was sie am ernsthaftesten beschäftigte.

Er berichtete, daß er sich am vergangenen Abend damit vergnügt habe, dem Obervogt nachzugehen, der seit einiger Zeit am Samstag die Wirtshäuser unsicher mache. Diesmal sei 's auf die „Kanne" abgesehen gewesen und, wie es den Fanatikern so unwillkürlich gehe, in kurzem sei der Obervogt bei seinem Thema gewesen und habe über die einzig wahre Religion, den reformierten Glauben, gesprochen, womit der Kalvinismus gemeint sei. Die meisten hätten sich weiter nicht aufgeregt, nur der Advokat Eberk, ein leichtbegeisterter, ehrlicher Mensch, der alles ernst nehme, sei heftig geworden, besonders als der junge Zimmermeister Aichelin sich den frechen Spaß machte, den Aussprüchen und Ansichten des Obervogts beizupflichten und sie mit der harmlosesten Miene der Welt durch ausgesucht alberne Erklärungen und Beweise zu stützen. Schließlich sei wohl auch dem Vogt aufgegangen, daß die Bundesgenossenschaft des Lutz nicht ganz sauber sei, er habe gewiß einen dauerhaften Ärger heimgetragen, obschon es ihm ja wieder gelungen sei, Punkt zehn die Zecher aufzuscheuchen und so den Nachtwächter, der Feierabend zu bieten hätte, vor Bestechungsversuchen zu bewahren.

„Sehr geschickt zu seinem Amte scheint dieser Herr von Münster ja nicht zu sein," sagte die Mutter, „aber ich hab doch etwas für ihn übrig. Es ist nett und rührend mit anzusehen, wie er immer, so oft er in die Nähe kommt, über den Markt herüber geht und, so oft er ausreitet, bis vor das Menzingische Haus trabt, anhält, verehrend zu der jungen Witwe hinaufgrüßt und dann einfach wieder umkehrt. Er versucht nicht zu tun, als führte ihn sein Weg vorbei: er geht hin, wie er zur Kirche geht, verrichtet seine Andacht und zieht ab."

„Ja, ja," meinte der Sohn „und läßt sich auslachen von den Leuten!"

„Es ist meist nicht so übel, worüber die Leute lachen!" entgegnete die alte Frau, „mir gefällt es. Aber auch die junge Frau von Menzingen freut mich. Sie versteht es, dem armen Teufel so unbefangen freundlich für seinen Gruß zu danken, daß jeder glauben könnte, es geschehe zum erstenmal. Nun, das ist so mein Sondervergnügen, und ich bins zufrieden, daß es keiner teilt. — Aber der Markgraf scheint seine Leute nicht zu kennen."

„Wie sollte er sie kennen, da sie ihm doch nach dem Munde reden! Sie tun, als wollten sie dasselbe wie er, und so meint er, sie wollten das Rechte."

„Das Rechte!" wiederholte die Mutter nachdenklich nickend. „Das muß man unsern Markgrafen lassen, das Rechte wollen sie — oder möchten sie! Mein Vater, der noch aus der Zeit des guten Markgrafen Christoph kam, aber ein ehrgeiziger und gewalttätiger Mann war, der schüttelte oftmals un-

zufrieden den Kopf und sagte: ‚Seltsame Fürsten, unsere Markgrafen! im Grunde ist ihnen das Gute wichtiger als ihre Macht; eher schenken sie ein gutes Recht hin, als daß sie ein strittiges an sich reißen! So wird man nicht groß!‘ — Nun, wie ichs verstehe, ist das Gute immer noch das Größte. Eben drum ist mir auch bang um unsern jetzigen. Ist das ein ruheloser Mann! Was fängt der nicht alles an! Daß er Gelehrte ins Land ruft und eine hohe Schule gründet, Schlösser baut und Kanäle durchs Land gräbt, Bauern und Vieh aus Holland kommen läßt und Mustergüter schafft, um die Landwirtschaft zu heben, und was nicht noch — das wäre alles schön und gut! Aber daß er die Waisen seines katholischen Bruders Jakob dem Vertrag zuwider reformiert erziehen läßt und mit den katholischen Fürsten und dem Kaiser darüber Streit bekommt, — daß er sich in die Straßburger Händel mischt und im Elsaß Krieg führt; — daß er seinem Vetter Eduard Fortunat — der ja ein Lump ist — das Land besetzt und wieder den Kaiser gegen sich hat; — daß er gar noch sein lutherisches Land kalvinisch machen will und den Augsburger Religionsfrieden und die Konkordienformel und die lutherischen Fürsten und gar noch den Kaiser aufreizt, — das ist nicht klug und geht auch nicht gut aus.“

„Und nun kommt die Reihe an uns mit dem Kalvinismus!“

Die Frau hob ernst den Finger:

„Da gibts ein Unglück! In uns verrechnet er sich. Die Pforzheimer sind nicht so kusch wie seine Durlacher drunten.“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Sohn achselzuckend, „wie sie im Ernstfall dazu stehen werden.“

Die Mutter schüttelte die Hand:

„Die geben nicht nach.“

„Ist oder bedeutet — der Unterschied ist doch kein Blut wert! Und er hat doch im Grunde recht, daß er nicht zwei Bekenntnisse im Lande haben will.“

„Eben —! drum hätte er nicht anfangen sollen. Das ganze Land war gut lutherisch, was muß er den Frieden stören! Übrigens — man kann ein Heide und Türke sein und wird doch sagen müssen: ‚das bedeutet mein Blut‘ ist eine Schulmeisterei, langweilig und nüchtern wie ein Mund voll warmen Wassers; aber ‚trinket, das ist mein Blut!‘ das ist schreckhaft wunderbar, das durchschauert mich wie ein Zauber — — und du weißt, ich bin keine von den Frömmsten. Gleichwohl aber,“ setzte sie aufstehend hinzu, „wollen wir uns jetzt zur Kirche fertig machen, es muß bald läuten.“ Einen Augenblick blieb sie zwischen Tisch und Stuhl stehen, reckte sich ohne jede begleitende Bewegung zu ihrer äußersten Höhe, wie sie es immer beim Aufstehen tat, und ging dann mit langsamen Schritt in ihr Schlafzimmer.

Und gleich beim ersten Läuten kam sie im schwarzen Gewand und weißen

Faltenkragen und weißen Kopfputz aus ihrer Tür und wandelte stattlich und gelassen über den Markt hinab und durch die Ochsengasse zur Stadtkirche, wie sie es seit vierzig Jahren gewohnt war.

Ihr Sohn, der Apotheker und Ratsherr, hatte es nicht so eilig, er blieb gerne bis zum letzten Augenblick in der Apotheke; denn es konnte ja immer noch ein Hilfsbedürftiger kommen und ihm guten Grund geben, die Kirche zu versäumen. Als er mit Degen, Kette und großem Hut geschmückt durch das Gewölbe ging, stand bei dem Gehilfen Bissigkummer ein Bauer aus Brötzingen und wollte ein Tränklein für sein Kind, das einen schrecklichen Durchfall habe, und er bat sehr um Eile, damit er noch vor Schluß des Tores hinauskäme. Bissigkummer tat, als sähe er seinen Herrn gar nicht, fragte und hantierte eifrig drauflos, weil er auch einmal gerne von der Verspätung Nutzen gezogen hätte, er beruhigte den Bauer und versicherte, wegen eines Kranken müsse der Torwart auch während der Kirche aufschließen. Da war er nun nicht wenig überrascht, als Grieninger diesmal nur anhörte, um was es sich handle, und fortging mit den Worten:

„Machs gut, Bissigkummer, und laß dir nur Zeit, daß es recht wird."

Der Geselle schaute dem Herrn groß nach. Dann nahm er sich wieder mit möglichst vielen Umständen seines Tränkleins an, ging hin und her und ab und zu und fragte zwischenhinein den Bauer nach seiner Familie, seinem Lebenslauf, seinem Vieh, nach dem ganzen Handel und Wandel des Dorfes Brötzingen.

Herr Grieninger blieb vor seiner Haustüre stehen und blickte auf den Markt, der sonnig dalag mit einem Schattenrand auf der andern Seite. Er ließ, gegen die Sonne blinzelnd, die Blicke über die jenseitigen Häuser streifen, vom Rathaus oben mit Turm und Freitreppe bis hinab zum untern Eckhaus, über dem die Sonne stand und in dem Pele Breitschwert wohnte. Die letzten Kirchgänger sputeten sich, um nicht den Kirchenrügern, die seit neuem schärfer aufpassen mußten, in die Finger zu fallen. Vom Schloßberg her kam, den Schatten der andern Seite verschmähend, fast mitten über den Platz der Obervogt Johann von Münster, in schwarzer Gewandung, großem gefälteltem Kragen und hohem, schmalrandigem Hut.

Grieninger schritt, ohne ihn zu beachten, schräg über den Platz und ließ sich von ihm einholen.

In einem Atem mit der Begrüßung fragte der Obervogt eifrig:

„Was macht denn der Mensch da?"

„Wo — wer?"

„Der hier!" betonte der Obervogt, indem er auf den Fischbrunnen deutete, der vor der unteren Häuserreihe des Marktes stand.

Ein Mann, in wergen Tuch gekleidet, machte an dem Zapfen, der den Abfluß des großen Brunnenbeckens verschloß, aufgeregt herum, bis ein arm

dicker Wasserstrahl in die Sonne herausrauschte: kläglich vor sich hinredend schaute er in den Wasserschwall, setzte dann, unachtend des ihn übersprühenden Sprenggusses, den Zapfen an und trieb ihn mit einem Holzschlegel wieder fest.

„Das ist der Enderle," erwiderte der Apotheker, als sei die Frage nicht der Antwort wert.

„Der Enderle —? Ja — was hat er da zu tun — während der Kirche?"

„Ach, der ist doch nicht ganz recht."

„Nicht ganz recht — was heißt das?"

„Ihr kennt den Enderle noch nicht, Herr Obervogt?"

„Nein!" sagte dieser kurz und sah dem Enderle zu, der nun mit seinem Holzschlegel in der Hand eiligst mitten über den Markt hinauflief zum oberen Marktbrunnen.

„Der Enderle —" fing Grieninger langsam weitergehend wieder an; „ja — Ihr seid noch nicht so lange hier: also wenns brennt, so lassen wir die Brunnen in die Gasse laufen und verwahren den Ablauf nach den Seitengassen durch Bretter, so daß also das Wasser in der Gasse stehen bleibt und gleich vor dem brennenden Hause geschöpft werden kann."

„Ja, ja, das weiß ich schon!" warf der Obervogt ein, „das macht man nicht nur hier so."

„Gut, gut! Und da ist also einmal ein Kind des Enderle, ein vierjähriges Mädel, dem Brand nachgelaufen und in das Bächlein auf der Gasse gestürzt; es muß schlimm gefallen sein, blieb liegen und als mans endlich in acht nahm, da wars ertrunken. Und das hat dem guten Enderlin einen Stoß versetzt, daß er seitdem wunderlich ist."

„Wunderlich — auch so ein Wort! Wunderlich — das heißt also verrückt."

„Verrückt? — Nein!" sprach Grieninger gutmütig. „Halt wunderlich!"

„Also wunderlich! So! na, jetzt weiß ichs ja!" versetzte Herr von Münster scharf.

„Ja, bei uns sagt man so. Er ist sonst ganz vernünftig und treibt sein Handwerk; nur wenn er an einem Brunnen vorbeikommt, versucht er, ob der Zapfen sitzt. Und während der Kirche, wenn viele kleine Kinder allein sind, dann rennt er mit dem Schlegel in der Stadt herum von Brunnen zu Brunnen; und wenn wir gar einmal Feuerlärm haben, dann ist er ganz aus dem Häuschen."

„Die Leute sind auch zu leichtsinnig mit ihren Kindern! Sollen sie zu Hause lassen!"

„Ja," brummte der Apotheker und zuckte mit den breiten Schultern und ließ es ungewiß, über wen er sie zuckte.

Unterdessen waren sie durch die Ochsengasse an das große Gebäudeviereck

des ehemaligen Dominikanerklosters gekommen, dessen Kirche seit der Reformation als lutherische Stadtkirche diente. Die Straße war schon ruhig, zur Kirche klang Orgelspiel heraus, die Tür stand noch offen, weil der Obervogt noch nicht in seinem Stuhle saß. Er aber kam absichtlich immer erst während des Orgelspiels, um als strenger Kalvinist diesem heidnischen Unfug seine Mißachtung kundzutun.

Er ging, während Grieninger leise seinen Platz aufsuchte, mit ungedämpften Schritten zu seinem Stuhle gegenüber der Kanzel, blieb darin stehen, nahm den Degen aus dem Gehenk, stützte ihn vor sich auf den Boden, legte die Hände darauf und schaute, strack aufgerichtet, einige Momente geradeaus. Dann lehnte er den Degen in eine Ecke des Gestühls und setzte sich. Ungefähr aufschauend traf sein Blick auf das Wandgemälde, das über den Pfeilerbögen in breitem Streifen um das ganze Mittelschiff der Kirche hinlief. In hellen freudigen Farben und streng konturierten Formen war der Strom der Menschen durch Stadt, Feld und Wald hingemalt, wie er sich jeweils staut um ein Beispiel christlichen Lebens, Kampfes und Todes, wie der Mensch sich demütigt und erbaut, stärkt und beschwingt im Anschauen der Wunder Gottes und der noch fruchtbareren Wundertaten gotterfüllter Menschen. Es war ein Festzug christlichen Glaubens, was da oben, still und unstörbar, um die versammelte Gemeinde den Zaubereigen schritt. Aber des Obervogts Auge fuhr wie vor einer Versuchung von dem Bilde zurück und heftete sich nun fest auf die Kanzelwandung, die glücklicherweise nur mit zierlich geschnitztem gotischem Rankenwerk geschmückt war. Die Wandgemälde empörten ihn als schriftwidriges Heidenwerk und Verlockung zum Götzendienst und erinnerten ihn zugleich an eine erlittene Demütigung. Denn gleich nach seinem Amtsantritt hatte er den Antrag gestellt, die noch aus papistischer Zeit übriggebliebenen Heiligenfiguren und Wandgemälde zu entfernen und zu übertünchen. Die Gemeinde aber hatte nicht gewollt und der Superintendent Ungerer hatte sich sogar nicht geschämt, zu sagen, er brauche die Bilder und könne sie nicht entbehren; es saßen so viel ungeschulte Leute in der Kirche, die nicht imstande seien, eine halbe Stunde lang einem Gedankengange zu folgen, und die nun in den Bildern den besten Ersatz für die Predigt fänden: bald hier, bald dort sitzend ließen sich die Leute nun von diesem, nun von jenem Bilde eine wohlbekannte Geschichte und Heilslehre in Erinnerung bringen und sich so bei ernsten und andächtigen Gedanken festhalten, anstatt daß sie vor Langerweile an ihre alltäglichen Nichtigkeiten und Lumpereien dächten. Münster hatte nicht durchdringen können; sich aber eine kleine Genugtuung geschaffen, indem er in der selten benutzten Schloßkirche droben nicht nur die Wandbilder, sondern überhaupt das ganze steinrote Innere kalkweiß überstreichen und dadurch das warme weiche, wunderbar reiche Leben des roten Sandsteins ersticken ließ.

Stirnrunzelnd dachte er einen Augenblick an jene Niederlage und fiel dann mit der ganzen Kraft seiner Stimme in den Gesang ein. Aber wie jedesmal störte ihn der Klang der Orgel, den er nicht zu überschreien vermochte, und wieder dachte er, ein Kopfschütteln unterdrückend: wie kann nur irgendein Mensch in einem tanzhausartig ausgemalten Raum, wo sein Lobgesang von den heiseren Trompeten- und Dudelsackstimmen, dem Husten und Schnarchen einer Orgel übertönt wird, ungestörte Andacht empfinden! Unbegreiflich! — —

Der Superintendent Benediktus Ungerer stieg langsam zur Kanzel empor, neigte seinen Kahlkopf über die gefalteten Hände und blickte dann ruhig über die Gemeinde hin. Er war ein hagerer Siebziger. Nur noch ein dünnes Kränzlein weißen Haares hing ihm von Ohr zu Ohr um das steile Hinterhaupt, aus dem vergeistigten derben länglichen Gesichte leuchteten helle lebhafte Augen, ein weißer Bart floß ihm gleichmäßig breit vom Kinn.

Und dann sprach er über Christi Wort in der Bergpredigt: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!" Er erzählte von Moses und Jeremias Kämpfen mit den falschen Propheten, von ihren Klagen und Warnungen; wie Jesus in der Wüste mit dem Meister der falschen Propheten, dem Versucher selbst, rang und ihn, in welcher Gestalt und Verlockung er auch erscheinen mochte, untrüglich erkannte und bestand; wie Gottes Sohn aber auch fernerhin nicht Ruhe hatte vor den Pfiffen und Schlichen des Bösen, wie er in der Schule, auf dem Markt, auf Schritt und Tritt von den falschen Propheten gestört und in listige Fragen verstrickt wurde und wie er sie geduldig immer wieder zunichte machte, wenn auch nur so beiläufig, wie eine Hausfrau, in der Stubenecke ein Spinnweb entdeckend, ein Steckelein nimmt, das Spinnweb abstreift und ins Feuer wirft. Er legte dar, wie der Christenmensch, obschon im Besitze der ewigen Wahrheit, fort und fort auf der Hut sein müsse vor den Einflüsterungen der falschen Propheten, die nie ruhen. Kaum habe Luther die Zäune und Schlagbäume und Krambuden vor dem Wunderquell des göttlichen Wortes abgerissen, so daß wir unmittelbar aus dem klaren Felsenborn trinken könnten, da seien andere auch schon wieder geschäftig, das Wasser zu trüben und zu färben, das Wort zu drehen und zu deuteln nach der Nüchternheit ihrer Herzen, die Heilsgewißheit zu verreden und zu ersetzen durch eine unbarmherzige, verhärtende, eine mahometanische Prädestination. Nicht immer sei es leicht, diese Wölfe im Schafsgewande zu erkennen, nicht immer — damit spielte er geradezu auf die Tracht der kalvinischen Prediger an — nicht immer trügen sie den spitzen Bart und das schwarze Mäntelchen — —

Da geschah ein Poltern gegenüber der Kanzel, und Hut und Schwert

aufraffend sprang der Obervogt aus seinem Kirchenstuhle vor und im breiten Hauptgange stehen bleibend, rief er zur Kanzel hinauf:

„Still! Kein Wort weiter, Herr Superintendent!"

Es wurde laut in der Kirche, viele standen auf, Rufe ertönten:

„Was gibts denn da?"

„Maul halten!"

„Rausschmeißen!"

Der alte Herr auf der Kanzel aber hatte sich strack aufgerichtet, ein streitlustiger Schein flog aus seinen grauen Augen, und mit gebietender Handbewegung über die Menge hin rief er:

„Ruhe, Geliebte im Herrn! Es scheint, der Herr Obervogt wünschen das Wort. Hören wir!"

„Jawohl!" erwiderte Münster gereizt, „gewiß habe ich das Wort und Euch entziehe ich es, Herr Superintendent! Lange genug habe ich zugesehen, wie die Verordnungen Ihrer Fürstlichen Gnaden des Herrn Markgrafen umgangen und mißachtet werden. Ihr habt zu predigen nach dem Stafforter Buch, das unser gnädiger Herr Markgraf Euch in die Hand gegeben hat!"

„Ich habe zu lehren," unterbrach ihn der Geistliche, indem er die Hand hart auf die Bibel legte, „den reinen Glauben nach dem Worte Gottes!" und er schlug bekräftigend mit der Hand auf das Buch.

„Und ich," schrie der Obervogt außer sich, indem er das mitten an der Scheide gefaßte Schwert drohend emporstreckte, „ich will Euern Glauben zuschanden machen! Meine Geduld ist zu Ende!"

„Oho! Oho!" rief es dicht um ihn her, und umblickend sah er, daß die Leute ihre Plätze verlassen hatten und ihn schon eng umstanden. Er drehte sich langsam herum und schaute einen nach dem andern herrisch und geringschätzig von oben bis unten an, begegnete aber nur unerschrockenen Augen, wenn nicht höhnisch grinsenden Mäulern. Der junge Zimmermeister Aichelin stand auch vorne dran, zischte einen klanglosen drohenden Pfiff hervor, hob den Finger und sagte:

„Feierabend!"

Herr von Münster sah darüber hin.

Der Superintendent aber sprach wieder ruhig von der Kanzel herab:

„Meine Lieben, mir scheint, der Herr Obervogt behagen sich nicht in unserer Mitte und wünschen uns zu verlassen; macht Platz!"

Johann von Münster winkte mit einer kleinen gnädigen Handbewegung zum Superintendenten hinauf und sprach wie zu einem voreifrigen Lakaien:

„Ich danke, ich danke." Dann sah er, die Hand mit dem Schwert vor die Brust legend, noch einmal zornig umher und rief: „Ihr sollt an mich denken! Ich werde euch zuschanden machen!"

„Das steht in Gottes Hand," entgegnete unverwirrbar der Geistliche. Dann faltete er die Hände und sprach laut:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!"

Vor dem Obervogt hatte sich nun in dem Gedräng ein knappes Gäßlein geöffnet; darauf sah er hin, das Schwert immer noch vor die Brust pressend, lächelte beglückt und sagte, indem er vorschritt:

„Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, spricht der Herr."

Die Leute hörten es und drängten hastig in ihre Stühle, so daß alsbald der breite Mittelweg ganz frei war; ja, einer sprang auch zum Tor und riß beide Flügel auf.

Der Obervogt ließ sichs nicht anfechten, stolz aufgerichtet trappte er auf seinen kurzen Beinen durch die mäuschenstill zuschauende Gemeinde, verzog auch nicht die Miene, als er vor Austritt noch hören mußte, wie der Organist, des Pfarrers letzte Worte aufnehmend, präludierte, und die Gemeinde mit drängender Begeisterung einfiel in Luthers Lied:

„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!
und steure deiner Feinde Mord,
die Jesum Christum, deinen Sohn,
wollen stürzen von seinem Thron."

(Fortsetzung folgt)

Das Subjekt als Träger des Lebens

von J. v. Uexküll

Ein jeder, der heutzutage über biologische Fragen ein Wort mitreden will, sollte sich vor allem verpflichtet fühlen, klar auszusprechen, was er unter Biologie verstehen will. Biologie heißt die Lehre vom Leben, aber das Leben zeigt uns so viele Eigenschaften, durch die es sich vom Leblosen zu unterscheiden scheint, daß die Forschung lange darüber in Zweifel blieb, welches Merkmal des Lebens als das wichtigste und wesentlichste anzusprechen sei.

Im Laufe der Zeit hat das Leben uns immer neue Seiten enthüllt und jedesmal erschien die neu entdeckte Seite die wichtigste zu sein. Aber bald zeigte sich bei eingehender Prüfung, daß dies Täuschung war.

Gewiß zeichnen sich die Stoffe, aus denen sich die Körper der Lebewesen aufbauen, durch ihre hohe Komplikation vor allen anorganischen Stoffen aus und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte die Meinung, daß allein das Leben organische Stoffe hervorbringen könne. Die heutige organische Chemie hat gezeigt, daß selbst die Eiweißkörper aus anorganischem Material, im Laboratorium, ohne Zuhilfenahme lebender Agenzien dargestellt werden können.

Der Stoff, aus dem ein lebender Körper besteht, ist also kein für das Leben entscheidendes Merkmal.

Ebenso imponierte der Stoffwechsel, den man bei allen lebenden Körpern findet, als ein entscheidendes Merkmal für das Leben. Aber seitdem Helmholtz das Leben mit einer Kerzenflamme verglichen, die auch dauernd den Stoff wechselt und doch die Form bewahrt, erschien auch dieses Merkmal als unzureichend.

Wenn weder Stoff noch Stoffwechsel ausreichen, um das Lebendige vom Leblosen zu scheiden, so wird man in der Struktur der Lebewesen diesen Unterschied zu finden hoffen. Auch diese Hoffnung mußte aufgegeben werden, seitdem besonders durch Bütschli und Rhumbler in Seifen und Schäumen mikroskopische Strukturen gefunden wurden, die den feinsten Stukturen der Lebewesen nicht nachstanden und fähig waren, einfache Bewegungen auszuführen.

In der Neuzeit haben sich die Erfahrungen der physikalischen Chemie über die Vorgänge in Lösungen, bei kolloiden Körpern, bei halbdurchlässigen Membranen, so außerordentlich gehäuft, daß die allgemeine Ansicht dahingeht, jeder einzelne Vorgang in einem lebenden Körper sei ein solcher, den man mit Hilfe verfeinerter chemischer oder physikalischer Methoden eines Tages nachmachen werde.

Wenn also die Vorgänge im lebenden Körper in ihren Einzelheiten im

Grunde nichts anderes sind als Vorgänge, welche die leblose Materie auch aufweist, so kann das Merkmal des Lebens nur in der Anordnung und in der Art des Zusammenarbeitens der Einzelfaktoren gesucht werden. Und diese Anordnung ist in der Tat eine besondere. Wir bezeichnen sie als eine zweckmäßige.

Und zwar unterscheiden wir an erwachsenen Lebewesen eine doppelte Zweckmäßigkeit: einmal ist jeder Organismus in sich selbst zweckmäßig gebaut und zweitens ist der Organismus zweckmäßig in seine Umgebung eingepaßt.

Die Zoologie war bereits auf dem besten Wege, um diese doppelte Zweckmäßigkeit zu erforschen, als der Darwinismus dazwischen trat und die Zoologie in andere Bahnen lenkte. Er unternahm es nämlich, mit Hilfe der einen Zweckmäßigkeit die andere wegzuerklären.

Die äußere Umgebung wurde als ein Produkt der anorganischen Kräfte angesehen, an das sich das variationsfähige Lebewesen im Kampf ums Dasein durch immer wiederholte Auswahl des Passenden im Lauf unzähliger Generationen angepaßt habe. Das Interesse der Zoologen wandte sich immer mehr dem Studium hypothetischer Ahnenreihen zu, das aber zu keinerlei greifbarem Resulat führen konnte, weil sich die Ahnen der experimentellen Prüfung entziehen. Besonders die Frage nach den Ahnen des Menschengeschlechts übte eine geradezu hypnotische Wirkung aus, obgleich gerade hierbei von vorneherein feststand, daß ein jeder Fund, der eine Zwischenstufe zwischen Affen und Mensch aufzuweisen schien, sich nach beiden Richtungen ausbeuten ließ. Und so stehen sich noch heute die beiden Ansichten, von denen die eine die Abstammung des Menschen vom Affen, und die andere die Abstammung des Affen vom Menschen behauptet, schroff gegenüber.

Der Hauptvorwurf, den man gegen den Darwinismus erheben muß, ist die Leichtfertigkeit, mit der er es unternahm, die Zweckmäßigkeit aus der Lebewelt zu beseitigen, bevor diese Zweckmäßigkeit überhaupt untersucht war. Dadurch wurde die wichtigste Seite unseres Lebens, die das Zentralproblem der Biologie bildet, einfach unterdrückt.

Es hat über ein halbes Jahrhundert gedauert, bis sich die Naturforschung von der gänzlichen Unzulänglichkeit der Darwinschen Thesen im Kampf gegen die Zweckmäßigkeit überzeugte. Aber erst die jüngere Forschergeneration unserer Tage wendet sich wieder dem Problem der Zweckmäßigkeit in der lebenden Natur zu. Entsprechend dieser neuen Sachlage definiert man heutzutage die Biologie gerne als die Lehre von der Zweckmäßigkeit in der Natur.

Aber da zeigt sich gleich als Hindernis eine gewisse Zweideutigkeit, die im Begriff Zweckmäßigkeit liegt. Dieser kann nämlich auf zweierlei Art definiert werden. Man bezeichnet erstens als Zweck die Vorstellung eines zukünftigen Zustandes, die zum Motiv einer Handlung wird. Führt die Handlung zur

Verwirklichung dieser Vorstellung, so nennt man die Handlung zweckmäßig. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese Definition der Zweckmäßigkeit für eine Naturwissenschaft, welche die Naturerscheinungen mit Hilfe unserer Sinnesorgane untersucht, ganz unbrauchbar ist; denn eine Vorstellung bleibt den Sinnen immer unzugänglich.

Nun gibt es aber eine zweite Definition der Zweckmäßigkeit, die also lautet: Zweckmäßig nennen wir die Anordnung der Teile in einem Ganzen, wenn ihre Leistungen sich gegenseitig zu einer Gesamtleistung ergänzen. Diese Definition schließt die störende Vorstellung eines Zweckes aus und gibt nur gegenständliche Merkmale an, um die Zweckmäßigkeit zu erforschen.

Ich ziehe vor, um Mißverständnissen zu entgehen, anstelle des Wortes Zweckmäßigkeit Planmäßigkeit zu setzen, weil mit Planmäßigkeit im strengen Sinne weiter nichts gesagt ist, als daß die Teile entsprechend einem Grundrisse oder einem Plane derart angeordnet sind, daß sie gemeinsam ein einheitlich funktionierendes Ganzes bilden.

Erklärt man die Biologie für eine echte Naturwissenschaft, so ist damit auch sofort ihre Stellung zur vergleichenden Psychologie gegeben. Denn diese Wissenschaft versucht aus der Analogie mit der eigenen Seele des Beobachters Aufstellungen über die Seelen der Tiere zu machen, die uns direkt nicht zugänglich sind. Die Fruchtlosigkeit dieser Versuche hat zur Folge gehabt, daß sich die ganze neuere experimentelle Richtung in der Biologie von den psychologischen Deutungen stillschweigend losgesagt hat. So existiert die vergleichende Psychologie eigentlich nur noch dem Namen nach, während der Inhalt der sogenannten psychologischen Arbeiten sich immer ausgesprochener auf die Erforschung der planmäßigen Anordnung körperlicher Lebensvorgänge beschränkt.

Definiert man daher die Biologie als die Lehre von der Planmäßigkeit der Lebewesen, so ist damit die Grenze gegen die vergleichende Psychologie gut und scharf gezogen.

Die experimentelle Biologie verzichtet auf jede Fragestellung nach den Geistestätigkeiten der Tiere, sie untersucht nicht die Empfindungen der Seele, sondern die Vorgänge im Gehirn. Der Biologe stellt sich auf den Standpunkt eines Technikers, der eine Maschine prüfen will. Er versucht einen Einblick in die Leistungen der Einzelteile des Tierkörpers zu gewinnen, um einen Überblick über die Gesamtleistung des ganzen Tieres zu erhalten. Er sucht nach dem Bauplan der lebenden Organismen.

Bei dieser Forschungsrichtung wird nichts weiter über die Existenz oder Nichtexistenz einer Tierseele ausgesagt, es werden nur die unseren menschlichen Fähigkeiten angemessenen Grenzen für die Untersuchung gezogen.

Die Vorgänge im lebenden Tierkörper, soweit sie einer Prüfung durch unsere Sinneswerkzeuge zugänglich sind, sollen uns allein hier beschäftigen. Wir wollen die Tiere untersuchen, wie ein Techniker eine Maschine. Ist damit

schon ausgesagt, daß die Tiere Maschinen sind? Keineswegs. Wir wollen ja gerade prüfen, inwieweit sie sich wie Maschinen verhalten und worin sie von diesen abweichen.

Eines ist ohne weiteres sicher, die Maschinen entstehen nicht, wie die Tiere, aus sich selbst heraus, sondern werden von fremden Wesen, den Menschen, gemacht. Auch vermögen die Maschinen nicht Reparaturen am eigenen Leib auszuführen, wozu die Tiere in hohem Maße fähig sind. Schließlich sind die Maschinen ganz außer stande, ihren eigenen Bauplan veränderten äußeren Bedingungen anzupassen. Eine Fähigkeit, die viele Tiere besitzen, und die Regulation genannt wird. Auf diese Unterschiede werden wir später genauer eingehen.

Für heute wollen wir von allen Problemen, die sich mit dem Werden und der Umgestaltung der Tiere befassen, absehen und uns nur die Frage vorlegen: Inwieweit ist ein fertiges, normal funktionierndes Tier mit einer Maschine zu vergleichen?

Jedes Tier besteht, wie uns schon der Augenschein lehrt, aus zwei Hauptteilen, einem rezeptorischen Teil, der dazu dient, die Eindrücke der Außenwelt aufzunehmen, und einem effektorischen, der die Gegenwirkung des Tieres auf die Außenwelt hervorbringt. Dementsprechend bezeichnen wir alle Bewegungsorgane der Tiere als Effektoren und alle Sinnesorgane als Rezeptoren.

Nun besitzen wir Apparate und Maschinen, die sowohl der rezeptorischen Funktion dienen gleich unseren Sinneswerkzeugen, man denke nur an ein Fernrohr, eine Lupe usw. und andererseits Apparate, die unsere Effektoren unterstützen, wie z. B. ein Fahrrad oder ein Boot.

Was hindert uns nun anzunehmen, ein jedes Tier bestünde aus zwei verkoppelten Apparaten, einem rezeptorischen und einem effektorischen Apparat?

In der Tat, solange wir uns mit dem effektorischen Teil der Tiere befassen, ihre Freß- und Gehwerkzeuge betrachten, können wir keinen wesentlichen Unterschied zwischen diesen Organen und unseren Apparaten feststellen. Wir geben zwar ohne weiteres zu, daß manche Tiere besser geeignete Apparate besitzen, um die Gegenstände der Außenwelt, in der sie leben, zu bearbeiten, als wir ihnen liefern könnten. Doch halten wir es für durchaus denkbar, die Bewegungswerkzeuge durch künstliche Werkzeuge zu ersetzen.

Aber sobald wir die rezeptorischen Organe mit rezeptorischen Apparaten vergleichen, ergeben sich ungeahnte Schwierigkeiten. Denn während die Veränderungen, die wir an unseren effektorischen Organen vornehmen, keinerlei Änderung der uns umgebenden Gegenstände zur Folge hat, so hebt jede Änderung, die bei unseren rezeptorischen Organen eintritt, die uns umgebende Außenwelt völlig auf, um sie durch eine andersartige zu ersetzen.

Diese Tatsache, die sehr stark im Vordergrunde jeder vergleichenden biologischen Forschung steht, wird am besten mit den Worten ausgedrückt, daß

ein jedes Tier seine eigene Umwelt besitzt, die aus anderen Gegenständen zusammengesetzt ist. Ein Auge, das nur Licht und Schatten unterscheiden kann, raubt der Welt alle Farben. Ein Hörorgan, das nur auf eine einzige Luftschwingung anspricht, raubt der Welt alle Töne.

Dieser fundamentale Unterschied in der Stellung der effektorischen Organe einerseits und der rezeptorischen Organe andererseits zur Außenwelt, ist bisher noch zu wenig beachtet worden. Solange man sich mehr mit den effektorischen Organen beschäftigte, lag kein Grund vor, das Augenmerk auf die Verschiedenheiten der Umwelten zu richten. Es genügte anzunehmen, daß die Tiere in der gleichen Welt leben wie wir, denn ihre effektorischen Organe lassen sich leicht mit unseren Apparaten vergleichen, da sie ja die gleiche Aufgabe haben, die gleichen Gegenstände zu bearbeiten. Jetzt offenbart es sich, daß jedes Tier von einer Welt umgeben ist, die in zwei Teile zerfällt: In eine rezeptorische, die wir Umwelt genannt haben, und eine effektorische, die wir Wirkungswelt nennen wollen.

Und nun kann ich auch für diese beiden Welten, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, zwei allgemein bekannte Ausdrücke gebrauchen. Die effektorische Welt oder Wirkungswelt ist das, was wir für gewöhnlich die objektive Welt nennen, und die rezeptorische Welt oder Umwelt bezeichnen wir für gewöhnlich als subjektive Welt. Da wir jede psychologische Betrachtung abgelehnt haben, laufen wir nicht mehr Gefahr, unter subjektiver Welt die Seele der Tiere zu verstehen, sondern denjenigen Teil der Welt, der durch die Sinnesorgane der Tiere aufgenommen wird.

Bevor wir weiter gehen, muß aber noch auf eine große Gefahr aufmerksam gemacht werden, die in der Verwechslung der Begriffe objektiv und subjektiv mit den Begriffen wirklich und unwirklich besteht.

Unter objektiven Vorgängen verstehen wir im allgemeinen solche, die sich unter den Objekten abspielen ohne Rücksicht auf irgendwelches Subjekt. Nun müssen wir aber zugestehen, daß wir solche Vorgänge gar nicht kennen, denn immer ist es unser eigenes Subjekt, das die Vorgänge beobachtet, und dieses Subjekt läßt sich niemals ausschalten. Es kann sich also bloß darum handeln, die subjektiven Zutaten auf ein Mindestmaß herabzudrücken.

Es handelt sich, wie gesagt, bei objektiven Vorgängen immer um die Wirkung eines Gegenstandes auf den andern. Diese Wirkung besteht einmal darin, daß die gleiche Eigenschaft von einem Körper auf den anderen übertragen wird, wie z. B. beim Stoß von zwei Billardkugeln die Bewegung der einen auf die andere übergeht. Dieses sind die seltenen Fälle. Meistens erzeugt die Eigenschaft des aktiven Körpers eine andere Eigenschaft im passiven Körper: so ruft der Stoß einer Billardkugel in einem Bleiklumpen Wärme hervor oder ein heller Gegenstand hier erwärmt einen dunklen Gegenstand dort.

Dieses ist die beobachtete Wirklichkeit.

Nun ist es gar nicht möglich, Stoß und Wärme oder Licht und Wärme in irgendeinen vergleichbaren Zusammenhang zu bringen, weil diese Eigenschaften von uns durch verschiedene Sinnesorgane aufgenommen werden. Es war darum nötig, sie alle auf einen einzigen Sinneseindruck oder wenigstens auf ein und dieselbe Vorstellung zurückzuführen, die man den verschiedenen Sinneseindrücken zugrunde legen kann. Auf diese Weise entstand die Lehre von den bewegten kleinsten Gegenständen, den Atomen. Mit Hilfe dieses Kunstgriffes gelingt es in der Tat, den störenden Einfluß verschiedener Sinnesempfindungen, der bei der Beobachtung eintritt, bei der Beurteilung und Berechnung eines Vorganges für die meisten Fälle zu beseitigen. Es werden mit diesem Hilfsmittel die störenden Qualitäten ausgeschaltet und die allein rechnerisch brauchbaren Quantitäten beibehalten. Auf diese Weise wird der Einfluß des beobachtenden Subjektes auf ein Mindestmaß eingeschränkt, und deshalb nennt man diese in der Chemie und Physik übliche Betrachtungsweise der Naturvorgänge objektiv.

Die objektive Naturbetrachtung ist auch für die Vorgänge in der Wirkungswelt der Subjekte die gegebene, weil es sich hier, sobald das Subjekt seine Wirkung an die Außenwelt abgegeben hat, um einen Vorgang handelt, der unabhängig vom Subjekt abläuft.

Man darf aber nie vergessen, daß die objektiven Vorgänge sich in einer gedachten Welt abspielen und nicht in der wirklich beobachteten. Ferner gelingt es auch durchaus nicht, alle Beziehungen der Gegenstände in diese gedachte Welt zu übertragen. Dazu gehören vor allen Dingen die planmäßigen Beziehungen, die jeder physikalischen und chemischen Deutung spotten. Es ist also eine völlige Verkehrung des Tatbestandes, wenn man, wie das heute überall geschieht, die gedachten objektiven Vorgänge für die einzig wirklichen erklärt, die wirklich beobachteten für Schein hält.

Ist man sich dieser Bedeutung der Begriffe objektiv und subjektiv bewußt, so mag man ruhig von einer objektiven Wirkungswelt und subjektiven Umwelt reden.

Beim Menschen fallen subjektive und objektive Welt nicht auseinander. Es sind die gleichen Gegenstände, welche wir durch unsere Sinnesorgane wahrnehmen, die wir auch mit unseren Händen bearbeiten. Bei den niederen Tieren ist das aber nicht der Fall, da bilden die beiden Welten ganz ausgesprochene Gegensätze. Eine Meduse z. B. kann mit ihrem Bewegungsapparat auf das feinste auf das Meerwasser und die in ihm verteilten Algen eingestellt sein. Trotzdem besitzen ihre rezeptorischen Organe nur die Fähigkeit, den eigenen Glockenschlag zu vernehmen. In diesem Beispiel fallen Umwelt und Wirkungswelt, subjektive und objektive Welt völlig auseinander.

Da aber, wie gesagt, die menschliche Welt diesen Zwiespalt nicht aufzuweisen scheint, — in Wirklichkeit ist er auch hier vorhanden, wir brauchen nur an manche Effektoren unserer Verdauungsorgane, z. B. bestimmte Fermente, zu denken, welche unseren Sinnesorganen gänzlich verschlossen sind — so hat man diesen Zwiespalt niemals recht beachtet, und obgleich die Worte subjektiv und objektiv vorhanden waren, immer andere Begriffe psychischer Art, mit hineinvermengt, so daß der klare, einfache Gegensatz der beiden Begriffe nicht zutage trat.

Jetzt verstehen wir auch, warum es nicht möglich ist, ein Tier als ein aus zwei menschlichen Apparaten zusammengesetztes Ding zu betrachten. Denn jedes Tier ist vor allem ein Subjekt, dessen Rezeptoren ihm eine andere Welt zuweisen, ihm eine eigene Umwelt gestalten.

Die von den Menschen gebauten rezeptorischen Apparate ändern an den Gegenständen der menschlichen Umwelt nichts, sie dienen ihm bloß dazu, die Gegenstände seiner Umwelt näher zu rücken, um die Arbeit seiner effektorischen Apparate zu erleichtern. Ein jedes vom Menschen gebaute Werkzeug bedeutet an sich selbst gar nichts, sondern ist nur durch die Beziehung auf den Menschen und die Gegenstände seiner Welt verständlich.

Da wir die Wirkungswelt mit allen Tieren gemeinsam haben, lassen sich die effektorischen Apparate wenigstens in Gedanken miteinander vertauschen. Da aber die Umwelt für jedes Tier eine andere ist, lassen sich seine Rezeptoren auch nicht in Gedanken durch menschliche Apparate ersetzen, ohne dem Tier dadurch eine menschliche Umwelt zu geben. Kurz gesagt: Kann man wohl die Effektoren in der Wirkungswelt vertauschen — mit dem Vertauschen der Rezeptoren tauscht man zugleich die Umwelt.

Es gibt, wie wir sahen und wie eigentlich jedermann weiß, nur eine objektive, dagegen Hunderttausende von subjektiven Welten. Darum hat sich auch der Wahn eingeschlichen, als bedeute die objektive Welt eine höhere Realität als die subjektiven Welten, als gäbe es nur eine Wirkungswelt und als wären die Umwelten nur Schein.

Kein Wunder, daß die Wissenschaften, die sich mit der einen objektiven Wirkungswelt befassen, einen viel größeren Einfluß gewannen, als die Biologie, die sich der Erforschung der subjektiven Umwelten widmete.

Und schließlich geschah der große Einbruch der objektiven Wissenschaften in das Gebiet der subjektiven durch den Darwinismus, der das letzte Palladium der Biologie, die Planmäßigkeit, zerstörte und an Stelle subjektiver biologischer Gesetzmäßigkeit die objektive physikalische setzte und so für ein halbes Jahrhundert die Biologie vernichtete.

Die Planmäßigkeit, die wir in der von verschiedenen Einzelteilen ausgeübten einheitlichen Leistung erblicken, ist nur dann verständlich, wenn sich diese Leistung auf ein fremdes Objekt bezieht. Zur Planmäßigkeit gehört

eben auch jene Gesetzmäßigkeit, die sich zwischen Subjekt und Objekt ausspricht. Wird sie hinweggedeutet, so fallen damit auch die Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt als wesenlos in sich zusammen, statt dessen bleiben bloß die Beziehungen zwischen zwei Objekten als einzige Realität übrig.

Dies ist denn auch der Leidensweg der Naturwissenschaft im vergangenen Jahrhundert gewesen, der zur völligen Vernichtung nicht nur der Biologie, sondern auch des biologischen Denkens geführt hat, nachdem eine bloße Fiktion an Stelle der lebendigen Beobachtung gesetzt worden war.

Die Aufgaben der heutigen Biologen ist es, ihre Wissenschaft von den Fundamenten aus neu auszuführen und dazu gehört vor allen Dingen die einwandsfreie Auseinandersetzung mit den objektiven Wissenschaften.

Jede Naturwissenschaft sucht die einfachsten Faktoren auf, aus denen sich ihre Untersuchungsobjekte zusammensetzen, und versucht, ihre Zusammensetzung zu verstehen.

Ein jeder Leser wird wissen, wie die Physik und Chemie diese Aufgabe gelöst haben. Diese Wissenschaften haben, um dem verwirrenden Einfluß der verschiedenen Sinne zu entgehen, die uns umgebenden Gegenstände in immer kleinere und einfachere Gegenstände zerlegt, um schließlich auf einen kleinsten eigenschaftslosen Gegenstand zu kommen, der als unteilbar angesehen wird und deshalb Atom heißt. Das Atom gilt als Urelement für alle Gegenstände. Diese kleinsten Gegenstände sollen in dauernder Bewegung gedacht werden und aus den verschiedenen Arten ihrer Zusammensetzung und ihrer Bewegungen sucht man alle physikalischen und chemischen Vorgänge zu verstehen. Der große Vorzug, den die Vorstellung eines gleichen Urelements bietet, liegt in der Möglichkeit, alle Vorgänge rechnerisch zu verwerten.

Soweit die biologische Forschung sich mit der effektorischen Wirkungswelt der Tiere befaßt, wird sie die gleichen Wege wandeln, wie Chemie und Physik. Denn sie beschäftigt sich dann gleichfalls mit der Wirkung von Objekt auf Objekt und vernachlässigt die subjektiven Eigenschaften der Tiere. Für die objektive Biologie gibt es gleichfalls nur eine einzige allgemeine Wirkungswelt, deren Erforschung wir in so hohem Maße der Chemie und Physik verdanken. Die Biologen werden bloß Einzelfälle, in denen aber stets die allgemeinen physikalischen und chemischen Gesetze rein zur Geltung kommen, zu untersuchen haben. (Auch die Regeln der Mechanik besitzen in der objektiven Biologie uneingeschränkte Geltung.) Einzelfälle wird die biologische Forschung untersuchen, weil ein jedes Tier nur mit einer beschränkten Anzahl von Gegenständen in Berührung kommt. Diese Gegenstände sind aber für die effektorischen Organe der niedersten Tiere die gleichen wie für uns Menschen.

Ganz anders liegen die Dinge für die subjektive Biologie. Ihr ist das, was wir Gegenstand nennen, nicht ein letztes Gegebenes, sondern ein Problem. Und zwar können wir sagen, das **Problem**.

Welches sind die Elemente, die in der subjektiven Welt die Gegenstände zusammensetzen, und welches ist die Art dieser Zusammensetzung? wird der Biologe fragen. Die Antwort auf diese Fragen ist nicht von den Naturforschern, sondern von den Philosophen gefunden worden. Vor allem ist es der Genius Kants gewesen, der uns hier die Wege gewiesen hat. Wir alle sind uns der grundlegenden Tatsache bewußt, daß eine jede Eigenschaft eines Gegenstandes zugleich eine unserer Sinnesempfindungen ist. Grün ist z. B. die Farbe des Laubfrosches und grün ist zugleich meine Sinnesempfindung. Es setzt sich ein jeder Gegenstand aus solchen Sinnesempfindungen zusammen. Neuerdings hat Mach wieder eindringlich darauf hingewiesen, daß jeder Gegenstand unserer Umwelt nur ein Komplex unserer Sinnesempfindungen ist. Aber Mach ist nicht so tief in das Problem eingedrungen wie Kant, der uns über die Art der Zusammensetzung dieser Komplexe die fundamentale Aufklärung gegeben hat: Ein Raumschema faßt die Sinnesempfindungen zusammen. So ist der Laubfrosch nicht bloß grün und von einer bestimmten Härte und Glätte, sondern auch durch eine bestimmte Form charakterisiert. Die Form, die den Laubfrosch charakterisiert, wird zwar von keinem Frosch vollkommen verwirklicht, aber sie liefert das allgemeine Schema, in das alle Frösche hineinpassen.

Nun scheint mir — und ich glaube, das ist auch die Ansicht Carl Camillo Schneiders, daß das Raumschema oder die Form nicht ausreicht zur Bildung des Gegenstandes Laubfrosch, sondern daß noch das Zeitschema oder die Funktion hinzutreten muß, um den Gegenstand zu vollenden.

Wir werden später Gelegenheit haben, auf das Problem der Zerlegung der Gegenstände in der menschlichen Umwelt in ihre Elemente einzugehen. Fürs erste genügt der Hinweis darauf, daß die Prinzipien der Analyse in der rezeptorischen Welt durchaus verschieden sind von denjenigen in der effektorischen Welt.

Die Zerlegung der Wirkungswelt in die Atome ihre Bewegungen läßt uns völlig im Stich, sobald wir das Tier als Subjekt betrachten wollen in seinen Beziehungen zu den Objekten seiner Umwelt. Dann müssen wir durch Untersuchung feststellen, welche Elemente unserer Umwelt in die Umwelt des Tieres übergehen und in welcher Art diese Elemente vom Tiere zu Gegenständen zusammengefaßt werden. Dann erst können wir die Planmäßigkeit der lebenden Natur recht verstehen, denn Tier und Umwelt bilden zusammen eine höhere Einheit von ganz auserlesener Harmonie.

Die Erforschung dieser Einheiten ist die Aufgabe desjenigen Teiles der experimentellen Biologie, der das Tier als Subjekt betrachtet, nämlich der vergleichenden subjektiven Biologie. Sie ist die wahre Wissenschaft vom Leben, denn außerhalb der Subjekte gibt es kein Leben.

***

Die Deutsche Schillerstiftung

von Hans Kyser

Rückblick

Heinrich von Kleist ist nun hundert Jahre tot. Man hat einige seiner Meisterwerke aufgeführt und ihn so laut gepriesen, wie man zu seinen Lebzeiten vor ihm und seinem Genius verstummt war. Man hat öffentlich bei sich selbst gebetet: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute,“ — wobei man den Namen Goethe nicht laut genug flüstern konnte, und jeder, der Kleist, wenn er heute in seiner Menschgestalt durch dieses „einige“ Deutschland wandeln würde, verhöhnt und geschlagen hätte, wie hatte er plötzlich soviel Gefühl, Ehrfurcht und Verstehen seines gewaltigen Rhythmus! Diese Kleist-Begeisterung ist vorüber und sie können mit ruhigerem Blute wieder an ihr Tagewerk gehen: an seinem lebendigen Geiste, welcher der Geist aller Dichter aller Zeiten ist, mit Gleichgültigkeit, Spott und Phrasen herumzumorden. — Es soll zugestanden werden, daß es einige gab, die da redlich fühlten: besser als den Toten gute Nachreden zu halten, ist es, den Lebenden zu helfen. Sie erließen einen Aufruf zur Gründung einer Kleist-Stiftung. Sie wollten „ringende poetische Talente durch rechtzeitige Hilfe davor bewahren, im Lebenskampf unterzugehen“. Ich will mit diesem Satz nicht rechten, es gilt hier Wichtigeres zu sagen. Sie sammelten Namen und Unterschriften, alle Besseren, an die man herantrat, sagten zu, aber als man anfing, Geld zu sammeln, fand man im Volke wenig offene Hände. Wozu eine neue Stiftung, — redete man, — wir haben ja einen großen Nationalschatz für deutsche um die Nationalliteratur verdiente Dichter in fünfzig Jahren geschaffen. — Recht hast du, deutsches Volk, mit deiner Rede und Ehre mit deiner Tat, nur wissen deine Dichter von diesem Nationalschatz nichts. Da niemand in diesen Kleist-Tagen Gelegenheit genommen hatte, von ihm zu sprechen, will ich es hier tun.

Der Nationalschatz

Deutsche Männer und Frauen und ihre Kinder, Arme und Reiche, alle Berufsstände, an allen Teilen der Erde, wo Deutsche leben, haben für Schriftsteller, die sich um die Nationalliteratur verdient gemacht haben, Geld gegeben und gesammelt, das also zerstreut daliegt: in Baden achtzigtausend Mark, in Berlin siebzigtausend, in Braunschweig zehntausend, in Bremen siebentausend, in Breslau fünfundvierzigtausend, in Danzig fünfzigtausend, in Darmstadt dreizehntausend, in Dresden eine Million einhundertzweiundneunzigtausend, in Frankfurt a. M. neunundzwanzigtausend, in Hamburg zehntausend, in Hannover achtzehntausend, in Köln neunundfünfzigtausend,

in Königsberg zehntausend, in Leipzig siebzehntausend, in Lübeck zwölftausend, in München einunddreißigtausend, in Offenbach zehntausend, in Stuttgart einundfünfzigtausend, in Weimar siebenundsechzigtausend Mark, dazu in Brünn zweiunddreißigtausend Kronen, in Graz zwölftausend, in Linz fünftausend, in Salzburg fünftausend, in Prag siebentausend, in Wien hundertdreiundachtzigtausend Kronen, und siebzigtausend Kronen Separatstiftungen; ferner beträgt der Zentralfonds zweihundertzweiundzwanzigtausend Mark, dazu kommen fünfundzwanzigtausend Mark Reuterstiftung, fünftausend Mark Weisselsches Legat, siebzehntausend Holteistiftung, viertausend Genast-Schulenstiftung, dreitausend Jubiläumsstiftung, dreizehntausend Wittgensteinstiftung, neunundvierzigtausend Bacherstiftung, dreitausend Karl Bezoldstiftung, zweihundertsiebenundsechzigtausend Mark Sammlung deutscher Frauen zur Schillerfeier 1905, neuntausend Mark Stavenhagenfonds. Alle diese Summen machen zusammen zwei Millionen und etwa fünfmalhunderttausend Mark und bilden das Vermögen der deutschen Schillerstiftung.

Die deutsche Schillerstiftung

Nachdem am fünfzigjährigen Todestag Schillers (9. Mai 1855) ein Aufruf erlassen worden war, wurde die deutsche Schillerstiftung zu seinem hundertjährigen Geburtstage (1859) gegründet. Das Geld wurde mit viel Mühe und viel Liebe gesammelt, eine Lotterie legte den fruchtbarsten Grund. Man findet die Geschichte und die Rechenschaftsberichte dieser Stiftung in einem zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum (1909) erschienenen Werke von Prof. Rudolf Goehler (Geschichte der deutschen Schillerstiftung. Verlag Alexander Duncker, Weimar). Alle Kritiker, Dichter und Denker Deutschlands haben sich zwei Jahre lang über dieses Werk fast einmütig ausgeschwiegen. Die Gleichgültigkeit unserer Besten unserem Besten gegenüber ist beschämend und man darf sich kaum über die Resultate, die dieses Buch gibt, wundern. Die deutsche Schiller-Stiftung besteht heute aus sechsundzwanzig Zweigstiftungen, die unter sich einen Vorort wählen, der die Verwaltung des Hauptvermögens leitet. Jede Zweigstiftung gibt einen Teil ihrer Zinsen dem Vorort ab, über die übrigen Zinsen kann sie unter Wahrung des Paragraph 2 der Hauptsatzungen selbständig verfügen. Dieser Paragraph heißt: Zweck der Stiftung: Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen, in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge, Hilfe und Beistand darbietet. Diesem Paragraphen ist noch ein Absatz angehängt: Sollten es die Mittel der Stiftung erlauben und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige

Merkmale nicht sämtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Verwaltungsrat überlassen.

Phrasen

Dieses „Denkmal" war Schiller gesetzt worden. Er konnte sich nicht gegen seine Kollegen, die man um dieses Denkmal herumgruppierte, wehren. Man sprach im ersten Aufruf davon, man wolle den Dichtern, „die sich dem Genius unseres Volkes gewidmet haben", in ihren schweren Lebenssorgen helfen, man rief alle auf, „denen die Erhaltung, Mehrung und Würde der Nationalliteratur ein teurer und werter Gedanke ist". Man sprach „von der Pflege und Wahrung der unveräußerlichen geistigen Güter der Nation", man pries „den reinen Quell deutscher Dichtkunst". Noch 1900 beteuerte man: „Auch unsere Aufgabe darf nicht sein die Beschränkung auf die Pflege der Vergangenheit allein, sondern sie wird sich fruchtbringend auch für die Zukunft gestalten in der lebendigen Anteilnahme an den Schöpfungen deutschen Geistes in neuen Ausgestaltungen." — Ein Geleitwort führt die Geschichte der deutschen Schillerstiftung ein: „Ist dies nicht der tiefe, der eigentliche nationale, ja der weltgeschichtliche (!!!) Sinn, welcher der Schillerstiftung zugrunde liegt, daß dadurch die deutsche Literatur aus den Banden des Beamtentums befreit und wahrhaft zum Eigentum des Volkes, des ganzen großen, einigen Volkes gemacht werden soll?" — An der Spitze der Stiftung und ihrer durch Deutschland und Deutsch-Österreich und Deutsch-Böhmen verzweigten sechsundzwanzig Nebenstiftungen stehen: Staatsminister, Ministerialdirektoren, Exzellenzen, Geheime Hofräte, Hofräte, Zeremonienmeister, Wirkliche Geheime Räte, Geheime Regierungsräte, Regierungsräte, Geheime Archivräte, Staatsräte, Geheime Oberstudienräte, Geheime Oberschulräte, Geheime Schulräte, Gymnasialdirektoren, Oberrealschuldirektoren, Professoren, Oberlehrer, Hauptpastoren, Landgerichtsdirektoren, Landgerichtsräte, Hoftheaterintendanten, Hofadvokaten, auch Kommerzienräte, Senatoren und ein paar andere Leute. Zu diesen zweihundert im Vorstand befindlichen „aus den Banden des Beamtentums befreiten National-literatur-Aufsichtsräten" (lies das Verzeichnis noch einmal!) gesellen sich als Vertreter der deutschen Dichtkunst unserer Zeit: Dr. Paul von Heyse, Prof. Karl Frenzel, Dr. Julius Rodenberg, Dr. Paul Lindau, Dr. Oskar Blumenthal, Dr. Felix Dahn, Otto Ernst, Adam Beyerlein, Paul Ernst und Wilhelm Hegeler.

Verwaltungsrat und Generalsekretär

Von fünf zu fünf Jahren werden in einer Generalversammlung aus der Mitte der Zweigstiftungen fünf Verwaltungsratsmitglieder ernannt. Der Vorort bestimmt zwei. Diese sieben Herren, respektive ihre Stellvertreter, bilden den Verwaltungsrat der deutschen Schillerstiftung und er ernennt nun

wiederum den Generalsekretär, dem neben anderen Verpflichtungen die Erstattungen der literarischen Gutachten obliegt und der alljährlich einen Literaturjahresbericht abzugeben hat in Hinblick auf solche Schriftsteller, auf die von seiten der Stiftung Bedacht zu nehmen wäre. In der Hand dieses einen Mannes liegt also in Wahrheit meistens die Entscheidung. Neben Gutzkow, Kürnberger, Hans Hopfen und Hans Hoffmann hat Julius Grosse von 1870 bis 1902 (zweiunddreißig Jahre lang) als Hüter des Nationalschatzes gewirtschaftet. Wir wollen anerkennen, daß Gutzkow wieder und wieder höchst beachtungswerte und glückliche Vorschläge gemacht, die man fast alle abgelehnt hat, bis man ihn nach einem mißglückten Selbstmordversuch herausgeekelt hatte. Seine Gutachten aber unterscheiden sich nur wenig von der Qualität der späteren. Es sind hundertsiebenundachtzig solcher Gutachten in einem zweiten Band des erwähnten Werkes abgedruckt, und ich gebe nun ein paar Proben aus diesen Gutachten.

Gutachten

Zur Einführung: diese Proben sind ernst gemeint. Man hat die also Begutachteten nicht etwa mit Schimpf und Spott abgewiesen, sondern sie haben alle Ehrengaben im Namen der Nation als um die Nationalliteratur verdiente Schriftsteller bekommen. (Alle Unterstützungen sind im Sinne der Statuten Ehrengaben.) Es ist nicht nötig, sie hier namentlich anzuführen, weil man sie in den meisten Fällen nicht kennt. Ich habe mit Hilfe von Lexikon, Katalogen, Literaturgeschichten und bei späteren Jahrgängen mit Hilfe des Kürschner nur schwer und oft gar nicht ihre sonstige Existenz ermitteln können. Aber ich will die Proben mit Seitenzahl belegen, gelegentlich mit einer Jahreszahl kennzeichnen, und da die meisten von Julius Grosse herrühren, diese mit einem Gr. bezeichnen. Sonst enthalte ich mich bis auf die Sperrungen, die von mir sind, meist jeden Kommentars. Ich beginne:

„M. hat eine bunte Reihe humoristischer Kleinigkeiten geschrieben und ist heut noch tätig in den ‚Fliegenden Blättern', wo man ihm häufig als Verfasser kleiner drolliger Novellen begegnet . . . . . Im ganzen prägt sich in diesem leichtlebigen Österreicher, wenn auch kein Dichter von Bedeutung, doch ein munterer, liebenswürdiger literarischer Spaßmacher aus, dem man gern zuhört." (S. 4. Gr.) Ehrengaben von 1877—88. „In erster Linie steht dabei der zeitgenössische Roman „Aut Cäsar aut nihil" . . . . ein höchst bedeutsames Werk, das völlig auf der Höhe des modernen Sensationsromanes im guten Sinn des Wortes steht." (S. 5. Gr. 1899. Ehrengabe 1899. 1900. 1902 seine Witwe.

„. . . man hat ihm Redaktionsstellen in Wien angeboten, und er trat sie auch an; seine Befähigung reicht aber für solche Tätigkeit nicht aus: immer wieder sank er in seine lyrische Träumerei zurück" (S. 7).

„Als einen neuen oder bedeutenden Dichter wird B. wohl niemand proklamieren können, aber als einen strebsamen, liebenswürdigen Autor wird man ihn gern gelten lassen" (S. 10.) Seine Witwe 1874 und öfter Ehrengaben.

„W. B. hat viel Vorzüge der allerbesten und beliebtesten Erzählungen gleichsam probeweise —, ohne sie jedoch zu überragen" (S. 12. Gr. 1901.) Seine Witwe von 1901 Pensionärin der Stiftung.

„Seine Londoner Berichte waren in der Tat allbeliebt. Sie behandelten in anziehender Weise immer das Neueste und Interessanteste, Kristallpalast, Aquarien im botanischen Garten, das Schlangenhaus, Tierbändiger usw. .... Man darf dabei einen Allgemeincharakter seiner Arbeiten anerkennen: sittliche und vaterländische Haltung" (S. 13). Ehrengaben 1864—67; 71 u. 72; dann seine Witwe 76 u. 77.

„B. gehörte zu jenen Theologen, welche ... in den norddeutschen Herzogtümern wieder den orthodoxen Bibelglauben in Flor brachten .... Er besaß die große, sehr selten erreichte Kunst, seine Erzählungen, die in Erfindung und Führung vollgültig genannt werden können, nur zum Aufzug zu machen, in welchem er seine religiösen Lehren mit aller Breite und vollem Nachdruck einwob ..... Ich habe bei der Lektüre mehr als einmal an Viktor Hugos „Travailleurs de la mer", sowie an die Unterschiede eines schlichten, gläubigen Poeten und jenes französischen, auf fratzenhaften Effekt hinarbeitenden Phrasengiganten denken müssen." (S. 12 u. 13. 1875. Gr.) Seine Tochter Ehrengabe.

„Was ihr Talent anlangt, so ist sie allerdings keine bewußtstrebende Dichterin, erreicht aber zuweilen, während sie nur energische Beweisführung geben will, poetische Wirkungen." (S. 16). Ehrengaben 1864, 65, 71.

„Eine Dichterin der vormärzlichen Zeit, von Lenau, Beck und Heine etwas angekränkelt. Obwohl die Epoche der Weltschmerzpoesie glücklich überwunden, ist es nicht ganz uninteressant, das weibliche Genre dieser Art kennen zu lernen." (S. 17. Gr.) Außerdem ist sie Alexander Humboldts Großnichte. Ehrengabe.

„Im Morgenblatt, dem er sich durchaus widmete, schrieb er bald über die Falkenjagd, bald über Schießen, Reiten usw., welche Aufsätze er später als das ‚Buch der noblen Passionen' zusammenstellte" (S. 20). Ehrengabe.

„Der wirkliche Wert, den C.'s Romane haben, besteht in der gründlichen und umfassenden Verwertung und Verwebung des historischen Materials... Wenn auch keine Kunstwerke ersten Ranges, sind sie doch Komplemente zur Geschichte ..." (S. 21. 1891. Gr.) Er gehörte von 1870 der Stiftung mit Ehrengaben bis zu seinem Tode 1901 an.

„Sie versucht sich in Lyrik, Epik und Romanen mit einer religiösen, vorzugsweise auf reifere junge Mädchen berechneten Tendenz."

(S. 24.) Sie wurde zusammen mit Mörike vorgeschlagen und erhielt von 1871 an regelmäßig Ehrengaben.

„Aus München gebürtig, ursprünglich handlungsbeflissen, eine Zeitlang in Athen konditionierend, hat sich F. anfangs unter Saphirs Auspizien, in die Bühnenlaufbahn begeben und mit seinen ersten Talentproben viel Glück gemacht . . . In Wien geriet er in die Dienste der Vorstadttheater und schrieb Possen als ‚angestellter Theaterdichter‘." (S. 34.) Er erhielt von 1865 regelmäßig bis zu seinem Tode 1882 Ehrengaben; von 1882 alljährlich seine Witwe.

„Fehlt es auch an Feuer, Schwung, Originalität, so entschädigt dafür salonfähige Glätte und Wohlredenheit . . . . Faßt man alles zusammen, so muß man G. zu den achtbarsten und vielseitig anempfindensten Poetennaturen zählen." (S. 41. Gr.) Seine Witwe Ehrengabe.

„So wird man bei H. starke Leidenschaft, hinreißendes Temperament, packende Wucht des Ausdrucks vergebens suchen, — aber wer heißt uns das überhaupt suchen?" (S. 51. 1905.) Die Schwester erhielt von 1900 bis zu ihrem Tode Ehrengaben.

„Zieht man schließlich die Bilanz zwischen dem ästhetischen Soll und Haben, so bleibt allerdings immer noch genug übrig, um diesem Dichter, wenn auch keinen Lorbeer, doch einen sonstigen Kranz von Kornblumen und Immergrün anzuerkennen." (S. 52. Gr.) Die Witwe dieses mit Kornblumen geschmückten Johann Rudolf Hirsch bekam 1877 und öfter Ehrengaben.

„Fr. H. war Mitredakteur der Gartenlaube . . . und genoß auch durch seine Festspiele, teils für Kinder, teils für patriotische Weihetage, andrerseits durch seine humanitären Veranstaltungen zum Besten von Weihnachtsfestgaben eine gewisse Popularität . . . Im übrigen ist von seinen dichterischen Leistungen nicht allzuviel bekannt geworden." (S. 54. 1888. Gr.) Seine Witwe erhielt 1888, 1891 und 1892 Ehrengaben.

„Talent für das Publikum der Leihbibliothek unverkennbar — auch in der Stoffwahl auf das Besondere gerichtet —, nach höherem Maßstab fehlt es allerdings an scharfen Linien der Charaktere wie an Natürlichkeit des Dialogs". (S. 55. 1896. Gr.) 1864, 65, 96 Ehrengaben.

„Er ist kein Schöpfer, kein Gründer, kein Original . . . Obwohl er seit zwanzig Jahren die Wiener Vorstadttheater und in ihnen die deutschen Stadttheater zweiten Ranges mit unzähligen Stücken versorgt hat . . . so war er doch stets entfernt, als ein Dichter taxiert zu werden . . . was von ihm in der Literatur übrigbleiben wird, ist gleich Null." (S. 58.) Ehrengabe.

„Die Bildung des Mannes überrascht in dem Gedicht ‚Kriemhild‘. Wohl wissend, daß in Kriemhilds Leid alles auf die Rache ankommt, läßt er alle weiblichen Reime auf Rache austönen." (Bitte: das ist ernst gemeint. Es handelt sich um einen Volksdichter Kirdorf und

setzt sich so fort: Nie kommen die bei Naturdichtern so häufigen falschen Reime „Freuden", „leiten" usw. vor; der Fluß der Diktion ist außerordentlich und wie improvisiert." (S. 61. Gutzkow.) Dieser Nachedichter erhielt ein Jahr vor Mörike eine Ehrengabe des deutschen Volkes.

„Frenzel (der heutige Vorsitzende der Berliner Zweigstiftung) geht in der Nationalzeitung noch viel weiter. Er findet in K. Gestalten, etwas von Michelangelo, weiter von Murillo, ja einen Abglanz von Rafael und Shakespearischer Phantasie. Schließlich nennt er seine Werke gleichsam einen Nibelungenschatz für die dramatischen Dichter." (S. 62 Gr.) Dieser Shakespeare-Rafael-Murillo-Michelangelo-Nibelungenhortdramatiker heißt Klein. Pensionär der Stiftung. Nach seinem Tode seine Tochter. Von 1890 an lebenslänglich.

„. . ihre Gedichte verraten wenig höhere Weltbildung, aber gemütstiefe Sinnigkeit, Gottvertrauen und durchaus reine Gesinnung . . . Ich will nicht sagen, daß sie dann, — (wenn sie nämlich ihren engen Horizont mit einem größeren vertauscht hätte), — eine große Dichterin geworden wäre, aber ein weiblicher Paul Gerhardt hätte Henriette Gerhardt vielleicht werden können." (S. 65. Gr. 1870.) Sie trat zusammen mit Fontane in die Reihe der mit Ehrengaben Bedachten und erhielt sie öfters, Fontane nicht.

„Die Kriminalnovelle ‚Meerschaum' gibt ein farbiges Bild aus dem Piratenleben . . . Unter den Lustspielen stelle ich zwei obenan ‚Kavalier und Emporkömmling' . . . dann ‚Ludmilla oder geschiedene Frau', ein Intrigenstück im Seebade mit obligatem Hochstapler und humoristischer Lösung. Auch die beiden kleineren, das Lustspiel ‚Eine Geschichte aus Kentucky' und die Plauderei ‚Blaustrumpf Riekchen' haben sich wirksam auf der Bühne erwiesen." (S. 86. Gr. 1897.!!) M. erhielt Ehrengaben von 1897 bis zu seinem Tode 1904, dann gab man sie seiner Witwe und gibt sie ihr heute noch. In der Zwischenzeit hat man Ehrengaben fast allen deutschen Dichtern vorenthalten.

„Da ist nichts vom modernen Raffinement eines kunstvoll breiten Zusammenspiels. Meist befinden sich nur 1 (eine!!), oder 2 selten drei auf der Bühne." (S. 88. Gr. 1888.) Viele Ehrengaben.

„. . . da sind Hymnen und Kantaten auf alle historischen Gedenktage und historischen Ereignisse der sechziger Jahre, Chorgesänge für jeden einzelnen deutschen Stamm (Österreich eingeschlossen), Trink- und Ruhmlieder auf alle Art Weine, Biere, endlich Zunftlieder für alle Gewerbe, geistliche Gesänge usw. . . . . . über den eigentlichen Wert dieser enormen Produktion ist schwer etwas zu sagen." (S. 99. Gr.) Die Witwe dieses „Heros aller Liedertafeln" erhielt wiederholt Ehrengaben.

„. . aus dem ganzen Buch (ein eingesandter Band Gedichte) weht dem Leser ein vornehmer, feingebildeter Geist, daneben auch eine warme nationale

Gesinnung entgegen.“ (S. 113.) Von den übrigen 25 Bänden dieses Autors konnte Julius Grosse, der doch alles konnte, sonst nichts mehr auftreiben. Die Witwe Ehrengabe.

„Es ist viel Dilettantismus, viel weibliche Biedermeierei und viel Blümchenkaffeepoesie in diesen künstlichen ‚Uferblumen‘, aber was mich in Erstaunen setzt, ist die für eine so timide Natur sehr ungewöhnlich schwunghafte Diktion und Beherrschung der Sprache ..... und überall eine beachtenswerte Fertigkeit, welche verrät, daß sie ihren Schiller mit Nutzen gelesen hat.“ (S. 113. Gr.) Ehrengabe.

„Seine Lieder geben in glatten, melodischen, von keinem schweren Gedanken oder individuellen Gepräge belasteten Wort grade soviel als der Musiker braucht, um seine Empfindung frei walten zu lassen .... Dazu kommt, daß hinsichtlich der Gesinnung durchweg gläubige Weise, gemütvolle Innigkeit und patriotische Wärme vorwaltet.“ (S. 115. Gr.) Ehrengabe.

Im Jahre 1889 charakterisiert Julius Grosse hinten herum den neuen Kampf der jungen deutschen Kunst. Er spricht von „Zolas revolutionärem marktschreierischen Vorgehen gegen die Koryphäen der französischen Literatur“. Er nennt es ein „Sturmlaufen der inferioren Arroganz, das diesseits des Rheins genau nach demselben Rezept in Szene gesetzt wurde, im Grunde also nur eine plumpe Imitation war“. (S. 118.)

„Wie sich aus diesen, demnach in der Hauptsache verfehlten Bestrebungen ein Schriftstellerleben von Beruf hat entwickeln können, scheint mir nur erklärlich aus des Empfohlenen Beteiligung an Münchener Journalismus und Lokalliteratur, wie ich ihm denn wohl früher in den „Fliegenden Blättern“ begegnet bin.“ (S. 129.) Er erhielt zusammen mit Wilhelm Raabe eine Ehrengabe.

„Im Zyklus ‚Musodoron‘, den R. selbst als sein Bestes bezeichnet, habe ich mich vergeblich nach einem neuen originellen Ton umgesehen. Alles erinnert an die frühere Hellsche Dresdener Abendzeitung und ihre Poeten .... R. gehört zu den wenigen, die dem künstlerischen Ideal des Schönen treu geblieben sind.“ (S. 133. Gr.) — Dieser „Goethe Mecklenburgs“ genannt Friedrich Wilhelm Rogge erhielt öfters Ehrengaben, von 1889 seine Witwe.

„Das Urteil—Fabrikware liegt nahe. Und doch kann man nicht ohne Staunen und Verwunderung auf eine solche Tätigkeit blicken. Wären diese Schriften alle in einem Ton, nur Ritter- und Räubergeschichten, so sähe man nur eine frivole Industrie allein. Hier ist aber doch, da die Gegenstände wechseln, heute in der Gegenwart, morgen in der Vergangenheit spielen, bei aller Anspruchslosigkeit und nur auf Spannung und Unterhaltung berechneten Bestimmung dieser Arbeiten, die Phantasie in lebhafter Mittätigkeit und ein Talent unverkennbar.“ (S. 154.) Er schrieb u. a. „Die Glücksritter“ (fünf Bände), „Die Götzen der Leidenschaften“ (sechs Bände) „Die Ideale der Liebe“ (fünf Bande) „Julie oder die letzte

Bitte eines Verurteilten" (zwei Bände), „Stella oder die Azurgrotte (fünf Bände), „Der Todeskandidat" (sechs Bände). Dieser Schiller-Kolportage Nationalliteratur-Schriftsteller erhielt öfter Ehrengaben, dann seine Witwe.

„Ein regelrechtes Drama künstlerischen Baus ist das nun so recht eigentlich nicht, doch ist es mit herzerwärmender Begeisterung geschrieben und verwertet den ersten Drang der Freiheitskriege wie auch den heiteren Apparat studentischer Gebräuche mit Geschick zu wirksamen Situationen und Reden. Freundschaft und Liebe, Körner und die Lützower, Begeisterung und Bierkomment . . . helfen zusammen, und so ists wohl zu glauben, daß trotz der nicht sehr bedeutenden Erfindung und manchmal undramatischen Ausführung das Stück seinen lauten Erfolg hatte und auch redlich verdiente." (S. 154. Urteil von Hans Hopfen.) Obwohl man kein Geld für Ehrengaben an Gottfried Keller, Theodor Storm, Friedrich Spielhagen seiner Zeit gehabt hatte, erhielt sie dieser Bierkomment-Dichter öfters von 1867 an und von 1898 seine Schwiegertochter!!

„St... mag alles sein — ein Prediger, ein Arzt, ein Philosoph, ein dramatischer Dichter ist er trotz seiner vierzigtausend gereimten Verse doch nicht!" (S. 171.) Er und seine Witwe erhielten eine Ehrengabe.

„Weit entfernt ein Schriftsteller von besonderer Bedeutung zu sein, hat er sich doch jederzeit und auf verschiedenen Gebieten als ein tüchtiger, fleißiger, ehrenhafter Arbeiter erwiesen." (S. 172.) Er erhielt bis zu seinem Tode Ehrengaben, dann öfters seine Witwe.

„Verloren gegangene Kinder, — verschollene Existenzen, die wieder auftauchen, geheimnisvolle Testamente, verborgene Verbrechen, die ans Tageslicht kommen usw. — welcher Roman könnte sich ganz solcher Hilfsmittel entschlagen?" (S. 174.) Julius Grosse im Jahre 1876. Ehrengabe.

„Einen Autor, der noch in vorgerückten Jahren beinahe 116 (einhundertsechzehn!) Bände produzierte, kann man nicht ohne weiteres damit abtun, daß man ihn einen Gewerbsschriftsteller nennt. Grade das war T. nicht, denn er kam in Not, außerdem war er Spezialist." (S. 176.) Julius Grosse im Jahre 1880. — Und außerdem hieß er noch: Jodocus, Donatus, Hubertus Temme.

„Die Kräfte fehlten, aber der Beruf war nun einmal ergriffen." (S. 193.) Ehrengabe.

„E. von Z . . . . lebte seit fünfzig Jahren in St. Louis, wo er im Laufe der Jahre sich als schwungvoller Tendenz- Zweck- und Gelegenheitsdichter einen hochgeachteten Namen gemacht hat." (S. 200.) Grosse im Jahre 1901. Ehrengabe.

„Das Stück ist mit großem Geschick gebaut und muß unter allen Umständen auf die Tränendrüsen wirken." (S. 184.) Julius Grosse im Jahre des Heils 1889!! Ehrengabe.

Nachwort: Ich füge diesen Proben das Urteil bei, das der Verwaltungsrat Julius Grosse widmete, nachdem dieser von 1870—1902, 32 Jahre lang als „geistiger Führer der Stiftung" fungiert hatte und mehr als eine Million Mark den besten deutschen Dichtern vorenthalten hat, weil er sich an jedem Dutzendschreiber mit seiner süßen pastörlichen Gerechtigkeit solange rieb, bis er aus ihm ein liebenswürdiges, freundliches, freilich mittelmäßiges, aber religiöses, freilich plattes, aber glattes, salonfähiges und herziges Talentchen herausgeputzt hatte. (Während von den Stürmen der jungen deutschen Literatur, von der Wiedergeburt unserer Kunst, von allen starken und großen Menschen, die elend mit dem Leben ringen mußten und heute noch ringen, diese allgemein beschränkte Versicherungsgesellschaft gegen das Talent nichts hören, nichts fühlen, nichts wissen wollte.) Man rühmte Grosse nach: „daß er an literarischer Einsicht, Gewissenhaftigkeit der Erwägung, an Humanität und freundlich-teilnehmender Gesinnung bei strenger Objektivität und Festigkeit des Urteils wohl nicht zu übertreffen gewesen ist" (wozu noch der Herausgeber der Gutachten bemerkt, daß diese „solch ein Zeugnis vollauf bestätigen".) Ehrengaben. Grosses Witwe Pensionärin der Stiftung.

Renommiernamen

Es wird in mancherlei Aufsätzen immer wiederholt und gesperrt gedruckt, daß Männer wie Otto Ludwig, Mörike, Hermann Kurz, Kürnberger, Wilhelm Raabe, Detlev von Liliencron u. a. zum Teil einmalige Gaben erhalten haben, zum Teil lebenslängliche Pensionäre gewesen sind.

Ich habe schon in den Gutachten darauf aufmerksam gemacht, wer etwa Mörike vorgezogen worden ist und mit wem unsere großen Dichter diese „Ehrengabe" zu teilen hatten. Sie betrugen oft nur drei- oder fünfhundert Mark, — die Höhe der „Ehrengabe" ist leider in den Berichten nicht angegeben, — weil eben noch zwanzig Tintenwischer nebenbei zu bedenken waren. Da man aber die Dankbriefe Otto Ludwigs und Mörikes ohne Kürzung abdruckt, will ich hier Detlev von Liliencron auch ungekürzt das Wort geben. (Die Sperrungen sind von ihm.) Er schreibt: „Kellinghausen, 20. 4. 86. In Betreff der „Schillerstiftung". Eine nette Schillerstiftung. Was nützt es? Zum Beispiel mein Vorschlag (Heibergs Vorschlag) geht jetzt erst zur Kenntnis von zwölf Perückenhäuptern herum, bei all den alten bekannten, wettererprobten Wallen-kosen-blühen-duften-Onkels! Na, Diese und meine Gedichte! Sie können sich denken, Teuerster, welch ein verwundertes Gesicht. — Heyse schreibt selbst an Heiberg, daß er noch absolut nicht mit mir fertig werden kann: daß er absolut noch nicht ins Reine mit mir komme. Jedenfalls .. hört! hört! ich falle auf den Rücken vor Lachen .. jedenfalls arbeite ich nie an meinen Gedichten, sondern schriebe alle diese sehr nonchalant! .. hört! hört! hört! .. Aber sehr interessant war

mir Heyses Kritik." Und er schreibt weiter am 20. 4. 86: „300 M. Sch. St. sind angekommen! Ja! Aber welche gräßlichen Tage sind mir dadurch geworden. Die 300 M. wurden mir, statt eingeschrieben per Postkarte gesandt: 300 M. aus der „Schillerstiftung". Längst ehe der Postbote bei mir war, wußte es die ganze Stadt, o Kleinstadt! Und nun ging das Rennen, Fluchen, Drängen (der Leute unter sich vor meiner Haustüre) Schreien, Schimpfen, Quälen ... los, bis ich den Gendarmen holen ließ, der den Volksauflauf vor meiner Tür zerstreute. In den ersten drei Minuten war mir das Geld aus den Händen gerissen. Solche Szenen sind schrecklich. Seit vier Tagen tat ich keinen Strich mehr. Ich wußte, ich wußte, daß mich solche Greuelszene erwartete!!! Keinen Funken Freude haben mir die 300 M. gemacht, nur Scheußlichkeiten." Das ist etwa „die Hilfe und der Beistand in Fällen schwerer Lebenssorge", das ist die „Ehrengabe der Nation", das sind die Renommiernamen!

Das deutsche Nationalliteraturdenkmal

Nun will ich aber hier andere Renommiernamen geben, will um Schillers „Denkmal", vor dem „der Quell reiner Dichtkunst" sprudelt, Gruppenbilder von „deutschen um die Nationalliteratur verdienten Schriftstellern, vorzugsweise solchen, die sich dichterischer Formen bedient haben" herumstellen. Und alle, alle sind sie ehrenwert! Ich kann natürlich nicht diese Unzähligen, Unnennbaren alle nennen und aufzählen, auch sind sie nicht etwa die Begutachteten, die wir schon mit ihren Verdiensten kennen, ich gebe nur Proben aus einzelnen Jahrgängen und wähle die uns näherliegenden Jahre von 1889 bis 1901 aus. 1889: u. a. Julius Grosse; Hermine Louran, „die vielleicht ihre Stärke als Kinderschriftstellerin entfalten wird"; die Witwe Wartenburgs, (Grosse rühmt ihn als einen Epigonen Gutzkows); die hochbejahrte Dichterin Henriette Weber-Hill, (der 1866 Ottilie Wildermuth im „Daheim" ein freundliches Gedenkblatt widmet). 1890 u. a. Marie Knauff, Verfasserin der Lustspiele: „Redaktionsgeheimnis", „Wer zuletzt lacht", „Die Nachkur", „Vergessene Schuhe", „Onkel Donjuan", „Gemütlicher Abend"; Marie Antoinette von Markowicz, (sie machte in „Feuilletons aus der Sphäre der Theater- und Kunstwelt"); Wilhelm Teschen (Verfasser des Dramas „Die wilde Rose"). 1891 u. a.: Marie Grundschöttel („es tritt uns eine formgewandte Feder, ein sonniges Gemüt, eine herzvolle Dichterin entgegen, wenn auch ihre Darstellungsweise eine längst veraltete erscheint", — sagt Grosse); Hermine Kasten, Ernst Moritz Arndts Nichte (lebenslängliche Pension von 1905 an); Anton August Naaff (Verfasser der Gedichtsammlung „Gartheil und Krauseminz"). 1892: die 1867 geborene Großnichte Schillers Nanette Franky; die älteste Tochter Theodor Storms, — (eine Ehrengabe wurde seinerzeit wegen

Mangel an Mitteln Theodor Storm nicht bewilligt und er hat sie nie erhalten); eine gewisse Amanda Klock. — 1893: erhielten nur vier Ehrengaben: Die Witwe von Alvensleben, die Witwe Ruges, der Volksschriftsteller Appelt und Marie Schmidt (Verfasserin von „Die Rosen von Meran", „Die Perle vom Königstein"). 1894: Auguste Bender (Verfasserin der Erzählung „Das Spinnrad"); Gustav Falke (einmal! und seine Briefe sind noch nicht veröffentlicht!), während Elise Friederike von Hohenhausen, Verfasserin romantischer Biographien aus der Geschichte, Pensionärin der Stiftung bis zu ihrem Tode blieb; der Schauspieler Karl Koberstein für seine Dramen „Florian Geyer" und „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden". 1895: Eginhard von Barfus, der „Veteran auf dem Gebiete der Robinsonaden"; Berta Mutschlechner (??); Berta Riedel-Ahren (??). 1896: Rudolf Kneisel, (dessen Volksstück „Die Lieder des Musikanten" ein vielgegebnes Kassenstück war, er erhielt bis zu seinem Tode, dann seine Witwe Ehrengaben); Anna von Petersdorff, die Tochter des Sohnes aus der ersten Ehe von Arndt; Karl Gustav Theodor Schultz, dessen Drama „Ein Todesurteil" als ein Seitenstück zu Sudermanns „Ehre" gekennzeichnet wird. 1897: Stine Andresen, „eine von denjenigen weiblichen Dichterinnen, die der Preßburger Professor Karl Weiß-Schrattenthal unter seine schützenden Fittiche nahm" (ei! ei!); Wilhelmine Claudius, die Urenkelin von Mathias Claudius (sie erhält heute noch Ehrengaben); Guido von List, Verfasser des Romans „Pipara oder die Germanin im Cäsarenpurpur"; Wilhelm Marr, der aus den Gutachten bekannte Piratendichter mit dem obligaten Hochstapler nebst der Plauderei „Blaustrumpf Riekchen"; die 83 jährige Witwe des Humoristen Karl Reinhardt, der unter anderem „das Genre der Struwelpeterei veredelt und eine poetische Stimmung hineingebracht hat"; Lilly Willigerod (Verfasserin von „Im Tode getreu" und „Ein deutsches Herz"). 1898: die Nichte Lenaus Katharina Mauch; der Kritiker Emil Mauerhof, Verfasser der Schrift: „Was also sprach Zarathustra?"; die Enkelin von Klamer Schmidt, dem Freunde Gleims, Verfasser der Lieder „Als der Großvater die Großmutter nahm" und „Hier sitz ich auf Rosen mit Veilchen bekränzt"; und außerdem empfahl man der Tiedge-Stiftung in Dresden den 70 Jahre alten Dichter Friedrich Benjamin Hermann Mämpel, „der seine in 23 jähriger Arbeit fertiggestellte, an Ernst Schulzes „Bezauberte Rose" und Tiedges „Urania" anklingende Dichtung „Durch Leid zur Seligkeit" dem Verwaltungsrat einreichte, ein Werk, dem es bei meisterhafter Beherrschung der Form an jeglicher Gestaltungskraft fehlt." 1899 u. a.: Gabriele von Lieres und Wilkau (??); 1900 u. a.: Paul Bliß, Verfasser von „Junge Liebe", „Schule der Liebe", „Unglückliche Liebe", „Blinde Liebe", „Alte Liebe", „Alte Sünden", „Eine tolle Nacht". 1901: Max Wundtke, dessen „Gedichte den

Einfluß Geibels und Schacks u. a. erkennen lassen"; die Hinterbliebenen des „schwungvollen Tendenz=, Zweck= und Gelegenheitsdichters" Anton von Zündt. Und so ging es von 1861 an und so geht es von 1901 fort, bald heißen sie Meier, bald Lemmermayer, bald ist es ein Pastor, bald eine Gräfin, bald die Mutter eines Dichters, der keine „Ehrengabe" erhalten hat, und wieder ist es ein Urenkel Jean Pauls oder eine „entfernte Verwandte" Schillers. Zu diesen Namen, die alle von der Zentrale der Nationalstiftung mit Ehrengaben bedacht worden sind, gesellen sich undebattierbare Hunderte, die von den Zweigstiftungen Geld erhalten haben, manchmal in der Höhe von 50 oder 30 Mark oder auch noch „kleinere Handreichungen" im Sinne des § 2 der Satzungen: „Ehrengaben", — „Verdienst um die Nationalliteratur" — „Hilfe in schweren Lebenssorgen". — Ihr Verdienst besteht oft nur in der Annahme ihres Trinkgeldes.

Dieses ist das Nationalliteraturdenkmal Schillers. Man hat es an den Sumpfgestaden der Kunst in Form einer Siechen= und Armenanstalt aufgebaut. Es fehlt in ihr keine Gattung aus den Vertretern des deutschen Geisteslebens, man findet sie alle dort: Possenwitzler und Romansudler, Pegasusschinder und Kolportagesabberer, Dichterschmarotzer und pfäffische Finsterlingen; dazu der ganze Rattenschwanz der Verwandtschaft: Tanten und Großnichten, Urenkel und Schwägerinnen, Cousinen und Schwiegertöchter, (nur die Geliebten haben sich anstandshalber gedrückt!). An der Eingangspforte dieses Asyls liest man das 46. Xenion Schillers:

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet:
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Ehrengaben

Es wurden an die Almosenempfänger dieses Spitals, — heute vegetieren in ihm etwa 300 „deutsche Dichter und Dichterhinterbliebene", — es wurden von 1859—1909 rund 2700000 Mark verteilt. Man macht dabei die Beobachtung, daß die Anzahl der Dichter im umgekehrten Verhältnis zu dem Almosen wächst. Konnte man im Jahre 1864 30000 Mark auf 80 Personen verteilen, sodaß auf jeden 375 Mark durchschnittlich kommen, so warf man im Jahre 1909 80000 Mark Zinsen über 300 aus, und ein „um die Nationalliteratur verdienter Dichter" wird durchschnittlich heute auf 266 Mark im Jahre geschätzt. Da die Zeiten teurer geworden sind, müssen also die deutschen Nationalliteraturdichter billiger werden, — es hilft ihnen nichts!

Wir haben Mitleid

Wir haben Mitleid mit jedem armen Schlucker der Welt und gönnen ihm jeden Pfennig: nur nicht gerade das Geld, das man für die deutsche Nationalliteratur gesammelt hat; — das ist satzungsgemäß für ihn nicht da. Jeder Papierbesudler, — mag er weiblich oder männlich reimen oder Kulissen zusammenkleistern oder in unsern viertausend Zeitungen

mit Romanen jungen gehen, — er soll hundert Mark haben jeden Tag: nur nicht aus der Kasse der für die deutschen Dichter gesammelten Gelder: sie ist satzungsgemäß ihm verschlossen. Wir bedauern, daß es Witwen geben muß und erfreuen uns unserer Kusinen, wir haben gar nichts dagegen, daß sie alle, dazu Neffen, Schwiegertöchter, Urenkel und Tanten jeden Sonntag und Alltag ein Huhn — und wäre es eine Literaturgans selber — im Topfe haben, nur nicht ausgerechnet von den Millionen, die für die um die Nationalliteratur verdienten Dichter und ihre nächsten Angehörigen bestimmt sind, weil nun doch mal kein Wort davon in den Satzungen und dem Sinn der Stiftung steht. — Auch wir können uns nicht helfen.

Die Ungeehrten und Unverdienstvollen

Man setze hierher fast alle Namen der deutschen Dichter von Ehre und Verdienst.

Anklage

Wen klagen wir also auf Grund dieser mitgeteilten Tatsachen wegen des ungeheuerlichen Mißbrauchs und der Vergeudung dieses Nationalvermögens und wegen seiner satzungswidrigen Verwaltung an? Keinen und alle. Wir sind kein Staatsanwalt, der einen Sündenbock sucht, wo doch der ganze Garten von Tausenden verseucht und zertreten wird. Es ist uns gleichgültig, wo man die Schuld lokalisieren will. Die eine Tatsache bleibt bestehen: Die Erscheinung als Ganzes ist eine fünfzigjährige Schmach gegen den Geist der Spende und der Spender. Soll aber angeklagt werden, so verdient das deutsche Volk eine Züchtigung, das hier mühselig eine Quelle geschaffen hat, damit eine glückliche Oase in dieser Wüste entstehe, und doch täglich geduldig zusieht, wie man diese fruchtschaffende Quelle nutzlos mit Gießkannen auf Steine und Sand und elendes Gestrüpp vergeudet.

Kritik und Ausblick

Eine Kritik dieser Zustände wollen wir in einem neuen Aufsatze geben: nicht zersetzend, sondern aufbauend. Wir brauchen wohl nicht mehr zu sagen, daß eine Ehrengabe, die man mit Hinz und Kunz teilt, keine Ehrengabe, daß eine Hilfe von fünfhundert Mark keine wirkliche Hilfe ist. Aber wir werden darlegen, welch eine zwecklose Vergeudung des Geldes durch das System der unserm geeinigten Reiche nicht mehr entsprechenden Zweigstiftungen entsteht, und wir werden versuchen, Grundsätze zu einer gerechten und im Sinne der Spende und Spender gehandhabten Verwaltung dieser zweieinhalb Millionen Mark aufzustellen.

Schillers Schlußxenion:

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen:
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

***

Im Zimmer

von Hans Reisiger

Mit meinen Händen, die dich liebe nicht
Anrühren dürfen, deck ich hier allein
Ganz eng und finster mir mein Augenlicht,
Und alle Kraft des Dunkels fängt mich ein.

Im Lampenschein steht eine enge Welt.
Ich seh sie nicht. Nur wie ein fremdes Flüstern
Aus Fieber klingt es, wenn, von Glut zerspellt,
Die Hölzer im Kamine leise knistern.

Vernichtet ist der schmale Gürtel hell
Beschienener Welt. Die Finsternis in meinen
Händen verbündet sich den Schatten schnell,
Die sich in allen fernsten Räumen einen.

Wie silbern hör ich Kinderchöre singen,
Und dunkel fühl ich alle Liebe lauschen,
Und meine Sinne so durchs Finstre dringen,
Bis wo im Grund des Todes Orgeln rauschen.

Lebst du nun noch? In solchem Seelenraum,
Wo such ich dich, daß ich dich finden kann? —
Ich heb den Kopf aus meiner Hände Traum;
Lautlos sieht das vertraute Sein mich an.

Rundschau

Adolf Harnack
von Arthur Bonus

Niemand ist verpflichtet zu halten, was andere sich von ihm versprochen haben.

Immerhin bleibt die Frage, wie es im einzelnen Falle zu solchen Versprechungen kommt. Im Fall Harnack zum Beispiel. Wie konnte man diese feine Erasmusnatur für einen Propheten oder Reformator nehmen?

Von dem geistreichen Karl Hase wird ein vorschauendes Wort erzählt, das er an Harnack gerichtet habe. In der römischen Campagna wurden sie von einer Herde Ochsen aufgehalten. Der Kutscher hielt, um die Tiere vorüberzulassen, denn auch das Hornvieh in der Schwere seiner unerhellten Seele hat seine Majestät. Harnack wollte sie damals — es ist lange her und er war jung — nicht anerkennen und suchte die Zügel in die Hand zu bekommen. Aber der alte Herr beschwichtigte ihn: er würde in seinem Leben noch vielen Ochsen begegnen und es wäre gut, beizeiten Geduld zu lernen.

Harnack verdankt seinen Ruf als Reformator ganz wesentlich denen, die ihm den Weg vertraten.

Das war für die Öffentlichkeit zum erstenmal, als der noch jugendliche Balte — sein Vater war Theologieprofessor in Dorpat, seine Mutter entstammt, wenn ich nicht irre, dem Hochadel — durch einige brillante Arbeiten schnell bekannt geworden, nach Berlin berufen wurde, und Generalsynode und Oberkirchenrat protestierten.

Damals richteten sich manche Augen auf ihn. Gerade daß es ein Gelehrter war, schien verheißungsvoll. Denn seit nicht kurzer Zeit war man übereingekommen, daß die Wahrheit, sei sie wes Namens immer, in das Ressort der Wissenschaft gehöre. Wäre nur die richtige Ehrlichkeit da, so schien alles aufs trefflichste verbürgt. Und dieser schien sie zu haben. Dann sei außerdem noch die Macht da, verlogen und heuchlerisch. Aber was schadet es, — das Wesentliche, wo die Wahrheit sei, das wisse man nun. Und damit schien der Reformator verbürgt und die Reformation in Sicht.

Dieses öffentliche Vorurteil, das auch heute noch durchaus nicht gestorben

ist, muß man in Erwägung ziehen, um nicht ungerecht zu werden. Es ist es gewesen, das in dem glänzenden und geistreichen Gelehrten einen Propheten witterte und versprach. Man kann natürlich sagen, Harnack habe zu wenig getan, um dieses Vertrauen abzuwehren, zu viel, um es zu ermuntern. Doch ist in solcher Kritik am Ende ein Maßstab angelegt, den der Kritiker nicht an sich selber anlegt, er wüßte sonst, daß er falsch ist.

Kirchengeschichte in Berlin zu hören, hatte bis vor kurzem als ein Werk gegolten, vergleichbar dem, Klopstocks Messiade zu lesen; nur daß noch weniger dabei herauskam. Der Hauptvertreter des Fachs war ein senil witzelnder Greis. Der Studentenwitz behauptete, die Frau Professor pflege zu klagen: „Ich weiß nicht, weshalb mein Mann jetzt weniger gehört wird als vor fünfzig Jahren: er liest doch noch dieselben Hefte!" Neben ihm gab es noch einen alten und einen jungen Dozenten, zwischen denen ein Gradunterschied in der Greisenhaftigkeit nicht konstatierbar war. (Diese Kollegs haben mir sehr genützt dadurch, daß ich sie im Kupferstichkabinett verbrachte.)

Harnack machte alsbald aus diesem langweiligsten aller Berliner Kollegs das interessanteste. Hier war alles Leben aus innerlichster Beteiligung heraus. Wir lasen bei ihm die Akten irgendeines alten Konzils, und es war, als wären wir zugegen und sähen mit eigenen Augen die alten Herren oder jungen Streithähne, wie sie ihre verschiedenartigen Interessen verfochten. Ideelles und Allzumenschliches, schlichte Überzeugung und hinterhältige Politik. Ein feiner Sarkasmus feilte die Einzelheiten aus. Hier schien alles in rücksichtslosen Freimut getaucht, während zugleich das Menschliche sich über die Jahrtausende hin ins Auge sah.

Was Wunder, wenn seine Studenten unter der Inspiration jenes Vorurteils für Wissenschaft als Welträtsellöserin die künstlerische Phantasie, die seine geschichtswissenschaftlichen Forschungen verlebendigte, mit religiöser Prophetie verwechselten, — ja, wenn möglichenfalls Harnack selbst diesem Irrtum allmählich anheimfiel. Wir haben ja vor kurzem von Wilhelm Ostwald vernommen, daß die Wissenschaft die Kunst zu prophezeien sei.

Harnack gab in jener Zeit einmal der Überzeugung Ausdruck, daß jeder echte Historiker sich getrieben fühle, in eine mehr oder weniger praktisch intendierte Beurteilung seiner Gegenwart auszumünden. Das historische Blut sozusagen, das aus dem Objekt in den Betrachter übergeströmt ist. Oder besser, das der haben muß, der Historie treibt. Oder die praktische Beeinflussung der Gegenwart als Probe auf das Exempel der Wissenschaft.

Harnack hat denn auch mit Beurteilung seiner Gegenwart nicht gekargt. Allgemeiner bekannt wurde der Apostolikumstreit, den er durch Kollegbesprechung einer studentischen Anfrage entfachte. Wenn ich nicht irre, aus Anlaß oder im Zusammenhang des Schrempfschen Schrittes.

Schon damals hätte man erkennen müssen, daß kein Prophet in ihm dem Volke erschienen war.

Wie sollte er auch! Die spezifischen Fähigkeiten des Historikers sind denen des Propheten eher entgegengesetzt. Der Historiker als Wissenschaftler analysiert Gegebenes. Der Prophet schaut noch nicht Seiendes. Der Wissenschaftler muß Gemüt und Willen geschweigen, um gerecht zu sehen. Der Prophet schaut aus Gemütsentzündung heraus nur das Eine, das seine Aufgabe ist, und die Gerechtigkeit ist nicht seine Aufgabe. Der Historiker sieht die großen gegebenen Mächte und Institutionen und wie langsam sie sich entwickeln. Der Prophet schaut in die Glut seines inneren Feuers und fühlt lebendig, daß nichts unmöglich ist. Der Historiker findet, daß es nichts Neues auf der Erde gibt, und daß der Mensch ewig derselbe bleibt. Der Prophet sieht, daß alles neu werden will, auch der Mensch. Dem Historiker steht die kühle Skepsis gegen alles, das nicht bewiesen ist, der Prophet ist ein Gläubiger neuer und noch gänzlich unbewiesener Werte.

Was sie beide verbindet, ist ihre Schwäche.

Daß nämlich einerseits die Historie als reine Wissenschaft eine Utopie ist. Ohne gewisse Wertungen kann man nicht Geschichte treiben, und das Gefühl davon mag die Selbsttäuschung nahe legen, Zukunft schaffen oder bestimmen zu können. Andererseits der Prophet ist selten so selbstsicher, daß er nicht das Bedürfnis hätte, Anschluß am Alten zu suchen, da treffen sich die beiden. Aber wie der Prophet desto gewaltiger wird, je mehr er nur in sich hineinhört — hört er da nichts (wo die Geschichte Person wird), so ist er zum Propheten verloren, man wird nicht Prophet wie man Chemiker wird! — so wird umgekehrt der Historiker um so zuverlässiger, je mehr er das persönliche Werten geschweigt; damit aber auch das prophetische Element, falls es je in ihm war. Soll das dann gewaltsam aufgeweckt werden — und bei Harnack ist es allmählich feste Überzeugung geworden, daß die Historie dazu berufen sei, nicht nur Lehren für die Zukunft zu geben, sondern geradezu feste Gesetze — so gibt es eine unangenehme Zwischenerscheinung. Etwas, das mehr nach Politik aussieht als nach Prophetie.

Der Blick des Wissenschaftlers, gebannt auf die Langsamkeit aller Entwicklung, ihre hundert Teiletappen, die hundert kleinen Nebenursachen jedes Schrittes, der vorwärts geschah, wird, wenn er sich in die Praxis und ins Schaffen der Zukunft wendet, viel eher geneigt sein, das zu fixieren, was für einen zukünftigen Historiker als der kleine Fortschritt unserer Zeit erscheinen mag.

In Wahrheit ist jeder kleinste geschichtliche Fortschritt ein Resultat aus unendlichen Hoffnungen, feurigem, ins schlechthin Utopische zielendem Wollen und faulen, dem Trägheitsgesetz unterworfenen Stoffmassen nebst ihren Widerständen. Um das gewöhnlichste Ei zu kochen — durchaus nicht

erst das des Kolumbus — muß irgendwo volle Glut sein. Um den schlichtesten Banausen in die Welt zu setzen, ist neun Monate vorher ein Moment vollen Überschwangs nötig gewesen. Der Wissenschaftler ist immer geneigt, diese Glut und diesen Überschwang unnötig zu finden. Faßt mans nur richtig an, ordnet und ebnet man nur mit der nötigen Besonnenheit Elemente und Bahnen der Fortentwicklung, so müßte sie dann mit Naturnotwendigkeit auf kaltem Wege fortschreiten können. — Die Entwicklung geht in der Diagonale des Parallelogramms der Kräfte. Wie wärs, wenn man die Richtung der Diagonale von Haus aus einschlüge? Man kann einwenden, daß, wenn die eine Teilkraft Diagonale wird, dadurch nur eine Verschiebung der Diagonale zugunsten und in die Richtung der andern Kraft hinein stattfindet, und falls beide Kräfte einstimmen, in die Diagonale zu wirken, damit nur die Reibung vermieden wird, welche die Kraft der Diagonale überhaupt erst zustande bringt. Aber das sind Gedankengänge, für die der Wissenschaftler schwer zu haben ist.

Für jeden wirklichen Fortschritt, der, aus Innerstem stammend, Innerstes umschafft, ist eine Stunde der Glut und eine Stunde der Wehen der Geburt nötig. — Nicht doch! der Wissenschaftler ist umgekehrt bestrebt, die Epochen der großen Zeugungen und Geburten, der großen Glaubensschöpfungen, in Epochen kleiner Gelehrsamkeiten und Konglomerate umzusetzen. Die theologischen Wissenschaftler sind neuerdings sehr stolz darauf, durch neuveröffentlichte Wittenberger Kolleghefte nachzuweisen, wie sehr Luther Universitätslehrer gewesen sei und im Strom der wissenschaftlichen Entwicklung gestanden habe. Und wenn sie die Person Jesu nicht soweit umdeuten können, so schlagen ihnen einige Popularphilosophen vor, sie durch etliche Bataillone antiker Schulhäupter zu ersetzen, aus deren Weisheiten das Leben dieses Widerspenstigen zusammengeflossen sei.

Doch das führt von Harnack ab. Für den Theologen ist dieser Weg nicht gangbar. So banausisch die Idee an sich ist, — für den theologischen Historiker wäre sie in der Wirkung zu revolutionär. Sie könnte die großen Institutionen in der Grundlage erschüttern, in deren folgerichtiger Entwicklung er die wissenschaftlich regulierbare Zukunft sieht.

Es ist derselbe Grund, aus dem Harnack auch nicht zulassen kann, daß man sich auf seine eigene Auffassung der Person Jesu für eine Anschauungsweise beruft, welche die Grundlage der Kirche schädigen könnte. Von Wissenschaft wegen kann er höchstens feststellen, was für eine Stellung die Person Jesu in der bisherigen Kirche inne gehabt hat. Und er darf auch diese Stellung nicht der Diskussion entziehen. Aber von Kirchenpolitik wegen drängt es ihn, Gesetze darüber aufzustellen, die mit Wissenschaft nichts mehr zu tun haben.

Ganz wie die, welche, um die Bahn für den Monismus freizubekommen,

die christliche Urgeschichte im umgekehrten Sinn reglementieren. Es ist eben jenes Vorurteil unserer Zeit für Wissenschaft als Prophetie, dem hier beide Teile erliegen. Da sie nicht hindern können, daß die Bedürfnisse, aus denen die Zukunft wächst, sich um ihre Wissenschaft nicht kümmern, so muß die Wissenschaft durch diese Bedürfnisse reguliert werden. So verkündigen sie denn von beiden Seiten die „echte", das heißt die politisch revidierte Wissenschaft und besonders die Grenzen, die sie angeblich der Zukunft zieht.

Gewiß soll mit solcher grund- und gegensätzlichen Gleichstellung der große Niveauunterschied zwischen einem wissenschaftlichen Genius von Harnacks Range und jener in unglücklicher Liebe zum wissenschaftlichen Geist lebenden Popularphilosophie nicht verkannt sein. Aber es hilft nichts, man kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß auch Harnack neuerdings recht verhängnisvoll diplomatisch mit der Wissenschaft umzugehen anfängt. Ein Aufsatz wie der in die Hinnebergsche „Kultur der Gegenwart" gelieferte über die Bedeutung des römischen Kaisertums für das werdende Christentum war zum mindesten mißverständlich, und seine Antwort auf Jathos offenen Brief ist es nicht mehr:

„. . . . . es gibt noch etwas Wichtigeres als die Freiheit, das ist die Wahrheit, die Eigenart und die Kraft einer Sache. Erst kommt sie, denn wenn sie schwindet, schwindet der Kern und nur Hülsen und Worte bleiben übrig; dann erst kommt die Freiheit."

Also „dann erst"! Und wir dachten, die Wahrheit setze allererst die Freiheit voraus, und das wäre die Errungenschaft der Reformation. Gewiß ist die Definition der „Wahrheit" als „Eigenart und Kraft einer Sache" tief und schön — an solchen gelegentlichen Bemerkungen erkennt man Harnack — aber in was für einem Dienst steht sie: was für eine merkwürdige Kraft und Eigenart einer Sache, die polizeilich aufrecht erhalten wird! Welcher Jesuit, welcher allereifrigste Ketzerverbrenner hätte jemals anders argumentiert, als so, daß erst die (im voraus bekannte) Wahrheit komme und dann die Freiheit — sie zu finden!

Natürlich kann Harnack nicht ganz über die eigentliche Hauptfrage schweigen, wie man diese Wahrheit finde, die zu finden keine Freiheit nötig sei. Ganz einfach: die Wissenschaft findet sie, und die hat ja die Freiheit, welche für die praktische Anwendung nachher nicht nötig ist.

Wir sehen wiederum: Ersetzung der Prophetie durch wissenschaftlich orientierte Politik.

Die Wissenschaft stellt fest, was die Kirche, geschichtlich angesehen, für ein Gebilde ist, und was für Möglichkeiten sie hat, fortzuschreiten.

Nur leider erhebt bekanntlich die solcher Art eingegrenzte Religionsentwickelung der „Kirche" den Anspruch, die vollkommene Wahrheit zu sein, kann also ihrem eigenen Anspruch nach nicht historisch festgelegt werden.

Und ebenso kennt andrerseits die Theologie als Wissenschaft keine institutionelle Grenzen. Harnack fällt flottweg den Entscheid, eine Stellungnahme, welche die Historizität Jesu für diskutabel oder auch nur für gleichgültig erklärt, sei in der Kirche unerträglich. Nun ist aber die Historizität Jesu zunächst eine wissenschaftliche Tatsachenfrage. Soll also etwa die Theologie als Wissenschaft feststellen können, Jesus habe zwar nicht existiert, aber die Kirche als historische Größe dürfe die Bezweiflung seiner Historizität nicht in sich dulden? Offenbar ist das für uns keine ernsthaft erwägbare Möglichkeit mehr. Harnack erklärt, daß die „echte" Wissenschaft hier helfen werde. Ich bin gewiß der Meinung, daß der wissenschaftliche Beweis für die Unhistorizität Jesu bisher mißglückt ist. Die Forderung aber, daß er nicht glücken dürfe, — ist das echte Wissenschaft?

Wie hat sich Harnack über die katholische Wissenschaft auszudrücken gewußt, welche Freiheit der Forschung mit fester Bestimmtheit ihrer Resultate vereinigen zu können glaubt! Ist er nun selbst soweit?

Die Wissenschaft findet die Wahrheit, aber es muß die „echte" Wissenschaft sein. „Wie sie", so beschreibt er die „Wahrheit", „aus ihrer (der Kirchen) ursprünglichen Struktur und ihrer gesamten Geschichte hervorgeht, und sie (die Kirchen) werden dabei von der echten geschichtlichen Wissenschaft unterstützt." Solche „echte" Wissenschaft kennen wir von unserer Orthodoxie, und der Katholizismus ist ihre eigentliche Heimat, wie wir von Harnack gelernt haben.

Sie ist auch nötig genug; denn sonst könnte den Reformern einfallen, ihre Wahrheit als die nachzuweisen, auf welche sowohl ursprüngliche Struktur als Geschichte der Kirchen herausgewollt habe. Mit Unterstützung der echten Wissenschaft aber können sie aus der Geschichte ausgemerzt werden. Sie stammen irgendwo aus dem Monde. Der Katholizismus würde sagen: aus der Hölle. Jedenfalls nicht aus der „gesamten Geschichte". Denn diese gesamte Geschichte ist nach dieser allein „echten" Historie die Geschichte der mit „Unterstützung" der echten Wissenschaft herausgestellten „Wahrheit". Und so immer im Kreise herum . . . . . .

Eben indem ich dies schreibe, fällt mein Auge zufällig auf die italienische Zeitung neben mir: „Katholiken und Protestanten" lese ich — es ist von einer evangelisch-staatskirchlichen Absetzung die Rede — „das Resultat ist immer dasselbe". Mir fallen die feinen Spöttereien ein, die Harnack über die Generalsuperintendenten zu feilen wußte, die Erzbischof spielen möchten.

Was Wunder, die Jahre machen die Wissenschaft echter wie den Wein, und das Gemüt ruhiger.

Hätte man den Mann doch in den Oberkirchenrat übernommen, falls er das Kultusministerium nun einmal nicht haben sollte. In diesen

beiden rein politischen Stellungen hätte er vielleicht davon Abstand nehmen können, seine tüchtige und freimütige Wissenschaft in eine kleinliche Realpolitik auszumünzen; er hätte es nicht nötig empfinden brauchen, seine große wissenschaftliche Autorität für die Deckung seiner Politik in Anspruch zu nehmen. Und wenn er es doch getan hätte, so hätte jeder leichter übersehen können, wieweit eine solche Berufung zu praktischen Zwecken ernst zu nehmen ist. Jetzt steht er außerhalb und hat keine andere Autorität einzusetzen als die wissenschaftliche.

Er hat die Zügel ergreifen mögen; aber er hat lernen müssen, daß es gegen die Institution nicht geht. Und da die derben festen Zügel der Macht ihm versagt blieben, so hat er die feinen empfindlichen Lenkseile wissenschaftlicher Autorität dazu umgearbeitet.

Martin Rade sagt irgendwo*, daß Harnacks Eingreifen einen Stimmungsumschwung in den Kreisen der Christlichen Welt hervorgebracht habe. Das ist es. Der Mann, der einst die Hoffnung derer war, die vorwärts wollten, ist nun ein starkes Hindernis für sie geworden, indem er im Dienste einer an sich ganz braven Liberalisierung der überlieferten Religionsauffassung den eigentlich neuen Antrieben, allem Wagnis, allem Enthusiasmus, allem, das neuzeugende Kraft entfesseln könnte, sein „Vorsicht! Lebensgefahr!", ja sein „Halt im Namen der echten Wissenschaft!" zuruft.

Er, der einst den spottenden Scherz machte von Liberalen, die immer links neben sich den Abgrund witterten, weil sie meinten, weiter, als sie selbst gegangen wären, dürfe er keinesfalls gehen, baut nun selbst die tiefen Gräben links neben sich, jenseit derer die Sache „unerträglich" werde.

Dies ist der Grund, aus dem dieser Aufsatz geschrieben wurde, während es mir näherliegt, die feine, sympathische, kultivierte und umfassende Persönlichkeit in Ruhe zu verehren, auch wo ich ihr entgegengesetzt empfinde.

Tschudi

von Julius Elias

Verborgene Tragik war in Hugo von Tschudis Ende wie in seinem ganzen Wandel: er starb nicht an jener zehrenden Krankheit des Gesichtes, die er mit heroischer Unverzagtheit getragen hatte; sie war entschieden zum Stillstand gebracht, und über seinem Leben glühte wie-

* Vgl. auch sein inzwischen erschienenes Schriftchen „Jatho und Harnack" (Tübingen, Mohr) mit einer feinen, freundlich verstehenden Schilderung der Entwicklung Harnacks.

der Hoffnung. Er starb an einer gemeinen Bronchitis, die er sich auf dem Flugfelde zugezogen hatte; der noch geschwächte Körper des Rekonvaleszenten leistete unzulänglichen Widerstand. Obwohl wir ihn leiden sahen, so war er uns doch ein Bild der Frische, der Mann des dauernden Werdens, des unermüdlichen Wiederbeginns: und immer steht gesichert ein Neubau da, der in die Zukunft leuchtet. Befangen im Studium alter Meister, zumal der Niederländer, wird er Direktor einer modernen Galerie, die es nur dem Namen nach war, und erwacht plötzlich zur Kunst unserer Tage. Er leistet in knappen dreizehn Jahren ein Werk der fundamentalen Erneuerung, wozu ein minder Begabter, minder Charaktervoller, minder Persönlicher ein ganzes Dasein gebraucht hätte; er scheitert an der stumpfsinnigen Gegenarbeit gekränkter Malerchen und dem Abfall vorgesetzter Behörden, schnürt guten Mutes, doch ohne Zorn, sein Bündel, zieht der Sonne entgegen und sucht einen andern Acker, ihn zu bestellen, einen Acker, der ebenso verwahrlost war wie der nördliche, von dem er kommt. Und in noch knapperer Frist ist abermals ein Verjüngungswerk vollbracht. Vom Krankenlager aus ordnet Tschudi die Pläne neuer Museumsbauten, reformiert er die Geschäftsführung, leitet er den Ankauf der wichtigsten Bilder, unterhält er die werbende Korrespondenz mit den opferbereiten Kunstfreunden, deren Gemüter er besaß.

Es war Tschudis Tragik, daß er immer auf verlorene Posten gestellt war und das gelobte Land, das er schuf, nicht mehr betreten durfte. Die Tragik enthüllt sich erst der Rückschau; denn sah man ihn in lebendiger Tätigkeit (er war stets zugänglich, mitteilsam, von fast kindlichem Entgegenkommen), so ist er die Fröhlichkeit selbst gewesen. Kein mürrischer Radikaler, der mit dem Kopf durch die Wand wollte, kein breitrückiger Kämpfer, kein schwärmerischer Phantast — vielmehr ein klarer, ruhiger Kopf, der Mann des bon sens: aber weil hinter allem, was er tat, eine natürliche Empfindung für die Kunst, ein so sicherer wie eigenartiger Geschmack und vor allem die Wärme des Herzens wirkten, so wurden lebendige Kräfte in ihm frei, die ihn auf die Bahn des Fortschritts trieben und zum Gelehrten und Kritiker in ihm den Künstler gesellten. Durch denselben psychologischen Prozeß aber wurde Tschudi, der so gar nichts von der Verschlagenheit eines Diplomaten hatte, ein Menschenfänger, ein Seelenfischer. Ohne die Menschen, die, überzeugt durch seine Überzeugung, vertrauend dank seinem Vertrauen, ihm für seine staatlichen Unternehmungen in beliebiger Höhe Mittel zur Verfügung stellten (noch bis in seine allerletzten Lebenstage), hätte er auch kaum seinen Weg gemacht, oder richtiger die drei Wege: Erlösung der Berliner Nationalgalerie von Rumpelkammer und Schlendrian, die Schöpfung der Jahrhundertausstellung, Reform der Münchener Pinakotheken.

Als ich vor nun bald fünfundzwanzig Jahren bei Max Liebermann zum

ersten Male war, da hörte ich ein Wort von ihm, mit selbstverständlicher Achtlosigkeit ins Gespräch geworfen: „Ja, Demut muß der Mann der Kunst haben." Tschudi hatte diese Demut. Er hat sie von unserem (nach Menzel) größten Berliner Maler gelernt. Als sich der fünfundvierzigjährige Assistent Wilhelm Bodes in die Welt neuerer und neuester Kunst gestellt sah und ihr gegenüber nicht passiv bleiben wollte (sein ganzes modernes Gepäck war bis dahin nur ein Büchlein Böcklin-Menzel), da tat er das Vernünftigste, was ein Gelehrter und Kritiker tun kann: er ging zu den Malern und sah und hörte bei ihnen. So wurde sein Auge frei, sein Gefühl flügge, sein Geist unabhängig. Im Verkehr mit Liebermann hat Tschudi den Kern moderner Malerei erkannt, wurde er ein Verehrer Manets, und sein neugeborenes Auge zwang ihn zu einer Kontrolle der Geschichte, — der Geschichte, die nach Goethes Wort, von Zeit zu Zeit rückwärts geschrieben werden müßte. Es erwies sich, daß dieses Auge malerisch veranlagt, also befähigt war, vor allem die Künstlernaturen zu verstehen, deren Arbeiten „aus der Freude der Erscheinung hervorgegangen sind", mithin „auch nur durch ihre Erscheinung Freude machen wollen". Diese Sätzchen schrieb Tschudi später über Manet, „in dem das Programm seiner Jugend so lebendig blieb: zu malen, was er sieht und nicht, was anderen zu sehen beliebt." Und das Folgende sollte auch in gewissem Maße für Tschudi selbst Bedeutung gewinnen: „Diese wunderbare Konsequenz im Verfolgen des einmal als richtig Erkannten gibt Manets Erscheinung und seinem Erschaffen etwas Zwingendes".

Also: mit seinem neuen Amt wurde Tschudi ein neues Ideal — über alle Monumental- und Ornamentalmalerei, alle Historienmalerei und Kartonkunst hinweg als für die Kunstentwicklung entscheidend nur die Werke anzuerkennen, zu sammeln oder ins rechte Licht zu rücken, die rein malerische Werte darbieten, ein persönliches Temperament bezeugen und den Maßstab der Natur vertragen. Das klingt heute trivial; aber das Einfachste war hier das Schwerste. Denn der Kurs, den Tschudi 1896 vorfand, lief ins gerade Gegenteil. Herr Jordan war noch nicht einmal bei Böcklin angelangt, dessen „Pietà" er bekanntlich zehn Jahre ins Magazin zurückgestellt hatte, weil er das Bild nicht leiden konnte. Tschudi ist den beschrittenen Weg zu Ende gegangen, mit reformatorischer Entschlossenheit, doch unterwürfig und bescheiden. Die Wandlung oder besser: die Sicherstellung seiner Ideen führte Tschudi nun nicht etwa zu einer voreiligen Vergötterung französischer Malerei, sondern unmittelbar zu einer Rehabilitation deutscher Kunst, deren Mittelmäßigkeiten und Gleichgültigkeiten in Jordans Nationalgalerie triumphierten. Sie begann mit der gründlichsten Neuordnung der preußischen Sammlung und erreichte ihren Höhepunkt 1906 in der Jahrhundertausstellung: der erste Gedanke war hier Tschudi von Julius Meier-Graefe zugetragen worden, der die heilsamen Folgen der „Centenale" in Paris zu beobachten und

abzuwägen reichliche Gelegenheit gefunden hatte. Wie er den Plan ergriff, organisierte, ausführte, war Tschudis eigenstes Werk.

Für die künstlerische Empfänglichkeit der Mitwelt, für die historische Umwertung hat Tschudi — mit Entdeckerfreude und jenem Spürsinn des Gerechtigkeitsgefühls — vom Ausgange des Rokoko bis zum Beginn des Impressionismus ein Material aufgebracht, das, zur höheren Ehre verflossenen deutschen Kunstschaffens, Reichtum zeigte, wo wir uns arm glaubten, und den Geist der Selbständigkeit, wo wir uns im Schatten fremdländischer Betriebe fühlten. Keine Überschätzung, keine Rettungen um jeden Preis: nur die sachliche Feststellung der Tatsache, daß die deutsche Kunstpotenz nicht auf dem Besitz des Klassizismus, der italiänisierenden Schablone, des zeitlosen Nazarenertums, der Cornelius und Kaulbach, der Piloty und Makart allein beruht. Von den Höhen der Götzenanbetung führte Tschudi sein Volk wieder hübsch zur germanischen Erde hinunter und zeigte ihm, wo und wie die wahren Götter sind: die Graff und Chodowiecki, Caspar David Friedrich und J. A. Koch und J. C. C. Dahl (obwohl Norweger, so doch durch Wahlverwandtschaft „Hiesiger"), Franz Krüger, der so interessante wie verkannte, Karl Blechen, der merkwürdige Frühkolorist und Pionier einer Wahrkunst, die Menzel aufnahm, der junge, in seiner von Franzosen und Constable unbewußt genährten, malerischen Vollkraft, sodann der Meistermaler Leibl und seine Schule, in der mit innerster Gleichberechtigung Schuch neben Trübner tritt, — und am vorläufigen Ende der Entwicklung Max Liebermann. Dazwischen die realistische Elegik der Münchener Stimmungslandschafter: Adolf Lier, dem als dem Beginner eines deutschen Barbizon nun erst der rechte Platz zuerteilt ist. Und endlich Rethel, Feuerbach und das Problem Marées, das in die Kunstkämpfe des Tages geschleudert wurde und noch nicht aufgehört hat, die Köpfe zu erhitzen.

So erwarb Tschudi uns neu, was wir besaßen; aber er wollte auch, daß wir Dinge besäßen, deren Erwerb der Zukunft nicht überlassen bleiben konnte. Er hatte eine feine Witterung von der Rolle, die die französische Kunst seit Manets Tagen zu spielen berufen war, und so kauft er, qualitätenkundig, Hauptstücke von Manet, Monet, Pissarro, Sisley, Renoir, Cézanne, und aus einem früheren Boot: Werke von Daumier und Courbet. Er kaufte sie so billig, daß heute etwa drei dieser Bilder den Preis der ganzen Sammlung decken würden. Es ist natürlich eine Finte, zu sagen, eine Nationalgalerie brauche keine Werke fremder Nationen. Erstens gibt es kein modernes Museum in der Welt, das nicht ausländische Kunst aufgenommen hätte; ferner sind die Museen nicht für das Vergnügen des Chauvinismus allein da — es gibt auch Leute ohne Scheuklappen, die weiter und tiefer zu sehen begehren und Feinde erstarrter Maßstäbe sind; sodann muß ein jedes Museum etwas vom historischen Charakter haben, weil es ja nicht bloß ein Haus

künstlerischer Freuden, vielmehr auch Schule und Pflanzstätte oder Laboratorium sein will. Endlich: — was bedeutet überhaupt nationale Kunst? Je mehr die wahrhaft große Kunst eines Landes und einer Entwicklungsperiode in die Jahre kommt, desto mehr entnationalisiert sie sich; desto intensiver geht sie in das Kunstbewußtsein der andern Völker, in ihren kulturellen Besitzstand über. Da ist es denn für jede Sammlung ein Glück, eine Sache des Prestiges, die wertvollsten Dokumente fremder Schulen schon zu besitzen. Tschudi hat in seiner Art die höchst nationale Tat vollbracht, sein Nationalmuseum zu der besten öffentlichen modernen Galerie Europas zu machen.

Über ein Weilchen, und die Welt wird nicht mehr verstehen, was 1909 um Tschudi geschah: die Tragödie wird aus der Versenkung als Posse wieder auftauchen — aber es wird nicht Tschudi sein, der die Kosten der allgemeinen Heiterkeit zu tragen hat.

Der sterbende Napoleon*

von August Fournier

Es gewährt ohne Zweifel demjenigen, der die Kenntnis der Vergangenheit für etwas Nützliches und geistig Fördersames hält, ein hohes Interesse, zu sehen, wie die historische Bewertung großer Persönlichkeiten, die in ihrem Leben mit öffentlichen Dingen zu tun hatten, von den jeweiligen politischen Strömungen beeinflußt wird, und wie nur wenige Geschichtschreiber dieser Einwirkung zu widerstehen vermögen. Das ist namentlich bei der Auffassung und Beurteilung solcher Charaktere der Fall, die, ihrer Größe entsprechend, noch zurzeit ihrer Wirksamkeit hier viel Gunst, dort viel Ungunst für sich erweckt und nach ihrem Tode durch ihren bloßen Namen parteibildend gewirkt haben. So war es mit Napoleon I. Die von ihm selbst im Exil auf St. Helena sorgsam vorbereitete Legende, die an seinem Bilde keinen Schatten aufkommen ließ, alle seine Taten rechtfertigte, seine Prinzipien dem französischen Volke für seine Zukunft empfahl und schließlich, zwar nicht seinen Sohn, wie er gehofft hatte, sondern seinen Neffen auf den Thron brachte, diese Legende hatte, als das zweite Kaiserreich seine Geltung zu verlieren begann, schon fast all ihren Zauber eingebüßt, und nun erst wurde es möglich, der Stellung des Oheims in der Geschichte wahrheitsgetreuer gerecht zu werden. Jetzt erst fand man manches

* Der sterbende Napoleon. Unveröffentlichtes Tagebuch von Hudson Lowe, herausgegeben, eingeleitet und mit einem Anhang versehen von Paul Frémeaux. Autorisierte Übersetzung von N. Collin. Berlin, 1911, Erich Reiß.

an ihm zu tadeln, was die bonapartistische Tradition sorgfältig verdeckt gehalten hatte, und es erstanden ihm Biographen, die, wie Lanfrey, nun ihrerseits mit der Schärfe ihrer Kritik zu weit gingen. Als dann aber in dem großen Kriege mit den Deutschen das Empire Napoleons III. zu Fall kam und die napoleonische Idee völlig überwunden schien, da zeigte sich bald, daß dem keineswegs so war. Zwar für die Staatspraxis lehnte man sie ab und griff nach der Republik, aber in den Vorstellungen von der Vergangenheit stieg sie wieder hoch empor. Und das war am Ende nur natürlich. Die stets etwas selbstbewußten Franzosen ertrugen ihre Niederlagen von 1870 sehr schwer und suchten ihren Trost darüber nicht zuletzt in der Erinnerung an eine Zeit, wo Frankreichs Herrscher dasselbe Deutschland, das jetzt triumphierte, zu seinem Vasallen gemacht, demselben Preußen, dessen Krieger jetzt in das bezwungene Paris eingezogen waren, nur noch, wie aus Gnade, seine Existenz geschenkt hatte. Es war Napoleon I. gewesen. Auf ihn, den einen, wandten sich darum aufs neue alle Blicke, und seine Geschichte gewann ein neues, nur noch allgemeineres Interesse, da es aus dem Rahmen der Partei heraustrat. Im Andenken an ihn, den großen Weltbezwinger, fand man eine schmerzstillende Genugtuung und wurde nicht müde, sich und andere an ihn und seine Großtaten zu erinnern; eine wahre Hochflut literarischer Darbietungen nahm ihn — sein Tun, sein Wesen, bis zu seinen kleinsten Lebensgewohnheiten herab — zum Gegenstand; längst vergessene oder nur noch den Gelehrten bekannte Geschichtsquellen, Memoiren, Briefe und dergleichen wurden aus dem Staub der Bibliotheken hervorgeholt und neugekleidet auf den Markt gebracht; man durchstöberte die Archive nach noch unbekannten Dokumenten aus jener großen Zeit und ihr Inhalt ward, oft recht wahllos, in zahlreichen Publikationen verwertet; ohne Zahl auch häuften sich die geschichtlichen Darstellungen einzelner Episoden oder größerer Perioden aus dem Herrscherleben des gewaltigen Korsen. Und all das fand jahrzehntelang eifrige Leser, die es nicht weiter störte, daß der größte Teil dieser Literatur nicht aus der forschenden Lust an der Wahrheit, sondern aus einer allgemeinen Stimmung hervorgegangen war und deren Merkmal auf der Stirne trug. Im Gegenteil. Dieser Stimmung, die jetzt dem ersten Kaiser der Franzosen dankbare Sympathien entgegenbrachte, hätte es gar nicht entsprochen, an dem genialen Sieger von Jena und Friedland, dem herrischen Protektor der deutschen Fürsten, eine nörgelnde Kritik geübt zu sehen. Ungetrübt wünschte man sein Andenken in seiner Macht und Herrlichkeit, und so lebte — kurz, nachdem sie verschieden schien — die napoleonische Legende vom schattenlosen Ruhmesglanze des Imperators wieder auf und begann aufs neue die Geschichtserzählung aus jenen Tagen zu beeinflussen.

Das gelang nun allerdings nur noch zum Teil. Die Forschung hatte

doch schon manches von der lang gehegten Tradition endgültig beseitigt. Hervorragende Geister, wie Taine, ließen sich das Recht der Kritik nicht verkümmern, und die jüngere, an Sorel, Monod und Aulard angeschlossene Schule der französischen Historiker hielt zu sehr auf Wissenschaftlichkeit des Urteils, um auf deren Kosten einer Zeitströmung Zugeständnisse zu machen. Immerhin aber gab es — und gibt es noch heute — genug Vertreter jener Richtung in Frankreich, die ihr bestes Können daran wenden, die dunklen Flecken auf dem historischen Bilde des ruhmreichen Kaisers wegzuscheuern und es in möglichst tadelloser Reinheit aller Welt vor Augen zu stellen. Der jüngst verstorbene Henri Houssaye war ihr vornehmster Repräsentant gewesen, und wer möchte leugnen, daß sein eifriges Bemühen viel Neues an den Tag gebracht, viel Dankenswertes geleistet hat? Houssaye hatte sich mit Vorliebe und Bedacht für seine Tätigkeit jene Zeit im Leben seines Helden gewählt, wo dieser nicht mehr der unbesiegbare Feldherr, sondern der Unterlegene von Moskau und Leipzig war, der nur noch das eigene Land verteidigte, bis er auch damit scheiterte. Den gestürzten Kaiser, den Souverän von Elba, den Herrscher der hundert Tage, den Flüchtling nach Waterloo, kurz den unglücklichen Heros wollte Houssaye schildern und wie er auch im Unglück groß und unserer innigen Liebe wert geblieben sei. Andere wieder haben sich in derselben Richtung bis nach St. Helena fortbewegt und Napoleons Gefangenschaft zum Gegenstand ihrer Forschung und Darstellung gewählt, um auch hier die Tradition zu verteidigen, den auf eine ungesunde Insel verbannten, einem gewissenlosen Kerkermeister überlieferten Kaiser als das Opfer einer unwürdigen und erbarmungslosen Behandlung hinzustellen und ihn so als Märtyrer aufzuzeigen, der dafür büßte, daß er Frankreich so groß gemacht hatte. Nun war die Insel gar kein ungesunder Aufenthalt und auch die Behandlung des großen „Kriegsgefangenen" keine unwürdige oder gar gewalttätige gewesen. Aber so hatte es Napoleon I. selbst in den von ihm diktierten „Briefen vom Kap", die im Jahre 1817 erschienen, gewollt, und darum sollte es so sein. Zu diesen Schriftstellern zählt auch Paul Frémeaux. Er hat bereits zwei Bände über das Exil auf dem Eiland im Ozean veröffentlicht und stellt in der Einleitung zu dem Buche, das uns hier beschäftigen soll, noch ein weiteres Werk über „Gestalten und Dinge auf St. Helena" in Aussicht, worin er „Tausende von Einzelheiten" sammeln will, die er in seinen früheren Publikationen noch vernachlässigen mußte. Bei seinen Studien hat er unter anderen im Londoner Record office das Tagebuch des Gouverneurs der Insel, Sir Hudson Lowe, kopiert, das dieser in den fünf letzten Lebenswochen Napoleons niedergeschrieben und bruchstückweise an den Kolonienminister gesandt hatte. Es wird hier vollständig mitgeteilt und das ist recht verdienstvoll, denn es war bisher von den Engländern Forsyth und Rose nur teilweise ver-

öffentlicht worden.* Es hebt mit dem 1. April 1821 an und reicht bis zum Abend des 5. Mai, an dem Napoleon starb. Sein Inhalt beruht zumeist auf den Berichten, die ein englischer Militärarzt, Dr. Arnott, über seine täglichen Besuche am Krankenbett Napoleons erstattete. Dieser hatte sich schon in den letzten Monaten des Vorjahres nicht wohl gefühlt und war dann um die Mitte März des folgenden so schwer erkrankt, daß er das Bett nicht mehr — oder nur auf Augenblicke — verlassen konnte. Mit seinem italienischen Leibarzt Antommarchi, den ihm Kardinal Fesch geschickt hatte, war er, da er seine Pflicht zu leicht nahm, nicht sonderlich zufrieden, und es gelang deshalb seiner Umgebung, ihn zur Annahme auch der Dienste Dr. Arnotts zu bewegen, den Lowe bestens empfohlen hatte. Der Arzt hat dann zu seinem eigenen Gebrauch Notizen über seine Besuche niedergeschrieben, die er später zu einer Broschüre verarbeitet hat.** Auch diese kurzen Bemerkungen hat Frémeaux mitgeteilt, und da wir bisher über die letzten Tage des Imperators zumeist nur auf Autommarchis „Derniers moments de Napoleon" und auf Graf Montholons „Recits de la captivité" angewiesen waren, so ist es, schon um vergleichen zu können, von Wert, auch diese, wenngleich nicht sehr wortreichen Quellenschriften zu besitzen. Nur daß der Herausgeber es auch hier nicht unterlassen konnte, in Anmerkungen und in einer einleitenden Abhandlung der bonapartistischen Tradition zu dienen, und auch aus den hier mitgeteilten Texten beweisen wollte, daß man den Kaiser unwürdig behandelt hat. Das werden aber unbefangene Augen wohl nicht herauszulesen vermögen, man mag über die Person des Statthalters und sein Verhalten gegen Napoleon urteilen wie man will.

Die Wahl Hudson Lowes zum Gouverneur von St. Helena zu einer Zeit, wo der gestürzte Kaiser dort interniert war, war keine glückliche. Lowe war ein pedantischer, rechthaberischer Kopf, der leicht in Hitze geriet, mit seinen eigenen Leuten schwer auskam und, vor allen Dingen, wenig Takt besaß, was ihn allein schon für eine so delikate Mission, wie sie ihm hier anvertraut war, nicht sonderlich geeignet machte. Er hatte den Befreiungskrieg gegen den, den er jetzt überwachen sollte, im Hauptquartier Blüchers und Gneisenaus mitgemacht, wo man Napoleon tödlich haßte, und hatte da sicher nur eine recht summarische Auffassung von seinem Gefangenen erworben, die dadurch nicht gemildert wurde, daß er von London her sehr gemessene Instruktionen und gelegentlich auch die Nachricht erhielt, man sei dort überzeugt, „General Bonaparte", wie man ihn offiziell nannte, wolle

* Forsyth, History of the captivity of Napoleon at S. Helena (in Band II der deutschen Ausgabe); Holland Rose, Napoleonic studies, p. 335 ff. (vom 27. April bis zum 5. Mai 1821).

** An account of the last illness, decease and postmortem appearances of Napoleon Bonaparte. Lond. 1822.

ausbrechen. Eine solche Nachricht traf noch in den ersten Monaten des Jahres 1821 ein, just zu der Zeit, als der englische Offizier, der täglich nach dem Wohnhaus Napoleons ging, um sich von seinem Vorhandensein zu überzeugen, meldete, er bekomme ihn gar nicht mehr zu Gesicht. Die Erklärung dafür lag eben in der schweren Erkrankung des Kaisers, die ihn seit dem 18. März auf seinem Lager festhielt.* Das wurde auch dem Offizier und von diesem dem Gouverneur mitgeteilt. Der aber hatte die Zeit her in einem ewigen Zwist mit den Franzosen so viel Anlaß zu Mißtrauen gefunden, daß er auch jetzt der Nachricht nicht sogleich vertraute. Er drang vielmehr in die Gefährten des Kaisers, den Grafen Bertrand, seinen „Oberst-hofmeister", und den Grafen Montholon, ihren Herrn zu bestimmen, daß er als zweiten Arzt Dr. Arnott zulasse, da er ja doch, wie man wisse, mit seinem Italiener nicht sehr zufrieden sei. Kein Zweifel, es war dabei Lowe viel weniger darum zu tun, seinem Gefangenen zu Hilfe zu kommen, als sich durch einen Mann seines Vertrauens über die Krankheit des Kaisers die Wahrheit zu verschaffen. Frémeaux macht ihm dies als herzlose Skepsis zum Vorwurf. Er tat nur seine Pflicht. Auch der neue Arzt übernahm seine Sendung nicht ohne etwas Bedenklichkeit. In seinem ersten Bericht vom Abend des April, wo er in ein ganz dunkles Gemach geführt wurde, weil Napoleon kein Licht ertrug, und den Patienten nur betasten, nicht besehen konnte, heißt es: „Es war so dunkel, daß ich ihn nicht zu sehen vermochte, aber ich habe ihn befühlt, ihn oder einen andern."

Auch diese Andeutung gilt dem Herausgeber als ein Symptom beleidigender Geringschätzung, was sie gewiß nicht war. Was dem Engländer, als er am nächsten Tage wiederkam, an Napoleon, den er nun sehen konnte, besonders auffiel, war die tiefe Blässe und die große Schwäche des Kranken, für den er jedoch keine unmittelbare Gefahr wahrnahm. Denn auch er hat, wie alle anderen Heilkünstler am Bette Napoleons, dessen wahres Leiden nicht erkannt, und erst viel später und nur ganz allgemein das Übel in den Verdauungsorganen gesucht, während die früheren Ärzte, als es in den Jahren 1817 und 1819 zu vorübergehenden Anfällen kam, dessen Sitz in der Leber vermuteten. Man kann wohl keinem von ihnen und auch Antommarchi nicht, der der gleichen Ansicht war, daraus einen Vorwurf machen. Wird doch heute noch der Krebs interner Organe oft erst nach einem operativen Eingriff kenntlich. (Man erinnere sich an die Krankheit Kaiser Friedrichs und den verhängnisvollen Irrtum seines englischen Arztes Mackenzie.) Auch paßte die Diagnose auf ein Leberleiden den Franzosen ganz gut. Denn da auf der Insel nicht selten Lebererkrankungen vorkamen, so ließ sich leicht, wenn auch Napoleon davon befallen war, das schädliche Klima des Eilandes und mittelbar die Grausamkeit der europäischen Mächte anklagen, die, indem

* Napoleon war am 17. März zum letztenmal ausgefahren.

sie ihren Gefangenen dorthin sandten und ihn dort beließen, sich der absichtlichen Verkürzung seines Lebens schuldig machten. Man brauchte sich nur an das zu halten, was O'Meara im Jahre 1818 erklärt oder im Januar 1819 Dr. Stokoe, auch ein englischer Arzt, als seinen Befund niedergeschrieben hatte. In O'Mearas Gutachten hieß es: „Sein Leberleiden wird täglich schlimmer . . . Ich glaube, daß Napoleon in einem solchen Klima vom Tode bedroht ist." Und Stokoe meinte: „Die Störung der Gesundheit scheint (!) von einer chronischen Entzündung der Leber herzurühren, die sich neuerdings verschlimmert haben soll(!). Indem ich mich nur von meinen jetzigen Beobachtungen leiten lasse, glaube ich nicht an eine unmittelbare Gefahr, man muß jedoch in einem Klima, das der in Frage stehenden Krankheit so günstig ist, auf eine allfällige Abkürzung des Lebens gefaßt sein." Warum sollte das Napoleon, warum seine Umgebung nicht glauben? Daß es aber heute noch als ein eiserner Bestandteil der Helena-Legende geglaubt wird, nachdem die Sektion des Leichnams einen durch Krebs zerfressenen Magen und daneben eine zwar etwas vergrößerte, im übrigen aber intakte Leber aufgewiesen hat, ist schwer zu begreifen. Auch Frémeaux hält daran fest, obgleich er selbst die Sektionsbefunde alle im Anhang abdruckt und obwohl ihm der Brief Montholons an seine Gattin nicht unbekannt sein konnte, der vor einiger Zeit zutage kam und worin es heißt: „Er ist am Magenkrebs gestorben; sieben Achtel dieses Organes waren zerstört, es ist wahrscheinlich, daß der Krebs schon vor vier bis fünf Jahren sein Zerstörungswerk begann. In unserem Unglück bleibt es ein großer Trost, daß sein Tod in keiner Weise das Ergebnis seiner Haft oder der Entbehrung jener Heilkräfte war, die vielleicht Europa ihm hätte bieten können"*.

Der Militärarzt Arnott glaubte nicht an das Leberleiden und versicherte Napoleon, der darüber klagte, wiederholt, seine Untersuchung widerstreite dieser Ansicht, das Organ sei gesund; es könnte nur sein, daß es nicht genügend arbeite. Und das Gleiche meldete er dem Gouverneur. Er gab anfänglich der Krankheit des Kaisers eine andere Ursache: er nannte sie „Hypochondrie", womit man vor hundert Jahren ein teils körperliches, teils psychisches Übel bezeichnete, das zwar in einer Erkrankung der Verdauungsorgane seine physische Basis hatte, jedoch nicht minder stark von seelischen

* Frémaux ist übrigens nicht immer ohne Skrupel gewesen, die ihn zeitweilig an der traditionellen Theorie zweifeln ließen, d. h. daran, daß eine chronische Leberentzündung zwar nicht den Tod des Kaisers herbeiführte — den besorgte der Krebs — wohl aber seine Lebenskraft erschütterte und sein Ende dadurch beschleunigte. „Ich habe diese Meinung", sagt Frémaux in unserem Buch, „in meinem ersten Werke ausgesprochen, im zweiten gänzlich aufgegeben, weil mich Skrupel erfaßten; in diesem aber betone ich sie von neuem auf den Rat von vier befreundeten Ärzten (folgen die Namen)." Von den vier Sektionsbefunden sprach nur derjenige in Antommarchis Buch von einer „hépatite chronique" — erst 1825.

Dispositionen beeinflußt wurde, denen man dabei sogar heilende Funktionen zuschrieb. Der Arzt gab übrigens sein Votum nicht ohne Reserve ab, da er den „General", bevor er ihn behandelte, nicht gekannt habe. Nur erscheine ihm das Leiden eher als ein seelisches, und nach den Symptomen eben als Hypochondrie. Und dabei blieb er zunächst. Ja, noch Mitte April, wo Napoleon schon nur wenig zu sich nahm und das wenige meist erbrach, wo er so schwach war, daß, wie er selbst sagte, „der Wind einer Kugel" genügen würde, ihn hinwegzuraffen, blieb Arnott bei seiner Vermutung und sagte zu Lowe, er sei überzeugt, ein Linienschiff aus England, das ihn abholte, würde ihn sofort auf die Beine bringen. Das einzige Heilmittel dieser Krankheit wäre die Freiheit. Das war nun freilich ein arger Irrtum; aber auch nicht mehr; und der Herausgeber schießt gewaltig übers Ziel, wenn er darin einen „unanständigen und widernatürlichen Skeptizismus" sehen will. Gerade damals schien eine Besserung des Befindens eintreten zu wollen, wie ja der Krebs oft genug seinen Opfern noch wenig Wochen vor dem Ende einen trügerischen Schein von Erholung gönnt. Sah doch Arnott noch am 19. April seinen Patienten mit Appetit einige Nahrung zu sich nehmen, die er bei sich behielt, nachdem er um Mitternacht vorher Bratkartoffeln verzehrt hatte, und am 21. hörte er von Antommarchi, daß der Kaiser sich wohler fühle und keine Schmerzen habe. Noch am 23. hieß es, er fühle sich kräftiger. Dazu erzählte ihm Montholon, daß auch eine gewisse Starrheit des Geistes, die vorhanden gewesen war, in diesen Tagen geschwunden, das Gedächtnis zurückgekehrt sei, so daß sich Napoleon aller Ereignisse früherer Zeiten klar erinnere. Das alles bestimmte Arnott, der nunmehr zweimal des Tages den Kranken besuchte, auch jetzt noch von „Hypochondrie mit zahlreichen Symptomen von Verdauungsschwäche" zu reden und „keine unmittelbare Gefahr" wahrzunehmen.

Da trat aber auch schon eine böse Wendung ein, die selbst diesen hartnäckigsten Optimismus erschüttern mußte. Am 24. April erbrach der Kaiser sofort, was er zu sich genommen hatte. Dazu stieg der Puls, der in gesunden Tagen nie mehr als sechzig Schläge gezählt hatte, auf achtzig und darüber; das Fieber, das schon am 23. eingesetzt hatte, wurde immer heftiger, und als der Kranke am 27. eine schwarze kaffeeartige Masse erbrach, die auf Zersetzung deutete, mußte Arnott dem Gouverneur schreiben: „In so schlechter Verfassung habe ich General Bonaparte noch nie gesehen. Sein Magen nimmt nichts auf; beständiges Erbrechen erschöpft ihn", und etwas später: „Der Puls ist zwar wieder gut und momentan nichts Ernstes zu befürchten; aber das Erbrechen ist trostlos." „Dieses Erbrechen," heißt es in seinem eigenen Journal, „dauerte von elf Uhr bis um halb vier Uhr Nachmittag", und wieder war es die schwarze satzige Masse. „Kurz," schreibt Lowe, „der Arzt hielt die Lage für so ernst, daß er geglaubt hatte, seine Besorgnis den Grafen

Bertrand und de Montholon mitteilen zu müssen, um sie auf die Möglichkeit einer verhängnisvollen Lösung vorzubereiten und ihnen zu einem ärztlichen Konsilium zu raten." Am Tage darauf (28.) sprach Napoleon bereits ohne Zusammenhang, was sich aber am folgenden wieder besserte. Doch trat in der Nacht zum 30. jenes verräterische Schlucken auf, das das Nahen des Todes anzumelden pflegt. Er ließ noch fünf volle Tage auf sich warten, an denen Delirien mit wenig lichten Augenblicken abwechselten. Da ist es von einem unheimlichen Interesse, in den Aufzeichnungen des Gouverneurs vermerkt zu sehen, wie jetzt noch der Wille des Verscheidenden seine Umgebung beherrschte, die es nicht wagt, andere Ärzte ohne seine Zustimmung zu konsultieren und es erst tun will, „sobald er vollständig besinnungslos sein würde". Als ihm Montholon — es war am 3. Mai — davon sprach, antwortete er mit der Frage: „Liege ich denn im Sterben?" Erst am Abend wagte man, auf Antommarchis Ersuchen, zwei neue Ärzte zu einer Beratung einzuladen, die, mit Arnott übereinstimmend, Antommarchi entgegen, zu einer Dosis Kalomel rieten. Das Mittel wurde dem Kranken beigebracht. Es tat insofern seine Wirkung, als der nächste Tag (4.) eine scheinbare Besserung aufwies und Arnott am Abend an Lowe berichten konnte: „Soeben verlasse ich unsern Patienten. Er liegt in tiefem Schlummer. Er hat kein Schlucken, seine Atmung ist leicht und im Laufe des Tages hat er eine für jedermann in seinem Zustand beträchtliche Menge Nahrung zu sich genommen." „Das war die letzte günstige Nachricht," fügte der Gouverneur nachträglich hinzu. Denn schon in der Nacht war es zu schweren Delirien und Konvulsionen gekommen, die einmal den Kranken aus dem Bett jagten und mit Montholon, der ihn darin festhalten wollte, in ein förmliches Ringen verwickelten. Und dann kam das Sterben. Am Morgen des 5. berichtet Arnott: „Er liegt in Agonie. Montholon bittet mich, ihn nicht zu verlassen, und wünscht, daß ich ihn den letzten Seufzer aushauchen sehe." „Jedoch," notiert Lowe, „verschlimmerte sich der Zustand des Sterbenden erst nach drei Uhr." Da sandte Dr. Arnott die folgenden mit Bleistift geschriebenen Zeilen: „Der Puls ist am Handgelenk unfühlbar geworden. Die Wärme verläßt die Außenseite des Körpers. Aber er kann noch einige Stunden aushalten." Um halb sechs (der englische Arzt hat: „at a quarter past five o'clock") meldete Dr. Arnott wieder: „Er ist schlechter; er atmet schnell und schwer." Und einige Minuten vor sechs, eben als die Sonne unterging, erhielt ich die Nachricht: „Soeben ist er verschieden."*

Welche große Tragik in diesen kurzen Sätzen, die der Moment diktierte!

* Nach Antommarchi hat Napoleon elf Minuten vor sechs Uhr den letzten Atemzug getan, nach Arnotts Notizen um fünf Uhr fünfundvierzig Minuten. Den englischen Wortlaut der Loweschen Aufzeichnungen des letzten Tages hat schon Rose in seinen „Napoleonic studies" mitgeteilt.

Sie sind von weit packenderer Wirkung als Antommarchis hinterher abgefaßte, allerdings sehr eingehende Schilderung. Und auch sonst gewinnt die Darstellung des Italieners nicht immer beim Vergleich. Namentlich dort, wo er — es ist am 9. und 10. April — bei Napoleon in Ungnade gefallen und von seinem Angesicht verbannt war, Arnott allein die Behandlung leitete und er dennoch die Vorgänge am Krankenbett so darstellt, als ob er dabei gewesen wäre. Ja, er zitiert sogar Äußerungen, die der Kaiser zu dem Engländer getan hatte, als ob sie an ihn gerichtet worden wären. Man muß ihm gegenüber auf der Hut sein. Und noch eins lehren die beiden Tagebücher, was man nach den einleitenden Ausführungen des Herausgebers nicht von ihnen erwarten sollte: daß das Verhältnis der französischen Kolonie zu Arnott ein sehr gutes gewesen sein muß, wenn ihn Napoleon Antommarchi vertreten läßt und Montholon ihn ersucht, beim Tode des Großen anwesend zu sein, und daß während der Krankheit auch die Beziehung zu Lowe sich harmonisch gestaltete, der, teilnahmsvoll, nicht müde wurde, seine Dienste anzubieten, für neue Ärzte zu sorgen und dergleichen mehr. Freilich war er nun völlig sicher geworden, daß der, der die Ruhe Europas bedrohte, seine Insel nicht mehr verließ. Kann man da noch, wie es der Kommentar zu diesen schlichten und vertrauenswürdigen Dokumenten tut, „von unanständigem Skeptizismus angesichts der Agonie" sprechen und das Sterben Napoleons als das Scheiden einer Seele definieren, „die zu hoch stand, um den Mangel an Raum und an Achtung, die Gefängniszelle und törichte Henker zu ertragen?" Wann wird auch hier endlich ein besonnenes Urteil der grundlosen Phrase Schweigen gebieten?

Der Weltreisende und sein Buch

von Norbert Jacques

Der Deutsche liebt und feiert seine historische Wanderlust, als ob er allein mit dieser Eigenschaft begnadet worden wäre. Aber mögen die großen Taten, die der Welt von der Reisefreude geschenkt wurden, nach Italien fallen und die alten französischen Sänger überschäumen von nie müden Wanderwonnen, so hat doch immerhin Eichendorff die Wanderlust zur festen Institution in der deutschen Nationalveranlagung erhoben. Die romantischen Wandereigenschaften seiner Deutschen sind freilich inzwischen realpolitischer geworden und mehr als den deutschen Wanderburschen treffen wir den deutschen Kaufmann und das deutsche Handelsschiff an den fernen Küsten an. In dem starken Trieb, in

dem sich der Deutsche aus seiner poetischen Neigung für die „stillen Gaue“ der Heimat, zum Weltbereiser und -Eroberer fortentwickelt hat, steckt wohl das größte Stück der Zukunft der Nation, und es ist nicht wunderzunehmen, daß die Besinger der ehemaligen tiefen Gründe die Emanzipation äußerlich mitgemacht haben. Aber das Buchschreiben ist doch ein deutscher Nationalfehler.

Die Franzosen, die aus praktischen Gründen gezwungen sind, mit der deutschen Literatur zusammenzukommen, machen uns stets den Vorwurf, daß nur jedes zehnte Buch, daß bei uns erscheint, des Druckes wert ist und die anderen mit nichtigen Zusammenstoppeleien gefüllt sind. Der Büchermarkt zeigt, daß Deutschland jährlich über 30000 Bücher herausgibt, während die Buchproduktion Frankreichs, das ein lesereiferes Publikum und internationalen Absatz hat, nur ein Drittel davon erreicht.

Im Grund mag diese Erscheinung auf positiven Eigenschaften beruhn. Der Deutsche fühlt sich innerlich so direkt fruchtbar, daß er selber tätig dort auftritt, wo der Franzose sich mit dem Genießen fremden Geistes begnügt. Und da macht dem Deutschen das Reisen die Sache besonders leicht. Das Biertischwort von Claudius ist doch überall geläufig: Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen! Den Stoff zum Buch findet er fast mundgerecht vor. Es bedarf keines weitern Suchens, Ergründens, innerlichen Ordnens und Überwindens, keiner Komposition. Das Land schnurrt ab. Wutsch! ist das Buch fertig. Man muß nur Geld genug haben für den Drucker, und handelt es sich um derlei ideelle Dinge, so besitzt jeder Deutsche eines der bekannten Dukatenmännchen.

Es ist gewiß wahr, daß kein besonderes Temperament dazu nötig ist, ein Buch zu verfassen, das Wert hat. Aber die Allgemeinheit eines Volks, dessen innere Erziehung noch so chaotisch ist, wie die des Deutschen, soll nicht an die Druckpressen herangelassen werden. Die Herrn und Damen verkennen die Lage. Sie wären vorzüglich als Käufer, wären berufene Leser, könnten, wenn sie sich ernst darauf beschränkten, den andern nutzen, sich selber erziehn. Aber ihnen fehlt außer Talent der ruhig ausgereifte Kulturzustand, d. h. das Instinkt gewordene Gemisch von Selbsterziehung, Beobachtungsgabe, Geschmack, ästhetischem Schauen, scharfgeistigem Sondern und Kontrollieren, Sprachgefühl . . . — das einen Menschen vielleicht befähigen könnte, ohne Talent aus Gesehenem ein Buch zu machen.

Ich hab die Reisebücher, die in der letzten Zeit bei uns gedruckt wurden, gelesen, und will etwas von denen sagen, die nicht Dichter geschrieben haben, sondern Menschen, denen die sprachliche Fassung ihres Unternehmens erst in zweiter Linie, denen vielleicht erst nachträglich der Gedanke kam, zu schreiben. Nur ein einziges von ihnen trägt die Haltung jenes inneren Stils, von dem ich eben sprach, und dieses Buch wurde von einem Franzosen ge-

schrieben. („In Indien" von André Chevrillon, von Annette Kolb vortrefflich übersetzt und bei Julius Zeitler verlegt.) Es ist das Werk eines Künstlers, eines vornehm durchgebildeten Menschen, der darum noch lange kein Dichter ist. Er kommt mit seinem französichen Intellekt in diese fernen Zonen des Buddhismus und der Äquatorsonne und streitet gegen sie, indem er sie zu ergründen versucht. Er studiert und schaut und findet sich bis an den Zersetzungsrand heran, mit dem der Pantheismus dieser von der Wollust ihrer Landschaft geschwächten, kampflos gewordenen Naturen sacht an unser abendländisches Menschliche rührt. Aber der Nebel ihrer Fremdheit bleibt immer zwischen ihnen und seinen Augen liegen. Er will nur das Allerklarste und findet deshalb das Einfachste nicht: die Deduktion der vegetabilen Kunst aus der pantheistisch verwirrten und von der Kraft der Natur aufgelösten Psyche dieser Gesellschaft. Er ist zu sehr Franzose, Besitzer des kühlen undurchbrechbaren Stilbewußtseins seiner Rasse. Aber es ist köstlich, wie wohlig stilvoll dies Buch geschrieben ist. Es ist nicht ursprünglich, aber adelig, und wir lesen es mit einer stillen, vornehmen abendländischen Wonne.

Ich will nicht sagen, daß solche Bücher deutsches Ideal seien, aber sie sind in ihrer inneren Gerafftheit, in ihrem disziplinierten Geist die typischen Gegenbeispiele der Bücher, die gebildete deutsche Weltreisende zu schreiben pflegen. Bei Chevrillon edles Abmessen und bei seinen deutschen Kollegen ein polterndes In-die-Welt-fahren, ein selbstverständliches Überlegensein, das in ganz fürchterlicher Weise zum Ausdruck kommt: Sie erleben (nach ihren Büchern) die Welt in zwei Teilen; zum ersten mit der trockenen Sachlichkeit eines Reiseführers (Registrierung der Stadtgrößen, der erstickenden Wärmegrade, der Speisequantitäten, des Straßenschmutzes usw.) und zum zweiten erleben sie die Welt als Bierulk. Ich las ein Buch, in dem der Verfasser einen Besuch in einem Teehaus von Osaka, wo schon eine Million Europäer durchgekommen sind, auf folgende Weise schilderte: „Ich meinerseits trug dazu bei, europäische Kultur in jenes Teehaus zu bringen. Es wurden zur Feier meiner Anwesenheit mehrere Geishas entboten, die hier eine eigenartige, aber für mein wenig musikalisches Ohr durchaus nicht anregende Musik vollführten; dafür revanchierte ich mich, indem ich den Japanerinnen, die noch nie einen Europäer von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten und infolgedessen die Institution des Küssens nicht kannten, diese schwierige Kunst beizubringen versuchte. Ich nehme an, daß sich seitdem der Kreis ihrer Freunde beträchtlich vermehrt hat." So etwas hält man für Humor und Geist. In Wirklichkeit kommen solche dumme Geschmacklosigkeiten aus dem Zusammengehen von mancherlei Nachteilen. Dieser Tage bekam ich die Goetheausgabe des Tempelverlags und ungeduldig nach ihr las ich zwischen den Reisebüchern immer wieder in diesen edel

gefüllten Bänden. Ich kam auch zu dem Sonett „Reisezehrung". Das schließt mit folgendem Zauberspruch für Reisende:

> „So kann ich ruhig durch die Welten reisen:
> Was ich bedarf, ist überall zu haben,
> Und Unentbehrlichs bring ich mit — die Liebe."

Aber bei den Reiseschriftstellern, die dann auf die Lektüre in den Goethebänden wieder an die Reihe kamen, wars gewöhnlich umgekehrt. Was sie bedurften, war nirgends zu haben, und sie brachten alles mit, außer Liebe. Die meisten meiner Schriftsteller trugen nur Hochmut in die Welt. Im Grund war es etwas Gesundes, nämlich das Bewußtsein europäischer Überlegenheit, deutscher Keimkraft. Aber statt daß sie dies Bewußtsein wertvoll ausnutzten, wandelten sie es in ein solches Überhebungsgefühl um, daß dem niedrigen Gesindel drüben nicht einmal Haß und Verachtung, sondern nur Humor gespendet werden mußte. Dieser Humor aber ist an deutschen Biertischen gewachsen und zuhaus. Hol ihn der Teufel! In den Reisebüchern tritt er nur auf als innerliche Unreife, mangelnder Geschmack und stilistische Hilflosigkeit. Hinter dem Buch aber steht er mit dem ganzen traurigen Fehlen dessen, was Goethe in seinem Sonett mit in die Welt nahm; meine Teuren — die Liebe!

Diese Bücher der Weltreisenden wollen keine Bücher von Dichtern sein. Ich glaube sogar, die Leute, die sie schrieben, sind überzeugt, daß ihnen einigermaßen auch der kosmisch geweitete Tiefsinn fehlt, mit denen Humboldt und Darwin die Erde umfuhren. Sie halten sich lediglich für witzige Köpfe. Aber ein Deutscher, mit dem innern Gebirg seiner Ethik ausgestattet, schreibt doch kein Buch so leichthin des Buchs halber. Sie sehn doch nach der Tiefe, in die sie bauen. Und das ist ja wahr und soll festgestellt werden, daß es außer den Werken der Dichter und der kosmischen Gelehrten Bücher gibt, die etwas gelten können, die der Nation des in die Welt strebenden Volks Werte bringen; sie sind in jedem Einzelnen klein, zusammengemessen aber ergeben sie eine starke Summe. Und solche Bücher zu schaffen, wäre das Beste gewesen, was diese Weltreisenden hätten tun können.

Deutschland schleudert seine Menschen in dem Expansionsdrang, in den es hineinkam, wuchtig in die Welt hinaus. Die fernen Küsten sind bepflanzt mit deutschen Unternehmungen, die den Gedanken und die Wirtschaftskraft des Heimatlandes über die Erde hundertfältig gedeihen machen. Aber wie jung sind die Erfahrungen dieses Verpflanzens! Der Deutsche ist noch nicht genug vorbereitet für die große Rolle und leidet an dieser Unreife. Der Holländer, Engländer, Franzose wurde durch Jahrhunderte von Beziehungen zu den andern Weltteilen erzogen, während der Deutsche vorläufig noch nichts einzusetzen hat, als sein kräftiges Rohmaterial. Ihm fehlt die innere Führung, der Kolonialinstinkt.

So ist er mehr, als die andern, auf Leitung und Erziehung angewiesen. Nichts Besseres können also diese Bücher gelegentlich oder absichtsvoll reisender Weltfahrer geben, die keine Dichter und keine Gelehrten sind, als diesem Gedanken dienen. Lassen wir doch den läppischen Biertischhumor im japanischen Bordell oder der indischen Pagode! Es nützt auch keinem Menschen, so wie es in einem der Bücher zu sehn ist, daß sich Herr Professor B. mit einer Geisha auf dem Schoß zwischen seinem Text photographieren läßt. Es ist auch gänzlich einerlei, ob der Bekannte, den man in Hongkong trifft, dem Cösener S.C. oder dem Reserve-Offizierskorps der Bonner Husaren angehört, so wie einer der Herrn Weltreisenden seine Begegnungen stets sorgfältig zu registrieren pflegt. Es sind wichtigere Sachen einzusetzen. Geht ins Yosiwara, aber schaut auch, was noch anders dahintersteckt, als euer Witz. Nüchternes Erfassen, Zupacken und ehrlich schmuckloses Wiedergeben, wenn es zu anderm nicht langt! Schreibt Bücher, die knapp und klar den Weg zum fremden Geist zeigen, die Verhältnisse und Zustände erkennen, aussondern und aneinander messen können, die Beziehungen aufspüren und ihr Gegenständliches entdecken, die ernst und unerbittlich das fremde Wesen durchdringen. Vielleicht ist nicht einmal so sehr das Wort, sondern nur der Geist gefordert bei dieser ersten Pionierarbeit für die Mission der großen Unternehmung, in die Deutschland immer mehr hineintreibt — die kaufmännische Invasion der Welt.

Sehr viele der Bücher deutscher Weltreisender sind nun nichts andres als ein unbeholfenes Herumgehn mit der Sprache und nur dem Ehrgeiz auf Rechnung zu setzen. Sie werden ihr totgeborenes Schicksal ertragen müssen. Aber manche, obwohl nicht ausgerundet, haben doch den guten Instinkt in sich. So ist zum Beispiel das Tagebuch Friedrich von Kulmers „Im Reiche Kaiser Meneliks" (Verlag Klinkhardt und Biermann) in gar keiner Weise stark geistig; aber doch frisch und wagemütig rückt es in dieses unzuverlässige Land ein, sucht, erklärt, erzählt, erbost sich, und zum Schluß sehn wir ein kleingerahmtes genaues Bild des Landes. Ein andres Buch „In und außer Dienst in der Mongolei" hat ein Offizier, Fritz Jobst, bei H. Costenoble in Jena herausgegeben. Aber schließlich resumiert sich diese Veröffentlichung, wenn man die unpersönlichen und landläufigen Schilderungen abschält, auf eine kleine Programmschrift über die Verwertungsmöglichkeit des mongolischen Ponnys. Desselben praktischen Geistes ist auch „Ins Land der sozialen Wunder" von Alfred Manes (bei E. S. Mittler u. Sohn), das als Bestes eine gründliche Darstellung der reifen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Australiens gibt, an den deutschen Kolonien der Südsee aber leider oberflächlich vorbeifährt. Jedoch es ist merkwürdig, daß all diese und ähnliche deutsche Bücher niemals zu einem einzigen Ganzen zusammenwachsen. Ihre Verfasser vermögen nicht, sich der Sachlich-

keit ihrer Spezialität ganz und ungeteilt hinzugeben, sich auf das zu beschränken, was sie wirklich mitteilen können. Die sich bescheidende Kraft innerlicher Ökonomie fehlt ihnen.

Gemeinsam tragen die meisten Werke unserer Weltreisenden das eine Merkmal: Dilettantismus. Aber das ist manchmal nicht von Nachteil. Und solche Bücher wirken immer angenehmer als beispielsweise das oberflächliche Papierdeutsch und das lästige In=Humor=machen in dem Buch „Indien und ich" des Berufsschriftstellers H. H. Ewers. Eine frische Unbeholfenheit versteht oft gut anzudeuten. Das Lesen wirkt dann wie eine kinematographische Projektion auf die fremden Gegenden. Die Phantasie des selbständigen Lesers fliegt auf an dem Bild und zaubert sich die fernen Länder selber in die Sehnsucht. Ein sympathisches Dilettantenbuch dieser Art ist das Werk Oskar Kauffmanns „Aus Indiens Dschungeln" (Verlag Klinkhardt und Biermann, Leipzig). Kauffmann hat etwas mit dem Dichter gemein, fern und indirekt — Instinkt. Er fuhr als Jäger hinüber, erlebt alles als Jäger, sucht immer wieder mit Leidenschaft das Dschungel und den Urwald auf, deren wilde Wirrnis das Jagdabenteuer für ihn gefangen hält, er kämpft um das Abenteuer und hält sich immer ernst und zäh an seinen Instinkt. Und manchmal erlebt man mit, wie in einem Augenblick von Tod und Leben der Verfasser die wilde Natur einer Bestie Aug in Aug in sich nahm. Aber dieses Buch, das herrliche Photographien besitzt (überhaupt erweist sich die Kamera der Reiseschriftsteller meist talentvoller als ihre Feder), leitet heimlich schon zu der unbegrenzten Gruppe der wissenschaftlichen Werke über. Denn in der Art, wie es auch das Geringste am Wild, an der Büchse, an Patronen registriert, ist in ihm die Jagd zur Wissenschaft geworden. Ein diesem Werk verwandtes Buch hat auch der Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg über die Expedition geschrieben, die er mit großem wissenschaftlichen Aufwand von der Küste Ostafrikas bis an die Mündung des Kongos machte. Nur ist der Stoff, der hinter diesen einfachen, aber klaren und mannigfaltigen Schilderungen steckt, viel mächtiger und die Wirkungsmöglichkeit seines Werkes in dem vorhin angedeuteten Sinn viel größer, weil es Neuland erforscht, das zugleich unbegangener ist und deutscher Kolonisation nahesteht. Das Buch erschien unter dem Titel „Ins Innerste Afrikas" ebenfalls bei Klinkhardt und Biermann.

Aber von all diesen Veröffentlichungen von Nicht=Dichtern wirkt keines durch seine Form. Sie spiegeln Gesehenes und Geschehenes in zahllosen Fassetten und es ist, als ob die Fassetten sich nicht zu einem Prisma zusammenfänden. Dort, wo das Talent fehlt, fehlt auch noch die Disziplin der reinen Intelligenz. So konnte man von diesen Büchern auch nicht erwarten, daß sie Rousseaus Wort lebendig machten: Geht in die Wälder und werdet Menschen! Ob sie ihrer Erzieherrolle am Volk gerecht werden,

ist zweifelhaft. Denn mir scheint, als ob sie allzusehr diesen ewig menschlichen, fließenden Kern entbehrten, dieses fruchtbar urhafte, innerlich wahre und schöpferische Alles auf sich selbst Zurückbeziehen, das ich mit Versen aus Dauthendeys „geflügelter Erde“ ausdrücken möchte:

„Doch ich, der ich mich voll Härte von meiner Geliebten verstieß und mich um die Erde gehen hieß,
Um breit Weisheit zu sammeln, konnt kaum meine Sprache noch stammeln,
Denn die Sehnsucht trug ich wie Ketten, an denen ich zerrte.“

Aber wenn die Reisenden das im Busen mit in die Welt führten, wären sie ja eben Dichter.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Right or wrong: my country

Während der Marokkohändel standen die Nationalliberalen in schärfster Opposition zur Regierung. Ihr Patriotismus schillerte alldeutsch und klang nicht selten sogar herausfordernd. Üble Sitten stecken an; und das Beispiel der Herren Jingo und Chauvin wirkt verführerisch. Diese Nuance ist das letzte Glied ihrer Entwicklung. Weit zurück liegen die adligen Zeiten ihres innigeren Kulturverhältnisses; jetzt werden die höchsten Trümpfe ausgespielt, wenn gezeigt werden kann, daß die ungemessenen Millionen zum Ausbau der Wehrverfassung nicht nur aus Zwang zur Macht- und Geschäftspolitik bewilligt — das tun schließlich auch die anderen, beinahe schon die revisionistischen Sozialisten —, sondern aus Patriotismus mit jubilierender Begeisterung gespendet werden müssen. In ihrer Presse, allen voran in der (buchstäblich!) in Stahl und Eisen gepanzerten „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“, besorgen häufig Zunftpatrioten das Auswärtige und schreiben sehr ungeniert, in völkischen Brummtönen, Kaiser und Kanzler die Bahn vor, die eine mit Nationalgefühl getränkte und das nationale Interesse klug überwachende Diplomatie hätte nehmen sollen. Aber ist auch der Ton dieser teils deutsch-tümelnden, teils geschäftlich rabiaten Opposition eine nationalliberale Spezialität: das Mißtrauen gegen die offizielle Vorsehung war während des trübseligen Sommers allgemein, war ein Symptom erwachender politischer Reife, war ein Vorspuk des künftigen Deutschland aufgezwungenen Imperialismus, war Ausdruck einer bis tief in die sozialistischen und selbst unpolitischen Schichten dringenden Stimmung: daß die Fatalität dieser imperialistischen Richtung durch grundsätz-

liche Friedensliebe nicht abzulenken sei und der Krieg durch eine geschäftsunkundige Diplomatie in gefährliche Nähe gebracht werde. Der Ertrag dieser letzten Erfahrung war die sehr nützliche Erkenntnis: daß die nationale Ehre am meisten dann in Gefahr ist, wenn die bezahlten Diplomaten ein schlechtes Geschäft gemacht haben. Die paar wertempfindlichen Publizisten deutscher Zunge sparten mit den feineren Gefühlen. Der unvergleichliche Wert und Reiz der nationalen Besitztümer, die ewig geweihten Gedanken, die große Menschen in deutscher Sprache gesagt, die wunderherrlichen Lieder, die deutsche Dichter gesungen, die unsterbliche diesseitsentzückende, den gemeinen feilschenden Alltag verklärende Transszendenz, die in Beethovens und Goethes Werken uns geschenkt ward: all das lebt abseits vom macht- und geschäftspolitischen Strudel, in den wir gerissen sind. Der ist mit Kraft und Konsequenz zu durchschiffen; und die Illusion unsrer Freiheit liegt in der demutsvollen Einsicht, daß das Gesetz des Völkerlebens noch immer . . . die waffenklirrende Selbstbehauptung vorschreibt. Wer diese amoralistische Einsicht hat, wird das Provokatorische wie eine Schwäche meiden; wird auch die nationale Ehre möglichst lange in der Bundeslade stehen lassen. Wir haben es leider anders erlebt und haben den nationalliberalen Führer Bassermann, keinen bedeutenden aber einen klug besonnenen Mann, zum Schluß in jenes trübe Gewässer treiben sehen, dem das widerliche Jingowort „Recht oder Unrecht: mein Vaterland" das Bett gegraben hat. Das böse, tief unsittliche Wort macht Schule, es frißt sich in deutsche Gemüter ein und die Zeit ist nicht fern, da Professoren der Philosophie es aus Kant oder Fichte „deduzieren" werden. Wenn Sie, Herr Bassermann, den Gottesglauben als höchstes Postulat deutscher Erziehung verkünden, so müssen Sie dafür sorgen, daß in keinem Augenblick deutscher Geschichte deutsche Waffen aufgerufen werden können, das Unrecht zu schützen. Sie mußten die verantwortlichen Politiker, die solches versuchen wollten, zu Verbrechern stempeln und beweisen, mit allem Nachdruck, den die Besinnung auf alles unvergänglich Deutsche, auf alles Göttliche, was im Deutschtum Ausdruck gesucht und gefunden hat: beweisen mußten Sie, daß unsere Bataillone nur darum und nur dann siegreich gewesen seien, weil und so lange sie sich mit dem Recht verbündet hätten. Das war niemals so leicht als der turmhohen englischen Arroganz gegenüber, die über das Maß ihrer Kraft die Rolle des Weltschiedsrichters zu spielen sich anmaßt.

Sammlung, nicht: Block

Herr von Bethmann Hollweg läßt durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklären: seine Regierung werde sich nach wie vor keiner Partei verschreiben; werde nach wie vor mit den Parteien, die die Vaterlandsliebe ihrem Fraktionsgeist voranstellen, die Geschäfte besorgen: auf ehrliche, er-

sprießliche, patriotische, nutzbringende, sittliche, treu-deutsche Art. Herr von Bethmann läßt die Norddeutsche, rückwärts blickend, den Bülow-Block verurteilen: das Zentrum von der Gemeinschaft der Guten auszuschalten, sei falsch gewesen. Der Reichstag war wegen des Zentrums (und der Sozialisten) aufgelöst, der Block gegen das Zentrum (und die Sozialisten) gewählt worden. Er, der Kanzler, habe die Finanzen des Reiches mit den Katholiken geordnet, mit den Sozialisten Elsaß-Lothringen demokratisiert. Das heißt: überparteiliches Regiment, bei dem Deutschland fett geworden sei. Also: Sammlung, nicht: Block.

Am 28. Dezember 1852 trat Graf Aberdeen sein Amt als Ministerpräsident im Westminster an. Er verkündete den Anbruch einer neuen, goldenen Zeit. „Meines Erachtens ist in England jetzt keine Regierung möglich als eine konservative, und ich verbinde damit eine Behauptung, die ich für ebenso unzweifelhaft halte: daß in England keine Regierung möglich ist als eine liberale. Die Sache ist, diese Ausdrücke haben keine bestimmte Bedeutung. Sie beizuhalten, mag zweckmäßig sein für faktiöse Zwecke; aber das Land ist solcher Unterscheidungen überflüssig, die keinen Sinn haben und nur verhindern, daß Personen zusammenwirken, die doch imstande wären, der Krone und dem Volke gute Dienste zu leisten." Disraeli erhob lauten Einspruch: England liebe Sammlungen (Koalitionen) nicht. Was bedeutete dieser Protest? Politische Gegensätze sind da, sie kristallisieren sich, aus denk- und sachökonomischen Gründen, in Parteien. Ich kann sie, spricht Benjamin Disraeli zu Herrn von Bethmann Hollweg, nicht wegdekretieren, verwässern, verwischen, die Polaritäten aufheben, um die vage Allgemeinheit des vaterländischen Interesses kreisen, ihre Tätigkeit auf das Maß ja-nickender Autoritätsgläubigkeit beschränken wollen. Ich kann sie . . . Genug: Aberdeens Ministerium wurde schnell weggeblasen. Seine Erfolge waren Mißerfolge. Aber sein Sammlungsgedanke, seine geniale Idee, aus Flugsand Kuchen zu backen, die nähren und stärken, lebt heute nur noch in Herrn von Bethmann Hollweg, Professor Kurt Breysig und der „free lance" Oskar H. Schmitz (dessen Buch über Disraeli übervoll ist von falschen Klugheiten. Aber es ist, wie Schmock sagt, „immerhin beachtenswert" und unser Herr Spezialist für den großen anglo-italischen Juden wird dazu hoffentlich bald sein Sprüchlein sagen).

Block, nicht: Sammlung

Aber zum Schluß seines Manifestes besinnt sich der Kanzler: Wenn einmal auch das deutsche Parteileben die Polarität des englischen zeigen und aus dem Dunst des vielerlei Meinens und Wollens jeweils eine Mehrheit hervortreten werde, dann, ja dann . . Wie, ist denn die Polarität unserer Parteigruppierung noch immer nicht sichtbar? und tritt nicht die

Scheidelinie zwischen Links und Rechts, zwischen Zukunft und Vergangenheit klar aus allen Wahlmanifesten und sonstigen Bekundungen des öffentlichen Lebens? Es ist nicht wahr: in England gibts keine zwei Parteien mehr, die automatisch nach Stimmung und Bedürfnis der Wähler die Regierung übernehmen. So bequem haben es drüben die leitenden Politiker nicht mehr: die Interessen sind vielfach gespalten, aber die Ministeranwärter haben aus dem Brei ein Programm zu backen, aus den Gruppen und Grüppchen die Mehrheitspartei zu bilden und auf ihre Fahnen die paar werbenden Aufgaben und Ziele zu schreiben, die unbedingt und ohne Verzug verwirklicht werden müssen. Sie sammeln nicht Flugsand, sondern konstruieren relativ dauerhafte Blocks. Unsere Regierenden torkeln von links nach rechts, von rechts nach links, bleiben bei diesem Manöver aber immer gern beim Zentrum stecken, — weil ihm gelungen sei, durch eine Idee (die katholische, die römische, die zäsaro-papistische) die materiellen Gegensätze zu überwinden. Sie nennens: parteilos. Wir anderen heißens: grundsatzlos, charakterlos, ziellos, ideenlos; führen den Bankrott im Auswärtigen, den Ansehensverlust der Autoritäten im Innern auf die Sammlungstorheit zurück und sind begierig zu sehen, wieviel Wähler sich am 12. Januar finden werden, die den Mut haben, mit solcher Parole in den großkapitalistischen Machtstaat zu taumeln, der unser allernächstes Schicksal ist.

Auswärtige Politik

Warum nicht zugeben, daß sie für die Großstaaten von Tag zu Tag mehr Angelpunkt der Politik überhaupt wird? Eine Erkenntnis, die weh tut; aber ehe dein Gemüt so voll Schwielen ist wie deine turngewandten Hände, bist du für diese moderne Politik unreif, für diese mit Panzern und Rabulistik betriebene Kunst, den demokratischen Hunger nach mehr Land und mehr Luxus zu sättigen. Sie war für uns Deutsche bis etwa 1900 ein Idyll. Zum Teil war Bismarcks Lehre von Deutschland als saturiertem Staat schuld daran; zum Teil aber auch die ablenkende Gewalt aller jener Strömungen, die mit dem Sozialismus zusammenhängen, mit der Hoffnung auf eine fundamentale Neuordnung unserer gesellschaftlichen Produktionstechnik und Güterverteilung. Es war die Hoffnung aufs tausendjährige Reich, eine gesteigerte Zeit voll Kraft und innerer Erhebung, aber die Glaubenszeit wurde durch die eigenen Hilfsmittel der Bewegung ernüchtert und abgekürzt: durch Aufklärung, Verbreitung von Zucht und Bildung, durch Verbürgerlichung der proletarischen Denkweise, durch Organisation von Hoffnung und Glauben, durch die Riesenziffern von wichtigtuerischen Beiträglern und den Behang von Schmarotzern, die sich als Intellektuelle maskierten. Es galt die Lehre: das Auswärtige sei einer der verbrecherischen Haupttricks kapitalistischer Aussauger und großbürgerlicher Gewissenlosigkeit; des unstillbaren

Hungers nach unverdienter Grund- oder Kapitalrente. Die goldene Internationale war als anti-diplomatische Gegenbewegung gedacht und organisiert: es war, neben der Vorbereitung auf die soziale Revolution, eines ihrer hochherzigsten Ziele, goldene Brücken zu bauen zwischen den Völkern, die, in den gleichen sozialökonomischen Nöten steckend, dieselben Kulturgötter anbeteten, wofern man sich die Mühe gab, die schmutzige bourgeoise und nationalistische Kruste abzukratzen . . Was ist von allem dem geblieben, dem Glauben, der Hoffnung, den goldenen Brücken? Das, was in den internationalen sozialistischen Bureaus weiter lebt: ein Aschenkegel von gutem Willen und die Organisation der Ohnmacht, zu verhüten, daß die Spannungen zwischen den Brudervölkern sich der Masse bemächtigen und zu Entladungen führen. Aus der Haltung Bebels, der ein Werkzeug der Erfahrung viel mehr als ihr Meister ist, aus seiner vorsichtigen Art, das Auswärtige aus der internationalen Umklammerung zu lösen und als unberechenbaren Faktor des sogenannten materialistischen Geschäftsganges anzuerkennen: aus der Drehung seiner Taktik in Jena, deren Stärke immer in der Witterung lag, läßt sich ablesen, mit welcher Schärfe sich die Fragen der internationalen Politik in die Gemüter gebohrt haben. Weil sie Fragen der Staatenbildung sind, die die Menschen nicht aufgeben können noch mögen. Es wäre ehrlicher zuzugeben, daß die Sozialdemokratie, zu größerem politischen Einfluß gelangt, zwar imstande sein würde, leichtfertige Kriege unmöglich zu machen und die unvermeidbaren auf das vom Fatum vorherbestimmte Maß zu beschränken, aber daß sie unseren wirtschaftlichen Ausdehnungsdrang gar nicht darf hindern wollen, weil kein Mensch, und sei er Genosse, sagen kann, wie die hohen Lebensansprüche des Proletariers vorläufig anders zu befriedigen seien. Es ist aber bequemer, moralische Entrüstung zu hegen. Oder, wie unser guter Bernstein, vor Englands unverschleiertem Hegomonieanspruch und dessen wachsender Bedrohung Deutschlands die Augen zu verschließen. Oder Pazifismus zu heucheln, wie es auf schmachvolle Weise die italienischen Sozialisten tun. Um das allgemeine Wahlrecht zu erhandeln, haben sie dem radikal drapierten Giolitti — der in diesem parlamentarisch regierten Lande als unumschränkter Diktator waltet, Presse und Abgeordneten seinen Willen eingibt — für das tripolitanische Abenteuer Entlastung erteilt, allen Kredit im voraus bewilligt. Aber (bekennt ein kluger und ehrlicher Sozialist a. D.) alle diese Leute: Engländer, Franzosen, Italiener, ja der Frankobelgier werden auf dem kommenden Friedenskongreß reden, wie sie bisher geredet haben. Er findet im nächsten Jahr statt. In Rom.

Anmerkungen

Fridericus Rex

Am 24. Januar wird der zweihundertjährige Geburtstag des großen Preußenkönigs gefeiert werden.

Wir wissen uns von der hysterischen Heldenverehrung fern, die sich auf allen Gassen spreizt und dazu herhalten muß, die Schamteile eines verworrenen Denkvermögens zu decken. Aber die tiefe Überzeugung, daß der unergründliche Kollektivgeist und die unerforschliche Gewalt des Kollektivwillens auch den dämonischen Menschen lenken und binden, ihm die Lebensaufgabe stellen und die Lösungsmittel finden helfen: sie entweiht so wenig ihren Zauber, wie die biologische Erkenntnis den Duft der Liebe zerstört. Darum schweifen unsre Blicke heute rückwärts zu jenem herrlichen Mann, der berufen war, Europas letzter schöpferischer König zu sein. In seiner Politik mischte sich Gewalt mit Humanität, und sein despotischer Besserungsdrang fand nicht immer die Form gütevoller Liebe; ein Don Quichotte der Pflicht, der sein Behagen bis zum letzten Hauch überindividuellen Zwecken opferte, war im einzelnen oft streng, hart, tyrannisch. Aber neben dem Kriegsmann, der mit voller Bewußtheit Machtpolitik treibt und die Gestalt seines Staates umformt und „rundet", wächst früh schon und unaufhaltsam ein Menschtum heran, von zartester Empfindsamkeit, von vielfältigstem Reichtum, aus jenen tiefunterirdischen Strömen gespeist, die dieser kurzen Spanne unsrer armen Erdenlaufbahn die Blitze der Helligkeit, die besten Ausblicke und die Verzückungen der heimlichen Visionen schenken. Es war daher, um dieses Menschtum festzuhalten, ein wirklich dankenswertes Unternehmen vom Verlage Julius Zeitler in Leipzig, aus dem ungeheuer umfangreichen Briefwechsel Friedrichs des Großen — der politische umfaßt bis 1769 allein achtundzwanzig Bände —, und den zahlreichen Schriften Gedanken, Reflexionen, Aphorismen zusammenzustellen, die in den so charakteristischen Dualismus dieses unvergleichlichen Mannes eine bereichernde Einsicht eröffnen. Carlyles Werk kennt man; es trägt schon die Spuren des Alterns, aber noch durchzuckt es der Geist des Titanen, dem das Geklapper und Geplapper der Materialienhistoriker den Blick auf das Wesentliche nicht trüben konnte. Aber der Puritaner stand dem Absolutismus des Helden wohl nahe; in der schuttwegräumenden Tendenz der Aufklärung, der Friedrich mit Leib und Seele ergeben war, sah er, argwöhnend, doch mehr den Hang zur Seichtigkeit, zu epikureischen Lüsten, als den Trieb zur Helligkeit und das Ordnungsprinzip in der von Schwindlern und Gauklern zum Chaos verquirlten Diesseitigkeit ... Reinhold Kosers dreibändiges Werk (Cotta) ist das letzte Wort der Forschung über den großen König: es ist absichtlich wohl und aus Prinzip etwas unpersönlich, aber von geläutertem Geschmack in Urteil und Darstellung. Von diesem Werk ist eben, die Jubiläumszeit einleitend, ein das Wesentliche selbständig gestaltender Auszug in einem Band als willkommene Gabe erschienen.

Die Aphorismen, die hier folgen, stammen meist aus Zeitlers hilfreicher Sammlung.

S.

Ihr habt recht: die, welche am konsequentesten handeln sollten, die Königreiche regieren und mit einem Wort über das Glück oder Unglück der Völker entscheiden, sind oft solche, die sich am meisten dem Ungefähr überlassen. Das kommt daher, daß diese Könige, Fürsten, Minister Menschen sind wie andere; der ganze Unterschied, den der Zufall zwischen sie und Leute von geringerem Range gesetzt hat, ist nur der, daß sie wichtigere Geschäfte betreiben.

Macchiavell sagt, daß eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte schließlich unfehlbar zugrunde gehen müsse. Leider bin ich genötigt einzugestehen, daß Macchiavell recht hat.

Unter allen Regierungen ist die monarchische die beste oder die schlechteste: je nachdem sie gehandhabt wird.

Es wäre allerdings ein hinreißender, ein einziger Anblick, ein Volk zu sehen ohne Irrtum, ohne Vorurteile, ohne Aberglauben, ohne Schwärmerei; aber es steht in den hundert Weissagungen des Nostradamus geschrieben, daß man es nicht eher entdecken wird, als bis man zuvor ein Volk ohne Laster, ohne Leidenschaften, ohne Verbrechen gefunden haben wird.

In jedem Menschen steckt eine Bestie; nur wenige wissen sie zu zähmen; die meisten lassen ihr die Zügel schießen, wenn sie nicht aus Furcht vor den Gesetzen daran verhindert werden.

Es gibt eine Kinderklapper für jedes Alter: die Liebe für die Jünglinge, die Ehrbegier für das reifere Alter, die politische Rechenkunst für die Greise.

Wenn man einen ewigen Frieden stiften will, muß man sich in eine ideale Welt begeben, wo das Mein und das Dein nichts gelten, wo Fürsten, Minister und Untertanen von keinen Leidenschaften beherrscht werden und nur nach Vernunft gehandelt wird.

Was für schöne Orden doch gestiftet werden: vom Goldenen Vlies, vom Heiligen Geist, vom Elefanten! Ich schlage eine Reform des Ordenswesens vor. Dem Haus Österreich gehört ein donnernder Jupiter; England der Piratenkapitän Merkur; Frankreich der Stern der Venus; und uns ein Affe, weil wir die Großmächte nachäffen, ohne daß wir eine sind.

Es ist richtig, daß die Geschichtsbücher zum Teil die Archive menschlicher Boshaftigkeit sind; doch indem sie das Gift darbieten, reichen sie auch das Gegenmittel. Wir erblicken in der Geschichte eine Menge niederträchtiger Fürsten, Gewaltherrscher, Unholde, aber wir sehen sie auch sämtlich von ihren Völkern gehaßt, von ihren Nachbarn verwünscht und in der ganzen Welt als Greuel verachtet. Ihr bloßer Name wird zur Beleidigung, und es ist eine Schande für den Ruf der Lebenden, wenn man sie mit dem Namen jener Toten anredet.

Ich möchte ebenso gern Schuhflicker sein in diesem Jahrhundert als Papst. Das Blendwerk hat aufgehört; und der armselige Scharlatan schreit fortwährend sein Heilmittel aus, das niemand kauft... Wie soll man so viele Vorurteile besiegen, die schon mit der Ammenmilch eingesogen sind? Wie soll man gegen das Herkommen kämpfen, das die Vernunft der Dummköpfe ist, und wie aus dem menschlichen Herzen den Samen des Aberglaubens ausrotten, den die Natur hineingelegt hat und den das Gefühl der eigenen Schwachheit nährt? Aber dies läßt mich glauben, daß man nichts gewinnen kann über diese zweibeinige und ungefiederte Gattung, die wahrscheinlich stets der Spielball der Schurken bleiben wird, die sie täuschen wollen.

Es sind die kleinen Leidenschaften, die die Religion erzeugen; sie fachen den Geist an; und so nähern und berühren sie sich. Gott allein kann die unermeßliche Kette berechnen. So wie die Musik nur aus sieben Grundtönen besteht, ebenso wird

das Rad des harmonischen Systems der Ursachen und Wirkungen im menschlichen Leben von sieben oder acht Leidenschaften getrieben, die sich ins Unendliche abändern und modulieren, und welche die kalte menschliche Vernunft nicht zu entwickeln vermag.

Ein Mönch, an und für sich verächtlich, kann im Staate keine andre Achtung genießen als diejenige, die ihm das Vorurteil der Heiligkeit seines Amtes verschafft. Der Aberglaube ernährt ihn, die Frömmelei ehrt ihn, die Schwärmerei macht ihn zum Heiligen. In allen den Städten, wo die meisten Klöster sind, herrscht auch der meiste Aberglaube und die größte Intoleranz. Man zerstöre diese Behälter des Irrtums und man wird die verderblichsten Quellen verstopfen, aus denen die Vorurteile entspringen, die den Kindermärchen unsrer lieben Mutter Glauben und Ansehen verschaffen, und aus denen je nach Bedarf noch neue Märchen hervorgehen.

Der Wunderglaube scheint für das Volk gemacht zu sein. Man schafft eine lächerliche Religion ab und führt eine noch abenteuerlichere dafür ein; man sieht die Meinungen umschlagen, aber auf jeden Kultus folgt wieder ein anderer. Ich halte die Aufklärung des Menschen für gut und nützlich. Wer den Fanatismus bekämpft, der entwaffnet das grausamste und blutdürstigste Ungeheuer; wer gegen den Unfug des Mönchswesens, gegen diese naturwidrigen die Bevölkerungszunahme hinderlichen Gelübde seine Stimme erhebt, der leistet wirklich seinem Vaterland einen Dienst. Aber ich glaube, es wäre unklug und selbst gefährlich, wenn man den Aberglauben unterdrücken wollte, mit dem die Kinder öffentlich genährt werden, die ihre Väter so genährt wissen wollen.

Ein sächsischer Mönch, mutig bis zur Verwegenheit, von starkem Gemüt, unternehmend genug, um die Gärung der Geister zu nützen, ward das Haupt der Partei, die gegen ganz Rom auftrat. Dieser Bellerophon schlug die Chimäre zu Boden; und die Verzauberung war gebrochen. Hätte Luther nur die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt, er hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier des Vaterlandes.

Wenn man nicht das ist, was man ehedem Hypochonder nannte und was man jetzt mit ungleich mehr Eleganz Vapeurs nennt, so muß man dem Zeitpunkt, der unseren Dummheiten und unseren Qualen ein Ende bereitet, frohgemut entgegensehen und sich freuen, daß der Tod uns von den Leidenschaften, die uns peinigen, befreit. Ich denke, meine gute Laune zu bewahren, solange meine elende und gebrechliche Maschine dauert. Weit entfernt, mich über mein nahes Ende zu beklagen, muß ich mich vielmehr beim Publikum entschuldigen, daß ich die Impertinenz gehabt habe, so lange zu leben, es gelangweilt und ermüdet zu haben und ihm drei Viertel des Jahrhunderts zur Last gewesen zu sein; was über den Spaß geht.

[Am 26. August 1786, im Sterben; nach einem Anfall:]

La montagne est passée; nous irons mieux.

Noch einmal Stendhal

Das negative Ergebnis meiner Nachforschungen nach den Quellen zu Stendhals nachgelassener Novelle „Zu viel Gunst tötet" (vgl. Dezemberheft 1911) ließ mir keine Ruhe und ich habe nachträglich noch alles herausgebracht. Der Hinweis in der Anmerkung auf S. 1694 führte mich dazu, den Anonymus C . . . . o, da es sich um Neapel handelt, in Caracciolo zu ergänzen. Nun befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin ein anonymes, auf einer alten Familienchronik aus dem Hause Carac-

ciolo fußendes Büchlein: „Cronaca del Convento di S. Arcangelo a Baiano", Parigi 1848. In der Vorrede ist von einer analogen Veröffentlichung während der Neapler Revolution von 1821 die Rede, die aber nach dem Einmarsch der Österreicher von der Polizei konfisziert und nur in wenigen Exemplaren gerettet wurde. Die Vorrede deutet ferner eine französische Übersetzung dieser Chronik an, ohne Zweifel die Pariser von 1829, die Stendhal besaß, während das Büchlein selbst das Neapler Original reproduziert. Man braucht also nicht mehr nach jener Übersetzung zu fahnden, um Stendhals Verhältnis zu seiner Vorlage festzustellen. Es sei gleich gesagt, daß meine Vermutung, Stendhal habe die Novelle aus Neapel nach Toskana verlegt, sich glänzend bestätigt hat. Die Katastrophe von Bajano spielte 1577; Stendhal hat sie ins Jahr 1589 verlegt, wo der Thronwechsel in Toskana ähnliche Verhältnisse schuf. Obwohl seine Neuschöpfung, wie ich schon in meiner Vorbemerkung vermutete, eine sehr freie ist — das brachte schon diese Transposition mit sich — lehnt sie sich doch in vielem an die Vorlage an.

Im Kloster S. Angelo a Bajano zu Neapel, dem die geopferten Töchter des höchsten neapolitanischen Adels angehörten, lebten im Jahre 1567 die Nonnen Giulia Caracciolo und deren sanfte Busenfreundin Agnese Arcamone. Giulia war von blendender Schönheit, überlegenem Geist und unbeugsamem Charakter (ganz wie ihr Abbild Felize degli Almieri, während ihre sanfte Freundin für Rodelinda Modell gestanden hat). Ein andres Freundinnenpaar war Eufrasia d'Alessandro und Chiara Frezza, beide als höchst leichtfertig und unbesonnen geschildert (wie bei Stendhal Celiana und Fabiana). Aus Rivalität gegen die erstgenannten verdächtigte Eufrasia eines Tags deren Freundschaft als unlauter bei der Äbtissin, die als alt, schwach und wankelmütig geschildert wird (genau wie bei Stendhal). Giulia, die diese Angeberei erfuhr, beschloß sich dafür zu rächen (ganz wie bei Stendhal). Eine von ihr bestochene Dienerin Chiaras verriet ihr, daß ihre Herrin und Eufrasia Liebhaber hätten, Francesco Spiriti und Giuf. Piatti (bei Stendhal Lorenzo R... und Pierantonio D...), die sie durch das Gartenpförtchen einzulassen pflegten. Ja sie gab sogar eine bestimmte Nacht an, in der dieser Besuch wieder erwartet wurde. Giulia übertrug die Rache ihrem Vetter Pietro Antonio Mariconda, der mit einer anderen Nonne (hierin eine Abweichung) namens Camilla Origlia ein Liebesverhältnis unterhielt. Diese hatte vordem einen leichtfertigen und gewalttätigen jungen Nobile Domenico Lagnè begünstigt, doch als dieser eingekerkert worden war, die Gelegenheit benützt, um den Liebhaber zu wechseln (ihm entspricht bei Stendhal der Malteserritter Don Cesar). Giulias Vetter legt sich also mit seinem Bruder und fünf oder sechs Getreuen wohlbewaffnet auf die Lauer vor dem Gartenpförtchen des Klosters. Alles Folgende bis zur Fortschaffung der Leichname ist genau wie bei Stendhal, nur ist es weniger lebhaft und nuancenreich dargestellt. Auch hier hilft eine Zofe der Äbtissin, Agata, (bei Stendhal Martona) die Leichen fortschaffen. Auch hier zittern die Nonnen, die ihre Liebhaber verloren haben, für ihre Zukunft; auch hier beschließt die energischere von beiden, die Äbtissin aus der Welt schaffen zu lassen, desgleichen (hierin abweichend) auch deren Vertraute Magd Agata. Doch die Äbtissin hat noch eine andere Zofe, Livia, die eine Liebschaft mit ihrem Vetter Paola Cosra unterhält (wie bei Stendhal Martona mit dem jungen Seidenweber). Chiara gibt ihr zur „Beruhigung" der bösen Äbtissin einen „Balsam", den diese ihr beibringen soll, und als Eufrasia die Torwache hat, läßt sie zum Lohn dafür dem Liebhaber Livias ein Pförtchen offen, schließt es aber irrtümlich vor der Zeit und Paolo bleibt gefangen. Die Äbtissin läßt ihn jedoch (anders als bei Stendhal)

zur Ehre des Klosters entwischen und schickt Livia unter einem triftigen Grunde fort; dennoch weiß Giulia und eine andere Nonne, die durch den Türspalt geguckt hat, alles. Schließlich stirbt die Äbtisin an Altersschwäche wie an den Folgen des Giftes, und ein unbestimmter Verdacht, ihren Tod beschleunigt zu haben, fällt auf Chiara und deren Freundin. — Soviel von der Chronik, insoweit sie die Unterlage für Stendhals Fragment bildet. Wie man sieht, hat er sie ausgiebig benutzt; sie ist nur hier und da vereinfacht und besser motiviert, so wenn er der Äbtissin nur eine vertraute Zofe gibt oder die Liebschaften der Nonne Camilla auf Felize (Giulia) überträgt; oder sie ist poetisch aufgehöht, wo das Original zu trocken war, freilich unter geschickter Nachahmung des Tons der alten Chronik. Alles übrige ist freie Erfindung, wie die Liebe des Großherzogs zur Äbtissin oder die des Vikars zu Felize, der aus einem finstern, nur seiner tauben Pflicht gehorchenden Pfaffen zum ritterlichen Freunde Felizens wird. Beide Liebschaften offenbaren einen Nuancenreichtum, den man in der alten Chronik umsonst sucht.

Was diese lang und breit weiter erzählt, hat hier kein Interesse, da wir ja Stendhals Schluß nicht besitzen. Zuletzt bringt ein fanatischer Beichtvater den Stein ins Rollen, und ein neuer fanatischer Erzbischof sendet auf dessen Denunziationen hin einen Vikar ins Kloster, der diese und andere dunkle Geschichten schonungslos untersucht. Dann fällt das geistliche Gericht ein furchtbares Urteil: Chiara und Eufrasia werden zum Giftbecher verurteilt, Giulia, Agnese und fünf andre Nonnen zu zehnjährigem Kerker, zwei andre zur Entkleidung von ihrer Würde und zu ewigem Verließ . . .

Als der Vikar in Anwesenheit des Gerichts und des päpstlichen Nuntius diese Sentenz verkündet, stürzt sich Camilla zum Fenster hinaus und zwei andre Nonnen entleiben sich; eine vierte wird von ihrem Liebhaber mit bewaffneter Hand gerettet, während es Agnese schon vorher gelungen ist, zu fliehen. (Offenbar hat Stendhal dieses Motiv benutzen wollen, da er ja Felize und Rodelinda durch den Grafen retten läßt.) Giulia, Chiara und Eufrasia dagegen müssen vor den Augen des Gerichtshofes den Giftbecher trinken und wälzen sich im Todeskampf auf dem Boden. Alle, außer dem Vikar, sagt die Chronik, wurden so von Mitleid ergriffen, daß sie diesen Anblick nicht ertragen konnten und den Saal verließen, genau wie es Stendhal in den „Römischen Spaziergängen" schildert.

Fr. v. Oppeln-Bronikowski

Der junge Hofmannsthal

Die Gedichte und kleinen Dramen von Hugo von Hofmannsthal sind wieder erschienen; der Inselverlag hat sie mit den drei Vorspielen, der „Frau im Fenster" (für die das frühe Spiel „Gestern" fortblieb) und den wenigen neuen Versen zu einem einzigen Band vereinigt. Der geringe Preis, der dafür angesetzt wurde, gab Gelegenheit, von einer Volksausgabe zu sprechen, ein Moment, das insofern nicht unterschätzt werden soll, als nun der Name dieses Dichters auf die Nation bezogen, diese wieder ihm als ebenbürtig empfangende Kraft entgegengestellt wird. Möge denn diese Bezeichnung beibehalten werden in einem Sinne leicht ermöglichten Besitzes, da es doch Werbung vor allem gilt; zum zweiten bilde sie Vorwand und Schutz vor denjenigen, denen die wiederholte Darbietung dieser Bücher zu billigem Tadel diente. Denn — das haben wir, die wir den Glanz dieser Kleinodien von früh auf im Blick und später auch in der Seele hatten — bei jedem neuen Lesen tief beschämt erfahren: wie wir immer fielen; wie wir freilich eben dadurch tiefer ins Innere kamen; wie wir aber immer anders blind waren, wie wir über-

haupt nie verstanden. Wann — so fragen wir auch den Vertrautesten dieser Kunst — hätte er zu Gedichten, die ihm ja Wort für Wort vollendet in der Seele stehen, die ihm, so oft ihn die Stunde anruft, über die Lippen kommen, wann zu der „Idylle", zu diesem an Schönheit nie noch erschöpften „Bergwerk von Falun" so bald wieder gegriffen, wären nicht diese Dinge nach Jahren wieder zu ihm getreten, neu, wie er sich selber, neuer Augen, neuen Herzens, ihnen gegenüber fand? Liest er wieder dieselben Gedichte, die – das fühlt er erst jetzt so ganz — nicht ihresgleichen haben in allem, was an Lyrik nach Hebbel kam? Berauscht er sich wieder an den alten Zeilen und Bildern, etwa dem großen Seeschiff mit gelben Riesensegeln oder dem Schwarm von wilden Bienen? ergreift ihn vielleicht heute der tiefe Brunnen, des altes Mannes Sehnsucht nach dem Sommer mehr? Und wie schauern ihn vollends jene furchtbaren Terzinen an, Totenmasken des äußeren Lebens, laubtragende Flüsse, mit Vergänglichkeit beladen, mit Träumen, Trauer und Stunden, leeren Stücken Zeit, einen großen Lauf begleitend, der nie innehält? Aber fühlt er, *fühlt* er jetzt, wie dieser Dichter Welt hat, wie er Welt fühlt, ahnt, träumt, kennt, obere und untere Welt und alle Zwischenreiche, gelagert in den Schatten, die von den „Sibyllen, den Königinnen" bis zu den „Wurzeln des verworrenen Lebens" hinüberfallen? Weiß er jetzt, er, der so viele Male an diesen Strophen gescheitert ist, daß es die Dinge des Dichters sind, von denen hier im „Kreis ein Traum herumzuckt", für die Gestalten zu Symbolen werden: der Kaiser von China, der in der Mitte aller Dinge wohnt, in immer weiteren Ringen Menschen, Völker, Welt um ihn; der Jüngling in der Landschaft, „bereit, an unbekannter Schwelle, sein junges Leben dienend hinzubringen", der Magier, „der erste große" („er fühlte traumhaft aller Menschen Los, so wie er seine eignen Glieder fühlte, ihm war nichts nah und fern, nichts klein und groß"); der „Bote aller Boten", „Schauspieler seiner selbstgeschaffenen Träume", der Tor, der nie gelebt, alle „Glücklichen" des „kleinen Welttheaters", nicht nur der Dichter, der zuerst kommt, am meisten der Wahnsinnige, der jenen an Fürstlichkeit des Willens weitaus übertrifft:

Alle stummen Seelen will er
redend machen, in die trunkne Seele
ihren großen Gang verschwiegnen Lebens,
wie der Knaben und der Mädchen Leben,
wie der Statuen Geheimnis haben.
Und er weint, weil sie ihm widerstehen.

Für die Gestalt Hofmannsthal waren früher andere Dinge kennzeichnend: das Geheimnis, der Übergang, die Vermischung, Träume, vorüberfliegend, wie von „Scharen wilder Vögel das Spiegelbild in einem tiefen Wasser", „Welt, in der Kleines hat soviel Gewalt". Damals, da wir noch selbst gemaltes Leben sahen, „mit unerfahrnen Farben des Verlangens und einem Durst, der sich in Träumen wiegt", gewahrten wir nicht: wie weit und breit diese Welt aus Seele, diese Welt, verwehend, nach der Tiefe ausgriff, wie sie gefüllt war mit Schicksal (das wir für Schall hielten und großes Wort). Spiel schauten wir, nicht Herz, (das uns jetzt daliegt wie ein mit dem Fernrohr erspähtes Gestirn); Musik umklang uns, nun hält uns Bild. Und wer weiß, ob wir heute am Rechten sind, wenn wir uns erschüttern und davontragen lassen von den ungeheuren Wirklichkeiten, Fernen und Geschicken, von den Träumen, dem Ziehen und Rauschen des Bluts, den dunklen Geräuschen heiliger Baumkronen, Flüsse und Meere, Ahnungen, aus den die späteren Tragödien sich zusammenschlossen. Kunst der reichen Hintergründe, Kunst der reichen Nähe ruft uns wechselweis verlockend an: „mit Gebärde, Stimmen, Musik und Tanz und erleuchtet auf alle Arten: mit Licht der Sonne, des Mondes, der Sterne, Feuersbrunst und Unterwelt". Kunst, geholt aus Schicksal, geformt in der tiefsten Dunkelheit des Herzens, wieder

nachahmend leichtes Leben, wie der Federball den Flug der Vögel nachahmt; nachgemalt einem Bild auf einem Fächer, einem antiken Vasengemälde; spielend auf westindischer Insel, in oströmischem Forst, in Landschaften Böcklins, an einem Flusse Michelangelos (die Vision des Dichters im „kleinen Welttheater"), im Venedig, im Wien des Canaletto, in der diamantenen Luft des Altertums, in den Düften des Rokoko, in einem Wort eines fremden Dichters. Und in das Innere der Schauspieler trat er ein und fand Welt darin, und in jedes Leben trat er ein und sah mit fremden Augen wieder Welt, immer fernere hinter den Horizonten erspähend, nie aus den Schauern sich verlierend, die aus solcher Ahnung, solcher Gegenwart unablässig entspringen, und damit seine Verse tränkend, mit Feierlichkeit sie begabend, daß sie wie von Schneegipfeln herabströmen, weiße königliche Bergwässer, überall Spiegel der Welt und des Gesichts, das sich über sie neigt. Und Geheimnis überall: wie Traum sich dem Leben entwindet oder gesellt, farbig Schattenspiel hier wie dort: so bleibt nichts mehr allein, löst sich Einsamkeit auf, teilt sich mit wie Luft, wird alles bezogen, verbunden, eingestellt und klingt, ob auch eigener Ton noch so stark sich vernähme, mit jedem fremden Klange, im ganzen Gebrause des Alls, führend oder dienend mit.

Und dies ists, warum noch einmal über diese Dinge geredet wird: weil sie sind, was immerfort gesucht wird; weil sie das Problem in sich entscheiden, das von kunstfremden Agitatoren immer von außen her, immer anders falsch gestellt wird; weil sie Welt haben, Welt und nicht Zeit, von der niemals so viel gesprochen wurde wie in dieser. Als ob es darauf ankäme, daß sich der Dichter zu seiner Zeit zu verhalten hätte! Als ob es nicht sein Wesen eben wäre, nichts mit ihr gemein zu haben als die Welt, die Menschen und die Seele! Welch eine Verblendung, von den Dichtern zu fordern, Erfindungen und bewegende Kräfte über die Herzen und Schicksale zu stellen, eher der Umwelt als der Innenwelt sich hinzugeben, Dingen zu dienen, mit denen der Tätige, nicht aber der Träumende zu schaffen hat. Nicht, als ob es verwehrt sein sollte, etwa die eiserne Sklaverei der schallenden Maschinen in Hymnen zu bewundern oder am Flug der schimmernden Aeroplane sich zu entzücken; aus der Verwirrung der großen Außenkräfte Schicksal zu ziehen, die Taten berechnender und bauender Phantasie zu verherrlichen. Alles, was das Antlitz einer Zeit bildet, kann dem Schildernden Gegenstand, dem Deutenden Symbol sein; und was ein Volk, was eine Epoche bewegt und mit lebendiger Geschichte erfüllt, soll dem nicht fremd bleiben, der es in seiner Brust auch tausendmal überholt hat. Aber wer findet denn Lehren für die, die ihr Gesetz in sich tragen und in ihrem Wandel vollziehen! Wie leicht zu denken, daß in naher Zeit das Bewußtsein solcher Erscheinung ganz verlösche und dieser, von dem wir heute geredet haben, als der letzten einer verbleibt, schattenhaft selbst im Gedächtnis derer, die dann fremd umhergehen, die frieren auf der Erde!

Felix Braun

Die neuen Weltmeister

Der Acker tuts nicht mehr; die Heimatskunst der lieben, posaunenengelgleichen Älpler —, heute hat sie in der Theorie abgewirtschaftet. Das grüne Hütchen, Marke „Horridoh", wird aus der Mode verschwinden. Wettergebräunt ist auch ganz schön —; aber heute wird wieder die Modernität modern, klamaukbetonte Zivilisiertheit, der Betrieb.

Im Entstehen ist eine Heimatskunst des Großstadtlebens, die dem Pflugstier die „Errungenschaften" entgegenstellt. Die Haupttendenz dieser Richtung ist, die freundseligen Ackerbrüder zu ärgern, indem sie etwa das Wasserklosett gegen die Hammelherde

ausspielt (im siegreichen Empfinden „Nu grade"). Gegen die Körperkultur des Pflügens sähe man gern die Nervenkur halsbrecherischen Luftschiffahrens als Ideal für die gesamte Kultur und Literatur aufgestellt. Gegen Körperstärke, für Nervenstärke. Dies der Umschwung. Helden der neuen Richtung sind der große Kartenspieler (täglich zwischen tausend Abgründen der Gefahr), welcher kraft seiner Nervenkraft jeden Gegner so niederkantert, daß dieser das Spiel verliert — und so; der Chauffeur (wagehalsig) erscheint in neuem Licht, als Angelegenheit von fünf Meter Tiefe. Der nackte Kraftkerl ist überwunden, der Weltmeister der neuen Literatur ist der Bestangezogene, Lächelndste, Verbindlichste, Überlegenste im Felde — und hat die eisernsten Nerven. Was ist er? Ein zivilisierter Mehl- und Vorkosthändler, nach dem Gebrauch roborierender Kuren. Nervenkraftmeierei.

Eigenschaft einer großstädtischen Kunst wird es sein, die Nervensysteme einzuschalten. Dies aber hat nichts mit Pferdekraft zu tun; sondern zur Aufnahme von Dingen, die ganz fein und wundervoll sind (und oft analytisch gesagt werden müssen. Ein Grund, Dinge anders zu sagen, als man sie erlebt, besteht keineswegs. Termini für neuen Zivilisationsbesitz sind durchaus neuer Sprach- und Menschen- und Kunstbesitz, also eine Bereicherung). Vertauschung des Ackers mit der Ackerstraße wirkt allein noch nicht kunstspendend. Es handelt sich für eine großstädtische Kunst um die Zerlegung von Seelenkräften. Man kann aber ein Champion des Pokerspiels sein und statt der Seelenkräfte tausend Nerven PS haben.

Ernst Blass

Das abendrote Haus*

Sich etwas auszudenken, ist Unsinn. Aber etwas zu wissen, ist das Meer", meint der Held Jakob dieser wundersamen, märchenhaften Septembergeschichte vom abendroten Haus. Bürgerlich gesprochen, ist Jakob nicht viel mehr als ein einundzwanzig-, zweiundzwanzigjähriger Pfarramtskandidat, der in einem Nordseedorf den Lehrer vorstellt, und zwar, wie wir noch sehen werden, eine vom Standpunkt seiner vorgesetzten Behörde zweifelhafte Sorte von Lehrer. Man könnte meinen, daß er ein Dichter wäre und Allotria triebe; aber auch das ist nicht ganz sicher. Viel eher ist er selbst ein Gedicht, ein Stück vergessene Poesie aus einem verlorenen Roman, der vielleicht von Eichendorff ist? oder vielleicht von Brentano? jedenfalls etwas, was einen Gruß hundert Jahre zurückwirft, und noch weiter, bis zu den Satyrn des Malers Müller. Es ist fast schwer, anders von ihm zu sprechen, als ein wenig in seinem eigenen Ton. Wer es mit der Schule hält, wird ihn einen Romantiker nennen; aber das hat es ja in Wahrheit nicht gegeben. Jakob ist nichts weiter als Jugend. Er ist in so fabelhaftem Grade zwanzig Jahre alt, daß er es für alle ist, die es vergessen oder verlernt haben. Jugend ist sein Jahr, sein Amt, sein Erlebnis, ein so dichtes, undurchbrechbares Erlebnis, daß es jeden Pulsschlag jeder Minute für sich nimmt, und also für irgendwelche Geschehnisse keine Zeit bleibt. Jakob verliebt sich in ein Kind, aber nicht so wie Novalis in seine dreizehnjährige Braut; sondern wie in einen Wassertropfen auf einem Blütenblatt am Morgen; nur er selbst könnte alle Gleichnisse dafür finden. Er liebt Ede Hielit, und ein-, zweimal überfällt es schwer seinen Sinn, daß er vielleicht ihre Mutter liebt, die vor zwanzig Jahren Ede Hielits Schwester und vor drei Jahren ihren Bruder geboren hat. Es geschieht, wie gesagt, gar nichts. Das Abenteuerlichste, wenn es geschieht, kann man auf drei bis zehn Druckseiten mitteilen. Wie will man aber mitteilen,

* Von Walter Lehmann. München und Leipzig, bei Georg Müller. 1911.

daß nichts geschieht? und daß es ein Erlebnis ist, daß nichts geschieht? und daß die Tage von diesem Nichts voll sind, bis zum Überlaufen über den Rand? Das kann man nicht auf zehn Seiten, dazu braucht man hundertunddreißig. Freilich wiederholt man sich oft und schlägt, wie es die Mädchen nennen, Luftmaschen. Was schadet es, da Jakob doch kein zünftiger Dichter ist, sondern eben die Jugend selbst. Vielleicht allerdings nur eine deutsche Jugend, unbewußt wie nur ein Deutscher, ein wenig eitel auf seine Unbewußtheit und um sie wissend, wie gleichfalls nur ein Deutscher; weise, wie vor dem Sündenfall; ziert sich auch manchmal, aber Naivität ist ja keine Gabe der Jugend, sondern des Alters; spiegelt sich, und ist doch keuscher als ein Asket, und vibrierender als Feuer. Zuweilen ist er von einer Süße der Verlogenheit, doch die Verlogenheit ist Sehnsucht. Er liebt das Kind, wie seine Jahre die Welt lieben. Erinnern auch wir uns dieser Jahre? Ein Liebesschleier, ein Rauschnebel hängt vor unsern Augen. Dabei sind die Augen so scharf, daß alles tanzt und taumelt vor Wirklichkeit, daß alles unwirklich ist vor lauter Wirklichkeit. Bei Jakob ist noch das Besondere, daß er nicht bloß vor den hergebrachten Objekten der Poesie verzückt wird. Er tritt in den fliegensumsenden Dorfkrug, sieht ein Schnapsglas auf dem Tisch, und malt es, denn das kann er, und mit eins ist die ganze Welt wirklich. Wer erinnert sich nicht? Ein Bierglas steht schräg vor Jakob, herrlich steht es da, und das Leben ist unergründlich wahr. Wer erinnert sich nicht an solche Überfälle der Wirklichkeit, bis zum Lachen überzeugend?

Heute ist Jakob Pfarrer in Amt und Würden. Es kann ihm bei keinem Provinzialschulkollegium mehr schaden, wenn man verrät, wie es in seinen Schulstunden aussah. Man lese hier — aber nachher lese man das ganze Märchen vom Nichts und Alles, von Mädchen und Meer und Kindern und Karussellfahrten, verliebt, verspielt und wirklich — hier lese man die Geschichte von der Landkarte, aber man lese sie unbedingt laut: „Jakob hatte mit vieler Mühe durchgesetzt, daß eine große Wandkarte vom alten Griechenland angeschafft würde. Obgleich sie völlig überflüssig war. Überhaupt Wandkarten, ja. Jakob beherrschte sie nicht im leisesten, er wußte nichts mit ihnen anzufangen. Dennoch hatte er sie gern, über die Maßen gern, die großen, ruhigen Wandkarten. — Nun war sie angekommen. Sorgfältig verpackt, in viel tausend Papierhüllen. Behutsam wurde sie enthüllt, die Riemen gelöst, und hinunter rollte sie die Wand. Alle Kinder standen neugierig davor. Nun, Jakob, nun legte er los. „Kinder", sagte er, „welch eine herrliche Karte . . ." — „Schit", sagte ein vorlauter Knabe ziemlich laut. Er hatte ja durchaus recht. Trotzdem Jakob das wohl wußte, ließ er sich hinreißen wie noch nie. „Du Schweinelümmel," schrie er den verdutzten Jungen an, „das ist ein Heiligtum, vor dem du niederknien solltest. Es liegt der Zug des Allerhöchsten auf dieser Karte, du Dreckjunge." Und redete so weiter und schloß: „Aber man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen." Sprachs und rollte die Karte wieder auf und trug sie in sein eigenes Zimmer. So war er durchaus ein Idealist, aber wie viel herrlicher als seine überschwänglichen Worte war das Jungswort: „Schit". Es handelte sich um die Karte vom alten Griechenland. Und war eine sehr schöne Karte. Später noch oft, wenn in der Geschichtsstunde die Karte aufgehängt wurde, hörte er irgendeinen Jungen flüstern: „Jetzt kommt die heilige Karte." Dann war aber die Reihe an Jakob, leise zu denken: „Schit".

Moritz Heimann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die Nachwirkung Friedrichs des Großen

von Erich Marcks

Wir kennen ihn von unserer Kindheit an. Er gehört zur Mythologie unserer Welt, zu jener Schar geschichtlicher Menschen, die unsere Phantasie begleiten und unser Innenleben unmerklich mit formen, wie es in früheren Tagen nur die biblischen Gestalten und die Helden des griechisch-römischen Altertums taten, auch er vom Hauche der Sage umweht, wirklich und symbolisch zugleich, unwahrscheinlich und selbstverständlich. Er schreitet hin durch ein Reich der harten Prosa, der unerbittlichen Arbeit, des erschöpfenden Kampfes, von Genossen umgeben, deren jeder ein Typus ist wie er selbst, und deren Summe, auf diesem sandigen märkischen Boden, in dieser Armut und Einsamkeit, schließlich doch einen merkwürdigen Reichtum an Menschenkraft und Menschenbildern ergibt. Er schreitet hin durch ein Leben sondergleichen, grau und farbig, stumm und klangreich, ein Leben so voll märchenhaften Wechsels, daß es fast unbegreiflich ist, wie die Mode des Tages den anderen Eroberer, der in seinem Jahrhundert aufstand, erregender zu finden vermag als ihn. Was hat König Friedrich der Große durchlebt, von seiner grausamen Kindheit an, über die Sonnentage von Rheinsberg und die Ruhmestage der schlesischen Kriege hinweg, über die strahlende Höhe des Friedensjahrzehntes nach 1746 hinweg bis zu den unerhörten Heldentaten und den unerhörten Leiden des Siebenjährigen Kriegs, und bis in das rastlos gleichmäßige Vierteljahrhundert hinein, das dem dreiundsechziger Frieden folgte — eine Kette von Dramen, die Tragödie am Beginn, die Tragödie in der Mitte, die Tragödie am Schluß, ein Leben, allezeit leidenschaftlich bewegt und doch zuletzt wie zur Maske erstarrt, rätselhaft in den Wendungen des Geschickes und des Willens, und doch von großartiger Geradlinigkeit des ganzen Verlaufs. Und in diesem Lebensgange eine Persönlichkeit, noch viel reicher an Gegensätzen und an Einheit, als alles was sie erlebte, weich und zart und von eiserner und eisiger Härte, liebenswert und durchkältend, freudig bis an den Tod und bitter unbefriedigt auf jeder Tatenhöhe, müde stets und stets unerschöpflich, der Mensch der feinsten, genußfrohen Geistigkeit und der ausschließenden,

unbarmherzigen, rechnenden Schärfe des Wollens, des Handelns, des Verlangens nach Kampf, Gewinn und Macht; ungläubig und gläubig zu jeder Stunde, und in allen Widersprüchen triebkräftig ohne Maß, so daß Gefühle, Gedanken, Taten ihm sein langes Leben hindurch in verschwenderischem Reichtum aus den Tiefen seiner Seele emporquollen, spielend, verbrausend, und unendlich schöpferisch; in allen Widersprüchen von eherner Einheitlichkeit des Wesens und der Wirkung, wie nur der Genius es ist: an Fragen, an Rätseln überreich und doch als Ganzes von der erhabenen Einfachheit der Größe.

So ist er uns bekannt und unbekannt; wir blicken, da ein Tag kommt, der uns zu ausdrücklicher Auseinandersetzung mit den Werten seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte aufruft, mit einigem Erstaunen auf die vertraute Gestalt. Lebt sie uns noch? Bedeutet sie uns noch etwas? Mehr als ein Bild? Eines ist von vornherein gewiß: die eine Lebendigkeit hat sie, die fünf Vierteljahrhunderte hindurch seit ihrem Abscheiden aus der Körperlichkeit, stetig besessen, daß sie sich für das Bewußtsein jeder neuen Generation immer neu betätigte, wandelte, durchsetzte, in jedem neuen Streite des deutschen Daseins mitstritt — die Lebendigkeit, die das eigentliche geschichtliche Leben bedeutet. Er war den Zeitgenossen aufgestiegen wie ein Gestirn und wurde ihnen durch den Siebenjährigen Krieg und nach diesem zum klassischen Ausdrucke der ihre Gegenwart beherrschenden Kräfte. Er wurde ihnen zuletzt zum Ausdrucke der gealterten Welt, gegen die eine neue sich entwickelte; die Revolution und das Kaiserreich verwarfen sein System und setzten es zugleich fort, und bewunderten seine Genialität. Sein eigener Staat sprengte die Schranken des fridericianischen Absolutismus: auf das langsame Ablösen der zwei ersten Jahrzehnte nach Friedrichs Tod folgte die Katastrophe von 1806, der entschlossene Bruch der Reformzeit, die eigensten Führer und Wortführer der Freiheitskriege wollten den alten König durch ein bewegteres neues Leben überwinden, die Schüler der Romantik verabscheuten seinen Despotismus, seine Franzosenfreundschaft und seinen Unglauben, Liberale ebensowohl wie Ständisch-Konservative wollten ihr Volk von ihm befreien, der tote Löwe fiel in Ungnade rechts und links. Aber dann zeigte sich, daß sie, alle beide, von ihm geerbt hatten. Die Liberalen den Gedanken des in sich geschlossenen, allen Schichten und allen Landschaften gemeinsamen, reformlustigen modernen Staates, den Friedrichs Absolutismus vorgebildet hatte, und den Gedanken der Geistesfreiheit, den Friedrich in Kirche und Schule und in seiner eigenen Bildung vertrat; ein Schritt weiter in das neue Jahrhundert hinein, und mit ihrem Liberalismus verband sich die nationale Idee: der aber wurde Friedrich II. zum Vorarbeiter, weil er der Träger des Preußentums, der Auseinandersetzung mit Österreich war. Die Kon-

servativen mochten, wenn sie vom ständischen Verfassungsideale herkamen, den Absolutismus des Königs verurteilen; die Staatsmacht und die Autorität, deren Begriff sein Name in sich schloß, blieb ihnen dennoch vertraut, und der Träger des Preußentumes war auch für sie der natürliche Bannerträger, selbst soweit sie den revolutionären Kampf mit Österreich nicht wollten. Eine starke Gruppe unter ihnen aber wollte stets auch diesen; dem Heere, dem höchsten Beamtentume und somit den stärksten Kräften des preußischen Adels, und auch den lebendigsten Mitgliedern des Königshauses blieb der preußische Machttrieb, den Friedrich entbunden hatte, durch alle Mattigkeiten Friedrich Wilhelms des Dritten und Vierten hindurch in der Stille lebendig und eine oberste Lebenskraft. So wirkte König Friedrich in den Tagen vor und nach der achtundvierziger Revolution in beiden Lagern wachsend fort: er wurde den kleindeutschen Historikern, die aus der Geschichte die kleindeutsche Zukunft bewiesen, zum Symbol und zur Waffe, er wurde dem Gewaltigen, der aus dem ständischen Konservatismus des preußischen Adels hinüber- und aufwärtsstieg zur immer einseitigeren, immer mächtigeren Verkörperung der preußischen Staatsidee, des preußischen Staatsehrgeizes, er wurde Otto von Bismarck, seinem historischen Nachfolger, zum Leuchtturm über wilden Wassern — sein Licht zündete neues Licht, und wenn er 1813, unerkannt wirksam zwar, aber noch halb unerkannt mitgestritten hatte, 1866 und 1870 schritt er den Heeren, die sein Erbe vollstreckten, sichtbar und allgefeiert voran. Das wichtigste aller Zeugnisse hat ihm damals seine Lebendigkeit bestätigt: Österreicher und Franzosen erkannten seine Gestalt und klagten ihr an, wenn sie das Preußen und Deutschland der neuen eisernen Tage, wenn sie den großen Staatsmann des neuen Berlins verdammten. Im Inneren entnahm der siegreiche Liberalismus aus Friedrichs innerem Werke die Hälfte, die er brauchen konnte; das eigentlich Charakteristische, die allumfassende staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik galt dem individualistischen Zeitalter lange für tot und für töricht. Da kam, seit der Rückwendung zum Schutzzoll, seit der Wiederaufnahme einer starken sozialen Tätigkeit des Staates, seit Bismarcks neuen innerpolitischem Systeme von 1878 und 1880, auch dem Merkantilismus Friedrichs die Stunde der Auferstehung: auch darin knüpfte Bismarck an den großen König an, und die alte Monarchie trat mit ihrem eigensten Wesen mitten hinein in den Kampf der Lebendigen. Nicht nur mit ihrer inneren Sozial- und Wirtschaftspolitik: auch deren äußere Seite, der Merkantilismus als internationaler Kampf der Wirtschafts- und der Staatsgewalten um Handel und Welt ist aus der Vergessenheit wieder an das Licht gedrungen, und König Friedrich als der zum mindesten mittelbar stark eingreifende Mitkämpfer in den großen Weltkämpfen des achtzehnten Jahrhunderts, in jenen universalen Entscheidungen der Staaten, Rassen, Konfessionen, die über

Europa so weit hinausreichten, als eigentlich weltgeschichtliche Gestalt ward uns seit 1890 und 1900 wieder lebendig und gegenwartsvoll. Er war reich genug gewesen, um so die entgegengesetzten Strömungen der Nachwelt aus den aufgestauten Fluten seiner Geschichte zu speisen; die Verschiedenartigsten durften daraus schöpfen und haben in seiner Betrachtung gelebt und ihn gefeiert und geliebt, Theodor Mommsen ebensowohl wie Heinrich von Treitschke und wie Leopold Ranke. Von dem ganz Persönlichen noch abzusehen — die sachlichen Gewalten jeder neuen Zeit haben immer wieder mit ihm abgerechnet. Diese Lebendigkeit hat er besessen. Wieweit erstreckt sie sich heute? Wieviel von ihm und seiner Monarchie steckt noch, greifbar oder ideell, in unserer alltäglichen Welt? Sehen wir etwas näher zu.

Das innere System des Königs war ständisch-absolutistisch; ständisch im sozialen Sinne, absolutistisch im politischen. Er erkannte die alten Schichtungen und Rechtskreise der Gesellschaft unbedingt an: die Scheidung in große, feste, stark voneinander gesonderte Gruppen, über denen regulierend, aber erhaltend seine Staatsgewalt läge. Bauer, Bürger, Edelmann: sie haben ihre bestimmten Kreise, ein jeder Einzelne steht in dem seinen, sie sollen einander nicht stören. Der König hat sie alle gefördert; er hat den Besitzstand des Bauerntums gewahrt und hätte seine Rechtslage gern nicht nur auf den riesigen staatlichen Domänen gebessert; er hat die Wirtschaft des Bürgertumes eingreifend entwickelt und hier einer andersartigen Zukunft vorgearbeitet; er hat den Adel gepflegt und in seinen Grenzen gehalten. Er hat den Krieg der absoluten Krone gegen den Trotz der edelmännischen Selbständigkeit nicht mehr zu führen brauchen und nicht führen wollen; er hat seine persönliche Vorliebe für die Aristokratie später sehr weit gewähren lassen, auch zum Schaden und zum Mißfallen der bereits empordrängenden Städter. Aber im ganzen blieb er über allen, wollte für alle wirken, und alle festhalten, wo sie standen. Es war eine konservative Politik, auf der Höhe und am Ende eine Weltepoche europäischer Geschichte. Sozial ließ er die alten Teilungen durchaus bestehen; wirtschaftlich half er, ohne es zu wollen, neue Gestaltungen vorbereiten; politisch beanspruchte er der einzige Herr zu sein. Den Zentralismus des absoluten Staates verkörperte er wie wenige unter den großen absoluten Herrschern. Auch von der landschaftlichen Sonderung der Provinzen, die das Haus Hohenzollern zusammenerobert und -verwaltet hatte, blieb vielerlei aufrecht, ebenso wie die Rechtskreise der Gesellschaftsgruppen; Altes und Neues, Landschaftlichkeit und Einheit, Provinz und Staat stießen sich noch mannigfach, der Prozeß war noch im Gange. Aber über allem stand doch der König; kein Herkommen durfte sich seinem Machtwillen entgegenstemmen; sein Befehl verlangte den unbedingten Gehorsam; sein Beamtentum und sein Offizierkorps, die

beiden großen sozialen Neuschöpfungen des Absolutismus, hingen völlig von ihm ab, und beide preßte sein Druck immer tiefer in das preußische Leben hinein. Wo er selber zu wirken vermochte, rastlos wie er war, allgegenwärtig, wie ihn seine Reisen wenigstens von Zeit zu Zeit immer wieder machten, da bestand bereits die volle Einheit des bunten Ländergewirres von Ost und West im suveränen Staate; den Osten, von Ostpreußen und Schlesien bis in die Altmark und an den Harz hinan schloß seine Monarchie bereits zu einem Ganzen zusammen; die Einheit und der Staat waren im lebendigen Vordringen, in manchem bereits siegreich bis zum Übermaße, bis zur Fesselung des besonderen und selbständigen Lebens. Kein Zweifel: Niemand unter uns vermöchte in der Luft des fridericianischen Preußens zu atmen; der Zwang wäre uns unerträglich, allen ohne Ausnahme.

Die ständische Gesellschaftsverfassung und der Absolutismus sind beide nicht mehr. Die erste hat noch der alte Königsstaat mannigfach gelockert, dann ist sie den Gegenwirkungen des neunzehnten Jahrhunderts vollends erlegen. Aber das ist ja bekannt. Vieles auf dem Boden des alten Preußens weist mindestens auf sie zurück. Das Bürgertum ist ihr nach seinen wirtschaftlichen wie seinen geistigen und politischen Kräften und Ansprüchen entwachsen, und dieser neuen Größe der Stadt hatte die Monarchie, hatte der alte Fritz nur eben die Wege gebahnt; neue soziale Mächte sind hier, noch unterhalb der bürgerlichen Schichten, groß geworden, die mit Altpreußen keinen unmittelbaren Zusammenhang besitzen. Aber von dem Geiste ständischer Sonderung und Abschließung ist im Leben der ostdeutschen Gesellschaft offenbar noch vieles übrig geblieben. Und der Adel, der ländliche Großbesitz des Ostens hängt noch immer durch tausend Fäden mit dem alten Systeme zusammen. Die parlamentarischen Machtmittel hat auch er sich längst dienstbar gemacht und den königlichen Absolutismus würde auch er nicht ertragen: aber von dem alten Vorrang seiner Klasse dauert in veränderten Formen vieles fort, zum Königtume ist er in dem besonderen Verhältnisse geblieben, das Friedrich II. vor allen vertrat, und die Überlieferung wie das Machtbedürfnis führen ihn immer auf das achtzehnte Jahrhundert zurück. In Staatsdienst und Heer ist seine Tätigkeit breit und wichtig geblieben; und unverwischbar sind die Linien von Blut, die seine alten Geschlechter mit den Siegen und Opfern der größten Vergangenheit verbinden. So viele Wurzeln des Heutigen reichen hier noch in die Tage des großen Königs hinab.

Und der heutige Staat? Unser Beamtentum ist das Kind und der Erbe der absoluten Monarchie; das neunzehnte Jahrhundert hat es umgestaltet und ergänzt, seine Grundkräfte sind geblieben. Offizierkorps und Heer vollends stammen ganz aus dieser Vergangenheit; sie waren das Rückgrat und der Lebenspender des alten Preußens, dessen ganze Geschichte schließt sich um die Armee. Die Autorität, die Zucht des alten Staates sind mit der Armee

in die neue Zeit herübergezogen: Stärken und Schwächen, Licht und Schatten des neuen deutschen Staates kommen von dieser Sonne des alten preußischen her. Ob man es loben oder tadeln will: es ist doch außer Zweifel, der eigenste Knochenbau des Altpreußentums hat sich in das gegenwärtige Deutschland herüber erhalten. Gegenkräfte genug haben immer eingewirkt und regen sich heute stärker als je. Schon der altpreußische deutsche Nordwesten war immer anders, immer freier geblieben als das ostdeutsche Kernland des Hohenzollernstaats; alle neupreußischen Elemente im Westen, alle altdeutschen im Süden, alle sozialen und geistigen Neubildungen im ganzen Reiche haben der friderizianischen Überlieferung widerstrebt, sie ergänzt, sie mit Neuem durchdrungen, und wir sehen sie mit ihr kämpfen und ringen um die Vorherrschaft — aber auch sie alle sind von dieser Überlieferung ihrerseits ergriffen und bis in den Kern hinein durchdrungen worden. An das Heer hat sich dieser Prozeß der Durchdringung angeschlossen, wie einst im alten Brandenburg und Preußen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, so im Deutschen Reiche des neunzehnten — an das Heer mit seiner Zucht, seiner Gleichheit, seinem Beisatze von Aristokratie, seinem monarchischen Gesamtwesen. Es ist nicht das Heer des achtzehnten Jahrhunderts geblieben, sondern es wurde zum Heere der allgemeinen Dienstpflicht; aber sie wurde in Preußen doch nur deshalb so möglich und so unendlich bedeutsam, weil Preußen der Heeresstaat der Hohenzollern war; deshalb nur wurde das „größte Gesetz des neunzehnten Jahrhunderts", das Heeresgesetz Scharnhorst-Boyens, für Preußen zum Schicksal und von Preußen aus zum Schicksal Deutschlands, Europas und, in steigendem Maße, der Welt. Das Heer ist noch heute das Rückgrat unseres Staates; an ihm haftet ein gewaltiges Stück überlieferter innerer Macht; wer die alten, aristokratisch-preußischen Träger dieser Macht zurückzudrängen und abzulösen wünscht, wird doch zugeben, daß er sie erst ersetzen kann, wenn andere Schultern das Heer und seine Lasten und Leistungen rückhaltlos auf sich genommen haben. Es ist die flacheste und die tiefste politische Wahrheit, der Satz, in dem alle Schwierigkeiten der Gegenwart und Zukunft sich treffen, daß der Staat nur denen gehören wird, die ihm seine Machtmittel bedingungslos sichern: hier aber laufen die Fäden von heute am sichtbarsten in die Geschichte zurück. Ich meide es, den Tageskampf anzurühren, und bleibe bei ihr. Was wirkt, so war die Frage, aus Friedrichs II. Geschichte heute noch als lebendige Kraft? und die sehr selbstverständliche und doch so weittragende Antwort: vor allem andern die militärische Struktur unseres Reichs. Die aber wird von außen her gehalten und erzwungen durch Deutschlands internationale Stellung.

Ich habe einmal, kurz nach Bismarcks Tode, auf die Verwandtschaften hingewiesen, die sein auswärtiges System mit dem Friedrichs II. verbinden.

Vom großen Kurfürsten über den großen König zu dem großen Kanzler geht da eine unabgebrochene Entwicklung; das neue Deutschland leidet unter dem gleichen Zwange, wie das Königreich Preußen und das Kurfürstentum Brandenburg, dem Zwange seiner Lage mitten zwischen den großen Mächten. Dieser Staat ist aus dem Engen in das Weite gewachsen und seine Mittel haben sich ungeheuer vermehrt: der deutsche Kaiser ist nicht mehr der kleine Potentat, der sich, nach dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges, unablässig drehen und winden mußte, um seinem schöpferischen Drange zur Macht durch steten Wechsel von Gewalt und List die erste, grundlegende Betätigung zu schaffen; er ist nicht mehr das Haupt eines Staates, den man künstlich schelten mochte wie noch den Staat Friedrichs, eines Staates, den nur die Person seines Leiters in die Reihe der Großmächte erhob. Aber die Gefahren, die uns umgeben, sind noch immer die alten. Der jugendliche König Friedrich hat stolz als Eroberer in die Welt hineingegriffen, unreifer, aber mit dem gleichen souveränen Griffe wie Bismarck von 1862 bis 1870; der alte König seines letzten Lebensvierteljahrhunderts hat, ohne den Wunsch und die Spannkraft auf weiteres Wachstum ganz einzubüßen, vorsichtig und beinah ängstlich eine konservative und defensive Politik geführt; es ist kein Zufall, daß sie der Bismarckischen nach 1871 in diesem Grundzuge gleicht. Das Temperament der beiden war ähnlich genug und Bismarck durfte ihm gelegentlich freier die Zügel schießen lassen als der König; in der Hauptsache aber suchen sie beide den Frieden und im Frieden die Kräftigung und die Deckung ihres neugeschaffenen Staates; Friedrich gegen Österreich als den einfürallemal unversöhnten Gegner gewandt, Bismarck gegen Frankreich, beide um Rußland in wechselndem Bemühen: wer den einen verstehen will, wird gut tun, die Wege des andern zu vergleichen, und wird dabei für die Naturgegebenheiten unserer europäischen Stellung manches lernen. Sie hat sich seit Bismarcks Spätzeit zur Weltmachtstellung erweitert und unsere Front hat sich, wie wir alle wissen, verschoben. Europäische Macht sind wir doch auch heute vor allem geblieben, der „Albdruck der Bündnisse", die Sorge vor der Einkreisung von 1756, die natürliche Gegenarbeit des deutschen Staatsmannes gegen diese Gefahr unserer geographischen Lage: das alles ist im Grunde, auch und gerade inmitten unserer Weltpolitik, unverändert geblieben gegen 1871 und 1763, und die tiefsten Lebensfragen unserer äußeren und inneren Zukunft hängen daran. Stehen wir in Tagen langsamer und peinvoller Vorbereitung auf künftige eigene Taten, in Tagen der Rüstung wie vor den Anfängen Friedrichs und Bismarcks? Stehen wir vor Tagen des Gegenschlages unserer Nachbarn gegen uns? So oder so: es sind die alten Grenzen, der alte Druck, noch immer der eine kontinentale Todfeind, und die Umwerbung der anderen kontinentalen Mächte; England als etwas Neues

dazu — als letztes und unausweichliches Gebot allezeit das heroische Schlußwort des großen Kurfürsten von 1667: Allianzen sind gut, eigene Kräfte sind besser! Ein Zwang, den wir nicht geschaffen haben und dem wir uns nicht entziehen können, so sehr wir ihn durch Glück oder Unglück, Geschick oder Fehler beeinflussen mögen; er ist einmal unser Schicksal, solange diese Welt bleibt wie sie ist, und er ist die Grundlage auch unseres inneren staatlichen Lebens. Dieser Zwang hat die lebendigen Kräfte der preußischen Militärmonarchie entbunden und die Hohenzollern groß gemacht — weil sie das Zeug dazu besaßen, ihn zu ertragen, zu ergreifen, zu nutzen; er hat im neunzehnten Jahrhundert unsere Monarchie an der Spitze Preußens und Deutschlands erhalten — weil sie sich fähig erwies, ihm zu entsprechen; er hat unsere Verfassungsgeschichte bestimmt und bestimmt sie noch. Wir ersehnen uns eine freiere, gesteigerte Mitwirkung unseres Volkes an unserem Staate, eine verantwortungsbewußtere Mitwirkung der großen Parteien. Sind sie vorhanden oder bereit? Vermögen sie die alten Kräfte zu ersetzen oder doch neben sie zu treten? Können sie die gebieterische Forderung jener Lage unseres Vaterlandes zwischen lauter Gegnern erfüllen? Oder wird unsere Monarchie von neuem erweisen, daß sie auch künftig unersetzlich ist und daß sie den Speer des Achilleus noch besitzt, der auch die Wunden wieder zu heilen vermag? Tritt aus ihrem Schatten wieder, wie nun schon vier- oder fünfmal in ihrer Geschichte seit einem Vierteljahrtausende, der Genius hervor, der die Aufgaben persönlich bezwingt?

Fragen, die den Historiker wiederum an die Schwelle des politischen Streites heranführen: er überschreitet sie nicht. Genug, daß er auch hier, auf diesem Boden unseres Daseins innerhalb der Welt, die Einheit von einst und jetzt wiederfindet: und hier am stärksten. Gerade in diesen Zeiten des drohenden Ernstes, der auswärtigen Gefahren hat Friedrich der Große seinen Nachkommen am meisten zu sagen und am meisten zu lehren. Und zwar aus dem irrationalsten und singulärsten aller Gründe: weil er der Genius war. Und hier, im Gebiete des Persönlichsten, liegt für den heutigen Tag seine unmittelbarste, sachliche Nachwirkung.

Ein halbes Jahrhundert hindurch hat einer der größten Menschen, die das reiche Zeitalter gekannt hat, die Krone Preußens getragen. Der Genius ist immer ein Geschenk; daß dieser Stelle ein Genius entsprang, ist trotzdem, soweit man da von einem Begreifen reden darf, einigermaßen begreiflich. Aus den Fürstenhäusern der deutschen Einzelstaaten hat der Schwung des siebzehnten Jahrhunderts, die Anspannung zur Macht und Tat, eine Reihe hervorragender Einzelner hervorgetrieben; in den Adern Friedrichs floß viel vom besten Blute dieser begabten Familien zusammen:

hohenzollerisches, welfisches, oranisches, und gerade Hohenzollern und Welfen, beide hochstrebend, waren verschieden genug, um die Mischung recht wertvoll zu machen. Überdies: in seinem Träger und Herrn gipfelte zugleich die seit einem Jahrhundert empordrängende Überlieferung des hohenzollerischen Staats; und in diesem Fürsten gipfelte eine Entwicklung des europäischen Fürstenlebens überhaupt, die bei weitem älter war. Friedrich, so wird man sagen können, faßte in sich, als Mensch, die Bildung der hohen Gesellschaft Europas zusammen, die über die Aufklärung, in der er unmittelbar wurzelte, in ungebrochener geistiger Reihe hinaufging bis mindestens zur Renaissance: eine Bildung des Geistes und des Geschmackes, von romanischer Prägung, von aristokratisch feinster Züchtung, von der man mit gutem Rechte beobachtet hat, daß sie in der Revolution versunken und in dem bürgerlichen neunzehnten Jahrhundert nicht wieder erstanden ist. Sie leuchtet uns in ihm herüber, nur um so strahlender auf dem Hintergrunde der nachfolgenden Zeit, in dem Schloßherrn, der zwischen seinen Kunstwerken lebt, schauend, genießend, sammelnd, dem Musiker und Dichter, dem Schriftsteller und Denker, dem Künstler des Gespräches und der Empfindung. Das war der Mann dieser feinen und herrenhaften Kultur, von der uns auch in Deutschland überall die Schlösser seines Jahrhunderts erzählen, und der nachzufühlen wir so lange verlernt hatten. Auch sie, man weiß es, ergriff er als Genius: er drang mit unwiderstehlichem Triebe durch ihre glänzende Form, an der er sich mühte und freute, in die Tiefe des Sachlichen hinab und erfüllte sie mit seinem gewaltigen Ernste. Lebenslang hat er mit den Gedanken seiner Zeit gerungen, bis in sein Alter hinein weiterstrebend, weiterfragend, ein Gegner manches Neuen, auch im Geistigen konservativ als Greis, aber nichts weniger als starr: erst nach dem Siebenjährigen Kriege bildete er manche seiner Anschauungen neu und selbständig durch, und es waren positive und moralische Überzeugungen, die sein Bedürfnis und seine Erfahrung ihm damals verstärkten. Die Welt des schönen Scheines blieb ihm immer lieb; man wird seine Freude daran, die ihn in den Stunden der Nöte, in der Verzweiflung des Siebenjährigen Kriegs so wertvoll getröstet, geschmeidigt, mit beinah religiöser Wärme erhoben und ihn hundertmal gestählt hatte, heute unbefangener mitempfinden als es den ersten Geschlechtern nach ihm möglich war; man wird das Kunstwerk des Bildungsmenschen in ihm mitgenießen, dem das Spiel seiner Verse und seiner Töne mehr war als Spiel. Wir freuen uns dieses quellenden Schaumes freier und graziöser Gedanken und feiner Worte, der Mischung von Nüchternheit und Weichheit, von Bosheit und Liebenswürdigkeit, von Schwung und Skepsis, die er der Aufklärung dankte oder mit ihr gemein hatte, als eines reizvollen menschlichen und historischen Schauspiels: sein Reiz wird heute vielleicht frischer genossen als ehedem. Aber das menschlich Ergreifende

fängt doch erst da an, wo dieser zeitgeschichtliche prickelnde Reiz vergeht: erst da, wo die Gegensätze seiner Bildung und zugleich seines Wesens, auf die ich zum Eingange hinwies, sich über das Rokoko hinaus in das stark Persönliche steigern, wo Kälte und Wärme, Licht und Dunkel, wo alle Leidenschaften seiner gewaltigen Natur in unverbildeter Kraft erschreckend und erschütternd in blitzschnellem Wechsel gegeneinander treten, Zorn und Groll und schneidender Hohn, Klage und Anklage, Verzweiflung und Haß, ein flutendes Ausströmen all seiner schmerzhaften Seelenglut, der Schrei nach der Ruhe und nach dem Tode, und über allem die Selbstüberwindung, die jede Sehnsucht nach Rast und Selbstauslöschung heldenhaft niederwirft, die Selbstdurchsetzung, die den Kampf des großen Willens gegen die Welt nicht aufzugeben vermag, solange noch Atem ist in dem zarten und zähen Körper dieses hundertfach Gequälten und hundertfach Siegreichen. Da dringen die Naturlaute, scharf und gewaltig, über die Laute seiner Bildungskunst hinweg, das Deutsche in diesem Schüler der romanischen Renaissance, das Königliche im eigentlichen Sinne. Er umgab sich mit einer Welt graziösen Geschmackes und verständiger Phantasie — er schuf in einer Welt der rauhen Prosa und des harten und groben Willens. Der Mann des Geistes in ihm war wahrlich nicht unecht, Friedrich hätte ohne diese Ergänzung nicht leben mögen; der Mann der Wirklichkeit und der Macht war aber doch erst Er selbst.

Auch der König in ihm ist ein Schüler der Weltepoche der Renaissance, des Absolutismus, der Aufklärung, an deren Ende er stand. Er wurde, für das innere Staatsleben, für die befruchtende und alles regelnde Arbeit des Merkantilismus im Ackerbau, Gewerbe, Handel und Wandel, für diese schöpferisch zwangsmäßige Erziehung eines Volkes, mit all ihrem Segen und ihrem Unsegen: er wurde dafür zum höchsten Gipfel einer langen Kette; nur Napoleon I. ist ihm, als ein besonderes Massiv für sich, in dieser Bergesreihe noch gefolgt. Friedrich ist wie der größte Praktiker so der Systematiker dieses aufgeklärten Fürstentums und seiner Idee geworden; er kam als solcher über seinen Lehrmeister Friedrich Wilhelm I. bedeutend hinaus. Auch seine auswärtige Politik gehört in diese Reihe; er reicht in ihr dem Machiavelli die Hand, dem seine Jugendschrift die Pflichtenlehre der innerlichen Fürstenarbeit so pathetisch entgegengehalten hatte; er begann als Eroberer aus ganz persönlichem Triebe, und im Geiste seines Weltalters, kalt, von oben her über Länder und Völker entscheidend, hielt die Machtlehre seiner Diplomatie sich stets. Nur daß er eben doch an einen Staat gebunden war, den er geerbt hatte, an einen Organismus, der ihm gehörte, dem aber auch er gehörte und dessen Bedürfnisse seine Politik mit warmem persönlichem Inhalt, mit tiefer sachlicher Liebe, mit streng empfundener Pflicht erfüllten. Schon in den ersten Eroberungskrieg führte ihn doch zugleich das Lebensgebot dieses Staats, von dem er wußte, daß er sich auswachsen müßte.

wenn er bestehen wollte; und bald hat dieses Gebot seines Staates ihn durchdrungen und umklammert wie eine überpersönliche Macht. Er blickte zu seinem Staat auf und unterwarf sich ihm ganz und gar; er war dieser Staat und fühlte sich so, und fühlte sich doch als dessen Diener. Er setzte sich selber ein und durch, indem er für diesen Staat arbeitete und schlug; es gibt keine ergreifendere Durchdringung von Ehrgeiz und Pflicht, von Besitz und Besitzer, von starkem Subjektivismus und unbedingter Hingabe. Man kann finden, daß dieses Schauspiel am ergreifendsten bei dem alten hinwelkenden Herrscher wurde, der seiner Arbeit in übermenschlicher Selbstzucht die letzte Stunde und den letzten Hauch darbrachte, und sicherlich ist das ein Heldentum, das kein Held überboten hat. Das Allereigenste an Friedrich dem Großen war es dennoch nicht. Das Allereigenste und Allerwirksamste zugleich ist doch sein kriegerischer Kampf gewesen: der Schwung, der ihn und sein schwerfälliges Preußen hinausdrängte in die große Welt der Tat, der weit über Friedrich Wilhelms I. tiefgehende Vorarbeit hinaus dieses Preußen erst innerlich belebt hat, der es durchglüht hat mit der Kraft des hohen Willens, der es geeinigt und beseelt hat durch Siege und Leiden ohne Zahl, der es behauptet hat in hundertfältigen Opfern, der ihm Selbstgefühl, Staatsgefühl, die „Nationalität" des großen Staatsvolkes eingehaucht hat, der ihm den Glauben gab an sein Dasein und seine Zukunft. Der Siebenjährige Krieg, der nur verteidigte und nur zertrat, der nicht ein Dorf hinzugewann, den König Friedrich in unerträglich steigenden Schmerzen geführt hat: er war doch dieses Königs eigentlichst schöpferische Tat, die nachwirkendste unter allen, die er vollbrachte, und die Geburtszeit eines neuen großen Reiches. Alles andere an ihm und seinem Werke hat geschwankt, ist niedergetaucht, wieder aufgetaucht und mag — wer denkt dies aus? — einmal versinken können: dieses Persönlichste ist stets geblieben und wird bleiben. Der Glanz dieser Schlachten, der helle Mut der ersten, die verzweifelte Festigkeit der letzten Jahre, das Bild dieses Königs, in allem Jammer unbezwinglich, stolz, mit allem Willen, mit jedem Gefühle festgeklammert an sein Werk, an sein Land: eines Königs, in dem sich die Leidenschaft des Genies durch die Treue, durch das Pflichtgefühl, durch den Glauben an seine Sache, durch Maß und sittliche Bindung adelt, wie sie es nie getan hat bei seinem Nachfolger Napoleon, dem Emporkömmling: das Bild eines Mannes, den das Feuer unendlicher Nöte ganz echt erweist, und den eine zum Sachlichen gesteigerte Leidenschaft, die Kraft einer trotz allem unerschöpften, beispiellos reichen, beispiellos starken Seele zuletzt über alle diese Nöte hinaushebt, so daß er, nur durch diese Kraft allein, die Ausdauer seine Feinde am Ende überdauert hat — dies Bild ist an Friedrich dem Großen das Größte, das eigentlich Große. Es gehört, über alle Gegensätze hinweg, zum Besitze der Menschheit; ich rechne es hier aber zum Besitze unseres Volks. Der König

als Held! es ist die früheste, die selbstverständlichste und doch für immer die stärkste und die neueste Art seiner Wirkung und seiner Würdigung. Es ist die Wirkung des ganz Einmaligen in ihm, eine ganz geistige und persönliche Wirkung, auf deren Wiederkehr kein Volk rechnen kann — wenn nicht doch in den großen Entscheidungen des Völkerlebens gerade das Irrationelle, das Unwägbare das Wirksamste und das Wirklichste wäre von allem. Es ist vielleicht wahr, daß in Zukunft ein Krieg gegen eine so umfassende Übermacht wie der Siebenjährige eine Unmöglichkeit ist; nur vergesse man nicht, daß er auch 1756 schon eine Unmöglichkeit war; wer hat das kluge Wort, daß der liebe Gott immer auf der Seite der stärkern Bataillone sei, so ins Unrecht gesetzt wie König Friedrich selber, der es sprach? Wer in dem großen Könige das Lebendige, das Überlebende aufsucht, der wird das Lebendigste in diesem ungreifbaren Vermächtnis finden, das seine Preußen in den Freiheitskrieg und in die Einheitskriege begleitet hat, in dieser elementarsten geistigen Kraft, ohne die es kein starkes und kein lebensfähiges Volk gibt, in dem gläubigen Mute und dem Willen zum Siege, in dem klammernden Vertrauen zur eigenen Unzerstörbarkeit, aus dem die Größe fließt und von dem die Geschichte der Größe zeugt.

Der nackte Mann

Roman von Emil Strauß

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel

Nach Schluß des Gottesdienstes drängten alle eilig zu den Türen hinaus, blieben draußen von Schritt zu Schritt stehen und füllten die ganze Straße mit lauten, streitenden und lachenden Gruppen. Der Bürgermeister Jakob Simmerer aber und einige des Rates, darunter der Apotheker, folgten dem Superintendenten in die Sakristei, um seine Meinung und Absicht zu hören.

Der alte Herr sagte ruhig und ernst, er werde noch heute seine Beschwerde über die Störung der Predigt an den Markgrafen senden, sei aber auf einen Kampf gefaßt. Ernst Friedrich sei längst erbittert darüber, daß der von ihm gewünschte Kalvinismus in Pforzheim nicht Boden gewinne, habe ja darum auch diesen heißspornigen Vogt hergeschickt und werde nun gewiß die Gelegenheit, mit Gewalt die Tür aufzustoßen, nicht versäumen. Es sei aber von der Glaubenstreue und dem öfters bewährten festen Sinn der Pforzheimer zu erwarten, daß sie von ihrem Glauben nicht weichen und von ihrem Recht nichts nachgeben würden, zumal sie im Notfall der Hilfe des Reiches und der evangelischen Fürsten sicher sein könnten; der Kalvinismus sei ja gar nicht im Religionsfrieden begriffen, weshalb die Kalvinisten ja auch nicht bei ihrem Namen genannt sein wollten und ihre Irrtümer als ‚reformierten Glauben' hereinspicken möchten. Er sei bereit.

Der Bürgermeister drückte dem Geistlichen die Hand, versicherte ihn seines unbedingten Beistandes und sprach, auf die Ratsverwandten blickend, die Überzeugung aus, daß sie in dieser Sache mit ihm einig seien. Die andern beeilten sich, beizupflichten, der Apotheker aber konnte nicht unterlassen, zu bedauern, daß der leidige Zufall dem Obervogt und also dem Markgrafen eine Handhabe biete.

Der Pfarrer schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte:

„Mein lieber Sohn Michael, du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß der Zufall selten mit meinen Worten spielt, er hat auch diesmal keine Schuld. Gewiß lag es meinem Willen ferne, eine Störung des Gottesdienstes zu veranlassen; aber dem Widersacher auf die Nase herauszusagen, daß ich und wir alle seine Umtriebe kennen, wohl in acht nehmen und verschmähen, — das gehört zu meinem Gottesdienst! Wenn jemandes Geduld ein Recht hat, zu Ende zu sein, so ist es die meinige. Ich bin der Seelsorger, nicht dieser Herr von Münster. Er benutzt seine Amtsgewalt, um die Leute, wie er mit ihnen zu tun hat, in ihrem Glauben zu beunruhigen und Zweifel an ihrem Seelenheil in sie zu werfen, Traktätchen zu

verteilen, in denen unser lutherischer Glaube bemängelt und verleumdet wird; — ja, offen der Form unseres Gottesdienstes, unseres Abendmahles und Gebetes Geringschätzung zu erweisen, — vieles so nebenher unter dem Schein der Besorgtheit und Nächstenliebe, aber unablässig und immer wieder. Ich wäre ein schwacher Diener des Herrn, wenn ich den Moment versäumte, dem Manne die Grenze zu zeigen. Gefällt ihm unser Glaube und Gottesdienst nicht, so halte er sich ferne! Ist er ermächtigt, einen andern Glauben einzuführen, so versuche er es offen und ehrlich! Dazu wollte ich ihn zwingen. Wenn Krieg sein soll, gut! dann aber mit dem Schwert! das Gift ist mir zu schlecht."

„Ja," sagte hartnäckig der Apotheker, indem er die Brauen runzelte und mit dem Kopfe zuckte, „ich weiß nicht. Wir wären vielleicht durch geduldigen Widerstand besser zum Ziele gekommen. Wir hätten sie ermüdet, eines Tages wäre der Markgraf gestorben — apoplektisch ist er ja — und sein Nachfolger Georg Friedrich ist lutherisch. Jetzt wird es ernst, wer weiß, wie es ausgeht!"

Der alte Herr lächelte kurz wie zu etwas Wohlbekanntem, dann schüttelte er den Kopf und sagte mit Nachdruck:

„Ermüde du einen Fanatiker! bürge mir dafür, daß es Gott gefällt, den Markgrafen abzurufen, um uns Zeugnis und Kampf zu sparen! bürge mir dafür, daß in unserer Gemeinde alles standhaft bleibt und sich nicht anstecken läßt! — selbst dann gefällt mir dein Plan noch nicht. Lieber will ich selbst dem Markgrafen Schwert gegen Schwert gegenübertreten, als seinen Tod wünschen, um nicht bekennen und nicht kämpfen zu müssen!"

„Also wieder und immer wieder Streit und Feindschaft," sprach Grieninger kopfschüttelnd, „um Unterscheidungen und Haarspaltereien!" und wandte sich, zu gehen.

„Halt, mein Sohn!" rief der Superintendent und packte ihn mit hartem Griff am Arme. „Nicht um Haarspaltereien; aber gewiß um Unterscheidungen! immer wieder, solange es nötig ist! Das bißchen Kraft und Frieden unseres Lebens ruht auf dem Glauben an unsere Erlösung durch Christi Blut, im Vertrauen auf dieses gewaltige Wunder, an dessen Kraft jeder Verlangende teilhat, und käme sein Verlangen auch erst mit dem letzten Hauche eines verirrten Lebens. Wer uns das kleinere Wunder abstreitet, daß nämlich Brot und Wein des Abendmahles verwandelt und verwandelnd als Leib und Blut Christi in uns eingehen, der greift das umfassende Wunder der Erlösung überhaupt an. Und wer lehrt, daß Gott uns schon vor der Geburt zu Seligkeit oder Verdammnis bestimmt habe, der macht dadurch Christi Blut überflüssig. Und die müssen von uns geschieden sein! Wir — wir sind der Gnade Gottes bedürftig und wir sind des Wunders der Reinigung und Erlösung bedürftig!" Er gab jedem einzelnen die

Hand, dem Apotheker, indem er ihm bedeutungsvoll zunickte und mit dem Finger drohte, und wandte sich ab; worauf die übrigen die Sakristei verließen.

„Der Superintendent hat recht," sprach der Bürgermeister mit Nachdruck, während sie durch die leere Kirche nach der Straße schritten.

„Ich bestreite ja das Recht nicht," erwiderte Grieninger, „ich bestreite nur die Notwendigkeit, sich um dergleichen die Hälse zu brechen."

„Die Notwendigkeit, Hälse zu brechen," sprach lächelnd Alt-Peter Gößlin, ein schlanker weißhaariger Alter, und schlug die lederfarbigen Handschuhe, die er in der feinen ringgeschmückten Hand trug, dem Apotheker auf die breite Brust, „die Notwendigkeit, Hälse zu brechen, ist immer da: es fehlt nur manchmal am Vorwand."

„So schlimm wird es nicht sein," meinte der Weißbeck Deimling.

„Ernst Friedrich gibt nicht nach, dafür kennt man ihn; und wenn wir auch nicht nachgeben — —"

„Dann muß halt er doch nachgeben!" warf der Bürgermeister mit bitterem Lachen ein. „Wir tuns nicht! Es wäre das erste Mal. Sein Vater hats erfahren. Er wird sichs überlegen."

Auf der Straße wurden sie alsbald getrennt, indem der eine von dieser, der andere von jener der dastehenden Gruppen angerufen und ausgefragt wurde. Bald hier, bald da stehend bleibend setzte der Apotheker seinen Weg fort, bis er auf den dicken Altbürgermeister Breitschwert stieß, der mit seiner Tochter Vele, dem markgräflichen Rat Siegwart und noch einigen an der Straßenecke Brand und Unheil prophezeite. Nach Art abgetretener Machthaber hielt der alte Herr mitleidlos alles, was geschah, und legte es dem [illegible] Nachfolger zur Last. Grieninger hielt an, hörte eine Weile zu und fragte dann im Tone des belehrungsdurstigen Schülers:

„Ach, Herr Altbürgermeister, wenn ich fragen darf, was würdet ihr jetzt tun in diesem schwierigen Falle?"

Der Alte schaute mit seinen blauen Weinäuglein den Fragenden kurz und scharf an, nahm seinen altmodisch schmalrandigen Hut vom Kopf, wischte sich mit dem Rücken der zitternden Hand den Schweiß von der Stirn und sagte langsam und entschieden:

„Der Fall ist nicht schwierig. Was geschehen ist, das ist geschehen: ich würde also — was der Simmerer auch tun wird — den Glauben und die Rechte der Gemeinde aufs äußerste verfechten."

„Ihr scherzt," sprach mit unsicherer Miene Martin Siegwart. „Ihr würdet doch nicht den erleuchteten Willen unseres Herrn bekämpfen! Wie oft schon hab ich mit Euch von diesen Möglichkeiten gesprochen, noch nie aber hätte ich annehmen dürfen —"

„Das ist was anderes!" unterbrach der Altbürgermeister. „Beim Wein

redet und spekuliert man und gibt dem andern nach, was er haben will; aber im Ernst — da gibt das Blut an, was zu tun ist. Der Markgraf soll uns in Frieden lassen! Es ist —" er blickte mit leichtem Stirnrunzeln an seiner Tochter Pele vorbei — „es ist kein Mensch in der Stadt und der Umgegend, der nach einem Kalvinischen Pfaffen verlangt."

„Oho!" brummte der Rat Siegwart, „es sind ihrer schon da. Sie trauen sich nur nicht vor."

„Es wird sich zeigen, wie viele da sind. Jetzt wird es Vorteil bringen, kalvinisch zu sein, da werden wir sie zählen können." Der dicke Mann machte sich breitbeinig auf den Heimweg, da er den Bürgermeister Simmerer kommen sah; mit dem wollte er nicht zusammentreffen.

„Ihr schaut ja so streitlustig drein, Jungfer Pele!" begann Grieninger, neben ihr hingehend. „Ihr haltets gewiß mit dem Rat Siegwart?"

Sie verzog den Mund und blickte stirnrunzelnd beiseite.

Grieninger schmunzelte und fuhr unbekümmert fort:

„Man sagt ja, Ihr wäret von Euerm Besuch im kalvinischen Heidelberg sozusagen auch im schwarzen Mäntelchen und Spitzbart heimgekehrt"

Sie errötete und mußte lachen.

„Ich finde das sehr apart," fuhr er fort, „aber gefährlich."

„Gefährlich —?" wiederholte sie und blickte ihn ernst fragend an.

„Ja, gefährlich für uns! Ich fürchte für das Luthertum unserer Stadt viel mehr von Euch als vom Markgrafen."

Sie fühlte, wie scharf und bewundernd er sie betrachtete, wie er ihre Miene prüfte und wie sein Blick dann über ihre schlanke, wohlgerüstete und freibewegte Gestalt niederglitt. Das tat ihr wohl, sie lächelte glücklich und sprach, indem sie vor ihm vorbeiblickte:

„Ich dank Euch! Es ist viel wert, wenn man seine Macht und Gefährlichkeit kennt."

„O weh! o weh!" machte er bedenklich. „Hätt ich mir träumen lassen, daß Ihr Eure Macht nicht kennt, so würde ich mich gehütet haben, sie Euch zu verraten; denn als Ratsherr der Stadt bin ich sehr beunruhigt durch sie und als Giftmischer frage ich mich ernstlich, ob es nicht geraten wäre, Euch durch ein kräftiges Tränklein unschädlich zu machen."

Sie sah ihm kurz in die Augen, lachte lustig auf, wie wenn es sich um ein Einverständnis gegen einen Dritten handelte, und fragte:

„Da Ihr Euch nun schon einmal zu so großmütiger Aufrichtigkeit habt verführen lassen, ist es wohl erlaubt, zu fragen, was für ein Gift Ihr im Sinne habt?"

„A —" rief er stehen bleibend und sie mit unbefangenem Behagen betrachtend, „Ihr habt vom König Mithridates gehört, Jungfer Pele, der sich aus Angst vor Vergiftung an Gift gewöhnte, und wollt es auch so machen!"

Er winkte lachend mit der Hand ab und fuhr weitergehend fort: „Mein Gift könnt ihr nicht durch Gewöhnung unwirksam machen. Je öfter Ihr es nehmt, um so stärker wirkt es, und wenn ich Euch dann schließlich die richtige Mischung und Dosis gebe, dann seid Ihr erst recht verloren!“

Er drehte den Kopf nach ihr und sah sie an. Sie erwiderte seinen Blick nicht, sie hielt den Kopf geneigt und die Miene etwas starr, fast als erwarte sie einen Schlag. Das rührte ihn und er setzte mit weicher Stimme hinzu:

„Ich kann es Euch drum auch gerne sagen, wenn Ihr mich so schön drum bittet —“ Wieder zögerte er und betrachtete ihr etwas scharfes Profil, die feinen dunklen Brauen und Wimpern bei den hellen blauen Augen und die Blässe, die nun ihr unbewegtes Gesicht überzog, — da mußten sie anhalten, sie waren bei den Voranschreitenden und dem Hause Breitschwert angekommen.

„Verdammt, da sind wir schon!“ sagte er und sah sie etwas betroffen und unsicher an.

„Schade!“ erwiderte sie lächelnd, aber tonlos.

Da wandte sich der Apotheker zu Breitschwert und sprach:

„Herr Altbürgermeister, wir haben nun eigentlich noch gar nicht recht miteinander über das große Ereignis des Tages gesprochen; wenn Ihr mich zu einem Glas von Euerm Eilfinger einlüdet, ich wär imstand und nähm es an — die Genehmigung Eurer Tochter Pele vorausgesetzt.“

„Ich meine —“ warf sie ein, „ich meine, unser Eilfinger wäre zu gut für so einen Giftmischer! Die ganze Zeit hat er nichts als vom Vergiften erzählt.“

„So? dann ist es dir nicht besser ergangen als mir!“ brummte der Vater. „Auch mich hat der Rat Siegwart mit seinen Geschäften unterhalten, mit seinen markgräflichen Ratsschmerzen. Aber da doch gerade Sonntag ist, wollen wir Böses mit Gutem vergelten und versuchen, ob unser Eilfinger die Herren zur Vernunft bringt.“

Sie traten ins Haus, durchschritten den weiten kühlen, mit roten Steinplatten belegten Hausflur und stiegen die im Hintergrund breit empfangende Treppe hinauf. Dann hielt sich Pele zurück, während die Männer in das vordere Zimmer gingen. Sie setzten sich an den Tisch in der Ecke neben dem offenen Fenster, das noch im Schatten lag, sie sahen die buntgekleideten Menschen in Gruppen auf dem Markte stehen, ihre lauten Reden mit erregten Gebärden begleiten, auseinanderlaufen und andere Gruppen bilden und auch, wenn sie sich auf den Heimweg machten, sich noch manchmal umdrehen und zurückrufen, da und dort im Vorbeigehen ihre Erregung äußern. Grieninger schaute versonnen auf das farbige Bild, das sich um den Fischbrunnen bewegte. Die Sonne drängte zwischen den schattenden Giebeln der unteren Markthäuserreihe ihre Strahlenschicht herab, glitt über

das Brunnenbild des Tobias mit dem Fische nieder und riß unten in dem riesigen Wasserbecken aus den Strudeln der einfallenden Wasser grelle Spiegelblitze heraus, und um den Brunnen herum verschoben sich die roten und grünen, schwarzen und weißen, gelben und violetten Gewänder unaufhörlich, flammten prunkend in der Sonne auf, beruhigten und klärten sich im Schatten, erregte Stimmen wogten hin und her, auf und ab, — der Apotheker starrte in das Wechselspiel der Farben und Lichter und dachte: „Hm — nimmst sie! Sie ist nicht übel. Sie gefällt dir heute sogar ungemein. Es kostet dich ja fast Mühe, nicht albern zu werden, — angenommen, daß du es noch nicht warst!"

Unterdessen war der Markgräfliche Rat Siegwart durch das Treiben auf dem Platze wieder zum Thema des Tages zurückgebracht worden und sprach hitzig auf den Altbürgermeister ein, da kam Pele mit dem Eilfinger.

„Ich —" endete Siegwart in drohendem Tone, nahm der eingießenden Pele das Weinglas noch unter dem Kruge weg und trank es ohne weiteres halb aus; dann fuhr er fort: „wenn ich der Markgraf wäre, ich wüßte schon, was ich täte!"

Der Apotheker horchte auf und warf einen verwunderten Blick nach dem Sprecher; dann drehte er sein Glas zwischen den Fingern, rückte es etwas von sich und sagte zu Pele, die eben den Krug abstellte:

„Tut mir die Ehre, Jungfer Pele!" und nachdem sie ihm aus seinem Glas einen kleinen Schluck zugetrunken, setzte er lächelnd hinzu: „S ist wegen der Vergifterei, zu meiner Beruhigung!" und tat ihr Bescheid.

„Nun, Siegwart, schieß los, was tätst du denn, wenn du Markgraf wärst?" fragte er dann.

„Ja —" erwiderte dieser und blickte beiseite durchs Fenster, „so fragt man die Leut aus!"

Der alte Breitschwert sah schmunzelnd vor sich auf den Tisch und wischte sich mit dem Handrücken den Wein aus dem Bart.

„Laß dich nicht bitten, Siegwart!" fuhr der Apotheker fort. „Da ich schwerlich von heut auf morgen Markgraf werde, so besteht ja wenig Gefahr, daß ich dir deinen Plan wegschnappe."

„Was ich tun würde —?" rief Siegwart, indem er zur Bekräftigung stirnrunzelnd und drohend nickte: „Den Alten, den Ungerer würde ich mir nach Durlach holen und eintürmen! und von dem frechen Pöbel würde ich mir auch eine Handvoll langen und in den Baslerturm legen bei Wasser und Brot, bis sie lind werden wie Handschuhleder!"

„Ich hoffe, der Markgraf wird nichts dergleichen tun!" erwiderte der Altbürgermeister ruhig.

„Bist du ein Wüterich, Siegwart!" sprach der Apotheker mit erstaunter Miene. „So kenn ich dich ja gar nicht! Da wunderts mich nicht, daß du

mit deinem Weib nicht ausgekommen bist! Ich dachte immer, der kriegerische Teil sei sie! Schau, schau!"

„Laß das!" wehrte der Rat hastig ab und blickte lauernd nach Pele. Die aber ging gerade zur Tür, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, und schien den Anspielungen des Apothekers keine Aufmerksamkeit zu schenken. Da fuhr Siegwart rasch mit erhobener Stimme fort:

„Soll man's dem Pöbel etwa hingehen lassen, daß sie den Herrn Obervogt bedrohen?! Natürlich der Lutz vorne dran und der lange Gerwig und noch so ein paar Flößer aus der Au!"

„Er soll froh sein, daß er so weggekommen ist, der Herr Obervogt! Ich — hab gedacht: gleich packt ihn einer und schmeißt ihn an die Wand, daß er hängen bleibt!"

Der Altbürgermeister nickte zustimmend mit dem Kopf, indem er einen Moment die schwimmenden Äuglein schloß; dann sprach er:

„Ganz meine Ansicht, Apotheker! Ich muß sagen: abgesehen davon, daß der Ungerer angefangen hat, abgesehen davon hat er sich sehr gut betragen und die Gemeinde auch. Wäre der Vogt still geblieben, so hätt' er volles Recht gehabt, den Ungerer hinterher zu strafen und — meinetwegen — abzusetzen; statt dessen hat er den Gottesdienst gestört, geschimpft und gedroht und sein Recht verspielt. Jetzt hat er's mit ganz Pforzheim zu tun und ist im Unrecht."

„Erlaubt, erlaubt!" rief Siegwart, „das ursprüngliche Unrecht des Superintendenten bleibt bestehen —"

Der Apotheker ahnte eine endlose Auseinandersetzung, um die es ihm nicht zu tun war, drum benutzte er den Stundenschlag, der gerade zögernd über den Marktplatz wandelte, und fuhr rasch auf, trank aus, entschuldigte sich mit seiner Vergeßlichkeit und nahm kurz Abschied.

Er wollte noch Pele sehen, drum schritt er schwer auftretend und langsam über den oberen Flur und die Treppe hinab. Das Herz pochte ihm unruhig; er sagte zu sich selbst: alter Esel! Als er auf dem breiten Treppenabsatz war, vernahm er oben von der Küche her leichte Schritte und Rauschen eines Frauengewandes: er blieb stehen und sah an dem dunklen Geländer Pele fast weißgekleidet entlang kommen. Sein Herz schlug heftig und rasch wie die Füße eines Wettläufers knapp vor dem Ziel. Er trat einen Schritt zurück, lehnte sich an die Wand und sprach hinauf: „Ich denke doch auch, ich muß mich von Euch verabschieden, Jungfer Pele. — Gerade heut!"

Sie hielt einen Augenblick, die Hand auf die Brüstung legend, hinunterschauend; dann schritt sie weiter, bog um das Geländer und kam mit raschen, ungleich gleitenden Schritten die breiten Stufen herab auf Griesinger zu. Sie trug eine große weiße Kleidschürze und hielt ein spitzes Küchenmesser in der Linken.

„Gerade heute —?" wiederholte sie.

„Gerade heute —!" wiederholte er auch, etwas ratlos, und sah das Mädchen an. Vier Augen begegneten einander, dann senkte Pele die ihrigen. Da sah er, wie gerötet ihre Ohren waren unter dem braunen Kraushaar, und roch den Bratenduft, den sie mitbrachte; das erleichterte ihn. Er sah an ihr hinunter, erblickte das Messer und fragte, ihre Hand am Gelenk ergreifend:

„Was soll denn das Messer?"

Sie betrachtete es überrascht und erwiderte:

„Ich glaube, ich habe das Messer ganz nötig — gegen Eure Anschläge!" und sie drehte in seiner Faust die Hand mit dem Messer wehrhaft hin und her. Da faßte er noch fester, daß sie das Gelenk nicht mehr rühren konnte, neigte sich über die Hand, wobei er an der Messerschneide einige kurzgeschnittene Röhrchen Schnittlauch erblickte, und er küßte den glatten weißen Handrücken. In diesem Momente öffnete sich die Hand und ließ das Messer fallen, daß es spitz in den Boden fuhr. Grieninger richtete sich schweratmend auf, schaute Pele an, doch nicht in die Augen, ergriff plötzlich auch ihre rechte Hand, legte sie flach auf seine Brust und sprach:

„Pele — wenn ein ausgewachsener Mann neben einem Mädchen so wahnsinniges Herzklopfen kriegt — —, und wenn er sich neben ihr ohnmächtig fühlt wie ein Bub von fünfzehn Jahren, — da müßt er's ihr doch eigentlich sagen, — damit sie ihm helfen kann!"

Sie hielt ganz still und schaute ihn nicht an.

Da ließ er ihre Hände los, faßte sie mit beiden Armen und hob sie empor, preßte sie an seine Brust, daß ihr die Rippen krachten, und küßte sie auf ihren schönen überrascht lächelnden Mund. In einer plötzlichen Knabenlaune faßte er sie traggerechter und eilte mit ihr die Treppen hinab und bis zur Haustür, wo er sie heftig küßte und abstellte.

Sie zupfte sich unwillkürlich zurecht und sagte lächelnd:

„Nun — die fünfzehnjährige Ohnmacht wäre ja glücklich kuriert!"

„Pele!" rief er, „Herr — Gott — Strambach —! Ist es denn wahr?"

„Wenn einer schon so lästerlich drauf fluchen kann, da muß es doch wohl wahr sein."

„Verzeih, ich bin sonst ein ziemlich gesitteter Bursch; aber in so einem Fall hat auch der liebe Gott eine Freude an einem starken Wort. Also — Pele —?" Er tippte sich und ihr auf die Brust: „— ich — und du?" Er schaute sie groß an und dachte, er hätte sich keine Bessere und Schönere aussuchen können.

„— und des Nachbars Kuh —", fuhr sie lachend fort, „und am End auch noch des Müllers Esel — ? Eine schöne Gegend, das muß ich sagen!"

Er schloß sie an sich, sah ihr innig in die Augen und flüsterte:

„Ich könnte dich grad fressen —! Du schmeckst so gut nach Sauerbraten."

Sie schrie auf vor Vergnügen und sagte:

„Nur gut, daß ich in die Küche geguckt habe! Übrigens ist's brav, daß du mich an meinen Braten erinnerst! Ich muß nach ihm sehen. Dein Abschied ist ja so schon etwas — grenzenlos ausgefallen." Sie richtete sich auf und strich mit beiden Händen über die frischen Falten der weißen Schürze hinab, die ihren schlanken Leib umspannte, und lächelte Grieninger verwundert und vertraut zugleich an.

Er erwiderte ihren Blick, er betrachtete sie von oben bis unten und nickte.

„Eine schöne Apothekerin gibt das! Hut runter!"

Sie wurde rot, sie fühlte sich durch und durch erglühen von dieser Huldigung, die noch von einem geliebten Manne zu hören, sie fast nicht mehr gehofft hatte. Sie wich seinem Blicke aus, ihre Hand tastete nach der Kette auf seiner Brust und schlang sie um den Zeigefinger, sie mußte tief aufatmen, ihr Auge suchte scheu und flink nach dem seinigen, und schluchzend warf sie plötzlich die Arme um seinen Hals und drängte sich an ihn. Gerührt und erschüttert fühlte er dieses reife, selbstbewußte Weib so hilflos an seiner Brust, er empfand, daß sich hier ein Leben, ein Schicksal erfülle, wo er selbst nur einen Entschluß ausführte, und diese Bereicherung und Heiligung seines Vorhabens durchzuckte ihn als ein unerwartetes Glück: alle Laune war von ihm gewichen, er war erfüllt von dem heißen Wunsch und Ernste, diesem Mädchen, das sich einem doch so fremden Manne hingab, von ihm ein geträumtes Glück erwartete, in ihm seine Erlösung fand, diesem armen Weibe zart und gut zu sein. Er preßte sie mit behutsamer Kraft an sich, er streichelte ihre Wangen und ihren Kopf, küßte ihr Haar, ihre Stirn, ihre geschlossenen Augen, an deren Wimpern kleine Tränlein vorsickerten, und sprach ihr Liebesnamen zu. Da beruhigte sie sich. Bald zog sie, die Hände über seinem Nacken verschränkend, seinen Kopf zu sich nieder, küßte ihn und sah ihm, mit offener Dankbarkeit zunickend, in die Augen.

„Gelt, ich bin ein einfältiges, altes Ding!"

„Ein liebes Ding bist du!" versetzte er. „Nun sag mir aber, daß ich mich gleich darauf freuen kann, wo seid Ihr heute nachmittag zu finden?"

„Wir gehen auf den Lindenplatz hinunter, an das Armbrusthaus; ohne das tut's der Vater nicht. Vielleicht auch noch aufs Rennfeld hinaus, aber das ist selten."

„Gut, ich komme auf den Lindenplatz. Da wollen wir einmal den Leuten eine Komödie vorspielen!"

Sie umarmten sich; an der Tür aber kehrte er um, sprang die halbe

Treppe hinauf, zog das Messer aus dem Boden und, als es Pele ihm unten abnehmen wollte, steckte er es ein und sagte:

„Nein, das nehm ich mit, das gehört mir! Aber gestohlen! Geraubt!"

Sie schüttelte lachend den Kopf. Dann trennten sie sich. Als sie seinen Schritt draußen verhallen hörte, stieg sie langsam die Treppe hinauf und ging wieder in die Küche.

Grieninger aß mit seiner Mutter zu Mittag, sprach mit ihr über den kirchlichen Vorfall, und nachher, bei ihr sitzen bleibend, fragte er nachdenklich:

„Mutter, sagt, wie kommt es eigentlich, daß es mit meinem Glauben so schwach bestellt ist?"

Sie sah ihn prüfend an und entgegnete:

„Wie meinst du das? Sprich!"

„Nun — fast alles, was die Leute so aufregt, bewegt mich kaum. Jesus — davon sprech ich nicht, das ist wunderbar und gewiß göttlich, und wer ihm nachfolgen kann, der wird sicherlich selig leben und sterben. Und auch wer ihm nicht folgen kann, hat Hilfe an ihm. Ich — kann ihm nicht folgen, und da fängt nun das Seltsame an: ich kann nicht fühlen und glauben, daß ich damit unrecht tue oder auch nur etwas versäume und verscherze, sondern ich habe nur das unbedingte Gefühl, daß ich halt anders bin. Von Jesus abgesehen, versteh ich aber die ganze biblische Geschichte nicht."

„Die biblische Geschichte —?" wiederholte die alte Frau.

„Ja! Sieh einmal: Gott, der allmächtige, erschafft den Menschen nach seinem Bilde; aber der Mensch gerät nicht, wie Gott ihn will, und wird nun dafür gestraft. Trotz aller Strafe folgen die Menschen immer weniger und werden drum ersäuft. Nur Noah, der beste, wird verschont und soll eine neue bessere Menschheit zeugen. Natürlich kann er's auch nicht besser als der liebe Gott, und die neue Menschheit muß wieder fortwährend dafür bestraft werden. Um sie zu bessern, schickt Gott den Moses und die vier großen und die zwölf kleinen Propheten; da aber auch sie nichts ausrichten, entschließt sich Gott, in Menschengestalt selbst auf die Erde herabzusteigen und die armen Menschen endgültig zu bekehren und zu erlösen, — und es mißlingt ihm wieder!

Ist das nicht ungeheuer!

Ist da nicht der Jupiter, von dem wir in der Schule gelesen haben, ein anderer Gott? Der hat nicht nur Menschen, sondern viele Götter unter sich und, wenn sie aufbegehren, kann er sie zwingen. Alles vermag er auch nicht, das Schicksal ist über ihm, dagegen kann er nichts; aber er erkennt das ehrlich an, ist heiter und versteht Spaß, während der in der Bibel nur immer mit

seiner Allmacht prahlt und droht und wettert und wütet und nichts zuweg bringt. So hab ich auch für die Erlösung durch Christi Blut kein Verständnis. Hier sind wir auf einer ganz erträglichen Erde und haben den Trieb, sie immer erträglicher und wohnlicher zu machen und möglichst viel aus dem Boden und aus unserm Kopf und Herzen herauszuziehen. Das find ich schön, das gefällt mir, davon brauch ich nicht erlöst zu werden. Gewiß, Engel sind wir nicht; aber wenn wir alle nur gut wären, müßten wir uns nach dem Bösen sehnen. Jetzt sehnen wir uns nach dem Guten, und auch das gefällt mir besser. Ab und zu kommt ein göttlicher Held wie Jesus und belehrt uns und hilft uns weiter — könnt es schöner sein? Daß sie ihn ans Kreuz schlugen, war ja schändlich, — hat aber auch gänzlich seinen Zweck verfehlt, — und gerade das ist auch wieder schön! Da haben sie kürzlich — der Wörtwein hat mir's erzählt — da haben im vergangenen Jahr die Pfaffen zu Rom auch einen weisen Mann verbrannt, der hieß Jordanus Brunus, war ein Philosoph, und weil er vieles dachte und sagte, das den Pfaffen nicht in den Kram paßt, haben sie ihn verbrannt. Wörtwein, der Pfaff, war noch wunderbar entrüstet über den Ketzer, der einfach den Kopf wegdrehte, als sie ihm auf dem Scheiterhaufen zum Trost das Kruzifix hinstreckten. Ich tat natürlich auch sehr empört, und da erzählte mir der Wörtwein vieles von jenen Ketzereien, daß er z. B. gelehrt hat, die Welt sei unendlich, und solcher Sonnen, wie die unserige, gäbe es viele. Und Gott sei nicht außer der Welt, sondern er sei und lebe und wirke in allen Dingen und Wesen. Das ist auch geheimnisvoll; aber man kann sich doch was dabei denken! — Wie dumm aber doch wieder die schlauen Pfaffen sind: hätten sie ihn gewähren lassen, ich und die meisten würden nichts von ihm erfahren haben. Er war auf der Flucht vor ihnen auch in Deutschland, in Wittenberg, Straßburg, Frankfurt, — ich bin vielleicht auf der Reise mit ihm am Wirtstisch gesessen, — habe nichts von ihm gehört; da verbrennen ihn die Hunde in Rom, damit ich erfahre, es hat wieder einer gelebt! Ist das nicht schön! — Also — Sündenfall — Erlösung — Christi Blut — warum glaub ich nicht daran? Warum fühl ich das alles ganz anders als die andern?"

Die alte Frau sah ihn benommen an und sprach leise:

„Weil du der Sohn deines Vaters bist —"

„Ja — ihr habt mich doch immer zur Kirche angehalten!"

„Gewiß! Mehr aber nicht! Vater sagte, darin müßtest du selber deinen Weg finden! Und hätten wir dich in deinen jungen Jahren beunruhigt, wer weiß, wie es ausgegangen wäre! Und das Blut hat es bei dir ja auch getan!"

„Das Blut —" wiederholte er sinnend.

„Ja," erwiderte sie, „weißt du, als die Grieninger noch große Bauern waren —"

„Ja — sie sind's ja noch, drüben am Asberg!"

„Gewiß, und sie sollen schon auf ihren Höfen gesessen sein, ehe das Christentum ins Land kam. Und sie haben nie was von ihm wissen wollen und bis vor zweihundert Jahren — heißt es — haben sie nach uraltem Brauche ihre Ehen geschlossen und sich der Trauung in der Kirche geweigert. Schließlich mußten sie sich eben fügen. Sie taten, wozu man sie zwingen konnte, und dachten, was sie wollten. Wie wir es immer noch halten."

Michel sah seine Mutter nachdenklich an und sagte zögernd:

„Das Blut —?!" und nickte mehrmals langsam mit dem Kopfe.

„Du kennst ja wohl die Geschichte vom Heiligen Grieninger, der die Probe aufs Exempel gemacht hat?" fuhr die Mutter nach einer Weile fort.

„Vom — Heiligen — Grieninger —?!" fragte der Sohn lachend. „Keine Spur! Was ist denn das?"

„Nun, dann ist's ja an der Zeit, daß ich sie dir erzähle, damit euch euere Geschlechtssage nicht noch verloren geht. Sie kann sich hören lassen.

Also, es ist auch einmal ein Grieninger gewesen, der gläubig war und fromm. Er ging am liebsten in die Kirche und konnte kein Genüge finden an Beten und Beichten, Fasten und Büßen. Und als er gar inne ward, wie fremd all dies seinen Leuten sei, da erschütterte ihn der Schreck dermaßen, daß er beschloß, sich zur Sühnung der Familie zu opfern. Er verließ die Seinigen, zog tief in den Wald und wurde Einsiedler. Er baute sich eine klägliche Hütte, er hackte den Boden einer Lichtung mit einem hakenförmigen Aste um und pflanzte Rüben, er sammelte Eicheln und Beeren und Holzäpfel zur Nahrung, er kasteite und geißelte sich, er lobte Gott und die Heiligen und betete für die Bekehrung und das Seelenheil seiner verlorenen Sippe Tag und Nacht. Er fiel vom Fleisch und wurde dürr zum Anzünden, und nur sein blondes Haar wuchs und gedieh, weil er es, auch zur Buße, nicht abschnitt. Bald bedeckte sein Bart ihm die ganze Brust und wehte ihm bei Wind rechts und links unter den Armen durch. Da ward ihm einmal, als er im Gebet vor seinem Kreuz kniete, bewußt, daß er mit eitlem Wohlgefallen den Bart betrachtete, der wie ein Schurz vom Halse hinabhing, und daß er berechnete, wie lang das Haar wohl noch brauche, um den Boden zu berühren. Er entsetzte sich über diese Sündhaftigkeit und flehte Gott um Verzeihung an, er stand auf und sah sich nach einem Gerät um, womit er den Bart abschneiden könnte. Da er nicht einmal scharfe Steine hatte, so nahm er schließlich den Bart in den Mund und biß ihn ab, bis er kein Haar mehr mit den Zähnen erreichen konnte. Je verwahrloster und unmenschlicher er nun aussah, um so strenger verbreitete sich der Geruch seiner Heiligkeit und zog die Andächtigen aus weitester Ferne herbei. Er nahm sich ihrer aber nicht an. Er beteuerte demütig, daß seine

Buße und Bitte noch lange nicht einmal für sein eigenes und der Seinigen Seelenheil genüge, und schickte die Leute von sich. So bekam er wieder Ruhe im Wald und konnte sich ungestört seinen Bußübungen hingeben und sich an den Verzückungen und Gesichten erquicken, dergleichen sich ja bei Leuten einstellt, die nichts Rechtes essen. Da sah er eines Nachts im Traum seinen Schutzengel, der mit bekümmertem Blick und Kopfschütteln vor ihm stand, die Hand erhob und sprach: „O weh, o weh, Grieninger! Du wirst noch einmal Gott betrüben, durch Trunk oder durch Wollust oder durch Totschlag!" Danach verging der Engel. Der Waldbruder wachte vor Sündenangst auf, bedachte seinen Traum und forschte, wie er sich die Warnung zunutze machen und die Schuld abwenden könnte. Endlich glaubte er am sichersten zu gehen, wenn er die leichteste der drei Sünden freiwillig auf sich nähme und dadurch der Möglichkeit der beiden andern zuvorkäme. Er eilte sofort zum Walde hinaus, suchte einen Bauern und schickte ihn zu den Seinigen mit der Bitte, es sollte eines der Geschwister zu ihm kommen und Wein mitbringen. Alsbald füllte seine Schwester einen Korb mit Wein und Gebratenem und Gebackenem und machte sich auf. Der Bruder empfing sie mit ungewohnter Herzlichkeit; verriet aber, da er ihr ungläubiges Lachen scheute, nichts von seinem Traum, er sagte bloß, er habe ein großes Verlangen gehabt, einmal wieder mit einem Geschwister ein Glas zu leeren. Die Schwester war voller Freude, sie richtete die Klause her, so gut es ging, dann aßen und tranken sie miteinander. Sie erzählte ihm, was in der Familie vorgefallen war, er erinnerte sich alter Geschichten, sie wurden grundvergnügt, und die Schwester gab sich heimlich der Hoffnung hin, er werde wieder Vernunft annehmen und ein ordentlicher Mensch werden. Aber — der gute heilige Grieninger konnte keinen Wein mehr vertragen, er geriet aus dem Häuschen und fing gar an, seiner Schwester schön zu tun. Erst beachtete sie es nicht. Wie er zudringlicher wurde, wehrte sie ihn kräftig ab. Aber dadurch reizte sie ihn nur immer mehr, so daß er sich schließlich gar nicht mehr kannte und der Schwester Gewalt antat. Als er wieder zu sich kam und begriff, welche Untat er begangen hatte, da geriet er in solche Wut über die Verführerin, daß er verzweifelt über sie herfiel und die Unschuldige erwürgte. Erschöpft saß er dann neben der Toten und beruhigte sich und besann sich und erkannte, wie er im Bestreben, mit der geringen Sünde der Trunkenheit schlau durchzuschlüpfen, alle drei Sünden zusammen begangen, alle Gnade verloren habe und ein Auswurf seiner Sippe geworden sei. Und wieder säumte er nicht lange. Er nahm seine arme Schwester auf den Rücken und machte sich auf den Weg nach dem väterlichen Hofe. Aber unzählige Male mußte er ausruhen, immer wieder brach sein entkräfteter Körper unter der furchtbaren Last zusammen, ehe er im Dorfe ankam und sich dem Gerichte stellte.

So erging es also dem Grieninger, dem seine Familie zu schlecht war und der ein Heiliger werden wollte."

Wartend blickte die alte Frau ihren Sohn an; aber seine Augen gingen versonnen nach anderer Richtung. Da wandte sie sich, um ihn nicht zu stören, zum offenen Fenster und betrachtete die Menschen, die schon wieder, ungewöhnlich zahlreich und erregt, den großen sonnigen Marktplatz belebten.

Michels Blicke glitten aber eine ganze Weile nachdenklich über das hellbraune Getäfel der gegenüberliegenden Wand hin und her, die zierlich geschnitzten Halbsäulen hinauf, das von ihnen getragene Gesims voll Kannen und seltenen Gläsern entlang, und verglich die verschiedenen Renaissancefensterformen, die zwischen den Säulen, schwach profiliert und mit helleren Hölzern ausgelegt, abwechselten; endlich schaute er wieder auf und sagte zögernd:

„Da wir doch gerade vom Glauben sprechen und von unserer Art, — was würdet Ihr zu Pela Breitschwert sagen, Mutter?"

„Pele —?" fragte sie und ihr Gesicht, im Beobachten des Treibens auf dem Markte ernst geworden, heiterte sich auf.

„Ja, Pele!" wiederholte er. „Man sagt, sie sei in Heidelberg kalvinisch geworden und tue sehr eifrig."

Die Mutter nickte überlegend mehrmals mit dem Kopf und sagte dann:

„Der — Eifer stammt aus Liebeskummer! Sie hatte sich damals ja den Gößlin, den Gardehauptmann beim Markgrafen, in den Kopf gesetzt —."

„Ich weiß," warf der Sohn ruhig ein.

„— und als daraus nichts werden wollte, hat sich das Herz eben auf diese Umtriebe eingelassen. Wenn so ein Mädel plötzlich fromm wird, ist immer eine getäuschte Liebe schuld. Und Peles gekränktem Stolz mag der kalvinische Auserwähltendünkel ein rechter Balsam gewesen sein. Das läßt sich denken! — — Das würde ich nicht wichtig nehmen. Laß sie ruhig gewähren! das gibt sich schon."

„Und im übrigen, Mutter, hättet Ihr nichts dagegen —?"

„Pele ist schön und stark gewachsen und geht leicht und frei und ist gesund von oben bis unten, da fehlt nichts. Ein bißchen trotzig und stolz; — aber das schadet nichts. Ich hab sie immer gemocht."

„Was ist denn das für ein Pferdegetrappel?!" fragte Michel und horchte auf.

Die Mutter blickte den Markt hinauf und sagte:

„Der Metzger Essig. Er reitet nach der Brötzinger Gasse hin."

„Aha, der hat den Postritt! Da kommt er aus der Pfarrei und wird die Beschwerde vom Superintendenten nach Durlach zu tragen haben. Der Alte hat sich getummelt."

Dann schwiegen die beiden, bis die Mutter schließlich noch einmal sagte: „Nein, Pele ist gut beieinander, da fehlt nichts, — — unbeschrieen!"

Viertes Kapitel

Durch den schattigen Korridor des Markgräflichen Schlosses Karlsburg in Durlach rollte und polterte auf kleinen Scheibenrädern ein gelb und rot lackiertes Korbwägelein voller Puppen und Spielzeug, gezogen von einem zarten, überschlanken Kinde von etwa zehn Jahren, dem, unter einem blutroten Seidenhäubchen hervorfallend, weißblonde Korkzieherlocken das schmale, weit über seine Jahre entwickelte Gesicht umgaben. Bei jedem zweiten Schritte sah das Kind nach dem Fuhrwerklein um und nickte und sprach den Insassen zu. So zog sie an den tiefen Nischen der hohen und breiten Fenster und Türen vorbei, bis endlich links eine Tür mit beiden Flügeln offenstand und einen schmalen Balkon mit pilastergetragener Brüstung sehen ließ. Hier lenkte das Kind ein, schob das Wägelchen so in die Balkonecke, daß die Deichsel wie eine Fahnenstange zwischen zwei Pilastern in den Hof hinausragte, und in den Wagenkorb hineinsehend schnalzte es mit der Zunge, schlug lockend mit der Hand auf den Schenkel und rief:

„Komm, Ami, komm! Allez, hopp!"

Alsbald regte sich zwischen den Decken und Spielsachen eine dunkelbraune Masse, die wie eine Handvoll verwirrter Wolle ausgesehen hatte, stellte sich auf unsichtbare Beine, riß einen kleinen rosigen Rachen auf und kläffte, setzte die Vorderfüße gegen die Korbwand, kratzte ungeduldig mit den Klauen darüber und kläffte, es sprang rücksichtslos über den ganzen Wageninhalt hin und her und kläffte tiefentrüstet: es klang so dünn und kurzatmig und ohnmächtig wie ein Puppenschrei. Das Mädchen sah belustigt zu, bog den aufgeschossenen Leib über das Puppenbett hinab, ergriff mit den durchsichtigen Händen den kleinen Hund und nahm ihn sich aufrichtend an die Brust. Aber das aufgeregte Tier kratzte und zauste so ungebärdig an des Kindes Kleid herum, daß die Kleine schalt:

„Wart, du wüster Kerl, du!" und Ami vor sich auf den Boden setzte. Sofort rannte das Tierchen wie aufgezogen quer über den Gang nach dem nächsten Türpfosten, beschnüffelte und bespritzte ihn und rannte unzufrieden kläffend weiter.

Das Kind war Prinzessin Jacobea, des frühverstorbenen Markgrafen Jacob von Baden jüngste Tochter, die mit ihrer Schwester Anna von ihrem Oheim, dem Markgrafen Ernst Friedrich, wider Testament und Vertrag nicht den katholischen Vormündern überlassen, sondern kalvinisch erzogen wurde. Von zartem kränklichem Körper, über ihr Alter hochgewachsen, nachdenklich und reif, liebte sie es, sich von dem Treiben der Schwester und Ge-

spielen abzusondern, irgendeinen fernen ruhigen Winkel aufzusuchen und dort einsam vor sich hinzuspielen.

Nachdem Ami, nicht größer als ein Kindermüffchen über die Steinfließen dahinrollend, verschwunden war, holte Jacobea einen roten Hansel aus dem Wägelchen, der an den auseinandergestreckten Armen je ein Becken trug, und setzte ihn auf die Ausbauchung eines Pilasters. Sie zog eine Handvoll hölzerner Geschirrlein hervor, zierlich gedrechselte Tellerchen und Täßchen, Schüsselchen und Krügchen und ordnete sie auf der Balkonbrüstung. Dann warf sie den ganzen übrigen Inhalt des Wagens auf den Boden und begann, sorgfältig das Spreuersäcklein schüttelnd und klopfend, ihren Kindern das Bett zu machen. Als das Leintuch faltenlos glattgestrichen und das Kopfkissen schön gebauscht war, nahm sie ihre Puppe auf, eine Staatspuppe in knisterndem Seidenkleid mit Stuartkragen, enggeschnürtem Leib und faltenreichem Rock, ein Geschenk ihres Oheims Ernst Friedrich. Vor Jahren in dem neuangetretenen Landesteil des katholisch verstorbenen Bruders Jacob die Pfarreien prüfend, hatte er auf einem Altar eine kostbar gekleidete kleine Madonna gefunden, hatte sie im Gedanken an seinen kleinen Liebling Jacobea mitgenommen, des Heiligenscheins und der verdächtigen Kleidung beraubt und einer Kammerfrau zum Ausstatten gegeben. So war Madonna eine Staatspuppe geworden, schien sich aber unter den warmblauen Augen und in den weichen Händen Jacobeas so wohl zu fühlen wie in der kalten Einsamkeit der Kirche, ihre Wangen glänzten so rosig und ihr Mund lächelte so süß wie vordem. Jacobea ließ Madam — wie sie jetzt hieß — auf der Balkonbrüstung spazieren, Verbeugungen und Kniefälle machen, schwang sie hin und her und tanzte mit ihr; dann zog sie ihr die Kleider aus, legte sie zu Bett, und gab ihr eine silberne Klapper in den Arm. Nun kam Schorsch an die Reihe, der war dem Kinde fast noch lieber als Madam. Er war nur ein langer hölzerner Bauklotz, den sie einmal von ihrem Gespielen Wolfdietrich von Gemmingen geschenkt bekommen und durch Umwickelung mit leinenen, wollenen und seidenen Lappen zu einem unverkennbar menschenähnlichen Wesen umgeschaffen hatte. Sie entkleidete ihn völlig, ohne zu merken, daß er nur ein Bauklotz sei, zog ihm dann wieder das Hemd an und band es mit der alten Silberlitze fest, die sonst erst über den rotseidenen Mantel geschlungen wurde. Als sie das Seidenstück zu den andern Kleidern legen wollte, fiel ihr eine neue Verwendung ein: sie zog den Wagen etwas zurück, band den roten Streifen vorn an die Deichsel, schob diese wieder zwischen den Pilastern hinaus und vergnügte sich eine Weile, über die Brüstung hinab zuzusehen, wie das Fähnlein in der Luft wehte. Und als sie dabei den an einem Tor postierten Trabanten bemerkte, rief sie hinunter:

„Du! Trabant! da guck einmal!"

Er nickte freundlich und grüßte mit der Hellebarde über den weiten Hof herauf.

Dann deckte Jacobea die Puppen schön zu und griff nach einem grünen Wollball. Sie trat in den Gang zurück, warf den Ball empor und fing ihn rechts und links auf verschiedene Weise, sie warf ihn und ließ ihn von der Handfläche wie vom Handrücken wieder emporprallen, sie spielte all ihre Ballkünste durch und merkte gar nicht, daß Ami zwei näherschreitende Männer erbittert umkläffte. Die Herren grüßten das Kind mit tiefgezogenen Hüten und ehrerbietigen Verbeugungen und traten in eine nahe Tür, wobei der eine dem andern einen ungeschickten Stoß mit dem Degen versetzte; es gab eine Verwirrung und Entschuldigung, dann verschwanden die beiden. Jacobea spielte weiter; als sie aber noch einen Herrn kommen hörte, da warf sie den Ball in den Korb, zog unter den Sachen am Boden einen Rosenkranz hervor und befestigte ihn an der Balkonecke hinter dem Wägelchen, suchte auch ein Andachtsbüchlein heraus und, sobald der Herr hinter ihrem Rücken vorbei — und in das Zimmer gegangen war, kniete sie vor dem Kruzifix nieder, bekreuzte sich und betete. Danach setzte sie sich auf der erhöhten Schwelle nieder, dem Gang den Rücken wendend, las in dem Büchlein und betrachtete die Bilder. Sie kehrte sich nicht daran, daß bald wieder Schritte erklangen und begleitet von Amis hilflosem Gekläff näherkamen.

Es waren zwei hochgewachsene Männer gleichen Alters. Der rechtsgehende war schwarz gekleidet und trug um den Hals ein blaues Band, an dem ein goldenes Ordenskreuz auf der mächtigen Brust hing, auf dem feingefältelten Mühlsteinkragen saß ein gerötetes Gesicht mit trotzig emporlachenden blauen Augen; der in gerader Linie über die Backen zurückgestrichene Schnurrbart und der spitze Kinnbart waren blondrot, während das kurzgeschnittene Haar, das noch unter dem schrägsitzenden Hütchen sichtbar ward, rotbraun erschien. Sein Oberkörper war schwer, und daß er sich mit dem linken Arme auf den rechten seines Begleiters stützte, war bei der etwas zähen und schweren Bewegung seiner Beine begreiflich. Der andere war ebenso groß und breitschultrig, aber jugendlich schlank; er schritt leicht und bequem, sein lederbraun gebranntes Gesicht mit scharfer feiner Nase, hellem Bart und hellen Brauen hatte einen nachdenklichen Zug, während die Kopfhaltung eine gewohnheitsmäßige Aufmerksamkeit und Bereitschaft ausdrückte.

„Man muß sie zu allem zwingen!“ rief der Beleibte. „Ich hab ihnen den Kanal gegraben und das Land entwässert: — meinst du, es gehe ihnen von selbst auf, daß sie nun anders wirtschaften müssen als vorher mit ihren versäuerten Sumpfwiesen? Es soll mich nicht wundern, wenn sie nächstens kommen und mir vorwerfen, daß sie jetzt Mist auf die Wiesen führen müssen, während das Gras vorher in der Nässe ungedüngt wuchs, — wenn es auch nichts taugte! Man mag reden und raten, soviel man will, sie glotzen einen

an, kratzen sich in ihrem lausigen Haar — und wollen halt nicht! Verstehst du, daß man nicht wollen kann? Nicht wollen! Mir würgt es das Herz, wenn ich denke, ich dürfte nicht wollen! — Ja, wenn ich das Neue so einschwärzen könnte, als sei es schon bei den Großvätern üblich gewesen! — wie sich die neuen Adligen gleich einen Stammbaum zusammenlügen! — Ich muß sie halt zwingen. Ich lasse mir noch mehr Holländer kommen! Auf jeden Hof, der frei wird, muß mir ein Holländer und holländisch Vieh! Wenn sie merken, daß der gedeiht, dann treibt sie schon der Neid, ihm über den Zaun zu gucken und abzuspicken, was er kann! Ich ertrag es nicht, daß es anderswo besser sein soll als bei uns! — Den Kläffer da —" unterbrach er sich, beugte sich ein wenig und machte: „ksch — ksch — — den ertrag ich übrigens auch nicht mehr lange! Wo kommt das Ungetüm her?"

„Prinzessin Jacobea wird nicht weit sein", erwiderte der Begleiter, und nach einigen Schritten sahen sie die Kleine tief über ihr Büchlein hinabgebogen auf der Balkontürschwelle sitzen. Sie schien nichts zu hören. Da ließ der Beleibte den Arm des andern los, trat leise hin und zupfte sie an einer ihrer Schläfenlocken. Sie wandte aufblickend den Kopf und erwiderte sein herzliches Nicken:

„Ich hab Euch wohl gehört, Oheim, aber ich hab Euch nicht stören wollen."

Er fuhr ihr über das helle Haar, das an glatten Stellen fast wie Elfenbein glänzte, und sprach:

„Störe mich nur! Von dir lasse ich mich gerne stören. Oder fürchtest du dich am Ende vor dem Gößlin?"

Sie lachte auf und rief diesem zu:

„Leuprant —! ich und vor dir mich fürchten! — Freilich, er wird mich jetzt wieder auslachen und sagen, so ein großes Ding soll nicht mehr mit dem Hansel und dem Schorsch und den Geschirrlein spielen; aber am liebsten tät er selbst mitmachen!"

„Ich auch!" erwiderte der Oheim lächelnd, er betrachtete die Madonna, die mit süßer Miene aus dem Bett aufschaute, und er schmunzelte, indem er an ihren tiefen Fall und an den von papistischem Plunder gereinigten Altar dachte. Plötzlich aber ward sein Blick finster, er fragte: „Was liest du?" und nahm dem Kinde das Gebetbüchlein aus der Hand. Er erblickte ein Heiligenbild, wurde tiefrot im Gesicht, seine Stirnader trat wie ein Wurm heraus, er knirschte mit den Zähnen und warf das Büchlein weit weg. Es flog in langem Bogen hinaus und wie eine vom Habicht gezauste Taube Federn läßt, so verlor es auf seinem Weg einen Schwarm von einliegenden Heiligenbildern und fiel mit dem roten Ledereinband nach oben ins grüne Gras des sonnigen Schloßhofes, während die Bilderzettel noch schwankend durch die stille Luft sanken.

Jacobea sah dem Buche nach und rief:

„Das arme Buch!" Dann erhob sie sich rasch, umschlang mit dem einen Arm den Markgrafen, ergriff mit der andern Hand seine Hand und, ihren dünnen Leib eng an ihn drängend und den Kopf zu ihm empordrehend, rief sie: „Oheim, zürnt mir nicht! Seid wieder lieb! Ich kann doch nichts machen!"

„Du sollst von diesem papistischen Götzendienst lassen!" schrie er.

Sie schüttelte mit begütigendem Lächeln den Kopf, dann sagte sie:

„Aber, Oheim, wie soll ich denn das machen?! Das ist doch nicht möglich! Wenn Ihr mir alle Bücher und Bilder wegnehmt, so kommen nachts im Schlaf die Heiligen selber zu mir und stärken mich und helfen mir treu und standhaft sein. Das muß ich doch! — Gelt, Ihr meint es auch nicht so!"

Sie schaute mit so klaren, unschuldigen und tapferen Augen zu ihm auf, daß er ihr schmales altes Kindergesicht zart zwischen die Hände nahm und gespannt prüfte, und im Betrachten der vertrauten reinen, unversehrten Züge fühlte er plötzlich, daß dieses Kind nicht an Haß und Bosheit glaube, er fühlte sich entwaffnet und tief verwirrt, er starrte über sie weg und schüttelte langsam den Kopf, er ließ sie los, wandte sich und schritt mit verdunkelter Stirn rasch auf jene Tür zu, hinter der die andern Herrn verschwunden waren. Er stieß sie auf und warf sie heftig zurück, so daß sie dem lauschenden Lakaien, der nicht flink genug war, hart an den Schädel schlug. Er durchschritt den Vorraum und betrat den Sitzungssaal, die aufstehenden und sich verbeugenden Herrn seines Rates begrüßte er, ohne sie anzuschauen, mit einem leichten Winke der Hand, ging ungewöhnlich eilig zu seinem Sitze am Kopfende des Tisches und begann alsbald in den daliegenden Papieren zu blättern.

Des Markgrafen Begleiter, sein Jugendfreund, der Garde- und Trabantenhauptmann Leuprant Gößlin, Sohn des Pforzheimer Altbürgermeisters Alt-Peter Gößlin, war bei dem Zornesausbruch seines Herrn sofort umgekehrt, den Korridor zurückgeschritten, die nächste Treppe hinabgestiegen und erschien unten im Schloßhof, als Jacobea, von ihrem Oheim allein gelassen, sich über den Balkon lehnte und nach dem roten, von Vergoldung blinkenden Lederband und den verstreuten Bildern im Grase ausschaute. Er ging gelassen über den Platz, hob das Buch auf, sammelte die Bildchen und trat wieder in das Haus. Mit gleichmäßigem Schritte kam er den Gang entlang und war etwas enttäuscht, den Markgrafen nicht mehr bei dem Kinde zu finden. Er runzelte unzufrieden die Stirn, während er das Buch auf das Puppenbettchen legte, dann fragte er Jacobeen:

„Hat der Oheim nicht nach mir gefragt?"

Sie schüttelte den Kopf und setzte mit schwimmenden Augen hinzu:

„O, ich hab ihn so erzürnt! Und den Rosenkranz da hat er noch nicht

einmal gesehen! Es tut mir so leid; aber ich konnte doch das Buch nicht verstecken, als ihr kamet! Nicht wahr?"

„Gewiß nicht! Und der Oheim zürnt dir auch nicht. Er braust nur rasch auf; sicherlich war es ihm gleich wieder leid."

Das Kind ergriff dankbar seine Hand, legte zutraulich den Kopf an seinen Arm und bat:

„Ach, bleibe noch ein bißchen bei mir! ich bin so traurig."

Da lehnte er sich gegen das Balkongeländer und erwiderte lächelnd:

„Sie werden drin ja zur Not ohne mich fertig werden!"

„Weißt du, Leuprant," fing sie mit bekümmerter Miene an, „wenn der Oheim nur zur Mutter Gottes beten wollte! Die würde gewiß für ihn bitten und sorgen, daß er nicht mehr so leicht in Zorn fiele."

Gößlin strich ihr zärtlich über die krankhaft feine blasse und weiche Hand, sah ihr in die ernsten Augen und erwiderte nichts.

„Du antwortest mir nicht," sprach sie vorwurfsvoll, seine Hand pressend und ziehend, „wie wenn ich zu dumm wäre! Aber ich verstehe immer alles, was ihr redet. Sage mir, was du meinst! Ich sage dir ja auch, was ich denke. Warum wollt ihr nicht zur Mutter Gottes beten?"

Er hob das Kind empor und setzte es auf die Balkonbrüstung, an der er lehnte, umschlang es mit seinem Arm und sagte, vor sich hinschauend:

„Warum? Weil wirs nicht verstehen. Ihr habt es als Kinder gelernt, drum betet ihr zur Madonna und zu den Heiligen und, wenn ihr fromm seid, helfen sie euch. Uns dagegen hat man gelehrt: Christus ist der Helfer, an ihn muß man sich wenden!" Er sah sie an, die in angespanntem Denken an ihm vorbeiblickte, und er fuhr fort: „Wenn du eine Bitte an deinen Oheim hast, steckst du dich dann hinter mich oder sonst jemand, der deinen Wunsch beim Herrn anbringen soll, oder gehst du selbst zu ihm?"

„Ich gehe selbst."

„Genau so meinen wir, es sei kein Vermittler mit Christus nötig, kein anderer Vermittler als unser Glaube an ihn, unser Heilsbegehren, unser Wille, ihm ähnlich zu werden."

Sie schaute ihn überrascht mit großen Augen an und entgegnete kopfschüttelnd:

„Aber! Mein Oheim ist doch ein Mensch, und was ich von ihm will, ist ja doch nichts Rechtes, ein Hund oder ein Kleid! Christus aber ist unser Heiland und unser Richter — da fürchten wir uns doch! Wir sind doch voll Sünde und verdienen seine Hilfe gar nicht. Darum gehen wir zu den Heiligen, die für uns bitten. Und wenn ihm das mißfiele, so würden sie uns doch nicht helfen. Und sie helfen uns doch! O! wie oft hat mir die Mutter Gottes schon geholfen!"

„Ja, Kind," murmelte er, „da hast du recht."

„Nein,“ rief sie erregt, „du sagst mir wieder nicht alles!“

„Ich würde dir gern alles sagen, wenn ich es wüßte. Du bist fest in deinem Glauben und hast deine Glaubenserfahrung, darum läßt sich nichts dagegen sagen, und ich bin fest in meinem Glauben, — — drum hat mich ja auch dein Oheim nicht kalvinisch machen können.“

„Warum ist mein Oheim kalvinisch geworden und mein seliger Vater katholisch, wenn sie doch lutherisch erzogen waren? Du sagtest, es käme auf die Erziehung an!“

Er zuckte mit den Achseln und sprach:

„Du mußt mich nicht fragen; das begreif ich so wenig wie du. Deinen hochseligen Vater, den Markgrafen Jacob, hab ich nicht genauer gekannt. Daß dein Oheim, den ich vom fünften Jahr an kenne, kalvinisch wurde, das nimmt mich freilich weiter nicht wunder; er war immer unduldsam, von seiner Sendung durchdrungen, keinem Zweifel zugänglich. — Es mag so sein, daß jeder seinen Glauben mit auf die Welt bringt, aber erst nach und nach erkennen lernt; viele wissen ja nie recht, was sie eigentlich glauben, weil sie mit ihrem Glauben nie in die Enge kommen.“

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Es kann nur einen wahren Glauben geben!“

„Aber, wer ihn erkennen will, muß sein Leben dran setzen!“

„Aber ich kenn ihn doch!“ rief sie.

„Ja — drum laß dir ihn nicht stören — und halte fest an ihm — und danke Gott dafür!“ Er sprach gedämpft und stockend und es klang, als wollte er noch mehr sagen; aber er verstummte und schaute versonnen vor sich hin. Da schwieg auch Jacobea.

Der Markgraf hatte unterdessen eine Zeitlang in den Schriftstücken, die seinen schweren Tisch bedeckten, eifrig gelesen. Nun warf er sich in seinen Stuhl zurück, reckte sich, stützte seine Hände fast unter den Achseln in die Seiten, so daß sich die Brust gewaltsam vorwölbte, und überlegen durch die Nase lachend sprach er:

„Das trifft sich ja gut. Seine Majestät der Kaiser befiehlt mir, all meiner Vorstellungen ungeachtet, aufs neue, die obere Markgrafschaft Baden-Baden dem Herzog Maximilian von Bayern als Administrator zu übergeben, bis mein Streit mit meinem Vetter, dem Markgrafen Eduard Fortunatus, beigelegt sei. Zugleich bekomme ich Nachricht, daß Eduard Fortunat von seinen Reisen, die er zur Hetze gegen mich unternommen hatte, ohne Erfolg zurückgekehrt ist, daß ich also wieder vor Gift und Hinterhalt und Zauberei auf der Hut sein muß. Doktor Reuter, nehmt Euch der Antwort an Seine Majestät den Kaiser an! Es scheint, daß man in der kaiserlichen Kanzlei die Rechtslage noch nicht verstanden hat — oder nicht verstehen will; laßt Euch also nicht verdrießen, die Sache noch einmal ab

ovo zu beginnen. Erinnert an den Teilungsvertrag der beiden Markgrafschaften von 1535, in welchem festgesetzt ward, daß im Verschuldungsfalle des einen Teils der andere Teil Mitschuldner sein müsse und dafür das Recht habe, den verschuldeten Teil zu besetzen und bis zur Entschädigung in Pfand zu halten, eben damit das Gesamthaus keinen Gebietsschaden erleide. Betont mit allem Nachdruck, daß dieser Fall eintrat, als Markgraf Eduard Fortunatus von Baden-Baden sein Land so verwirtschaftet und überschuldet hatte, daß die Fugger im Begriff waren, ihre Hand darauf zu legen, daß es also nicht nur mein Recht, sondern meine unvermeidliche Pflicht war, die obere Markgrafschaft zu besetzen und mir als Administrator huldigen zu lassen. Der Kugel, dem Gift und der Zauberei des Eduard Fortunat bin ich bisher leidlich entgangen" — er stampfte zornig mit den durch des Vetters Zauberkünste halbgelähmten Beinen —, dann fuhr er fort: „ich hoffe auch dem Mißverständnisse und dem katholischen Übelwollen des Kaisers mit Gottes Hilfe zu trotzen." Er schlug einen kurzen Faustнieb auf den Tisch, fuhr empor und stand einen Augenblick mit zorngerötetem Antlitz in die Ferne schauend da; dann setzte er sich, mit der Hand zur Begütigung durch die Luft fahrend, und sprach ruhig: „Schreibt rechtsbewußt, gelassen, unnachgiebig!"

Er reichte dem Rate Jost Reuber das kaiserliche Schreiben und suchte wieder in seinen Papieren, hob aber, als habe er etwas versäumt, noch einmal den Kopf und fragte, in die Runde blickend:

„Oder — ist einer der Herren Räte anderer Meinung?"

Da er nur Zustimmung fand, so ließ er den Blick zu den Briefen und Akten zurückkehren. Da war ein zweites Schreiben aus der kaiserlichen Kanzlei, das ihm aufs neue befahl, die Töchter seines verstorbenen Bruders Jacob den katholischen Vormündern zu übergeben, und ihm im Weigerungsfalle mit der Reichsacht drohte. Er war keineswegs geneigt, die beiden Mädchen, von denen er besonders das jüngere zärtlich liebte, wieder von sich zu lassen, nicht einmal zu ihrer eigenen Mutter, die in zweiter Ehe mit dem Grafen von Hohenzollern vermählt war; nachdem er sich aber vorhin gegen den kleinen Liebling hatte hinreißen lassen, machte ihm jetzt der Gedanke, rücksichtslos über sie bestimmen zu sollen, nicht geringes Unbehagen; er beauftragte drum nur mit kurzen Worten die Räte, die Sache bis zur nächsten Sitzung in Erwägung zu ziehen und auf Wege zur Umgehung des Befehles zu sinnen.

Dann griff er nach dem Berichte des Pforzheimer Obervogts Johann von Münster und der dabeiliegenden Beschwerde des Superintendenten Ungerer. Langsam blätternd überflog er noch einmal die Seiten, warf den Räten nur das Wort:

„Pforzheim!" hin, fügte auffahrend hinzu:

„Jetzt krieg ich sie, die Hartschädel!“ und ging einige Male hinter seinem Stuhle hin und her. Dann setzte er sich wieder, blickte die Versammelten an und fragte:

„Hat vielleicht jemand eigene Nachricht über die Pforzheimer Begebenheit erhalten?“

Der und jener hatte das und jenes erzählen hören, der Geheimrat von Storschedel aber sprach:

„Meine Schwester Menzingen, die sich zur Zeit in Pforzheim aufhält, hat mir von dem Vorfall am Sonntag geschrieben und zwar ungefähr dasselbe, was der Superintendent schreibt.“

Der Markgraf runzelte die Stirn. Freiherr von Storschedel setzte hinzu:

„Der Brief steht zu Ew. Fürstl. Gnaden Verfügung.“

Der Markgraf erwiderte ablehnend:

„Ich danke. Wenn er nichts anderes sagt als der des Superintendenten, so ist er entbehrlich.“

„Er schien mir das Gewicht der Beschwerde des Superintendenten zu verdoppeln,“ versetzte der Geheimrat.

„Mir nicht!“ entgegnete der Fürst nachdrücklich und starrte in die Luft.

Empört blickte von Storschedel seinen Herrn an und schien nach einem scharfen Wort zu suchen, sprach aber nicht, biß auf seine Lippen und setzte sich mit zögernder, zäher Langsamkeit.

„Hauptmann Gößlin!“ rief der Markgraf, sich nach ihm umschauend, fragte: „Wo ist denn der Hauptmann?“, ergriff, ohne die Antwort abzuwarten, die vor ihm stehende Messingglocke, schüttelte sie heftig und wartete stirnrunzelnd, bis der Diener zur Tür hereintrat und sich des Befehls gewärtig hinstellte.

„Hauptmann Gößlin!“ befahl der Fürst und blieb, als der Diener wieder abgetreten war, nachdenklich still. Er dachte an Jacobea, an den Widerstand, den er wie in Pforzheim so auch bei ihr traf, und der Gedanke, daß Gößlin wohl bei ihr geblieben sei, um sie zu beruhigen, erregte seinen Trotz. Gewiß, der Zornesausbruch war überflüssig, aber sein Wille und Ziel war gut! Aberglauben und Irrtum auszurotten, die kristallene Durchsichtigkeit der göttlichen Wahrheit den Menschen zu zeigen, zu schenken, aufzuzwingen, das war seine Pflicht! Weiß dieses Kind, was ihm frommt? Weiß es der Wollenweber und Flößer, der kaum am Sonntag eine Stunde lang an seiner Seele Heil denkt?

Hauptmann Gößlin trat ein und mit leichtem Schritt auf den Markgrafen zu, neigte seine hohe Gestalt und murmelte:

„Ew. Fürstl. Gnaden befehlen“ —

Ernst Friedrich sah ihm prüfend in die lebenslang vertrauten Augen und konnte nichts als die gewohnte ernste Ruhe finden; nur zuletzt zogen sich die

Brauen zusammen, um ein aufstrahlendes Lächeln zu verdecken. Der Markgraf empfand den freundschaftlichen Grund des Lächelns, unwillkürlich lächelte er mit und sprach:

„Ich danke.“ Dann wies er mit der Hand nach Gößlins Stuhl und fuhr, als jener ihn eingenommen hatte, fort:

„Hast du besondere Nachrichten über den Vorfall in der Pforzheimer Kirche?“

„Ich habe all die Übertreibungen gehört, die durch die Gassen laufen und in den Weinstuben zum Überdruß wiederholt werden: daß der Obervogt in der Kirche verprügelt worden sei, daß er den Superintendenten von der Kanzel weg verhaftet habe, und was des Unsinns mehr ist. Zuverlässiger Bericht aber sagt mir nur dasselbe, was der Obervogt selbst meldet, daß nämlich Herr von Münster mit bedauerlichem Miß- oder Ungeschick seine guten Karten verspielt habe.“

„Seine — guten Karten — verspielt?“ wiederholte Ernst Friedrich und setzte mit schwerem Kopfnicken hinzu: „Mhm! Die Dinge lägen demnach so, daß wir nicht umhin könnten, Unserm Obervogt Unsere Mißbilligung auszusprechen!“

Hauptmann Gößlin verbeugte sich mit regungsloser Miene, unter den Räten war eine kleine Bewegung, Räuspern und Murmeln der Überraschung.

„Und mit Superintendent Ungerer — was machen Wir mit dem?“

„Nachdem der Superintendent,“ begann Gößlin, „zwar den ersten Anstoß gegeben, dann aber eine würdige und friedfertige Haltung zu wahren und größeres Ärgernis zu verhindern wußte“ —

„— könnten Wir ihm Unsere Anerkennung nicht versagen, meinst du?“

„— würde es vielleicht genügen, ihn in den Tadel gegen den Obervogt einzuschließen, meinte ich. Ew. Fürstl. Gnaden Vorschlag scheint mir allerdings bedeutend feiner zu sein.“

„Also,“ sprach der Fürst mit ungeduldigen Blicken, „eine Komödie, einen Kirmesspaß möchtest du daraus gemacht haben!“

„Ich könnte mir keine weisere Erledigung denken,“ entgegnete der Hauptmann mit unbefangener Miene.

„Du friedlicher Krieger, du!“ rief der Markgraf und lachte ihn mit überlegen blitzenden Augen an. „Verzeih, ich bin anderer Meinung!“

Gößlin lächelte bescheiden und setzte sich bequemer in den Stuhl zurück.

„Rat Tischelin, dürfen wir Euere Ansicht hören?“ fragte der Fürst.

Tischelin erhob sich, riß die runden Augen auf, zwischen denen eine Gurkennase herabhing, wiegte sich befangen vor und zurück, so daß sein rundes Bäuchlein von der Tischkante jeweils eingedrückt wurde und sich dann wieder rund spannte, und mit unsicheren Seitenblicken sprach er:

„Die Pforzheimer haben bisher getan, als gelte Ew. Fürstl. Gnaden

Religionserlaß nicht für sie. In väterlicher Geduld haben Ew. Fürstl. Gnaden immer noch Nachsicht zu üben geruht. Nun hat der Superintendent Ungerer mit teuflischem Undanke gelohnt, indem er das Bekenntnis Ew. Fürstl. Gnaden dem Spotte preisgab. Ich würde glauben, mich eines ähnlichen Undanks schuldig zu machen, wenn ich Ew. Fürstl. Gnaden riete, in der von der eigensinnigen Stadt verschmähten Geduld und Güte zu verharren." Er schielte mit seinen Kugelaugen rechts und links über die lange Nase hinweg, ließ sein Bäuchlein noch einmal von der Tischkante zurückprallen und setzte sich.

Die meisten Häupter bewegten sich zu gewichtigem Nicken des Einverständnisses.

„Ja," fing der Markgraf leichthin an, „die Sache liegt ja sehr einfach. Ein Pfarrer, der die landesherrlichen Verfügungen mißachtet, der sogar hetzt gegen den Willen des Landesvaters, ist unbrauchbar: Superintendent Ungerer ist abgesetzt! Wen setzen wir an seine Stelle, welchen unserer getreuen reformierten Diener?" Mit dieser Frage wandte er sich an die Räte Paul und Reuber.

Doktor Jost Reuber erhob sich, ein zierlicher Gelehrter, neigte sein feines, bartloses Gesicht auf die Seite, ließ die Augen versonnen stehen, hob den hageren Finger der rechten Hand, ganz als lauschte er auf einen fernen Laut, und sprach zögernd mit kindlich pfiffigem Lächeln:

„Ja — das ist die Frage! Wen tun wir da hin? Das erfordert reifliches Nachdenken! — — Ich — denke, es eilt gar nicht damit." Er blickte sehr vergnügt um sich. „Die Pforzheimer — die sind ein trotziges Volk! — Quadratschädel, wie Ew. Fürstl. Gnaden zu sagen beliebte! Wenn wir ihnen gleich einen reformierten Superintendenten schicken, — wer weiß, wie sie ihm aufspielen! Darum ist mein Rat, lassen wir sie erst weich werden! Lassen wir sie ohne Seelsorger! Lassen wir sie fühlen, was Unduldsamkeit heißt! Wir lassen sie Hunger und Durst kriegen nach dem Segen des göttlichen Wortes, daß sie in sich gehen! Ja — wir setzen nicht nur den Superintendenten ab," er schaute verschmitzt im Kreise herum, nickte und zwinkerte triumphierend, „wir ziehen sie allesamt ein, auch den Pfarrer in der Altenstadt und den Helfer und den Spital!" Er schaute tiefbetroffen nach allen Seiten, nickte traurig und sprach: „Dann gut Nacht um sechse! — — — Nach zwei Wochen, nach drei Wochen schicken wir sorgsam ausgewählte reformierte Geistliche zum Ersatz und wir können gewiß sein, daß die Pforzheimer für die neue Seelsorge — — dankbar sein werden." Er prüfte offen die Mienen der anderen Räte und wandte sich dann zum Markgrafen mit den Worten: „Ich hoffe, daß Ew. Fürstl. Gnaden an diesem Vorschlag etwas Brauchbares finden."

„Hm", machte der Fürst und sah überlegend vor sich hin. „Nicht übel!

Nicht übel! Es hat was für sich! Vielleicht vermeiden wir so jeden weiteren Widerstand. — Seid klug wie die Schlangen! Ja! Gut! So wirds gemacht! Morgen früh geht die Suspendierung der Geistlichen nach Pforzheim. Alles andere bitte ich vorzubereiten."

Geheimrat von Storschedel erhob sich. Er war blaß, seine hellen flachliegenden Augen zuckten über die gegenübersitzenden Räte hin und her, dann senkte er stirnrunzelnd den Kopf und schloß die Augen; endlich wandte er sich mit einer Verbeugung an seinen Fürsten und sprach mit eintöniger Stimme:

„Es trifft sich, daß mit dem Angriff auf das Religionsbekenntnis der Stadt Pforzheim ich als Angehöriger der Stadt wie als Bekenner des lutherischen Glaubens mitbedroht werde. Auch nur den Anteil eines überstimmten Ratsmitgliedes an den Plänen und Entschlüssen gegen Pforzheim zu haben, ist mir so unerträglich wie der Gedanke, mit gegnerischen Wünschen im Rate Ew. Fürstl. Gnaden zu sitzen: geruhen Ew. Fürstl. Gnaden mich meines Amtes als Landhofmeister und Geheimrat zu entlasten."

Der Markgraf blickte unter zusammengeschobenen Brauen finster auf den Redenden hin, während seine blasse Linke seinen roten Kinnbart zwirbelte; dann richtete er sich auf, ließ die Linke hart auf den Tisch fallen, stemmte die Rechte in die Seite und sprach kühl:

„Freiherr von Storschedel, wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Ich muß Euer Gesuch genehmigen."

Storschedel trat vor den Fürsten hin, verbeugte sich tief und verließ den Saal.

Ernst Friedrich sah eine Weile nachdenklich über die Schulter zum Fenster hinaus, über den noch jungen Schloßpark, über Felder und Wiesen hinweg zum Turmberg, dessen gestreckte, rebenbepflanzte Pyramide voll Sonne lag und dessen Wartturm in einen flimmerndblauen, heißen Himmel auftrotzte —, dann als des Weggegangenen Schritte verklungen waren, hob er ein wenig die Hand gegen die Räte und sagte:

„Ich danke den Herren."

Alle verließen tiefgrüßend das Zimmer, nur Gößlin blieb wie bisher scheinbar teilnahmlos sitzen.

„Nun?" fragte der Fürst, als sie allein waren, „willst du mir auch den Strohsack vor die Tür werfen wie der Storschedel?"

„Ich denke nicht daran."

„Du bist doch nicht weniger Lutheraner und Pforzheimer als er!"

„Mein Luthertum leidet hier keine Not, und meiner Heimat kann ich jedenfalls mehr nützen, wenn ich hier bleibe und versuche, den Herrn Reuber und Commali und Peblitz gelegentlich einen Prügel durch die Räder zu schieben, — am meisten freilich glaube ich damit dir zu nützen."

„Ja“, brummte der Markgraf, „du bist wieder einmal anderer Ansicht!“ Er zuckte mit den Achseln und sah über die Schulter zum Fenster hinaus. Von der Aussicht gefesselt, rückte er plötzlich den Sessel herum, lehnte sich bequem zurück und sagte mit abwägenden Blicken:

„Da haben wir einen Fehler gemacht! Wenn das so weiter wächst, werden wir vom Turmberg bald nichts mehr sehen. Die Parkbäume, die rechts an die Allee stoßen, in zehn Jahren verdecken die uns den halben Bergzug. Das darf nicht sein!“

Er sprang auf und trat zum Fenster, wohin ihm Gößlin folgte.

„Die Anlage,“ sprach dieser, „ist eben vom weißen Saal aus berechnet! Von dort läuft die Allee aus.“

„Ich kann doch nicht immer in den weißen Saal, wenn ich den Turmberg sehen will! Und wenn wir im weißen Saal sind, dann gucken wir nicht nach dem Turmberg! Wir müssen das ändern, sonst haben wir eines Tages nichts als Bäume vor der Nase! Ohne diesen Höhenzug — — kann ich gar nicht sein.“ Er blickte gespannt hinaus und versuchte, sich aus dem Vorhandenen das Bild des Gewünschten aufzubauen.

„Es wird nichts übrig bleiben, als die Allee zu verbreitern,“ meinte der Hauptmann.

„Ja — aber dazu ist der Park nicht tief genug. Und das Belvedere am Ende der Allee stimmt dann auch nicht mehr! — — Ich muß mit dem Gärtner und dem Architekten reden!“

Zögernd wandte sich Ernst Friedrich, durchmaß mit langsamen Schritten das Gemach, überstrich mit unwillkürlich prüfenden Blicken das dunkle Getäfel, den breiten Turm des blau und gelb gemalten Kachelofens, durchschritt das Vorzimmer, wo der Lakai die Flurtür aufriß; hier aber drehte er sich nach Gößlin um, legte seine linke Hand in dessen Arm und trat mit ihm hinaus.

Fast am andern Ende des Ganges zog Jacobea mit ihrem rollenden Wägelein dahin, und die beiden sahen ihr schweigend zu, bis sie um die Ecke verschwand.

„Ja, ja,“ fing der Markgraf an, „ich weiß wohl, ich kann dirs nicht mehr recht machen.“

„Umgekehrt“ —

„Zwar in der Sache mit Eduard Fortunat gibst du mir ja recht; aber in den Religionssachen willst du nun einmal nicht einsehen, daß ich recht habe.“

„Ich will schon. Ich kann nicht.“

„Willst nicht! Meinst du, es tue mir nicht weh, wenn ich das Kind da vorne in seinem Glauben beunruhige? Aber es handelt sich eben um mehr als das Kind! Mein Großvater Ernst und mein Großoheim Bernhard von Baden war evangelisch, ebenso dessen Sohn Philibert; als er starb, da

nahmen die katholischen Vormünder den Knaben weg und erzogen ihn katholisch und machten auch das Land wieder katholisch, und kein Kaiser hat sich darum gekümmert und Einsprache erhoben. Im Gegenteil, das ging ihm in den Sack! Drum haben wir in unsern badischen Stammländern verschiedene Religion. Und wie wenns an zwei Markgrafschaften nicht schon zu viel wäre, haben, als mein Vater zu früh starb, unsere Vormünder die eine Markgrafschaft gegen des Vaters Bestimmung wieder unter uns drei geteilt — also vier Markgrafschaften statt einer! Und richtig, Bruder Jakob geht her und wird katholisch und zwingt seinen Hochberger Teil auch dazu. Nun, Gott hat ihn ja abgerufen, ehe er es durchsetzte wider das Recht; kein Kaiser hätte ihn daran gehindert! Ja, warum soll denn gerade ich zurückhaltend und nachgiebig sein? — Für das willkürliche Recht des Kaisers werd ich jederzeit die üblichen Kanzleiphrasen bereit haben, aber soweit mein bißchen Macht reicht, soweit setz ich sie durch. Nachgeben werd ich erst, wann ich muß. Baden hab ich jetzt!" Er streckte den rechten Arm aus, hielt die Hand weit offen vor sich hin und schloß sie langsam mit festem Druck. „Eduard Fortunat und seine Bankerte kommen mir nicht mehr hinein! So fällt, wenn ich kinderlos bleibe, die ganze Markgrafschaft wieder zusammen an meinen Bruder. Siehst du nicht Gottes Willen und Plan darin, daß mein Bruder Jakob so früh und sein nachgeborenes Söhnchen alsbald wieder starb; ebenso darin, daß Eduard Fortunatus seine Markgrafschaft verschuldete, so daß ich nach dem alten Vertrag sie antreten mußte, und darin, daß er keine ebenbürtige Ehe geschlossen hat, seine Kinder also keinen Anspruch haben? daß sich so alles in meinen Händen sammelt? — ja, auch darin, daß ich ohne Kinder bleibe und nach meinem Tode mein Bruder oder sein Sohn wieder den ganzen Besitz vereinigen muß? Kannst du diesen Weg und Zwang des göttlichen Willens verkennen? Verstehst du nicht, daß ich, der ich von dieser Notwendigkeit und Bestimmung durchdrungen und ausgefüllt bin wie vom Blute meiner Adern, daß ich mich nicht mit zarten Bedenken und Rücksichten beunruhigen lassen mag?"

Sie waren im Gespräche umgekehrt und wieder umgekehrt und hielten nun vor einer Tür.

„Das begreife ich," erwiderte Gößlin. „Nur verstehe ich nicht, wie du dann selbst noch ein drittes Bekenntnis ins Land bringen magst! Wenn wir Evangelischen uns spalten und miteinander händeln, dann werden die Päpstlichen bald wieder die Hand in unserer Tasche haben!"

Der Markgraf schüttelte schon während Leuprants Worten den Kopf und sprach nun lächelnd:

„Ein drittes Bekenntnis? Glaube mir, es wird das einzige sein! Wir werden euch alle mitreißen. Du nimmst mir jetzt übel, daß ich die Pforz-

heimer zwingen will" — er schlug sich mit den gespreizten weißen Händen auf die breite Brust — „hats mich denn nicht auch gezwungen?"

Die Tür, vor der sie sprachen, wurde weit aufgetan, und eine hochgewachsene, kostbar gekleidete Frau ward innerhalb sichtbar, ein weicher Hals, ein weißes Gesicht, ein roter Mund, der an eine große Wunde gemahnte, graue, sehnsüchtige Augen. Sie lächelte den Markgrafen an, öffnete dabei den großen roten Mund, daß die starken Zähne leuchteten, und streckte ihm eine schmale, den runden Arm fast zu zierlich fortsetzende Hand entgegen.

Als wäre er in einen Hinterhalt geraten und in ein Netz, das keine Bewegung mehr zuließ, so starrte der Fürst aus seinen Gedanken heraus das weiße Gesicht an, gab sich dem zehrenden Blicke der schönen Augen hin, genoß wie einen Traumtrank den schmerzlichen Ausdruck, der beim Lächeln den etwas tierischen Reiz des Mundes und der Zähne rührend beseelte, trat hin und küßte die Hand, während Leuprant sich tief verbeugte. Dann drehte sich der Markgraf zu dem Freunde zurück und sagte stirnrunzelnd und mit Mühe zum Thema zurückfindend:

„Die Pforzheimer — die — die sollen wollen, dann müssen sie nicht!" und war schon wieder, wie der Eisenspan vom Magnet in Besitz genommen wird, an der Seite seiner schönen Gemahlin.

Diese erwiderte den ehrfürchtigen Gruß des Hauptmanns Gößlin mit einem freigebigen Blick ihrer glänzenden Augen, ergriff den Arm ihres Gatten und schmiegte sich an ihn, während ihre freie Hand geschwind noch dem türschließenden Pagen in die dunklen Locken fuhr, daß er den Schmerz kaum verbeißen konnte und die Luft laut durch die Zähne einsog.

(Fortsetzung folgt)

Die Großstadt

von Georg Reicke

Stadtluft macht frei. Wenn ich dieses mittelalterliche Rechtssprichwort, das seinerzeit als abgekürzter Ausdruck ganz bestimmter rechtlicher Beziehungen geprägt wurde, an den Beginn meiner Ausführungen setze, so ist damit gewissermaßen der Ton angeschlagen, auf den sie gestimmt sein werden. Auch ohne noch zu wissen, welchen geschichtlich bedingten Verhältnissen jenes kraftvolle Sprüchlein seinen Ursprung verdankt, fühlt man doch, daß in den Worten etwas mitschwingt, was ihren Sinn von seiner zeitlichen Gebundenheit befreit, daß die Worte unserm Ohr heute mehr sagen, sagen können, als sie ehemals sagten. Die nachfolgenden Ausführungen sollen Herkunft und Grund dafür darzulegen versuchen.

Von der Großstadt sollen sie erzählen, von diesem interessantesten aller modernen Probleme, von dieser Stätte der Gegensätze, des größten Reichtums und der größten Armut, der größten Schönheit und der ärgsten Häßlichkeit, die Jahres- und Tageszeiten in ihr Gegenteil verkehrt, uns die Blumen des Frühlings im Winter auf den Tisch zaubert und im heißesten Sommer die gefroreren Schlittschuhbahnen bereit stellt, in ihren Lebensformen neben allen ursprünglichen Neigungen ihre unnatürlichste Verkehrung wie eine selbstverständliche Pflanze emporwachsen läßt, neben feinster Blüte geistigen Lebens die maschinelle Dumpfheit erzeugt, neben den Molochen von Börse und Warenhaus, zwei echten Großstadtkindern, noch die Zwerge kleinhäuslichen Gewerbes und Hausierhandels duldet — — und die alle diese Gegensätze durch einen unerhörten Mechanismus beherrscht und verbindet, der auf den ersten Blick alles eher als Freiheit zu bedeuten scheint. Und doch soll es heißen: Stadtluft macht frei.

Schon der Anfang aller Städteentwickelung steht unter einem auffallenden Gesetz des Gegensatzes. Für einen unbefangenen Sinn liegt nichts näher als die Annahme, daß das Land frei mache. Seine allgemeine Zugänglichkeit, der Mangel von zurückhaltenden Toren und Mauern, die erschwerte Möglichkeit, weite Striche tatsächlich zu beherrschen, scheint im besonderen Maße den Boden für die Saat der Freiheit zu liefern. Aber die Geschichte straft uns Lügen, das Gegenteil war der Fall. Den Städten, den Großstädten insbesondere, war es vorbehalten, jene Saat zum Wachstum und zu schöner Reife zu bringen und es ist eine der anziehendsten Aufgaben für den rückwärts gewandten Blick, diesen Werdeprozeß zu verfolgen.

Wir kommen auch nicht darum herum, ihn uns wenigstens in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen, wenn wir der Entwickelung der Großstadt und damit ihrem Wesen näher kommen wollen. Denn diese moderne Groß-

stadt, die wir so gern geneigt sind, für ein Eigengeschöpf unserer modernen Zeit zu halten, steht als rechtliche Schöpfung und eigenartiges Gebilde ganz und gar auf den Schultern des Mittelalters. Und wenn ich vorweggreifend als das Urteil eines so bedeutenden Gelehrten wie Otto Gierke die Worte zitiere. „Unsere gesamte heutige Rechts- und Staatsauffassung ist aus den Anschauungen des Mittelalters erst durch das Medium der Städte erwachsen", so wissen wir schon von vorneherein, daß es auf kein kleines Ziel hinauswill. Aber auch die Organisation, die Verwaltung der Großstadt, wie sie uns heute umgibt, ist keine Erfindung von heute und gestern, vielmehr eine bewußte Übernahme und Weiterbildung derjenigen Formen, welche die mittelalterliche Großstadt aus ihren Bedingungen heraus geschaffen hat. Auch zum Verständnis der heutigen großstädtischen Verwaltung gilt es daher, den Blick zurückzulenken zu jener, welche die Wiege der modernen Großstadt gewesen ist.

Schon die ersten beiden Fragen, die sich uns erheben: was ist eine Großstadt und wann ist sie entstanden? führen uns weit in die Vergangenheit zurück. Eigentlich ist es ja nur eine Frage. Denn daß jede Großstadt auch einmal eine Kleinstadt war, daß sie aus bescheidenen Anfängen emporwachsen mußte, selbst dann noch, wenn sie das erstaunliche Wachstum hatte, wie es manche amerikanischen Großstädte aufweisen, liegt auf der Hand. Und so wird für die Großstadt aus der Frage nach dem: was ist sie? mehr eine Frage nach dem: seit wann ist sie's, seit wann dürfen wir von Großstädten sprechen?

Wenn wir vom Mittelalter hören und der hohen Städtekultur, die ihm eignete, wenn Namen wie Augsburg, Worms, Speyer, Straßburg und manche andere an unser Ohr klingen, dann fühlen wir uns zweifellos zu der Annahme berechtigt, daß wir es hier mit den Großstädten des damaligen Deutschland zu tun haben. W i e groß sie gewesen sind, dafür fehlen uns, insbesondere für das frühere Mittelalter, leider unbedingt sichere Angaben. Man hat früher mit Zahlen von etwa hunderttausend Seelen gerechnet. Das hat man wohl endgültig als Irrtum aufgegeben. Man nimmt jetzt an, daß im Mittelalter keine Stadt mehr als fünfundzwanzigtausend Seelen gehabt hat. Für Nürnberg und Straßburg ist im fünfzehnten Jahrhundert eine Einwohnerzahl von zwanzigtausend überliefert, für Augsburg von achtzehntausend, für Frankfurt a. M. wird sie auf zehntausend, für München auf fünftausend für das fünfzehnte Jahrhundert, auf fünfzehntausend für den Anfang des sechzehnten Jahrhundert geschätzt, Berlin muß sich mit vier- bis fünftausend begnügen. Man sieht, alles für unsere Verhältnisse recht bescheidene Zahlen, aber doch waren das ihrerzeit mächtige, große, blühende Orte, die auch zweifellos den Namen Großstädte führten und verdienten.

Aber auch schon aus den Zeiten des frühen Mittelalters wissen uns Urkunden von Großstädten (majores civitates) zu erzählen. Weit jedoch vor die Zeit der Ottonen, der eigentlichen sogenannten Städtegründer, dürfen wir das Entstehen von Städten im Rechtssinne und also auch von Großstädten nicht setzen, jedenfalls waren sie dem fränkischen Staatsrecht noch unbekannt, genau ebenso wie der alten germanischen Verfassung.

Denn — das verdient gleich hier hervorgehoben zu werden: die sehr nahe liegende Vermutung, daß die deutschen Städte im Wege langsamer Entwickelung aus den alten Römerstädten erwachsen seien, deren es ja an der Donau und in den Rheingegenden gar nicht wenige gegeben hat, diese Vermutung ist durch die Geschichtsforschung endgültig widerlegt worden. Die Erscheinung ist immerhin auffällig. Man wird zur Erklärung sich vorstellen müssen, daß ein großer Teil dieser Städte in den Zeiten der Völkerwanderung zerstört wurde. Aber auch, wo sie im Besitz ihrer Mauern geblieben sind, ist nachweisbar, daß sie während der Frankenzeit hinsichtlich ihrer rechtlichen Stellung sich in nichts von der der Dörfer unterschieden. Da wir nun weiter hundertfältig aus urkundlichen Quellen ersehen, daß neue Städte ganz anderswo, als an den Stellen solcher alten römischen Kastelle und Munizipien emporgewachsen sind, so muß in beiden Fällen die Stadtwerdung auf andere Keime zurückgeführt werden.

Die Frage nach diesem Ursprung nun, die Frage, woraus ist die eigenartige Schöpfung der Städte zu erklären, gehört zu den meist umstrittenen der ganzen deutschen Geschichte. Lange hat es wie ein dichter Schleier über den Anfängen des deutschen Städtewesens gelegen und auch jetzt, nachdem mehr als ein Menschenalter hindurch hervorragende Gelehrte und glänzende Köpfe sich mit der Klärung der Frage beschäftigt haben, liegt es nicht so, daß sich eine ihrer Theorien als die unbestritten herrschende vortragen ließe. Auf die widerstreitenden Meinungen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wenn ich auf die Arbeiten von Nietsch, Sohm, Hegel, von Below, Schröder, Rietschel verweise, so habe ich wenigstens die Namen genannt, denen wir die wertvollsten Anregungen und Aufklärungen zu diesem Thema verdanken. Für unseren Zweck muß es genügen, mit ein paar Strichen das ungefähre Bild jener Entwickelung zu zeichnen.

Es versteht sich fast von selbst, daß die günstige örtliche Lage an einem schiffbaren Strom, an einem bequemen Flußübergang, der erste Anlaß sein mußte, daß Menschen sich zusammen ansiedelten, daß auch die mächtigsten Gewalten jener frühen Zeit, der König und seine Vertreter, die Fürsten, sowie die Kirche und ihre Vertreter, die Bischöfe, sich mit Vorliebe an solchen Orten niederließen, sich Burg und Kirche daselbst erbauten und ihr weltliches und geistliches Gefolge mit hinzogen. Und es war zunächst wohl nur eine durch die allgemeine Unsicherheit im Lande gebotene Maßnahme,

wenn vielfach solche Siedelungen dazu übergingen, sich mit Wall und Graben, mit Mauern und Befestigungen zu umgeben. Es liegt nahe, in diesen Befestigungen das erste Kennzeichen der Stadtwerdung zu erblicken, und nicht nur das alte Rechtssprichwort: „Bürger und Bauer scheidet nichts als die Mauer", sondern mehr noch der heute übliche Sprachgebrauch, der die Einwohner einer Stadt als „Bürger", also als Bewohner einer Burg bezeichnet, scheint geradezu dahin zu verführen. Aber die ungläubige Wissenschaft hat uns wieder einmal belehrt, daß bei weitem die meisten Burgen kein Stadtrecht besaßen und daß zahlreiche Orte, die schon lange vorher Stadtrecht erhalten hatten, erst im vierzehnten Jahrhundert mit einer Mauer befestigt wurden. Das entscheidende Merkmal werden wir also doch in anderem suchen müssen. Es scheint, daß dies der Markt gewesen ist. Fast alle Stadtgründungen des inneren Deutschlands, deren Anfang wir verfolgen können, gehen auf ausdrückliche Marktgründungen zurück. Nicht auf vorübergehende Märkte; solche kannte auch schon die fränkische Zeit. Die Neuerscheinung, die jetzt gewissermaßen aus dem Dunkel auftaucht, besteht darin, daß Orte ständig Märkte sind, und zwar von Rechts wegen.

Wie war das zugegangen? Wie wurde ein Markt? Selbstverständlich waren zunächst Bedürfnis und Möglichkeit dauernden Handelverkehrs entscheidend. Das Zusammenwohnen zahlreicher Personen an einem Orte, wie an der Stelle einer Königsburg, eines Bischofsitzes mit Kirche mochte den ersten Anlaß geben. Der Schutz von Mauern und Reisigen dahinter kam als erwünschte und oft wohl recht nötige Sicherung hinzu. Die günstige geographische Lage an Fluß oder Landstraße, die den Verkehr der Waren auch für auswärts Wohnende erst ermöglichte, beförderte die Gründung. Letzteres war wohl vielfach auch der Grund, daß der Marktplatz nicht innerhalb der Mauern gewählt wurde, wo es in jenen frühen Zeiten überdies oft recht eng sein mochte, während draußen im Schutze der Mauern die Märkte sich nach Bedürfnis ausdehnen und wachsen konnten. Jedenfalls kehrt immer die Erscheinung wieder, daß der Markt nicht in, sondern neben einer schon bestehenden Ansiedelung, einer sogenannten hofrechtlichen Ortsmarkgemeinde entstand, auch zum Beispiel neben, nicht in den alten Römerstädten. Aber alle jene soeben hervorgehobenen Tatsachen machten den Markt noch nicht zur Stadt im rechtlichen Sinne. Das geschah erst durch Verleihung des Marktrechts.

Die Errichtung eines Marktes war von Anfang an ein Vorrecht des Königs. Aber wie alle Regalien konnte er auch dies Privileg auf andere übertragen. So erfolgten die Marktgründungen entweder durch den König selbst auf dessen eigenem Boden oder auf Grund königlichen Marktprivilegs durch einen geistlichen oder weltlichen Grundherrn auf dessen Boden für einen bestimmten räumlich begrenzten Platz. Die Folge davon ist, daß jeder

Markt seinen Marktherrn haben mußte. Tatsache ist jedenfalls, daß eine Marktverleihung zugunsten einer freien Gemeinde nicht nachweisbar ist.

Was bedeutete aber nun diese Verleihung von Marktrecht? oder, wie es in Norddeutschland vielfach heißt, von Weichbildrecht? Die Lösung gibt uns Süddeutschland an die Hand, indem hier die Ausdrücke Marktrecht und Burgrecht vollkommen gleichbedeutend gebraucht werden. Das Burgrecht nun ist das Recht des königlichen Burgfriedens. Durch seine Verleihung werden die Beliehenen in übertragener Bedeutung Angehörige der Königsburg, werden die Ansiedler des Markts zu „Bürgern" in diesem Sinne. Eine deutliche Bestätigung erfährt diese Auffassung durch die vielerorts überlieferten Wahrzeichen der Städte. Das älteste Wahrzeichen des Marktes ist das Kreuz. Aber dieses Kreuz hat nichts mit dem christlichen Kreuz zu tun, ist vielmehr ursprünglich ein Ständer gewesen, an dem Schwert, Schild, Hut und Handschuh des Königs hängen zum Zeichen, daß der König hier anwesend ist, daß sein königlicher Friede hier herrscht. Allmählich wurde aus dem Kreuzständer eine Säule, an der Handschuh und Schwert hingen, bald auch die Gestalt eines Schwertträgers, und auf dem Wege über Roland, den sagenhaften Schwertträger aus Karl des Großen Tafelrunde, wurde dieses Kreuz in vielen norddeutschen Städten zu den bekannten heute noch vorhandenen Rolandsäulen, von denen wenigstens eine aus Rückerts berühmtem Verse:

„Roland der Ries' am Rathaus zu Bremen . . . ."

ja auch anderweit in Deutschland bekannt geworden ist.

Jener besondere königliche Burgfriede aber, der einem Orte durch das Marktrecht verliehen wurde, brachte einmal die Strafe des Königsbannes mit sich, das heißt, eine Zusatzstrafe zur gewöhnlichen Strafe, erst in Geld, dann auch in Körperstrafe — und namentlich letztere Verschärfung verschaffte dem Ort einen wirklichen Marktfrieden. Zweitens aber, und das ist für uns noch wichtiger, war dieser königlich-befriedete Ort zugleich ein Asyl, eine Freistätte, die gegen jede Gewalt schützte, nicht nur gegen die unrechtmäßige, sondern auch gegen die rechtmäßige, gegen die Gewalt der Obrigkeit. Und das ist das erste Stück wirklicher Freiheit, welches die Städte erlangten. Für Verbrechen, welche außerhalb der Stadt begangen, für Schulden, welche außerhalb der Stadt übernommen wurden, gibt es grundsätzlich innerhalb der Stadt weder Verfolgung noch Vollstreckung. Ein in die Stadt entflohener Verbrecher oder Schuldner ist frei, so lange der Stadtfrieden ihn beschützt. Landflüchtige Verbrecher und ungetreue Schuldner unter den ersten Ansiedlern einer neugegründeten Stadt — es klingt nicht sehr verlockend und man möchte geneigt sein, dieses Stück „Freiheit" nicht sehr hoch anzuschlagen. Gemach! So ungeheuerlich ist der Gedanke gar nicht, wie er im ersten Augenblick scheint. Hat nicht auch Nordamerika

anfangs die Rolle einer solchen Freistatt gespielt? Und haben wir es nicht alle selbst noch erlebt, daß unsere Kolonien, ja die Kolonien aller Völker die Rolle solcher Asyle übernehmen mußten?

Außerdem — jener Freibrief hatte Grenzen: wer selbst den Frieden der Freistatt brach, den hatte die Stadt, hatte der König zu schützen, keine Veranlassung. So bezog sich diese Freiheit nicht auf innerhalb der Stadt selbst begangene Verbrechen oder dort übernommene Verbindlichkeiten. Denn wenn fremde Gewalten, auswärtige Gerichte zurückgehalten werden sollten von den Mauern der Stadt, so durfte die Freistatt doch nicht dazu führen, daß in ihr das Verbrechen selbst ungestraft sein Haupt erhob, daß in ihr der Schuldner seiner Verbindlichkeiten gegenüber seinen Mitbürgern spotten durfte. Und so hatte das Asylrecht das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit in unmittelbarem Gefolge, erzeugte der Marktverkehr sein besonderes Marktgericht, und entsprang aus diesem nun wieder das besondere Marktrecht oder Stadtrecht.

Und das ist die zweite Freiheit, die die Städte erlangten, eine Freiheit, die ihnen kraft der ihr innewohnenden Macht allmählich auch das erste Stück Selbstverwaltung brachte. Entsprechend der altgermanischen Rechtsauffassung, nach welcher über jedermann nur von seinen Rechtsgenossen geurteilt werden durfte, konnten an diesem Marktgericht, da nur für die Teilnehmer des Marktes, nicht für dritte, das Marktrecht galt, auch nur die ständigen Teilnehmer des Marktes als Genossen an der Urteilsfällung sich beteiligen. Das Marktrecht aber, das sie zu finden hatten, das zum Teil ganz neue, ungewohnte, mindestens ganz ungeübte Formen und Verhältnisse mit sich brachte, das mußten eben jene Genossen erst schaffen, bilden und auslegen. Und so wurden Bürger berufen, nicht nur über Bürger zu urteilen, sondern auch unter ihresgleichen in allen Angelegenheiten des Marktverkehrs Ordnung, Recht und Gesetz zu schaffen und zu erhalten. Wie gesagt, der erste schwache, aber fruchtverheißende Keim unserer heutigen viel gerühmten Selbstverwaltung. Und es liegt auf der Hand, daß nichts so sehr den Gemeingeist erwecken mußte, als die Betätigung der Bürger an dem wichtigsten Teil des in ihrer Mitte sich abspielenden Lebens.

Wie aber wurde man nun ständiger Teilnehmer des Marktes, wurde man „Bürger"?

Zunächst wohnte am Marktort der Grundherr oder sein Vertreter mit seinem Gefolge; der weltliche Fürst oder Bischof mit seinen Dienstmannen, den ritterlichen Ministerialien, den zinspflichtigen Hörigen und den Unfreien. Aber wir sahen schon, daß diese nicht eigentlich am Marktorte, sondern neben ihm in der alten Ansiedelung, Landgemeinde oder Burg, wohnten. Dieser alten Verfassung entsprechend unterstanden sie dem Hofgericht ihres Grundherrn und waren diesem gegenüber zu den eigentümlichen hofrechtlichen

Leistungen verpflichtet. Da diese Leistungen sich namentlich auf dem Gebiete beschränkten Erbrechts, beschränkter Veräußerungsbefugnis und beschränkter persönlicher Freiheit bewegten, so bedeuteten sie in hohem Maße seinen persönlichen Vorteil, und an diesen Rechten etwas nachzulassen, war mithin der Grundherr sicher wenig geneigt. Solange die genannten Personen sich an dem „Markte" nicht beteiligten, lag ja auch äußerlich keine Veranlassung dazu vor. — Im eigentlichen Sinne am Marktorte wohnten nur die, welche das Marktgebiet besiedelten, und so bedurfte es zur ständigen Teilnahme am Markt eines Anteils am Marktplatze, an dem Gebiet, für welches das Marktrecht erteilt war. Da nun, wie oben erwähnt, der Markt immer auf dem Grund und Boden eines Grundherrn, weltlichen oder geistlichen Fürsten, errichtet wurde, so waren es eben diese Grundherren, von welchen ein Anteil an jenem Gebiete erworben werden mußte. So bildeten sich die ersten Bürgergemeinden aus der Gesamtheit der Besitzer von Weichbildgut und, da sie dieses alle vom Stadtherrn empfangen hatten, waren sie alle diesem Stadtherrn zu dem vereinbarten Zins verpflichtet, eine Abhängigkeit, die, je länger je mehr, drückend empfunden werden mußte, da jene Personen ja im übrigen dem Hofrecht und Hofgericht dieses Herrn nicht unterstanden, von ihm also nicht abhängig waren.

Die Frage erhebt sich, woher kamen nun diese Erwerber von Weichbildgut? Es konnten natürlich Ministeriale oder Hörige vom eigenen Hof des Herrn sein — ausgeschlossen war der Erwerb durch sie nicht; aber sie schieden damit nicht zugleich aus dem Verbande des Hofrechts ihres Grundherrn aus. Sie lebten vielmehr nun nach zwei Rechten. Es lag nahe, daß es jedenfalls zu Anfang nicht allzuviel gewesen sein werden, die diesen Weg wählten. Und auch die andere Möglichkeit, daß sie als Ministerialen oder Hörige oder Unfreie eines anderen Grundherrn in die Stadt kamen und Weichbildgut erwarben, hatte nichts Verlockendes an sich, denn das alte hofrechtliche Verhältnis blieb auch dabei ruhig bestehen, es trat nur die Zinspflicht gegen den Grundherrn der Stadt hinzu, das heißt Erbrecht, Beschränkung, Veräußerungsbefugnis und Rückforderungsrecht zugunsten des alten Grundherrn bestanden nach wie vor. Namentlich das letztere, welches den Grundherrn ermächtigte, einen von seinem Grund und Boden in die Stadt abgewanderten Unfreien oder Hörigen jederzeit zurückzufordern, mit Gewalt zurückzuholen, gleichviel, ob er damit eine inzwischen gegründete Ehe oder Familie zerstörte oder nicht, mußte schwer empfunden werden und gab eine ungeheuerliche Rechtsunsicherheit. So galt es also Ansiedler mit besonderen Vorteilen anzulocken. Und hier nun setzt jener Grundsatz ein, den ich schon im Eingang erwähnte: „Stadtluft macht frei", ein Rechtssatz, den ganz oder teilweise seit Ende des elften Jahrhunderts zahllose Privilegien enthalten. Stadtluft macht frei, das heißt: den Ansiedlern wurde zugesagt

daß sie fortan von allem Hofgericht und hofrechtlichen Lasten frei sein sollten, nicht nur von denen des neuen städtischen Grundherrn, sondern auch von denen ihres alten Herrn; Grundbesitz, den sie am Marktort erwarben, sollte fortan frei vererblich und frei veräußerlich sein; vor allem aber: jedermann, wes Standes er sei und woher er auch komme, sollte persönlich frei sein, wenn er ein Jahr unangefochten in der Stadt gelebt hatte, das heißt, wenn sein Grundherr ihn nicht innerhalb dieser Zeit zurückgefordert hatte, — ein Vorbehalt, der nicht leicht durchführbar war, denn der Herr mußte seinen Flüchtling suchen gehen, und die Städte hatten sicher wenig Neigung, ihm beim Finden zu helfen.

Es ist nicht leicht, die Bedeutung dieses Privilegs, das durch den Zwang der Tatsachen für die Städte geboren wurde, zu überschätzen. Es war das *dritte*, das größte Freiheitsprivileg, aus dem sich alle späteren Freiheiten entwickelten. Denn sie waren die *erste Lockerung* des alten, *auf Freiheit und Unfreiheit gegründeten Herrschaftsverbandes* und sie setzten zugleich an dessen Stelle ein neues Prinzip, das Prinzip genossenschaftlichen Gemeinwesens, das eben nicht mehr durch Geburtsunterschiede, sondern durch die Tatsache gemeinsamer Interessen, gemeinsamer Betätigung, Ursprung und Umfang erhielt, das durch eben diese Kennzeichnung eine immer deutlichere Trennung von Stadt und Land herbeiführte und durch das Mittel der städtischen Selbstregierung und Selbstverwaltung allmählich die Städte zur Keimzelle des modernen Staates hat werden lassen.

Jener Freiheit nach außen entsprach naturgemäß eine um so stärkere Bindung nach innen. *Weil* die Stadtbewohner von jeglichem Hofrecht frei waren, deswegen machte das Stadtrecht auf alle, die ihm unterstanden, um so nachdrücklicher seine Gewalt geltend. Zunächst waren das, wie angedeutet, nur die mit Weichbildgut angesessenen Kaufleute, die mercatores, negotiatores, die, um derentwillen der Markt gegründet und mit Freiheiten ausgestattet wurde. Nur sie besaßen ursprünglich das volle Bürgerrecht, aus ihnen erwuchsen daher die Geschlechter der Stadt, die Erbgesessenen, die Patrizierfamilien, die lange Zeit allein ratsfähig waren — übrigens eine noch heute nachwirkende Tatsache. Denn die starke Beteiligung kaufmännischer Kreise an und in den städtischen Verwaltungen erinnert noch heute an den alten Ursprung der Städte aus dem Kaufmannsverkehr der Märkte, und der den Städten einst vielfach und auch jetzt noch manchmal vorgeworfene „Krämergeist" ist Geist von jenem alten Geist, der im Mittelalter einmal die Städte lebendig machte.

Wenn nun aber das Stadtrecht auf dem Wege des *Stadtfriedens* und *Stadtgerichts* mit Rechtsnotwendigkeit alle Personen ergriff, welche sich im Dienste des Marktverkehrs in ihr ansiedelten und wenn es bewußt die alte Personalität des Rechts, wie sie in dem Standesunterschiede von Freiheit

und Unfreiheit zum Ausdruck kam, verneinte — so durfte es vor diesen Unterscheidungen nicht Halt machen. Ob Ritter oder Geistlicher, ob Freier, ob Höriger, das galt gleich; ob Bürger, das allein mußte entscheiden. Und ebenso vertrug auch nach oben ein so geartetes Stadtrecht sich schlecht mit irgendwelchen grundherrlichen Rechten eines Bischofs oder Fürsten und schlecht auch mit der Tatsache, daß für peinliche, das heißt für Strafgerichtsbarkeit einstweilen noch die Zuständigkeit der das ganze Land überspannenden königlichen Landgerichte unter Vorsitz des vom König eingesetzten Vertreters, des Grafen, aufrecht erhalten blieb.

Und so begann der Kampf der Städte um Erweiterung ihrer Macht nach oben und unten, und hier wie dort endete er damit, daß wiederum die Stadtluft ihre befreiende Kraft bewährte. In Anknüpfung an ihre Gründung durch Königsrecht erklärten sich die Städte nur der Königsgewalt und ihren Ausflüssen, nicht aber irgendeiner sonstigen Herrschaft eines Grundherrn unterworfen. So ruhten sie nicht eher, als bis sie durch Vertrag oder Gewalt alles fremde grundherrliche Recht an der Stadtmark an sich gebracht hatten und somit selbst zur obersten Grundherrin alles in ihr gelegenen Eigentums geworden waren — ein starker Zuwachs an Macht, der ihre Stellung nach außen wie innen befestigte, indem er sie zu nunmehr wirtschaftlich vollständig unabhängigen Gemeinwesen emporsteigen ließ. Der Kampf, den die Städte um dieses Ziel mit ihren Herren, namentlich den Bischöfen, führen mußten, hat Jahrhunderte gedauert, aber er endete mit dem vollen Siege der Städte, wobei diesen vielfach ihr Reichtum zustatten kam, indem er ihnen so manchesmal erlaubte, den meist recht geldbedürftigen Stadtherren ihre Herrschaftsrechte einfach abzukaufen.

Und nun mußte das zweite dazu kommen, nun mußten die Städte auch die öffentliche Gewalt an sich bringen. Sie mußten das Landgericht mit der ihm zugehörenden peinlichen Gerichtsgewalt und die Grafengewalt mit dem ihr anhaftenden Teile der Landeshoheit an sich bringen. Und auch das ist ihnen in den meisten Fällen gelungen: die Stadt wurde eigene Gerichtsherrin und eigene Landesherrin. Und daß es sich dabei nicht bloß um ein Scheinrecht, sondern um wirkliche politische Hoheit handelte, haben Bischöfe, Landesherren und Könige so manchesmal erfahren müssen: die Stadt schloß ihnen die Tore zu, führte Fehden und Kriege mit ihnen und schloß mit ihnen Verträge ab wie irgendein anderer Landesherr.

War so nach oben das Machtgebiet erweitert, so galt es weiter nach unten der widerstrebenden Kräfte Herr zu werden. Mit dem neuen Bürgerrecht war es schlechterdings unvereinbar, daß an denen, die an ihm teilhatten, noch fremde persönliche Herrschaftsbefugnisse bestanden. Die Durchführung des Grundsatzes von der persönlichen Freiheit verlangte, daß der Bürger „Niemandes Herr und Niemandes Knecht" sein sollte. Damit

mußten alle Vogtei- und Hörigkeits-Verhältnisse innerhalb des städtischen Machtbezirks verschwinden. Die Ministeralien, Ritter, Geistlichen kämpften lange dagegen, sie wünschten als in der Stadt Ansässige deren Vorteile zu genießen, wollten aber ihre Zugehörigkeit zu einem fürstlichen Hofe nicht aufgeben, die ihnen mancherlei „höfische" Vorteile bringen mochte. Aber das wollten sich die Städte nicht gefallen lassen. „So sie der Städte bedünken," sagt eine Straßburger Chronik vom Jahre 1372 von dort ansässigen Edelleuten, „die sprechen sie, sie wären Bürger, aber wenn man sie hieß etwas der Stadt zu helfen, so sprechen sie, sie wären nicht Bürger, noch hätten mit der Stadt nichts zu tun." Man sieht, eine ziemlich unverblümte Interessen-Vertretung war schon damals den Herren „Rittern" nicht fremd, sie haben in dem Punkt bis heute nicht umgelernt. Damals wurde ihnen ein Termin gesetzt, bis zu dem sie entweder die Stadt räumen mußten oder schwören, daß sie die bürgerlichen Lasten übernehmen wollten. Man sollte eben ganz Bürger sein oder gar nicht. —

Das Herauswachsen einer zunächst nur äußerlich besonders gekennzeichneten Stätte ortsmarkähnlicher Art zu einer rechtlich besonders gekennzeichneten Gebietsart, die die alten Eigenschaften der Ortsmark und des öffentlichen Gerichtsbezirks in einer neuen Wesensbildung vereinigte — — das Herauswachsen eines ursprünglich lediglich wirtschaftlichen Verbandes zu einer öffentlich-rechtlichen Gemeinschaft im Staate — — Herrin nach oben, Herrin nach unten, frei, autonom, das heißt mit dem Rechte begabt, sich selbst Gesetze zu geben und sie zur Vollziehung zu bringen — das ist das Bild, das uns die deutsche Städteentwickelung des Mittelalters vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert bietet. Und hat uns damit die Form geliefert, unter der allein auch die heutige Großstadt uns verständlich wird.

Neben diesem Werdeprozeß äußeren Erstarkens und Ausbreitung der Stadtgewalt nach oben und unten läuft nun ein anderer nicht minder interessanter Prozeß, der den gleichen Entwicklungsgang zu immer ausgedehnterer Freiheit in der Entstehung und Ausbildung der städtischen Organe aufweist.

Es wurde schon gesagt, daß alle Städte auf grundherrlichem Gebiet erwuchsen, daß alle also einen Stadtherrn hatten. Zu Beginn der städtischen Entwickelung hatte die Stadt als solche nur ein einziges Organ, das Marktgericht, nur dessen bedurfte sie. Dieses Marktgericht aber wurde von dem Stadtherrn geleitet — das ließ sich dieser zunächst nicht nehmen. Sein Beamter für das Stadtgericht hieß von früh an der Stadtschultheiß. Neben ihm stand im einzelnen Fall aus Marktgemeindegliedern gebildet, allmählich auch ständig, ein Schöffenkollegium. Es war anfangs eine rein richterliche Behörde, aber da die Schöffen aus der Bürgerschaft stammten, der Stadtschultheiß jedoch als Beamter des Stadtherrn außer-

halb ihres Kreises stand, so war es nur natürlich, daß sie fast unmerklich die Vertretung der Bürgerschaftsinteressen bei dem Stadtherrn und seinem Richter übernahmen, daß also mit ihrer richterlichen Tätigkeit sich die bescheidenen Anfänge einer repräsentativen verbanden. Schon eine höhere Stufe war es, wenn unter dem Zwange der auf Ordnung drängenden Verhältnisse innerhalb der Bürgerschaft selbst sich gildemäßige Ausschüsse bildeten, bestimmt, die in der Gilde vereinigten Teile der Bürgerschaft für deren gildemäßige Angelegenheiten zu vertreten. Und es war nur ein weiterer Schritt, wenn im Interesse einheitlicher Vertretung der Bürgerschaft nach außen aus diesen Sonderausschüssen sich ein alle Gemeinschaftszwecke vertretendes einheitliches Organ entwickelte, der Rat der Stadt, der, als Ausdruck der Vertretung genossenschaftlichen Wesens auch kollegial gestaltet, fortan die ganze Bürgerschaft zugleich zu regieren und zu vertreten hatte. Die älteste Urkunde, die in Deutschland den Rat deutlich und ausdrücklich erwähnt, ist vom Jahre 1165 — eine westfälische Urkunde. Die Entstehung des Rats ist nicht überall die gleiche gewesen; auch ist es keineswegs so gewesen, daß er überall von der Bürgerschaft gewählt wurde; vielfach wurde er zuerst vom Stadtherrn ernannt, ganz oder teilweise, vielfach war er auch von Anfang an nicht das Organ der Stadt, sondern erwuchs neben anderen, ja gegen andere, insbesondere die Schöffen. Der Wandel zeigt sich deutlich in dem Wandel der Formeln, mit denen die Vertretung der Stadt bezeichnet wird. Lange Zeit ist der Worlaut: „Schöffen, Ratmannen und Bürgerschaft". Man sah eben in den Schöffen die ältere, sozusagen vornehmere Behörde. Allmählich aber, wie das eigentliche stadtverwaltende Element in den Ratmannen erstarkt, kehrt die Sache sich um. Die Schöffen rücken an die zweite Stelle. „Ratmannen, Schöffen und Bürgerschaft" heißt es nun, und schließlich, als rein richterliche Behörde, verschwinden sie ganz aus den Formeln der Stadtvertretung.

Fast noch wichtiger war der innere Entwickelungsgang, der nun anhob. Anfangs überwog überall im Rat die Aufgabe der Vertretung der Bürgerschaft, der Vertretung bei dem und gegen den Stadtherrn. Allmählich aber wurde der obrigkeitliche Wesenszug im Rat mehr betont, er wurde immer mehr Stadtregierung und er regierte allmählich aus dem Bewußtsein seiner Macht heraus nicht nur für, sondern, wenn es ihm gut schien, auch gegen die Gesamtheit. Es war nur ein weiterer Schritt auf dieser Bahn, daß die Machthaber im Rat zur Stärkung ihres Einflusses sich von der Wahl durch die Bürgerschaft frei machten, daß an Stelle der unmittelbaren Bürgerwahl die Ernennung des neuen Rats durch den alten, ja allmählich an Stelle dessen sogar die Selbstergänzung gesetzt wurde. Und nun führte der Machthunger der Regierenden fast wie von selbst dazu, daß sie die Ratsfähigkeit wie ein Vorrecht ihrer Klasse in Anspruch nahmen, zu einem Vor-

behalt des Altbürgertums machten. Die Herrschaft der Geschlechter begann und damit eine Klassenregierung, die die alte schöne Freiheit der Städte mehr und mehr in ein Gegenteil verkehrte, das die alten grundherrlichen Gelüste und Gewalten der einstigen Stadtherrn weit überwog.

Aber der dem genossenschaftlichen Wesen innewohnende Freiheitsgedanke der Selbstbestimmung, der die Städte erhoben und groß gemacht, ließ sich nicht dauernd einschläfern. Die Stadtluft hatte wieder einmal die Aufgabe frei zu machen. Von den Gassen drang es hinein, aus der freien Luft des tätigen Bürgertums draußen in die verschlossenen Stuben der Ratsherrn, wo die Stadtgewaltigen über Papieren und Dokumenten saßen und mit Brief und Siegel sich gegen die Jugend des erstarkten Handwerks und Gewerbes zu wehren suchten, die immer vernehmlicher draußen an die Türen pochte und ihr Recht verlangte. Der große Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter begann, mit dem für unsere Phantasie ein großer Teil der mittelalterlichen Zeiten erfüllt ist: ein buntes Bild, in dem es an blutigen Straßenkämpfen, an Hinrichtungen und Verbrennungen der Vorkämpfer der Zunftsache an vielen Orten nicht gefehlt hat, ja in dem gelegentlich die seltsame Erscheinung auftaucht, daß die entthronten Stadtherren mit den Handwerkerzünften gemeinsame Sache machten, um die Ratsgeschlechter, die Sieger von gestern, wieder zu Falle zu bringen. Freilich solche unnatürlichen Bündnisse haben nirgends lange gedauert. Die Handwerker besannen sich auf sich selber und führten durch eigene Kraft schließlich überall ihre Sache zum Siege. Auch dieser Ausgang letzten Endes ein Ergebnis der freimachenden Stadtluft. Auf dem Lande herrschte immer noch das Prinzip der Unfreiheit; so blieb der Arbeiter sowohl wie seine Arbeit an den Boden des Herrn gefesselt; er war sozusagen Untertan der Scholle und ein wirtschaftliches Aufsteigen für ihn fast ausgeschlossen. In der Stadt dagegen, wo ihn die Luft der persönlichen Freiheit empfing, wo rechtlich nichts mehr ihn hinderte, durch Erwerbung von Grund und Boden ein Gleicher unter Gleichen zu werden, wo fleißiger Handwerks- und Gewerbebetrieb in den geldwirtschaftlich erwachten Städten ihm die Mittel in die Hand spielte, der Scholle Herr zu werden, auf der er sein Gewerbe betrieb, da mußte das alles eine mächtige Lockung für ihn sein, den Grundherrn auszukaufen und selbst an seine Stelle zu treten. Das Arbeitseigentum trat mit dem Anspruch der Ebenbürtigkeit an die Seite des alten Grundeigentums. Aber bei den Vertretern des letzteren, die in Parallele zu den ländlichen Junkern sehr rasch gelernt hatten, sich ganz als ein städtisches Junkertum zu gebarden, fand es nun verschlossene Türen und also galt es mit Gewalt diese Riegel zu sprengen; denn nur die sich im Besitz fühlende Gewalt, nicht irgendein dem städtischen Wesen innewohnendes Rechtsprinzip hinderte für die, gleich den alten Kaufmannsgeschlechtern erwerbstätigen und durch ihr Gewerbe

emporgeblühten Handwerker das Aufsteigen und die Teilnahme an der Stadtregierung. Die Formen, in denen diese Teilnahme schließlich durchgesetzt wurde, waren recht verschiedene. Im wesentlichen kam es aber überall darauf hinaus, daß gegenüber dem obrigkeitlichen im Rat vertretenen Element, die in den Zünften vertretene Bürgerschaft ebendiese Vertretung für sich in Anspruch nahm, neben dem Regierungsprinzip also das repräsentative zu stärkerem Ausdruck gelangte. Bisweilen geschah das in der Weise, daß durch eine Umbildung innerhalb des Rats bestimmte Stellen den alten, bestimmte aber den neu zugelassenen, bisher ausgeschlossen gewesenen Ständen, gesichert wurden. Häufiger aber noch wurde zu deutlicherer Verkörperung jenes Vertretungsgedankens ein neues Organ geschaffen, der sogenannte große Rat, der als selbständige, bald vorübergehend berufene, bald ständige Körperschaft der alten nunmehr kleiner oder engerer Rat genannten Obrigkeit, korrigierend zur Seite trat. Hie Stadtregierung, hie Stadtvertretung — so waren im Grundzuge die Befugnisse getrennt. Diese Vertretung aber ging aus Wahlen der Bürgerschaft hervor und diese ihrerseits war in Zünfte gegliedert, die mehr und mehr die Eigenschaft von gewerblichen Gemeinschaften verloren und allmählich zu rein politischen Wahlkörpern wurden, so daß schließlich Zunftmitgliedschaft und Vollbürgerrecht gleichbedeutend waren. Wiederum der alte Prozeß der Umwandlung zu freieren Formen. Genau wie aus der alten engen Markt- und Kaufmannsgemeinde allmählich die rein politische Stadtgemeinde erwachsen war, genau ebenso hatten sich jetzt die anfangs gewerblich gebundenen Zünfte ihres Ursprunges entkleidet und zu rein kommunal-politischen Einrichtungen hinauf entwickelt. Die Stadtluft hatte auch hier die engen Bande beruflicher Standesunterscheidung gesprengt und an ihrer Stelle freie politische Wesen emporwachsen lassen, die nur aus Zweckmäßigkeitsgründen noch nach jenen alten Kennzeichen eingeteilt wurden.

Eine erweiterte Teilnahme der Regierten an der Regierung; ein Zweikammersystem, das durch breitere Ausgestaltung der Selbstverwaltung dem Gedanken städtischer Autonomie einen mächtigen Zuwachs eintrug — das ist das Bild, das so vielfach die deutsche Städteentwicklung am Ausgange des Mittelalters uns bietet. —

Ich brauche kaum hervorzuheben, wie nahe wir an diesem Punkte schon unserer heutigen Großstadtverfassung stehen. Sind doch dieser kleine und große Rat deutlich die Vorläufer unseres städtischen Zweikammersystems von heute, das in Magistrat und Stadtverordneten (Gemeindeausschuß) seinen Ausdruck findet; und ist doch die heutige Trennung dieser beiden in ausführendes und beschließendes Organ nur eine bewußtere Ausbildung jenes alten schon im Mittelalter herrschend gewesenen Gedankens. Und auch die weiteren Bildungen, die für unsere heutige Stadtverfassung kennzeichnend

sind, finden wir in jener Zeit verwirklicht oder doch vorbereitet. Vor allem in dem allmählichen Heraustreten des Bürgermeisteramts aus dem Rat. Anfangs bezeichnete er nur die Vorstandschaft im Rat, nur dessen leitenden und vollziehenden Vorsitzenden — in dieser Zeit wird der Ratsmeister in den Urkunden und Formeln der Stadtvertretung gar nicht oder nur nebenher erwähnt. Allmählich aber wird aus dem Ratsmeister ein Bürgermeister, aus dem obersten Ratsamt ein oberstes Stadtamt, bis schließlich das selbständige Haupt der gesamten Bürgerschaft ausgebildet ist. Nun ist „Bürgermeister und Rat" der wesentliche Ausdruck für jede Stadtformel und auch eigentlich nun erst ist jener lange Kampf siegreich beendet, den die Städte gegen ihre Stadtherren zu führen hatten. Denn durch den Bürgermeister erst und dessen Nennung als Haupt der Stadt wurden Richter, Burggrafen, Vögte, Schultheißen und wie die Vertreter der Grundherrlichkeit alle heißen mochten, endgültig aus ihrer, wenn auch zum Teil nur noch nominellen Stellung an der Spitze der Stadt verdrängt. Ebenso stammt der auch in unseren heutigen Gemeindeverfassungen fast durchgängig sich findende Gedanke, daß im Interesse der Aufrechterhaltung möglichster Folgerichtigkeit in den Verwaltungshandlungen der Stadt, der Rat im Falle des Wechsels nicht gänzlich, sondern nur zur Hälfte oder zu einem Drittel erneuert wird, die anderen Teile aber im Amte bleiben, schon aus jener Zeit — und ebenso der, daß die Ratsstellen unbesoldete Ehrenstellen bleiben. Und auch die heute überall übliche Einteilung der Ratsgeschäfte nach den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und ihre Zuweisung an sogenannte Verwaltungs-Deputationen teils zur selbständigen Führung der Geschäfte, teils zur Vorbereitung für die Beschlußfassung des Rats hat in jenen Zeiten schon ihr Vorbild in den „geschickten Freunden unserer Herren vom Rat", die aus der Mitte des Rats, je zu mehreren Mitgliedern, für die Verwaltung der einzelnen Zweige abgeordnet, „geschickt" wurden. Ein Teil der aus jener Organisation herstammenden Namen hat sich noch lange in den städtischen Verfassungen erhalten und ist erst neuerdings mehr und mehr in Abgang gekommen: Feuerherr, Mühlenherr, Marktherr, Forstherr, das sind solche alte Bezeichnungen, die noch lange gelebt haben und die Bezeichnung „Kämmerer", ebenfalls aus jener Zeit stammend, ist ja noch heute überall unter uns üblich.

Die ersten Anfänge einer modernen Finanzwirtschaft fallen in jene Zeit, der Geldverkehr wurde entwickelt, der Kredit fing an eine Rolle zu spielen, an Stelle der Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten alter Privilegienwirtschaft traten geordnete Abgaben, indirekte zuerst und allmählich auch direkte Vermögens- und Personalsteuern. Und neben diesen Gebieten materiellen Lebens blieben auch die anderen Zweige menschlicher Betätigung, blieben vor allem die sozialen Aufgaben nicht unbeachtet: die Städte nahmen an Stelle

der bisher allein auf diesem Gebiete tätigen Kirche Arme und Kranke in ihren Schutz und nahmen vor allem die Schulen für sich in Anspruch.

Wenn so aber das Ergebnis der Entwickelung der deutschen Städte zur Großstadt, deren Werdegang ich soeben kurz anzudeuten versuchte, überall eine herrliche Blüte städtischen Gemeinwesens gewesen ist — wir wissen alle, daß diese Blüte verwelken, bis zur Unkenntlichkeit zusammenschrumpfen mußte, ehe der Pflanze, an der sie erwachsen war, erst im letzten Jahrhundert ein neues Wachstum beschieden wurde. Warum? Wir hatten die Großstadt, in Handel und Verkehr, in Gewerbe und Handwerk, in Kunst und Wissenschaften herrlich blühende Gemeinwesen, von denen heute noch unsere Dome, unsere Rathäuser und Patrizierhäuser, tausend Goldschmiede- und Silberarbeiten, alte Kaufhäuser und Brücken und Tore und Straßen erzählen — — — warum haben wir sie verloren?

Ich muß versuchen mit zwei Worten die Antwort zu geben: weil sie Oasen blieben in der Wüste des unfrei gebundenen Landes; weil sie es versäumten, die freien Gedanken, die in ihren Mauern erwachsen waren, hinauszutragen, aufs Land, weil sie engherzig nur auf ihre Macht bedacht gewesen waren und weil eines Tages der Geist, gegen den das alles gemünzt war, der Geist der Feudalordnung, mit dem Geist der sozialen und politischen Freiheit, wie ihn die Städte entwickelt hatten, zusammenstoßen mußte und weil die Städte in diesem Kampfe nicht die Hilfe derjenigen fanden, die weitaus die größte Masse des deutschen Volkes bildeten, der Bauern.

Lange schon hatte der eifersüchtig werdende Feudalismus mit scheelen Augen auf die heranblühende Macht der Städte geblickt; wiederholt hatte er versucht ihr Wachstum zu unterbinden; am nachdrücklichsten in den berühmten constitutiones in favorem principum, die der Hohenstaufe Kaiser Friedrich II. 1231 ergehen ließ: sie erklärten alle Ratsverfassungen für null und nichtig, die ohne Genehmigung der Stadtherren zustande gekommen, verboten die Einsetzung von Beamten ohne deren Zustimmung, untersagten alle Bündnisse der Städte untereinander und erklärten jegliche Ausdehnung der städtischen Macht auf das umliegende Land für unzulässig. Zu Ehren der deutschen Städte kann es gesagt werden, daß diese Gesetze an den meisten Orten wirkungslos blieben: die Kraft der Städte war schon zu sehr erstarkt, als daß ein Pergament sie hätte beseitigen können. Im Gegenteil: gerade der Niedergang der staufischen Macht rief bereits 1254 den ersten großen rheinischen Städtebund ins Leben, der nicht weniger als über hundert Städte vereinigte: ein eindrucksvolles Zeugnis städtischer Macht, das schon nach ganz hohen Zielen langte, indem es die Aufrechterhaltung des Landfriedens sich zur Aufgabe setzte, welchen Kaiser und Reich zu hüten zu schwach waren. Aber die Tendenz gegen die Städte war geblieben: und auch in dem berühmten Reichsgesetz der „Goldenen Bulle" von 1356, die

bekanntlich die Kaiserwahl festsetzte und die Landeshoheit der Kurfürsten staatsrechtlich verbriefte, kehrt das Verbot jeder Erweiterung der städtischen Macht auf das Land nachdrücklich wieder. Und als es nun zur Entscheidung mit Waffengewalt kam, versagten die Städte: sie unterlagen in dem großen Städtekrieg von 1388–89 den Heeren der Fürsten und Ritter, und die Folge war ein neues nachdrückliches Verbot aller Städtebünde.

Wie eine trübselige Bestätigung der oben angedeuteten Gründe für diesen Niedergang wirkt es, wenn man sich erinnert, daß fast zu gleicher Zeit im Jahre 1386 die freien Eidgenossen der Schweiz bei Sempach die Ritter und Fürsten aufs Haupt schlugen und damit endgültig ihre Freiheit sich sicherten: dort war geschehen, was in Deutschland gefehlt hatte, Landgemeinden und Städte, Bürger und Bauern hatten den Bund geschlossen, der dem ganzen Lande den engen Zusammenschluß eines territorialen Gebildes auf wesentlich gleichartiger Grundlage gegeben hatte.

Und nun folgten die Zeiten der zunehmenden Territorialhoheit, wachsender Patrimonialherrschaft, die nach kurzer Blüte des bürgerlichen Kapitalismus den Verfall des bürgerlichen Geistes, Erstarrung und Zersetzung seiner Formen mit sich brachte. Dies ist die Zeit, in der unter Nachahmung patrimonialherrschaftlicher Gelüste die Stellen im Rat lebenslänglich und bald sogar vererblich wurden, in der selbst — widersinnig genug — in den einzelnen Verwaltungs-Deputationen und Ausschüssen, in denen doch allein sachliche Eignung und Vorbildung den Ausschlag geben sollten, die Stellen aus ähnlichen Gesichtspunkten besetzt wurden; die Zeit, in der die Ämter zu privater Bereicherung ihrer Inhaber und deren Sippe benutzt und mißbraucht wurden, in der der Rat einer sehr großen Stadt sich nicht entblödete, der Bürgerschaft kund zu geben, daß selbst einer gottlosen, geizigen und tyrannischen Obrigkeit die Untertanen billigen Gehorsam zu leisten und solches als Strafe des Allmächtigen hinzunehmen hätten!

Und wie nach innen Erstarrung, war nach außen Schwäche das Zeichen der Zeit. Aus der autonomen Selbstverwaltung der Städte wurde eine subordinierte fürstliche Verwaltung; für ganze Zweige einst städtischer Machtbefugnisse wurde der Rat einfach ausgeschaltet, fürstliche Kommissionen verwalteten Polizei und Wohlfahrtspflege und was den Städten an Verwaltung geblieben war, wurde immer schärfer von oben kontrolliert, an Mitwirkungen und Genehmigungen von oben gebunden, bis auf dem Gebiete der Beamtenbestellung auch noch der letzte Schritt getan, und an Stelle der ehemaligen freien Wahl durch das Bürgertum wenigstens für die wichtigsten Stellen vielfach die Ernennung durch den Landesherrn eingeführt wurde. So waren aus den einstmals mächtigen freistaatlichen Häuptern der Städte subordinierte Beamte geworden, die Ratsstellen wurden besoldet und zu begehrenswerten Versorgungsstellen, und nachdem

zu dem politischen Niedergang der Städte der unselige Dreißigjährige Krieg, an dessen Folgen unser armes Deutschland heute noch krankt, noch den wirtschaftlichen und sozialen Niedergang des ganzen Landes gefügt, war die völlige Entrechtung der Städte besiegelt.

Nun wurde es die Aufgabe eines zielbewußten fürstlichen Absolutismus, eines stramm regierten Polizei- und Militärstaates, auf dem verwüsteten Boden Neues aufzubauen. Und das hat er in bewundernswerter Weise, zumal in dem brandenburg-preußischen Staate geleistet. Freilich — die Städte kamen dabei nicht gut weg. Die Rechtstheorie vom absoluten Staat, die im Landesherrn die allmächtige Quelle alles Rechts und aller Verfassung sah, erachtete das Vermögen der Städte lediglich als Staatseigentum, die Städte selbst als Domänen, um deren Verwaltung sich also auch der Staat durch seine Beamten eingehend zu kümmern hatte. Finanzielle und administrative Entmündigung der Städte war das Ergebnis. In einem rathäuslichen Reglement für Berlin vom Jahre 1736 sprach es die kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer ganz klar aus: „principia republicana bringen dem Publico mehr Schaden als Nutzen, sind schon längst wohlbedächtlich supprimiert und abgeschafft . . . ., sondern es werden Sr. Majestät und deren geordnete hohe Kollegia besser als der Magistrat urteilen und wissen, wie das Rathaus besetzet und die Stadt regieret und das gemeine Beste gehandhabt werden müsse.“ Das mußte natürlich dahin führen, daß die Bürgermeister einfach vom Landesherrn ernannt wurden und in Preußen erklärte der König auch ganz unumwunden: „Mein Interesse ist, Bürgermeister zu setzen, die platt von mir dependieren . . . . Sonst muß ich von die Leute dependieren, und solches steht mir nicht an.“ Dazu nicht einfache Abhängigkeit, sondern gehäufte Aufsicht, drei, vier Instanzen übereinander und schließlich mußte und wollte der König überall noch persönlich entscheiden, selbst in den kleinsten Dingen. Einmal sogar darüber, ob jemand neben dem Totengräberdienst die Anwartschaft auf die Nachtwächterstelle behalten solle, und ob für Stellen der Stadtuhr eine besondere Vergütung zu bewilligen sei. Und noch schlimmer stand es in den sogenanten Mediatstädten. Diese waren neben der Unterstellung unter die Staatsaufsicht wieder unter die Aufsicht ihrer früheren oder einer neuen Grundherrschaft zurückgesunken, der nun wie einstmals die Patrimonialgerichtsbarkeit zustand. Für die armen Städte waren längst überwundene Zeiten zurückgekehrt; ja mehr als das: jeder sich regende Gemeinwille wurde geleugnet, jede Betätigung eines Gemeinwesens unterdrückt, alle Rechte und Befugnisse wurden auf staatliche Verleihung zurückgeführt, jede Freiheit, jede Autonomie war zu Ende. Der alte Spruch von der befreienden Macht der Stadtluft hatte sich in sein Gegenteil, in behördlich-patrimoniale Einschnürung alles städtischen Wesens verkehrt. Das

ist das trübselige Bild, das uns die deutsche Städteverfassung zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bietet.

Aber dieser absolute Polizeistaat hat uns nach Jena geführt — und das war unsere Rettung. Erst mußte dieses feudalistisch aufgebaute, erstarrte und bureaukratisierte Staatswesen völlig zertrümmert werden, sich beim Anprall der Mächte des fremden Eroberers als morsch und hohl erwiesen haben, ehe die Saat des neuen auf dem durch Schlachten und Niederlagen blutig aufgeackerten Boden der Volksseele emporsprießen konnte.

„Erweckung des Gemeinwesens durch Teilnahme des Volkes am öffentlichen Leben", das war der Keim, aus dem die neue Saat entsprang, genau der gleiche Keim, der einstmals in der Jugend der Städte diese zum Blühen gebracht. Und die Verjüngung schließt an das Reformwerk an, das für alle Zeiten ruhmvoll an die Person des preußischen Ministers Freiherrn vom Stein geknüpft ist, vor allem an dessen Städteordnung vom Jahre 1809.

Herrliche Worte sind es, die über dem Tore stehen, durch welches der Weg zu einem neuen ungeahnten Aufblühen der Städte geführt hat. „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen", so heißt es in den Eingangsworten der Denkschrift, die Stein dem ersten Entwurf der Städteordnung beifügte. Und an einer anderen Stelle: „Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer öffentlichen Geschäfte zu lenken. Verweigert man dem Volke das Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille; die arbeitenden und mittleren Stände werden alsdann verunedelt, indem ihre Tätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß gerichtet wird. Die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang; die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert, das Gemeinnützige wird vernachlässigt und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten. Man tötet, indem man den Bürger von aller Teilnahme von der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie."

Diese Worte, goldene Worte, vor mehr als hundert Jahren geschrieben, dürfen uns noch heute als Leitstern gelten für alle städtische und vor allem für alle Großstadt-Entwickelung. Und sie sind in der Tat der Weckruf gewesen, um alle jene Kräfte wieder ans Tageslicht zu fördern, die einst in den deutschen Städten geschlummert hatten und dann so schmählich vertan waren.

Und noch in einer zweiten und zwar in der gleichen Richtung wie damals knüpfte Stein sein großes Reformwerk bewußt an die Erfahrungen anfänglicher deutscher Städteentwickelung. Wie damals der Freiheit der Städte

als Organe die Verleihung der persönlichen Freiheit an den einzelnen vorangegangen war, so suchte Stein denselben Weg zu gehen, indem er mittels Edikts vom 19. Oktober 1807 zunächst — was die Städte seinerzeit nur für sich selber verlangt und durchgesetzt hatten —, die persönliche Freiheit, die Beseitigung jeglicher Fesselung an die Scholle, die Aufhebung der Gutsuntertänigkeit und jeder Beschränkung der Veräußerungsbefugnis des bäuerlichen Grundeigentums für das gesamte Land herbeiführte. Gutsuntertänigkeit und Patrimonialherrschaft waren damit gefallen, nach dem Martinitage 1810 gab es nur freie Leute. Von da an bedurfte es nicht mehr der Stadtluft, um den Menschen persönlich frei zu machen.

Aber dieser Besserung der persönlichen Rechtsstellung vermochte er eine der Städteordnung gleichwertige politische und verwaltungsmäßige Ordnung der ländlichen Verhältnisse nicht folgen zu lassen. Der Widerstand des alten Geistes war hier noch zu stark. Die Ungunst der geschichtlichen Ereignisse fegte Stein schon nach einem kurzen Jahre von seinem Platze fort. Um so wertvoller blieb nun sein eigentliches Werk: die Wiederbelebung des alten städtischen Gemeingeistes durch die Bestimmungen der neuen Städteordnung. Und dieser Geist blieb nicht allein auf Preußen beschränkt. Unverkennbar sind die süddeutschen Städteordnungen, insbesondere die von Bayern und Württemberg vom Jahre 1818 und 1822 sehr erheblich von den Gedanken der Steinschen Städteordnung beeinflußt. Namentlich zeigt die große Organisation fast durchweg dieselben Richtlinien wie die preußische Reform.

Wenn wir uns nun nach diesen Formen umsehen, in denen jene Belebung angestrebt und erreicht wurde, so gehört an die Spitze wohl die Erklärung: es sind keine neuen Formen erfunden worden, es sind nur die alten neubelebt worden, die die einstigen Großstädte groß gemacht hatten. Die freie Erwerbung des Bürgerrechts, nur bedingt durch Grundbesitz oder besteuertes Gewerbe, die Teilung der Verwaltung in Magistrat und Stadtverordnete, das unbesoldete Ehrenamt für letztere und möglichst auch für die ersteren, die Wahl der Stadtverordneten aus der Mitte der Bürgerschaft, des Magistrats durch die größere Vertretung, die Schaffung besonderer Verwaltungs-Deputationen, die Autonomie der Stadt in Gemeindeangelegenheiten und in bezug auf das Gemeindevermögen, insbesondere ein selbständiges Besteuerungsrecht — das alles sind die gleichen Gebilde, deren Entwickelung wir schon bei den mittelalterlichen Städten verfolgen konnten. Als Reste der vorangegangenen Zeit der Überspannung des allmächtigen Staatsbegriffs finden sich daneben nur gewisse immerhin beschränkte Bestätigungsrechte des Staates für Gemeindebeschlüsse und Wahlen.

Hoffnungsfreudig und voll Zuversicht ergriff das neu erwachte Bürgertum die neu gebotene Freiheit: „Darin lag die Verarmung der Städte",

sagt zum Beispiel die Berliner „Vossische Zeitung" vom 11. Februar 1809, „daß die Bürger das Vertrauen auf ihre eigene Kraft verloren, daß ihnen der Mut entsank, sich selbst wohlhabend zu machen. So wie Almosen nur Bettler erzeugt, so erzeugte die Vormundschaft des Staates nur träge Schwächlinge. Die neue Städteordnung stellte nur die Vorrechte des Bürgerstandes wieder her, die derselbe in seinen besseren Zeiten besaß, die er nur verlor durch die Irrtümer eines über sein wahres Interesse getäuschten, eines entnervten kraftlosen Jahrhunderts." Und die öffentliche Meinung hatte sich nicht geirrt. Langsam zwar, aber ruhig und in stetiger Arbeit gewöhnte sich das Bürgertum an die neue Ordnung der Dinge, und im Laufe der Jahrzehnte war das Ergebnis der an die Städte wiedergegebenen Freiheit ein ungeahntes Aufblühen, ein mächtiges Anwachsen der Städte. Nur zwei Beispiele statt vieler: Berlin, das im Jahre 1800 nur 170000 Seelen zählte, stieg bis zum Jahre 1850 auf mehr als 400000, bis 1900 auf 1900000 und 1910 auf mehr als zwei Millionen; München, das 1800 nur 40000 Einwohner hatte, wuchs bis 1850 auf mehr als das Doppelte, auf 90000, wurde bis 1900 über fünfmal so groß, eine halbe Million, und war 1910 auf fast 600000 gestiegen. Namentlich das letzte Menschenalter, die Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege, der endlich Deutschland die lang ersehnte äußere staatsrechtliche Einheit gebracht, brachte auch den Großstädten Deutschlands einen fast beispiellosen Aufschwung. Bis zum Jahre 1871 besaß Deutschland an Städten über 100000, also an solchen, die wir allein mit Recht als „Großstädte" werden bezeichnen dürfen (die Städteordnung nannte alle über 10000 schon große Städte), also 1871 gab es in Deutschland nur acht solcher Städte, 1900 schon 33, 1905 = 41 und 1910 = 46, und in diesen wohnten nicht weniger als 13½ Millionen Menschen.

Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß diese Städte, die wir alle um uns sehen, nach den Grundsätzen verwaltet worden sind, die ihren Verfassungen im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegeben wurden und wenn wir uns sagen dürfen — ihr Blühen und Wachstum beweist es —, daß sie im wesentlichen gut verwaltet worden sind, so werden wir jenen Ordnungen eine ausgezeichnete Bewährung nachrühmen können. Und werden demnach allen Grund haben, das Lebensprinzip jener starken Entwickelung festzuhalten, aus dem im Laufe des vorigen Jahrhunderts, wie im Mittelalter, die Städte erblüht sind, aus dem damals wie neuerdings auch ihre Ordnungen erwachsen sind, und das für uns Nachfahren sichtbarlich das Geheimnis ihres Erfolges gewesen ist: die städtische Autonomie, das Selbstbestimmungsrecht der Städte, das, ausgehend von dem alten Freibrief der Städte: „Stadtluft macht frei" allen Burgergenossen gleiche Rechte gewährt und in dem ermittelten Willen aller den Willen der Stadt

respektiert. Auf die Spitze getrieben heißt der Gedanke vielleicht: die Städte sollen von unten regiert werden, nicht von oben.

Nur ein unmittelbarer Ausfluß dieses Prinzips ist die Forderung, daß das Schwergewicht der städtischen Verwaltung in der Stadtverordneten-versammlung (dem Gemeindeausschuß) liegen muß: denn in ihren Beschlüssen kommt der Wille der Gesamtheit zum Ausdruck. Und wer weiß, ob mancher Magistrat einer großen Stadt, der doch gewiß den Anspruch erhebt, liberal zu heißen, heute noch diese Bezeichnung verdienen würde, wenn nicht der wirklich liberale Einfluß von unten her, aus den Stadtverordneten, aus der Bürgerschaft sich immer von neuem nachdrucklich geltend machte!

Und aus ebendemselben Gedanken eigentlichster Vertretung der Bürgerschaft folgt die weitere Forderung des Ehren-Beamtentums innerhalb der städtischen Obrigkeit, namentlich des Magistrats. Die ins Ungeheure gewachsene Arbeit der die Verwaltung führenden Magistrate, die so vielfach Gesetzes- und Verfassungskunde erfordert, hat es mit sich gebracht, daß in die Stadtobrigkeit in einem Maße, wie es zweifellos nicht in den Absichten der Städteordnungen gelegen hat, besoldete Beamte eingezogen sind, und wo es dazu gekommen ist, wird das sicher seine Gründe haben. Aber doch sollten sich die Magistrate davor hüten, ihr Schwergewicht nach Kopf- und Stimmenzahl nach der Seite der besoldeten Beamten vorrücken zu lassen. Ein Verlust an Fühlung mit dem — Gott sei Dank! — unbeamtlich denkenden Bürgertum, und auch eine Mehrung von Reibungen mit der Stadtverordnetenversammlung als dem Munde dieses Bürgertums, würde die unausbleibliche Folge sein.

Wichtiger aber noch als diese praktischen Maximen erscheint mir der ihnen innewohnende ideelle Keim, der dauernd ein wenig in Gefahr ist, erstickt zu werden: die Überzeugung nämlich, daß die Großstadt nicht lediglich ein wirtschaftlicher Verband, sondern zugleich eine öffentliche Gemeinschaft ist, eine zu eigener Verwaltung ihrer gesamten Angelegenheiten von Menschenvernunft aus und Entwickelung her berufene und bestimmte genossenschaftliche Organisation, derart, daß die Stadt in allen ihren Aufgaben eigenes, nicht vom Staate abgeleitetes, geliehenes Recht verwaltet. Verstehen wir uns recht: wir wollen nicht undankbar sein. Der moderne Staat hat die Luft geschaffen, in der die Städte erwachsen konnten, das ist gewiß wahr, und die Städte danken es ihm mit Steuern und Leistungen. Aber die Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten sollte er unterlassen. Ihm müßte es genügen, darauf zu achten, daß nichts gegen seine Gesetze geschieht — wie das von klugen Aufsichtsbeamten ja auch heute schon so gehandhabt wird; aber die Richtung der laufenden Verwaltung ist und muß Sache der städtischen Verwaltung selber bleiben. Hier sollte das ganze Bürgertum

mithelfen. Aber die Überzeugung, daß ein guter Bürger zu sein, sich als solcher zu fühlen, ebenso notwendig ist, wie seinen besonderen Beruf, sein Geschäft zu verwalten, ist leider nicht sehr stark in unserer mitlebenden Generation.

Und doch sollten wir acht haben, daß sie uns nicht verloren geht. Unsere Zeit, in der durch Reisen und die immer größer werdende Leichtigkeit des Wohnungswechsels der Kosmopolitismus überreichlich Nahrung erhält, braucht ein Gegengewicht in Liebe und Pflege der Stadt, der man durch Abstammung, Wahl oder Wohnung angehört. Solche Liebe und Pflege durch die eigenen Bürger hat einst die großen Städte des Mittelalters hoch, schön und berühmt gemacht und ihre Bürger waren stolz darauf, sich so zu nennen. Auch wir sollten bestrebt sein, in allen Kreisen wieder mit jener Liebe am öffentlichen Leben unserer Stadt uns zu betätigen. Dann wird noch in einem ganz anderen Sinne jener alte Spruch an der Großstadt sich bewahrheiten: „Stadtluft macht frei". Denn das Zusammenwirken von Vertretern aller Berufsklassen, Handels, Industrie, Gewerbes, Kunst und Wissenschaften zu einem gemeinsamen Ziele hilft die Zäune niederlegen, die Herkommen und Selbstsucht zwischen Mensch und Menschen aufgerichtet haben, hilft den Kastengeist (und hoffentlich eines Tages auch seine übelste Blüte, die deutsche Titelsucht) überwinden, der als ein so unerfreuliches Erbteil aus dem Mittelalter heute noch wie ein Gespenst in unserm Volke umgeht, schafft freie Luft und freies Licht für alle, die durch Arbeit irgendwelcher Art sich den Segen der Großstadt verdienen. Und wieder wird es dann eines Tages ein Stolz sein, ein deutscher Großstadtbürger zu heißen.

Die Melodie der Sphären

Novelle von Aage v. Kohl

Am Schluß schraubte François Bravier mit vieler Sorgfalt wieder den Messingdeckel auf den langen, spindelförmigen Benzinbehälter.

„Ça-y-est!" — sagte er zu sich selber, noch mit einem gründlichen Fachmannsblick über den diminutiven, achtzylindrigen Kolownew-Motor hin, und gleichzeitig seine Finger an dem Twistknudel trocknend, der immer im linken Ärmel seiner blauen Leinenjacke steckte. „Übrigens ist es wohl auch bald höchste Zeit!

Ja, Tod und Seligkeit: es ist fünf Minuten vor!"

Er gähnte umständlich und mit vielen Armverrenkungen, kroch dann behende vorwärts durch das komplizierte Netzwerk der schmächtigen, rotlackierten Aluminium-Stangen, die teils die Plattform des Flugapparates und achtern die beiden Luftschrauben trugen, teils in den drei kleinen Mahagoni-Steuerrädern endeten – schwang sich mit einem Satz über die Kante der verschiebbaren Fußstütze am Sitzplatze hinab und stand jetzt im Halblicht auf dem Asphalt des Hangaren.

Droben, unmittelbar über seinem Kopf, hing das mächtige Monoplan mit seinen gespreizten Flügeln, leise erzitternd in den vier außerordentlich langen Stahltrossen, an denen es aufgehängt war: gleichsam ohne Gewicht in der Luft schwebend, breitete es, über den Boden der Halle und an deren Wände hinauf, seinen Schatten wie den eines gigantischen Vogels im Fluge.

Durch das grobfädige, gummierte Raventuch der vorderen Tragfläche schienen die zwei Bogenlampen hoch oben von der Dachkuppel herab.

Aus dem Dunkel des Gartens, das ganz lose, wie eine luftige Portiere, den offnen Südgiebel abschloß, schlich sich die heiße und süße Brise des Nachtwindes hinein, fast bis zum Schwindel erfüllt von Jasmin und Veilchengeruch.

Es kam ihm im selben Augenblick vor, als hörte er draußen den Kies unter raschen Schritten knirschen.

Er lief nun nach vorn und drehte die Lichtkontakte am Eingang auf. Der gelbliche Schein flutete in einem Nu über die Krümmungen des Pfades und über das dichte Gras der mächtigen Rasenflächen. Tief tief draußen, in der intensiveren Dunkelheit des Hintergrundes schimmerten mit einem Male die großen, weißen Blütenhaufen der Hecken.

Fürst Wrasow Kolownew und seine Begleiterin wurden sichtbar.

„Alles bereit, Exzellenz —", rapportierte François, vor der Dame seine Mütze ziehend. Der Fürst nickte —:

„Danke, Bravier, es ist gut!

Bitte, setzen Sie eine Leiter drinnen an. Wir sind zwei!" und währenddem der Mechaniker Keher machte und im Schatten des Raumes verschwand, wandte Wrasow sich wiederum Narna zu, ihre linke Hand ergreifend —.

„Ja, du hattest natürlich recht, Narinka Alexandrowna!

Ist es nicht sonderbar, daß also auch ein Ingenieur von den unfaßbaren Dingen erfaßt werden kann — vom Atemzug der Erde und der Pflanzen in einer Sommernacht? Nie zuvor hätt' ich es für möglich gehalten, daß mir dergleichen geschehen könnte!

Narinka, nun verstehe ich gar nicht, wieso ich nicht schon längst darauf gekommen bin, dir diese Fahrt vorzuschlagen! Wie wundervoll wird es sein, in den sanften Kurven dort oben dahinzugleiten, bürdelos, mühelos, — in der durchsichtigen Luft aus Nacht . . . zusammen mit dir!" fügte er leiser hinzu, stammelnd, ihren Blick suchend.

Sie sah verwundert zu ihm auf und wurde ein wenig rot in beiden Wangen; aber gleich nachher wurde sie noch blasser als zuvor, sie lachte nervös, zog ihre Fingerspitzen aus seiner Hand —:

„Ach, bester Wrasow! —" erwiderte sie kurz, ihren Kopf schüttelnd, „du sprichst wahr: ich erkenne dich nicht wieder! Es ist offenbar diese für dich ungewohnte Stunde der Nacht, die dich mit einem Male so beredt gemacht hat! Ich wußte nicht, daß du überhaupt so viele Worte reden konntest. Falls du so fortfährst — kommen wir einfach nie von der Stelle!

Können wir sofort an Bord gehen?"

Aber Kolownew wollte auch diesmal erst eigenhändig sich vergewissern, daß auch alles in Ordnung sei — und er ging daher gehorsam von ihr fort, hinein in den Hangaren, mit einem Seufzer sowohl über seinen eigenen Mangel an Mut wie über den beinah bittren Ton, in dem sie beständig zu ihm sprach. —

Als er ihr den Rücken zugekehrt hatte, lehnte Narna sich schwer an den eisernen, mennigübertünchten Pfeiler am Eingange, plötzlich schaudernd: o, war es nicht als ob . . als ob . . . diese verborgene Bürde da drinnen, unter ihrer Tracht, rings um ihren Körper gesponnen wie ein zolldickes Korsett, sie bis in Mark und Bein frieren machte! als ob sie einen Eisblock über ihrem Gürtel trug!

Sie richtete sich mit einem Ruck auf, runzelte ihre Brauen, versuchte sich ihrer eigenen Schwachheit zu schelten und zog instinktiv den langen, weiten Regenmantel fester um sich, den sie heute trotz der Schwüle gezwungen war zu tragen und den sie keinen Augenblick von sich zu legen wagte; aber durch diese Bewegung wurde sie abermals von Schrecken erfaßt; von derselben erstickenden Angst, die sie gestern nachmittag empfunden, drunten auf dem Stations-Perron Alt-Peterhof, unter den forschenden, vielleicht direkt argwöhnischen Blicken des Polizeihauptmanns —: Sie war

im Begriff gewesen aus dem Kupee zu steigen, stand schon auf dem schmalen Trittbrette des Waggons, aber dann schnappte die Tür hinter ihr zu, einen Zipfel ihres Waterproofs festklemmend — und indem der Zug sich gleichzeitig in Gang gesetzt hatte, verlor sie ihren Halt und stürzte vornüber, gerade in die Arme des Polizeioffiziers! Sie hatte zwar im voraus gewußt, daß dieser immer auf dem Perron zugegen war, während der Monate, wo sich die kaiserliche Familie auf Peterhof aufhielt, und er lächelte obendrein sehr liebenswürdig, als er ihr auf die Beine geholfen hatte und sie nachher aus seiner Umarmung freiließ: „Mon dieu, mademoiselle, aber kann es wundernehmen, daß man sich nicht frei bewegen kann, wenn man dermaßen stahlhart geschnürt ist, ganz wie gepanzert!"

Aber im selben Nu war da jäh ein Schatten über sein Gesicht geflogen, er machte einen schnellen Schritt, beinah einen Sprung auf sie zu, die Hände vorwärts gestreckt — währenddem sie erbleichend, trotz aller Versuche sich zu beherrschen, rücklings wich und eine Sekunde lang alles verloren wähnte . . . aber da, im letzten Moment, hatten sie beide Wrasows Riesenstimme draußen vor dem Gitter gehört, polternd und vergnügt:

„Hier, Narinka Alexandrowna, hier halte ich mit dem Wagen!" — — — und für Exzellenz Kolownew existierten natürlich keinerlei Schwierigkeiten, — dachte Narna nun weiter, wiederum ganz und gar von der Idee erfüllt, die ihrem Vorhaben hier draußen zugrunde lag: ja, wohin man sich auch wandte, immer, immer, immer dieser Unterschied! Den Fürsten nichts anderes wie Rechte — dem Volke nur Pflichten! Damit ein paar tausend Hochwohlgeborene in Überfluß und ohne eine Hand zu rühren leben konnten — mußten hundert Millionen sich unter qualvoller Arbeit und nutzlosem Ringen zu Tode hungern! Ach, mein Gott, mein Gott —: ja, es gab in Wahrheit nur diesen einzigen Weg, um . . . nein, nicht um sich zu rächen, aber um eine Möglichkeit zu schaffen für glücklichere Verhältnisse, für jene Kommenden, die gänzlich ohne Schuld!

Sie strich sich wirr das schwere, schwarze Haar aus der Stirn, hörte, ohne es selbst zu wissen, Wrasows tiefe und frohe Stimme, die dort hinten im Halbdunkel unter den mächtigen Flächen des Eindeckers den Mechaniker kommandierte — und es traf sie mit einem Male ein dumpfes, nagendes Gefühl, wie von Erkenntlichkeit, Dankbarkeit gegen ihn —: ja, ein Glück, daß er im rechten Augenblick dort auf der Station eingetroffen war! Es war also in Wirklichkeit auf doppelte Weise durch seine Hilfe, daß sie überhaupt das ausführen konnte, was sie für heute nacht geplant hatte! Aber war es dann nicht etwas viel zu Abscheuliches, war es nicht etwas Entsetzliches, ihm seine Güte dadurch zu lohnen, daß sie jene schreckliche Tat vollbringen wollte?! War es nicht ein Verbrechen von ebenderselben Unmenschlichkeit wie das, worunter das ganze Volk litt? Ja, hundertmal schlimmer

— weil sie sehr wohl wußte, daß er aus seinem ganzen Wesen heraus genau das Gegenteil von dem empfinden und denken mußte, wofür sie und ihre Genossen stritten.

„Klar!

Narinka!

Kommst du nun? —“ hörte sie die Stimme des Fürsten im selben Nu, groß und voller Erwartung.

Und sie ging entschlossen auf ihn zu, plötzlich Trost in dem Bewußtsein findend, daß sie doch selber das letzte und einzige, was sie besaß, aufs Spiel setzte! — Im Trotz zwang sie sich dazu, viel zu hart und unfreundlich über ihn zu denken: diesen fürstlichen Projektemacher und Erfinder, der für nichts anderes weder Ohr noch Auge hatte, wie für seine Motoren und Flugmaschinen. Dieser Riesenkerl, der in all seinem Scharfsinn und seiner ausdauernden Arbeitskraft, dennoch unverbesserlich naiv und linkisch war wie ein Knabe! Ein Kind — bei seinen dreieinhalb Ellen, den breiten Schultern und dem langen, schwarzen Schnurrbart. Hier lebte er jahraus, jahrein, hier draußen auf seinen meilenweiten Wiesen und Feldern, beinah von aller Welt abgesperrt, — mit seinen ewigen Experimenten, die Stück um Stück sein ganzes Vermögen verschlangen! Und obendrein hatte er — während dieser vier Besuche, die sie, ihrem Plan zufolge, in den letzten Wochen ihm gemacht — es schließlich gewagt, sie mit anderen Blicken zu betrachten als die, wozu er das Recht hatte, als ehemaliger Studienkamerad aus der Lehranstalt und dem Laboratorium! Nein, die Rücksicht auf ihn durfte ihr nicht das mindeste bedeuten — im Vergleich zu ihrem Traume vom Glücke Rußlands! . . . .

Sie kamen endlich zum Sitzen; nachdem sie mehrere Male des Gleichgewichtes wegen den Sitz hatten umstellen müssen —: indem Kolownew sehr schamvoll und mit sachtpolternder Lustigkeit behauptete, sie wiege heute, bei meiner Treu, mindestens zwölf Kilo mehr wie je zuvor!

Die Bank war — für zwei sehr eng — etwa einen Meter unter dem Mittelpunkt der Tragflächen angebracht, in einem Wirrwarr von Steuermechanismen, die sich alle in drei Handgriffen vereinigten. Narna empfand es zum ersten Male merkwürdig feindlich, so dicht neben ihm zu sein. Sie saß halbwegs hinter seiner rechten Schulter, sich gegen die niedrige Rücklehne stützend, und starrte ihm verschwiegen und zornig in den Nacken hinein. Die seidenartige Spitze seines schweren Schnurrbartes, die außerhalb seiner Wange zu sehen war, zog immer und immer wieder ihren Blick auf sich, machte sie heiß und haßerfüllt, ohne daß sie begreifen konnte, weshalb.

François war zur Hinterwand des Raumes gegangen, und stand nun und arbeitete an einem Treibrad, das mit Hilfe einer Trosse und einer Taille das Monoplan rücklings und aufwärts zog — wie zu einer Schaukel-

fahrt. Die vier Tragleinen, die unten am Gestell des Flugapparates in Ösen festgemacht waren und automatisch ausgelöst werden konnten, sammelten sich nach oben zu, sehr hoch droben, in einem Haken, der in der höchsten Spitze der Dachkuppel saß. Der Fürst drehte den Kopf nach links, um der Bewegung am Gradmesserbogen zu folgen, der in Weiß an der Seitenfläche der Halle gemalt war, und der angeben sollte, wann der Aufschwung hinreichend weit war, um die erforderliche Geschwindigkeit zum Aufstieg zu erzielen.

„Start!" rief er, wie Donnerkrach.

Das Aufzugsseil ließ los und der Eindecker schwang in seinen Tauen vorwärts — wie eine Wurfschaukel mit enormem Radius. Indem er die Luft gegen die mächtigen Areale seiner Flächen hinaufpreßte, sauste er schnell und schwer nach vorn, passierte brummend die lotrechte Stellung, begann sich im Aufwärtsgehen zu heben . . . . und dann setzte mit einem Ruck der Fürst den Motor in Gang, die Tragetrossen lösten sich, die Schrauben mahlten wirbelnd im Kreis — und das Monoplan fuhr schräge aufwärts und vor, durch den offenen Giebel hinaus. Die Lampen dort schienen jäh zu versinken. Die Luft stand steif in Gesicht und Brust der beiden. Tief unter ihren Füßen brausten die Bäume im Garten.

Sie flogen . . . .

Gegen den schummerigen Horizont unterschied Narna die langen, gezackten Profile der Höhenzüge bei Kusnezy. Sie zogen im selben Nu nach links vorüber: Die Maschine änderte die Richtung ihrer Fahrt, machte, sich leise vornüberneigend, Kehrt — und gleich nachher sah sie drunten unter sich den kohlschwarzen Dachrücken des Hangaren, aus dessen beiden Giebeln das gelbe Licht heraussickerte. Die kleine Tannenplantage, ein blaugrüner Teppich, der versank; der bleiche Knopf der Flaggenstange schwankte dicht dort unten vorbei. Der Fürst saß, mit beiden Händen das zitternde Rad fassend. Das horizontale Steuer war, wie zwei helle, wogende Blätter, ein Stück nach vorne sichtbar. Narna fühlte mehr, als sie beobachtete, daß er sein Gesicht, in dem die großen, blauen Augen strahlten, ihr zuwandte —:

„Sieh!" rief er, vor sich hinzeigend, wo die Kante der vorderen Tragfläche einen wagerechten, weißlichen Strich über den Himmel von links nach rechts zog. — „Sieh, Narinka, dort oben gegen Norden: der Brandschein von Sankt Petersburgs rastlosem Nachtleben, das, wie man sagt, niemals stillsteht! Und da hinten, mitten zwischen Ost und Nord, ach, dort erblicken wir schon den zarten Schimmer des kommenden Morgens!

Narinka, hörst du: heute geschieht alles zum erstenmal! Zum erstenmal erlebe ich die Nacht, die den kommenden Tag gebiert, der Morgenröte Melodie, den Anfang zu allem: Hörst du, ich habe nie zuvor gelebt — niemals zuvor bis nun, da wir beide ruhend in die Höhe steigen, um den

Sonnenschein vor allen anderen zu empfangen!" Er lachte, schwieg eine Sekunde lang, fuhr sogleich nachher wiederum rufend fort:

„Du großer Gott im Himmel: Ich begreife es nicht, was los ist mit mir. Fühlst du, wie ich, daß mein Flieger wirklich den großen Schritt getan; zuverlässig, stetig, gehorcht er meinem Willen! Sicher wie in einem Boote, das stromabwärts auf einem Flusse von der Strömung geführt wird, sitzen wir hier, du und ich! Du weißt nicht, wie ich mich heute tüchtig und stark empfinde! Ja, heute sehe ich zum ersten Male vollkommen ein, daß die Zukunft Russias in meiner Hand liegt — und daß ich sie zum Siege bringen kann!

Falls du mir dabei helfen willst, mit mir zusammen gehen —?" schloß er in tieferem Tone, wurde aber im selben Nu von der Dreistigkeit seiner letzten Worte gelähmt, versuchte seine Erregung hinter Gelächter zu verbergen — und beugte sich dann, beständig lachend, vornüber, den Griff des wagerechten Steuers bewegend. Der Flieger stieg nun höher aufwärts, in einer schrägen, wogenden Linie; der Luftdruck preßte sich laut summend gegen ihre Brust, klapperte jäh mit der gestrafften Leinewand der Segelfläche, pfiff an den Stangen bei ihrem Ohr vorüber. Und hier oben begegnete ihnen plötzlich ein würziger Strom, o eines Sommermorgens Schauer, die Düfte von Blumen, von Tau und Heu! Tief, tief drunten, umhüllt von der vagen Dunkelheit, jagten, mit sonderbar verlängerten Seiten, die ungeheuren, kohlschwarzen oder blaßgrünen Tafeln von Wald und Feld unter ihnen hinweg — und neue glitten hervor, um wiederum zu verschwinden. Und in der Ferne, ganz draußen links, hinter den parkbekleideten Felsufern Peterhofes, lag dumpfglänzend ein Streif von des Meeres unermeßlichem Spiegel aus Metall.

Es war bei seinen Worten wie ein Stich durch Narna gegangen, ein leises Stöhnen aus ihrer Kehle, aber gleich nachher preßte sie zornig ihre Zähne zusammen: Torheiten, Unsinn, leere Redensarten! Nein, sie wollte gar nichts sehen, sie wollte ganz und gar nichts hören von all dem, was er sagte — nur sich in ihren Plan vertiefen, all dessen Einzelheiten noch einmal überdenken, bloß dem krachenden Lärmen des Motors dort hinten lauschen, ja, dem unveränderlichen Alarm der gehorsamen Maschine, dem gesetzgebundenen Geräusche des Gesetzgebundenen: Pflicht, Pflicht, Pflicht!

Sie machte sich so klein wie nur möglich, um das Gefühl seiner Nähe zu vermindern, machte sich hart gegen dies Wunderbare, das zu erleben sie vielleicht die erste auf der Erde war: mit Meilengeschwindigkeit hier hoch droben in der Luft vorwärts zu fliegen, durch den leise erwachenden Mittsommertag, unter des Morgenhimmels Kuppel aus Stahl! Dort hingetragen, wo sie es wollte, von diesem sanften und feurigen Tier, das der Scharfsinn ihres ehemaligen Kameraden, o nein, ihres Freundes geschaffen hatte! Nein, nein, sie durfte weder hören noch sehen, aber trotzdem ihn

keine Sekunde aus den Fingern lassen, keinen einzigen Augenblick ihre Macht über ihn aufgeben, denn nur indem sie ihre Absicht verbarg, nur indem sie ihn lockte und überlistete, konnte sie das erreichen, was sie wollte!

Einen Moment schien sie die Vollbringung von dem vor sich zu schauen, was ihr Ziel war: sie sah den Flieger in weichem Schwung über das breite flache Dach jenes einstöckigen Pavillons in Peterhofs Schloßpark dahinschweben, wo die kaiserlichen Schlafgemächer lagen! Ganz niedrig sauste er darüber hinweg, in der schwachen Dämmerung, die ihr erlaubte, das zu erkennen, was sie zu sehen brauchte — die aber den Wachtposten drunten verhinderte, ihre Fahrt rechtzeitig zu stoppen! Sie sah sich selber, wie sie plötzlich von ihrem Platz mit einem Sprunge sich erhob, es vermeidend, seinen Augen zu begegnen, und sich nachher taumelnd durch die Luft hinabstürzen, die Mitte des mächtigen Schieferdaches treffend . . . und dann wurden Erde und Himmel mit Weltgerichtsgetöse erschüttert, Steine und Mauerwerk zerbarsten, eine meilenhohe Flamme riß das Haus bis auf seinen Grund auseinander — und wenn der Rauch sich verzogen, dann war der geheime Wunsch Russias vollbracht, dann war Russia der Befreiung noch einen Schritt näher wie je zuvor, der Tyrann mit all den Seinen ausgerottet! Ach, die kommenden Geschlechter, die, gleichviel, ob sie ihre Tat guthießen oder verdammten, doch eine Freude ernten sollten, wie wir sie niemals kennen lernten: unter der Sonne der Freiheit geboren zu werden.

Sie bemerkte mit einem Male, daß der Fürst seit mehreren Minuten nicht gesprochen hatte und ihr wurde rätselhaft weich und süß dabei zumute; sie erinnerte sich schmerzlich bereuend, wie sie heute kalt und spöttisch zu ihm gewesen — teils weil sie von der angstvollen Spannung überreizt, und teils mit Überlegung, um ohne Schwierigkeiten beständig Ausflüchte finden zu können, ihren Regenmantel umzubehalten und es sich für die Dauer der vielen Stunden bei ihm nicht gemütlich zu machen — aber jetzt wollte sie zum Entgelt recht gut und brav sein für diese halbe Stunde, die noch übrig war.

Ohne es selbst zu wissen, legte sie ihre linke Hand auf seine Schulter; er wandte ihr sofort sein Gesicht zu — in der gedämpften Beleuchtung begegneten ihr seine Augen, sie schienen ihr seltsam tief und blau zu sein.

„Ja," sagte sie, mit einem Male schwindelnd müde und verwirrt, „wie ist es schön, dies alles, so schön!" — sie hörte selbst ihrer Stimme gleichsam klagenden Laut — und fing verwirrt an, einige Haare wegzustreichen, die bei der Fahrt immer und immer wieder quer über ihren Mund hingeführt wurden, ihre Wange und Lippe kitzelnd. Danach zeigte sie vor sich hin, es versuchend, sich von den beiden früheren Fliegetouren her, die bei Tage ausgeführt worden waren — zu erinnern, was es wohl für Dörfer und Villenquartiere seien, über die sie jetzt hinwegsegelten:

„Erzähle mir, Wrasow, erzähle mir, was ist es, was wir dort sehen! Weshalb sagst du gar nichts mehr? Ist es wirklich Katarinas Schloß in Babygon, der winzig kleine blasse Würfel da in dem dunklen Garten?" — und plötzlich übermütig, unerklärlicherweise gestärkt, indem sie es mit einem Male empfand, wie seine Schulter unter dem leichten Druck ihrer Finger erzitterte, fuhr sie lachend fort:

„Weißt du, Wrasow, daß ich schon einmal früher, drunten im Hangaren, ausgerechnet habe — daß du vermutlich aus irgendeinem Buche die hübschen Worte auswendig gelernt hast, mit denen du mich soeben überraschtest! Wie hätte es sonst geschehen können, daß deine bisherige, berüchtigte Stummheit sich so plötzlich als eine vielsagende Verschwiegenheit entschleierte?

Nicht wahr?"

Kolownew antwortete nichts.

Auch Narna wurde da schweigsam — während dem sie beobachtete, wie die leuchtende Horizontlinie droben gegen Norden sich nun jählings nach rechts hinzog, ihren Schimmer aus erwachendem Morgen verlierend. Und gleich nachher war es, unter einem mehr dunklen Gesichtskreise, jener glänzende Streif des Meeres, der direkt vor ihr lag. Sie öffnete, tief atmend, ihren Mund der salzigen Luft entgegen, die sie im nächsten Nu traf, kühl, befreiend wie ein Bad: ja, Wrasow hatte recht, alles geschah heute zum ersten Male . . . zum ersten und zum letzten Male!

Dann drehte wiederum der Fürst sein Gesicht halbwegs über seine Schulter hin:

„Sei nun nicht mehr so spöttisch gegen mich!" sagte er heiser und schnell. „Hörst du, Narinka, während vieler, vieler Tage hab ich mich ja auf diese Fahrt gefreut! Oft bestimmte ich mich dazu, einige Nächte vorher aufsteigen zu wollen, um mich daran zu gewöhnen, um mich zu üben — aber jedesmal, wenn ich so weit war, da mochte ich doch nicht . . . es war als ob ich mich selber bestehlen wollte!"

Narna lachte leise. Es kam ihr mit einem Male vor, daß es doch ihr Recht sei, froh zu sein in der kurzen Zeit, die ihr noch übrig. Sie erhob ihren Blick zu dem seinen und bat ihn, um hiermit ihre Vorbereitungen gänzlich abgeschlossen zu haben, ob er wohl nicht bald, ehe die Luftfahrt beendet sei, einmal über den ganzen Gebäudekomplex und den Park Peterhofs hinwegfliegen wolle:

„Hörst du, Wrasow!" sagte sie zuletzt flehentlich, ihre Wange gegen seine Schulter lehnend, wunderlich dankbar dafür, sich dies erlauben zu können — und doch ihre Pflicht nicht zu verraten —, „versprich es mir, Wrasow! Ich möchte so gern die großen Marmorbassins von hier droben sehen . . . . zusammen mit dir!"

Der Fürst sah lächelnd zu ihr hinab:

„Es ist ja verboten, Narinka!" antwortete er, „aber natürlich tue ich wie du willst! Falls dann die Schildwachen darauf verfallen, uns als Schießscheibe zu verwenden, bekommen wir ja eine gute Gelegenheit, praktisch zu konstatieren, wie schwer es ist, ein Luftschiff in voller Fahrt treffen zu können! Und nachher werd' ich uns beiden schon Absolution verschaffen!"

Narnas Lächeln fror hin.

Denn bei seinen Worten nun wurde sie wiederum, aber mit zehnfach verdoppelter Gewalt, von diesem versengenden Groll, von diesem Haß gegen sich selbst ergriffen, der sie die vorige Nacht wachgehalten! Ein brennendes Sichselbstvorwerfen, das blitzschnell aus jener Vorstellung herauswuchs, der sie bis dahin keinen einzigen Gedanken geschenkt, und die sie noch gestern nur als eine kaum mögliche Eventualität betrachtet hatte — die aber jetzt, in diesem Augenblicke, plötzlich mit ihrer ganzen, erstarrenden Gewißheit vor ihr stand: daß sowohl die Maschine wie auch er zweifelsohne vernichtet würden, zusammen mit ihr selbst, während der Explosion. Sie sah vor sich die ungeheure Feuersäule des entsetzlichen Sprengstoffes, den sie bei sich trug: diese fünfzehn Kilo von äußerst konzentriertem Ekrazitin, das einen ganzen Stadtteil zertrümmern konnte — und das in einem einzigen Nu ihn und seinen Monoplan restlos zermalmen mußte!

Es ging ein schauderndes Erzittern durch ihre Glieder. Ihre Zähne schlugen gegeneinander. Sie lehnte sich atemlos hintenüber, meinte mit einem Male, daß der Luftzug, der ihr Gesicht traf, eisig kalt sei — und der sanfte, wogende Flug über des Meeres unermeßliche Fläche tief drunten erfüllte sie mit Schwindel und Grauen! Mein Gott, worauf hatte sie sich doch eingelassen! Wie war es möglich, daß sie es so spät begriffen, daß auch er sterben mußte! Daß auch er durch diese Tat getötet werden würde, bei der ihr zu helfen, sie ihn überlistet und betrogen hatte! Ach, Wrasow, hörst du, beeile dich zu erraten, was ich beabsichtige, hilf mir, hörst du, du darfst nicht sterben! Ich kann es nicht ertragen: ich kann nicht tun, was ich muß — wenn ich auch dich dabei töten werde!

Aber in derselben Sekunde, wo diese Gedanken ihr Bewußtsein in dieser Form erreichten — gelang es ihr, sie jählings von sich zu weisen, ihr Recht zu verneinen, sie wegzujagen. Sie entsann sich dessen, was sie schon längst unter zahllosen anderen Argumenten dem Präsidenten gegenüber erwähnt hatte — als Antwort auf seine Einwendungen gegen diesen wahnsinnigen Versuch, der nur eine einzige Chance für das Gelingen hatte, aber tausend Möglichkeiten dafür, niemals durchgeführt werden zu können —: daß sie es wohl wissen würde, Wrasow dorthin zu bringen, wo sie wollte, und daß übrigens diesem fürstlichen Sonderling gegenüber, der in gänzlich zielloser Sportlust seine Millionen vergeudete, keinerlei Ursache zu größerer Schonung sei, als den Soldaten und Dienern und andern Zufälligen gegenüber, die ja immer

der Gefahr ausgesetzt waren, unverschuldeterweise durch ein Attentat getötet zu werden! Laß ihn nur mein Geschick teilen — hatte sie zuletzt gesagt, denn was mag wohl sein und jener anderen und mein eigenes Leben gegen das, was unser Ziel ist: der Millionen Wohlfahrt und Frieden für alle kommenden Zeiten! Und ist es nicht gerade dies, was wir unsern Brüdern voraus haben: daß wir ihr Glück höher einschätzen, wie sowohl unsere eigene Todesangst als auch das Entsetzen unserer Herzen zu morden?! . . .

Und nun wandelte sich dieser ohnmächtige Selbsthaß tief drinnen in ihr in ein heißes und dumpfes Schuldbewußtsein ihm gegenüber, in eine Ehrfurcht, als wäre etwas Heiliges an diesem Manne, der zuversichtlich hier bei ihr saß und unschuldig getötet werden sollte! Und mit hämmerndem Herzen, mit brennenden Augen und qualvoll scharfhörendem Ohre lauschte sie allem, was er sagte.

Er hatte das Steuerrad losgelassen, nachdem er es festgestellt.

Mit sehr großer Fahrt flog das Monoplan, sich wie ein Messerblatt durch die Luft schneidend, in wenigstens vier- bis fünfhundert Meter Höhe, vorwärts gegen Nordwesten hin — der Verbrämung der Küste folgend, die, noch beständig in einen durchsichtigen Schleier gehüllt, schnell unter ihnen hinwegflog: mit ihrer rechten Hälfte das Meer und linkerseits das braungraue Land, bläulicher Dächer Rechtecke und Quadrate, winzig kleine Rasenpläne vom Umfange einer Hand! und quer durch das Ganze hindurch schlängelte sich ununterbrochen, hinten unter ihren Füßen verschwindend, der helle Faden der Chaussee. Hin und wieder schien das alles ein wenig zu wanken, wenn die Windstöße von der See her den Flieger zum Wiegen brachten.

Wrasow breitete seine beiden Arme aus:

„Hörst du!" sagte er, mit einer Stimme, die, wie es ihr plötzlich vorkam, sich einen Ton erobert hatte, den sie nie zuvor gehört: ein Tubaklang, der irgendetwas Allertiefstes drinnen in ihr erweckte! Ein helles und siegreiches Timbre, das sie plötzlich dazu brachte, diesen erhöhten Stand hier hoch droben als etwas für ihn Selbstverständliches zu empfinden — „Marinka, heute sehe ich das alles — so wie es dereinst sein wird! Hier hoch droben über mir ist es, als erkenne ich die jahrtausendalte Stimme der Lüfte, ach eine triumphierende und süße Melodie, der Sphären ewigen Gesang!

Siehe und drinnen in mir ist es mit einem Male, als ob ich mich selber vollauf begreife — und weiß, was ich, ohne es zuvor beachtet zu haben, in all dieser Zeit beständig gewollt, wo ich mich bestrebt habe, die Norm meines Monoplans zu finden: die vollkommene Stabilität, Zuverlässigkeit und Schnelligkeit! Verstehst du mich, Taube, Marinka, nicht wahr: ja, ich erinnere es ja von alten Tagen her, Jahre zurück, droben im Polytechnikum, wenn du spöttisch oder höhnisch es versuchtest, mich zum Proselyten zu machen für jene Theorien vom einzigen Wege zum Glück Rußlands: Eine

Propagandataktik, Euer Dynamitprogramm — der Nihilismus, der alle Hindernisse vernichten sollte!

Nein, Narinka, ich bin in diesen Wochen so froh gewesen, indem ich merkte, daß du an all das nicht mehr glaubst, weil du kein einziges Wort darüber gesagt hast — du, die du ehemals nur über dies Eine sprechen wolltest! Und du hast recht darin: denn gehört wohl zu einem Mordattentate anderes, als bloß eine hinreichend geringe Achtung für das Leben anderer und für das eigene! Das Leben, das uns von Vater und Mutter gegeben wurde, damit wir wachsen und wirken, damit wir, ein jeder auf seinem Gebiete, einen Stein zum Hause der Zukunft legen sollten! Nein, nimmer haben die, die nur niederrissen, Anteil daran gehabt, den Fortschritt zu erzeugen! Nur die, in denen sich größere Kräfte bewegten, die eine mehr weitschauende Phantasie besaßen — nur die können, mit oder ohne Wissen, das hervorbringen, woraus segensreich das Neue geboren wird! Nicht wahr? Niemals wurde der Töter zum Sieger, weil die Ausrottung nur die Tat eines Schwächlings — und weil die Formen des Lebens einzig von dem Starken erschaffen werden können!

Ja! erst heute, erst nun in diesem Morgen, der unter der Brise erwacht, erst hier, wo ich dich an meiner Seite habe, begreife ich bis auf den Grund, daß ich doch niemals das vergaß, worüber wir damals sprachen! Ach, siehst nicht auch du, was das geheime Gesetz in dem ist, das ich erschaffen, während der Jahre, die seitdem vergingen?" — Er hatte sie mit eiserner Hand um den linken Arm gegriffen, seine Augen lachten, sein Bart flatterte in der Fahrt gegen seine braune Wange, er zeigte erregt und lachend den schmalen weißen Strang hinunter, über den sie in diesem Nu hinwegjagten: den kolossalen Viadukt bei Korkuli —:

„Siehst du es: die engen Spuren der Eisenbahn, unbeweglich, massiv und schwer!!?" — fuhr er währenddem fort, plötzlich in einem mehr heiseren Ton wie zuvor, erzitternd vor den Gesichtern, die, beständig mehr klar, sich seinem Auge erspannten — und Narna lauschte beinah gegen ihren Willen, mit einem Male bebend vor der Glut ungekannter Gedanken, die in ihr glimmten.

„Begreifst du, ich hatte also wirklich recht, als ich mir neulich prahlend einbildete, ich sei es, der Rußlands Leben in seiner Hand halte! Oder weißt du denn nicht soviel —: daß die Tyrannei, um existieren zu können, Türen aus Stahl fordern muß, Wege, die mit Eisen gesperrt werden können, verriegelte Fenster, Dunkelheit und Grenz-Bewachung! Aber ich habe das Mittel zum Verkehr erschaffen, das Russia offen für einen jeden macht, offen für Aussicht und Einsicht, offen für Licht und für Luft!

Narna, meine Taube, horch doch auf das, was in deinem Herzen flüstert —: Gott ist zweifelsohne da! Der helle und heilige Geist des Fortschritts, voller Güte, voller Lächeln und voller Liebe zu all dem was lebt! Begreifst du, wie ich, was das Ziel der seligen Träume ist —

hinter Jedermanns Tasten und Schmerz! erschaust du nun die verborgene Absicht jenes rastlosen Sehnens, das wir in unserer Seele besitzen? Erde und Meer haben wir schon mit Gewalt geöffnet, die Länder reichen einander ihre Hand durch die engen Tore der Schienenwege — nun aber übersteigen wir das Gitter, wo wir es wollen, der letzte Verschluß zerbrach! Das Siegel zersprang der Vorzeit — bald wird die Sonnenzeit des Glückes da sein!"

Weit draußen, rechts von ihnen, kroch ein Dampfboot — klein wie ein Insekt, mit dem millimeterkurzen Schweif von Rauch — mühselig über den blanken Stahl des Meeres hin. Ganz vorn, in der Ferne, kräuselten sich wie Moose die uralten Parke um Peterhofs Kaisersitz. In sausender Hast wallte tief drunten der zweigeteilte Streifen des Strandes unter ihnen hinweg, beständig neue Felder vor ihren Blicken aufrollend.

Wrasow griff berauscht um das Rad.

Noch höher stieg der Eindecker aufwärts — in einer ungeheuren Spirale, rund und rund und hinauf! In einer gigantischen, drehenden Steigung — ein Kreisgang im Azur, den Gipfel im Zenit!

Unaufhaltsam drehte sich alles im Zirkel da drunten, schneller und schneller — und verminderte sich gleichzeitig mit jeder Sekunde: die enormen Quadersteine des Ufers wandelten sich in Schutt! Wälder und Dörfer, die eben noch wie eine doppelte Handfläche gewesen, waren nun nicht größer als ein Fingergelenk — aufwärts und rund in beständiger und polternder Fahrt . . . und Narna griff mit zitternden Händen um die Armlehne des Sessels, starrte schwindelnd hinab, wähnte plötzlich, daß auch alles, was sie selber, die Jahre hindurch, dort unten gedacht und gemeint hatte, nur Sandkörner und Staub waren, nur das kleinliche Gewäsch der Kurzsichtigkeit!

Hin unter ihnen stob im selben Nu ein Schauer von winzig kleinen Funken, kreideweißen Schimmern, die kreisend stiegen und sanken —:

„Die Möwen!" rief der Fürst — „hast du sie gesehen?

Ja, die Vögel, die spielend den Morgen in ihren Flügeln fangen! frei und froh wie die Vögel werden wir alle werden! Hörst du der Lüfte Ton aus aller Leben Gemeinschaftlichkeit und Freude! siehst du, was du und ich vermochten — weil wir uns selbst vergaßen, unsere Liebe wie unsern Haß, und uns nur unserer Arbeit und deren seliger Träume entsannen!"

Mit einem Ruck sah Narna auf, atemlos, keuchend, weil er hier eben dieselben Worte genannt, deren Sinn sie in diesem Augenblick empfunden hatte! eine Sekunde lang wurde sie von Zweifel und Angst ergriffen: war er es also nur, der das zu beherrschen vermochte, was sie dachte?

Aber unmittelbar nachher füllte sich ihr ganzes Wesen in allen Fibern mit Glück: denn sein Antlitz traf nun der erste Schein der Sonne! Seine Augen leuchteten tief und blau, sich seine Augen, ja, er hatte [illegible] in

allem! Törin, daß sie es nicht längst erkannt: sieh, sieh, die Sonne stand funkelnd auf und machte seinen Kopf wie aus Gold — und die Augen, ein mächtiges Meer!

Und da erfaßte sie jäh, zum ersten Male, vollauf, was sie hier hinaus geführt hatte: die Erbärmlichkeit der Schwachheit, der Verräterei, die entsetzliche Verrücktheit der Henkertat, die wahnsinnigerweise sich Mut dünkt. Der Meuchelmörder-Dienst gegen die rätselvolle Frucht des Lebens, die tief drinnen in jedermann wächst! Ja, sie war nicht würdig zu leben! Es gab nur einen einzigen Weg zurück, keine Sekunde zu verlieren, nun, nun sollte es sein!

Nun! . . . .

Mit einem Satz erhob sie sich von ihrem Platze, griff mit beiden Händen wild vor sich — warf sich vorn über gegen den gähnenden Schlund.

Aber auch Wrasow war mit einem Sprung aufgeschnellt. Die Flugmaschine holte schwer nach rechts über. Es gelang ihm, die Schöße des Regenmantels zu erfassen, er jagte einen Arm um ihren Leib herum, taumelte gleichzeitig schwankend nach links hinüber, indem das Monoplan von neuem krängte, war nahe dabei hinterrücks über Bord zu stürzen, klammerte sich mit aller Macht an eine Stange, die lautlos unter seinem Griffe doppelt zusammenknickte; mit den Kniekehlen hakte er sich um die steife Achse des Rades und erreichte so, sich krümmend, wieder den Sitzplatz, ehe das nächste Überholen kam — sah aber dann, wie sich alles tief drunten blitzschnell vergrößerte! pfeifend fuhr die Luft um ihn herum in die Höhe, in die Flächen über seinem Kopfe polternd, sie fielen . . . . fielen . . . . nein, Gott sei gelobt, nun verminderte sich die Schnelligkeit des Falles . . . . wir stocken . . . . nun steigen wir von neuem!

In einem einzigen Blick hatte er gesehen, daß alles wiederum in Ordnung sei, und er klemmte atemlos seine Augen zu, sank stöhnend zurück, beständig Narna in seinen Armen pressend: Mein Gott, was war wohl geschehen, waren es die Möven, die sie hatte sehen wollen, war es seine Schuld, das Ganze? was hatte er gesagt oder getan, das sie so angst machen konnte??

Langsam beugte er sein Gesicht über ihren Kopf hinab, der gegen seine Brust ruhte: blaß, kreideweis war sie, ach die Fülle des dunklen Haares, hörst du, öffne deine schwarzen Augen, sei nicht mehr bange, du bist ja bei mir, erzähle mir, was dir geschehen ist!

Sie versuchte es furchtsam, matt, noch einmal sich loszureißen, schluchzend, stammelnd —:

„Wrasow, laß mich los: hörst du, laß mich, ich hab' kein Recht zum . . . ich will . . .“

Kolownew antwortete nicht.

Denn plötzlich kam es ihm vor, als sei er nahe daran zu ersticken vor unfaßbaren Mitleiden — vor lodernden Qual und vor einer zermalmenden Wonne, die er nicht zu begreifen vermochte. Noch heftiger wie zuvor preßte er sie an sich, mit beiden Armen dicht um ihren Leib herum — und im nächsten Nu schien es ihm jäh, als begriffe er mystischerweise das alles: sowohl was sie im Verborgenen mit ihren Besuchen hier draußen gewollt — wie auch was geheimnisvoll während dieser Wochen in ihm selber geschehen! sowohl die tiefste Absicht der sich steigernden Kälte, die sie ihm gegenüber gezeigt hatte — wie die innerste Ursache dazu, daß seine Worte soeben es so vollauf vermocht hatten, ihre Zwecke zu ändern, ihre Gedanken aufzuklären und zu stärken! Eine Erschütterung lief durch seine Glieder, ein stöhnender Laut entfuhr seinem Halse — als sie aber in Angst ihre Augen aufriß, da sah sie ihn lächeln, wild und barsch und zärtlich —:

„Still“ — flüsterte er, selig ihr von Sonne beleuchtetes Gesicht anstarrend, sie an sein Herz pressend — „sprich nichts, Kind! Kleine Geliebte, schweig und lieg still, ich lasse dich nie mehr los! Begreifst du denn beständig noch nicht: daß du für Zeit und Ewigkeit freiwillig die Meine würdest, in dieser Stunde, wo Gott uns gut war! Geliebte, sieh, die Sonne ist aufgestanden, die ganze Welt liegt in Licht zu unsern Füßen!“

Der Flieger stieg — über das Meer hinaus, das sich langsam auszuhöhlen schien, eine ungeheure Schale aus Silber, von Horizont zu Horizont — die Spitze am Peterhof-Turm stand blinkend tief drunten — und sofort nachher erstrahlte die goldene Kuppel der Kirche.

Der Gesichtskreis brannte.

An den weißen Flächen des Monoplans strich die Luft vorüber — sie war süß, salzig und hoch.

Joseph Kainz,

Briefe an seine Eltern

(Fortsetzung)

Herzallerliebste Eltern! Marburg den 26./11. 75.

Der erste Schnee!!!!!!! Alles weiß. Gestern war der schönste Abend der Welt und heute morgen ist alles weiß. Der Schnee liegt aber auch schon fußhoch in dem lieben Marburg.

Gestern haben sich Ichheiser und Stein in der Garderobe blutig geschlagen so zwar daß jeder mit einem blauen Auge gespielt hat. — Warum? Wegen der Breier. — Ichheißer hat die Breier beleidigt. Der Ritter Stein hat den Juden Ichheiser zum Duell gefordert, worauf ihn Ichheiser eine große Universalwatschen versetzte u. so folgte Schlag auf Schlag. Die übrigen anwesenden Schauspieler haben sich jeder in einen Winkel zurückgezogen sich ruhig fortgeschminkt und gewartet bis die beiden Hähne matt waren, dann war wieder Ruhe.

Gestern habe ich die Rolle des Jason bekommen. Es ist das Stück Medea von der Frauenthal selbst eingerichtet u. deshalb so wenig gestrichen, daß mir vor Schreck die Haare zu Berge stiegen als ich diese Pfundrolle in die Hand bekam. — Sie hat nicht weniger als 6 Bogen (Folio) ganz klein geschrieben, in jedem Act ein Stück ein 14 Fluchscenen u. Reden 4 Seitenlang. Ein wahres Heldenroß. — Die Rolle gehört gar nicht mir zu, sondern dem gesetzten Helden. Denn der Jason ist ein Mann von 40—45 Jahren, hat überdies 2 den ganzen Abend lebendig herumlaufende Kinder. — Er ist weniger gestrichen als im Burgtheater. Sterben thut dieser rasende Roland unzählige male. — Mir schwindelt, wenn ich die Rolle nur anschau. Es ist aber doch immer schön, wenn ein so junger Mensch wie, ich, mit solchen Aufgaben betraut wird. — Dafür gibt mir aber auch der Direktor jetzt nach jeder kleineren Rolle 1 Tag, nach jeder größeren 2—3 ja sogar 4 Tage Zeit, um mich nur gehörig auf die Frauenthal vorzubereiten. Am Montag spiele ich erst wieder, bis dahin bin ich frei. Am Montag ist „Liane", da hab' ich auch wieder einen Mann zu spielen, der zum 2tenmal verheiratet ist u. unzählige Kinder hat. — Dabei ist die Rolle noch größer als der Jason und ein größerer Schreihals als der „Karl Moor".

Jetzt ein paar Worte an die Mutter allein.

Wenn die Frauenthal kommt, muß ich den Moritz von Sachsen spielen u. den Valentin im Faust. Besagte Lakeln gehen aber den Abend in Ritterstiefeln um. Heute war ich beim Schuster u. der sagt sie kommen auf 10—12 Fl. Schreibe oder telegrafiere also sogleich ob ich sie machen lassen soll. Haben muß ich sie unbedingt! Aber gleich Antwort. Es ist nimmer viel Zeit!

Wann kommt der Tateleben? Er soll sobald als möglich kommen? Hörst Du?

So jetzt lebt Millionenmal wol. Grüßt Alles! So wie Euch küßt u. grüßt Euer Euch zärtlich liebender

Joseph.

Herzliebste Eltern! Marburg 27./11. 75.

Gestern Abend ist bei uns etwas vorgefallen, das vielleicht noch nicht da war, so lange Theater bestehen.

Ein junger 17—18jähriger Mensch macht die Bravour u. sagt laut vor dem Director, er getraut sich den Faust zu spielen. Der Director geht auf den Witz ein, sagt ihm die Rolle zu u. so werde ich denn am 9. Dezember 1875 mit Frl. Rosa Frauenthal als Gretchen, den Faust am Marburger Stadttheater spielen; denn der junge Mensch mit dem großen Maul war — ich. —

Der Holdig, der den Faust spielen sollte, dankt Gott, daß er ihn los geworden ist, denn erstens ist es nicht sein Fach u. zweitens hätte er diese Riesenrolle von 11 Bogen ganz neu lernen müssen. Ich kann ihn bereits, wie Ihr wißt. Alles ist gespannt auf mich, wie ich es zuwege bringe. Denn: merkt auf:

Am Montag spiele ich in „Liane" eine Rolle mit 6 Bogen. Am Mittwoch „Geheimnis", die Rolle hat 4 Bogen am Donnerstag „Kleiner Dämon" hat 4 Bogen am Samstag „Arria u. Messalina" am Sonntag „Admiral Tegetthoff" die Titelrolle mit 7 Bogen, am Montag „Adrienne Lecouvreur" 7 Bogen, am Dienstag „Medea" 6 Bogen, am Mittwoch „Diplomat der alten Schule" 3 Bogen. Am Donnerstag endlich Faust mit 11 Bogen. — Heldenrößer, wie keine zweiten existiren. Fortwährend auf der Bühne, fortwährend zu reden, u. sehr viel zu reden! Machts mir's einer nach, wenn ihr könnt, einer von die jetzigen jungen 17jährigen Sterne, ohne alle Zustände zu kriegen, mein Organ wird bei jeder Rolle besser werden, u. nach dem Faust hoff' ich so das Räuberlied zu singen, wie einst nach dem Mortimer! Dixi!!! —

Jetzt uffjepaßt. Beim Faust ist es die Hauptsache, daß ich gut aussehe u. alt genug bin: Gehe daher zum Scheibenhofer, zeig' ihm beiliegende Zeichnung und frage ihn ob er mir eine Perrücke von dieser Form leihen will u. kann. Die Farbe muß blond sein, nicht zu licht! Das Haar sehr lang und nicht ganz glatt, sondern sehr gewellt u. unten die Enden sehr gekraust. Fragt also und vergeßt nicht! Am 9. Dezember muß ich spielen!

War denn die Mutter schon bei der Rupffi u. Du beim Förster? Warum schreibt Ihr denn nicht?

Lebt wieder 10000000000000 Mal wol vergeßt ja nicht auf die Perrücke u. seid Millionen mal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden

Joseph.

Schreibt mir die paar Zeilen der Anerkennung des Paragraf 19 auf u. schickt sie, ich werde sie abschreiben, mir fällt nix Gescheites ein.

Ihr Lieben! Marburg 28./11. 75.

Ha! Aber jetzt wird mir die Geschichte schon fad! Alle Tage wenn ein Brief kommt habe ich schon Angst ihn aufzubrechen. Alle Tage Lamentation! Du lieber Himmel, bin ich denn von Wachs? — Ich bin so frisch u. gesund wie der Fisch im Wasser. Glaubt Ihr denn, wenn mir nur das Mindeste fehlte, ich würde so ruhig sitzen u. Euch nicht schon längst hertelegrafiert haben, daß sich die ganze Linie neue Aparate u. Batterien hätte anschaffen müssen. Ist's Euch denn nicht genug wenn ich sage ich bin vollkommen gesund, mir thut gar nix weh. Mein Organ ist rein. Ich schlafe, sehend blühend aus fresse wie ein Wolf den ganzen lieben Tag, ohne viel oder lange zu spüren, daß ich satt bin. Alles freut sich, wenn ich zu Tische komme, weil sie Alle Apetit kriegen, wenn sie mich essen sehen. Heiliges Donnerwetter von Klosterneuburg! Mehr kann ich doch nicht sagen!? Ich bin ja deshalb von Cassel weg, weil ich dort nix zu thun gehabt habe. — — —

An den Director will der Vater schreiben. An diesen guten Kerl. Wer weiß, ich zweifle sehr ob der Förster ein so gewissenhafter u. seelenguter Director sein wird wie der Dietz. Er hat mir jetzt 4 oder 5 Tage frei gegeben zur Erholung!!! Welcher Director thut das? Ich habe morgen frei, am Freitag frei, am Sonntag frei, um mich nur ja genug zu sammeln, bis der Gast kommt. Ist das nicht genug. — Warum habt Ihr mich in ein solches Provinztheater gehen lassen, habt Ihr geglaubt, die haben mich engagiert, damit die Frau Director ein Spielzeug hat? oder soll mich der Director alle Woche einmal eine kleine Rolle spielen lassen, um mich die übrige Zeit anzuschauen? Man trägt mich hier ohnehin auf den Händen, und behandelt den „schönen Kainz", wie sie mich jetzt nennen, seit dem „Schutzgeist" wie eine gläserne Puppe. — Und mein Papa rast und wüthet: sage, ich lasse ihm sagen, er weiß vor Freude und Stolz nicht was er anfangen soll, daß sein Sohn den Faust spielt u. es sollte mich sehr wundern wenn nicht schon Michaeler u. Schwarzenbergplatz voll davon sind! — Herrgott hab' ich einen Zorn!!! — Na!

Meinen herzlichsten u. besten u. wärmsten Dank für das Geld, die Stiefel werden sehr schön. Heute ist „Liane". — Der Photograf will mir nicht sagen was die Photografien kosten. So oft ich frage oder fragen lassen schickt er mir wieder ein Paar Stück ich will schon nicht mehr fragen. Vater soll nur bald kommen aber sein 8—14 Tage hierbleiben u. werdet mir in den Briefen nicht mehr tragisch! 10000000 Küsse von Eurem Euch zärtlich liebendem

Josef.

Ich rechne mir's zur höchsten Ehre an daß man mir einen Faust anvertraut, die machen so ein Geseres. Na!

Ich bin doch wirklich ein schöner Mensch! Was? He?!

Vergeßt um Gotteswillen auf die Perrücke nicht! Macht mir keine Dummheiten.

Liebste Eltern! Marburg am 1./12. 75.

Euern Brief habe ich schon um ½ 11 Uhr bekommen. Die Schachtel krieg' ich aber wahrscheinlich erst um vier Uhr. Nehmt aber im Voraus meinen besten u. herzlichsten Dank. Heute habe ich von der Kupfer wieder eine Epistel bekommen. Die lamentirt mir auch im ganzen Brief vor. Herrgott hab' ich denn gar keine Ruhe? — Die redet mir wieder vor, daß ich auf dem besten Wege bin Comödiant zu werden aber nicht Künstler. Wenn die dumme Gans wüßte, daß sie mich durch so was, anstatt anzueifern entmuthigt, so würde sie mir solche Briefe gar nicht schicken. Ich verliere ja alle Achtung vor dem Director dem Theater hier, dem Publicum und endlich vor mir selber, wenn einem fortwährend so was gesagt wird. Diese alte Hofschmiercomödiantin hat sich auf andern Schmieren herumgetrieben u. hätte vielleicht Gott danken können, wenn sie Anfangs so ein Engagement bekommen hätte, wie das Marburger. Das nenne ich ja einen jungen Menschen total muthlos machen. Aber so sind diese Hofcomödianten alle. Wenns diese Parvenüs es einmal zu was gebracht haben, dann vergessen sie nur zu leicht, daß sie einsten selber einmal Patzer u. Schmierer waren u. sehen dann auf unser einen mit einer gewissen Verachtung herab. Diese Eier u. Schmalzbrüder! Ich möchte wissen, warum ich den Faust nicht spielen soll? Wenn's mir und den Marburgern recht ist muß es der ganzen Welt recht sein. — — Klärt das der alten Schachtel doch einmal auf! Oder glaubt diese norddeutsche Puderschachtel sie verstehen nur in Leipzig was es heißt Comödie zu spielen u. alle andern sind Eseln! — Gott sei Dank haben es ein Sonnenthal u. ein Lewinski zu etwas gebracht ohne dieses sandige Butterbemmenlandl gesehen zu haben. Ich werde dem alten angemalten Haubenstock eine Photographie schenken, aber heute noch nicht. — Ich kann mich über so was gleich scandalös giften, setze mir die Geschichte so in den Kopf, daß ich wirklich glaube ich spiele noch immer beim Niclas in seinem Pimperltheater. Dieser alte Antiquitätenkasten soll sich einmal ein Ausstattungsstück bei uns anschauen, ob daß so ein norddeutscher Kabale u. Liebe oder Pretiosa-Theaterdirektor zusammenbringt! — — — Am Freitag ists Comödienkastel bei uns geschlossen, wegen Vorbereitung zu „Arria u Messalina"! — Hörst es du altes Kupferhäfen! — Neue Costüme! Ich habe eine prachtvolle Purpurtunica mit Gold u. einen wunderbaren weißen Caschmirmantel. — Ichheiser hat sich zu seinem schönen Silius

Goldsandalen machen lassen. — Die Wilhelmi zwei wunderbare Anzüge zur Messalina! So was war in Marburg noch nicht da! — nicht einmal in Graz od. Brünn. Welches Theater kann einen so schönen Marcus aufweisen wie Marburg? — Und da heißt uns der alte Sch...topf Schmiercomödianten? Pfui der Schande! Ha! 10000000000 Küsse Euer Euch über alles liebender Joseph.

Ihr Lieben! Marburg 5./12. 75.

Gestern Samstag: Arria u. Messalina". — Ein Erfolg war es nicht zu nennen, es war jeder Act ein Triumphzug der Schauspieler. Den ersten Applaus hatte ich gleich nach meiner ersten Szene mit Silius Calpurnian u. Narciß. Ich wurde gerufen. Im selben Akt in der ersten Szene mit der Messalina stutzten die biedern Marburger etwas, aber als ich abging, riefen sie mich wieder. Ich gieng nach meiner letzten Szene im 1. Akt in die Garderobe hinauf u. wartete den Aktschluß nicht mehr ab. — Auf einmal kommt der Inspicient in die Garderobe gestürzt u. ruft: „Herr Kainz! Schnell auf die Bühne Sie werden stürmisch gerufen! — Richtig mußte ich mich bedanken. — Nun denkt Euch wie ich in den kleinen unbedeutenden Scenen gefallen habe wenn ich mich zum Aktus bedanken muß, nachdem ich zwei Szenen vorher abgegangen u. Applaus gehabt u. längst in der Garderobe saß. Kurz u. gut: nach dem ersten Akt dividirten sie uns 3 mal heraus. Nach dem 2ten Akte 3mal nach dem 3ten Akte dreimal nach dem 4ten Akte 6 mal nur am Schlusse war es matt sie riefen nur 2mal und die Schuld lag am schlechten Spiele der Messalina Wilhelmi. Im dritten Akt in meiner Sterbescene wurden wir 4mal unterbrochen u. nach dem Act dreimal gerufen. Nach dem 4. Akt wurden wir sechsmal gerufen. Nach Schluß zweimal.

Marburg den 8./12. 75.

Hier hat mich Ichheiser unterbrochen. Er blieb solange bei mir u. spielte mir den Kean vor daß ich Reißen bekam. Dann mußte ich lernen den Moritz von Sachsen für den verflossenen Montag wo die Frauenthal zum erstenmal gastirte. — Sonntags hatten wir „Arria u. Messalina" noch einmal bei ausverkauftem Hause. — Montag endlich spielte unser Gast. — Um neun Uhr war die Probe angesagt. Sie hatte erst im 2ten Akte zu thun, also mußten wir warten. Großartige Spannung! Alles in Galla nur ich kam in meiner alten Hose u. nicht einmal frisirt u. gewaschen denn auf meine 2 Marcusse hatte ich zu gut geschlafen u. mußte mich beeilen um nicht zu spät zu kommen. Die Directorin und die Kraft auch in Galla machten die Honneurs. — Endlich gieng die Thüre der Bühne auf u. hereinrauschte unsere liebenswürdige Rosa Frauenthal. Ein einstimmiges „Guten Morgen!" begrüßte sie; und jetzt giengs an's Vorstellen. Der

Director ließ seine Augen suchend herumschweifen u. begann dann „Herr Holdig, Herr Stein, Herr Ichheiser, Herr X. Y. Z. etc. etc. — endlich war er mit allen fertig bis auf mich. „Aber wo ist denn mein junger Ritter, von dem ich Ihnen so viel erzählt habe"! — Aber der junge Ritter" hatte nach dem ersten Akte Bauchweh gekriegt u. stand schmerzlich in einer dunklen Ecke u. soff still einige Camillentropfen in sich hinein. — Endlich wurde ich entdeckt u. vorgestellt u. verschwand dann auf kurze Zeit in ein geheimes Cabinet aus welchem ich wie neu geboren hervorgieng. Es ist wirklich ein wonniges Gefühl, wenn man sich so recht ausleeren kann. Ich spielte also mit ihr den Moritz von Sachsen. — Sie gefällt hier riesig u. wird bis Ende Woche hier bleiben sie gefällt ebenso gut wie die Wolter. Sie ist sehr schön um einen Kopf kleiner als ich aber sehr stark u. 24 Jahre alt paßt also sehr gut zu mir. Gestern Dienstag spielte sie die Medea ich den Jason. Sie war großartig. Ich habe nach dem ersten Akt Applaus gehabt. Mehr kann man auf diese unsympathische Rolle nicht kriegen. Heute spielt sie die Widerspänstige. — Sie ist unter den Schauspielern unserer Bühne sehr beliebt. — Alles umschwärmt u. alles macht ihr den Hof, nur ich halte mich in respectvoller Entfernung, denn ich habe vor den verheiratheten jungen Frauen furchtbaren Respect. — Ich weiche ihr aus grüße sie sehr freundlich, damit ist's aber auch genug. Für dieses feine Benehmen hat sie mich gestern nach dem Theater ihrem Mann vorgestellt, der Schauspieler in Graz ist u. gestern auf einen Tag sie in Marburg besuchte. Ein alter häßlicher rothaariger Kerl! Heute ist er abgefahren u. da konnte die gute Frauenthal auf einmal den Weg ins Hotel nicht mehr finden, den sie seit 4 Tagen schon macht u. ersuchte mich sie zu Hause zu begleiten. — — — — —? — Morgen spielt sie im Diplomaten der alten Schule meine Frau, übermorgen ist frei, am Samstag Faust u. am Sonntag „Arria u. Messalina", mit dem Gast. Wenn die Frauenthal fort ist, kommt die Jelenska vom Burgtheater. Was sie spielt, weiß ich nicht. — Meine Stiefel habe ich noch immer nicht. Denkt Euch nachdem er mich (der Schuster) 8 Tage zum Narren gehalten, erklärt er auf einmal, er macht sie nicht. Warum????? — Jetzt muß ich mich an einen andern wenden. — Am 15. ist dem Director sein 30. Jubiläum. Es wird auf einen silbernen Pokal gesammelt. Ich weiß nicht, was ich geben soll? — Die Hallunken sind alle zum Director, haben sich jeder 5 Gulden Vorschuß genommen u. 4 Fl. davon hergegeben! Wie viel soll ich geben? Schreibt gleich. — Meinen herzlichsten Dank für die Perrücke! Ich habe sie schon gestern als „Jason" aufgehabt. Sie ist wunderbar. Ich werde Euch jetzt längere Zeit nicht schreiben können denn ich habe zu viel zu lernen. Also keine Angst. Ich bin vollständig gesund. Ich schlafe wie ein Bär. Mein Organ ist stark u. rein! Von drücken keine Rede! Ich bin

Gott sei Dank gesund! — Geht wieder einmal zur Kupfer. — Grüßt Alles so wie Euch tausend Millionenmal küßt Euer Euch zärlich liebender

Joseph.

Liebstes Väterchen! Marburg den 13./12. 75.

Gestern war Faust! — Was soll ich Dir viel sagen? Ich habe durchschlagen. Nach meinem Monolog wurde ich gleich 2 mal gerufen. In den Scenen mit Gretchen ebenfalls. Und am Schlusse des Stückes trotz des Gastes zweimal laut u. stürmisch beim Namen gerufen. Die Perrücke war prachtvoll. Ich bin auf die Rezension neugierig. Wenn Du am 22. dieses M. kommst, so ists gerade gut, denn da spielt gerade die Jelenska das erstemal entweder im „Sohn der Wildnis" oder in „Donna Diana". Du kannst mich also entweder gleich am Tage Deiner Ankunft als „Don Cesar" oder als „Ingomar" sehen. Sei so gefällig und schicke mir gleich das Buch vom Sohn der Wildnis. Ich hab' es zu Hause liegen. Aber gleich. Meinen herzlichsten und besten Dank für die Halskragen u. für die Perücke. Wir haben hier sehr schönes Wetter. Alles fest gefroren wie Stein! Und ein ewig blauer Himmel. Die Nächte sind jetzt so hell, daß man bequem ohne Licht auf der Straße lesen kann. — Ich werde Dich mit einem Wagen abholen! Ist Dir's recht? Denn vom Bahnhof bis in meine Wohnung ist eine tüchtige Strecke. Heute endigt das Gastspiel der Frauenthal mit dem „Damenkrieg" (Henri von Flavigneul) und ich habe eine ganze Woche Ruhe. Am Donnerstag feiert unser Director sein 30 jähriges Jubiläum, ich halte ihm eine Ansprache in „Verscheln". Dabei wird ihm ein silberner Pokal überreicht. — Beiliegend erhältst Du auch den Brief für Dr. Förster. Gehe gleich zu ihm. Ich werde ihm u. der Rupli morgen schreiben. So jetzt lebe tausend u. tausend mal wol. Es küßt Dich Dein zärtlich liebender

Joseph.

Viele Grüße an Tant und Großmutter.

Grüße an Toni, Kappermann etc. schreibe bald.

Nachschrift des Vaters

Liebe Klothild Wien 15./12. 875

Hier übersende ich Dir 2 Briefe von Seppel, damit Du doch einiger Maßen siehst was aus einem solchen Buben werden kann, wen man ihn streng aufgezogen hat. Ich bin stolz auf meine Strenge — — Hm — Waß — O Gott wär ich nur schon bei ihm ich würde ihn schützen vor der Jelenska o die ist ganz graus und fürchterlich, ich bin gesund und hoffe von Dir Tant u. Großmutter dasselbe, Klosterneuburg kan unmöglich laatschicher und kothiger sein als Wien.

Grüße an Tant u. Großmutter

Gestern hab ich mit einem Marburger gesprochen, der ist ganz entzückt über Pepi und sagt in Marburg wird in Salons nur von ihm gesprochen auch sagte er mir, daß das 30j Jubiläum in Rothaus abgehalten wird der Pokal wird von weißen Mädchen übergeben vulgo Jungfrauen.

Herzliebstes Väterchen! Marburg den 15./12. 75

Heute morgens um 10 Uhr vor der Probe war die Jubiläumsfeier von unserem Director. Es war nicht prunkvoll es waren keine Hofschauspieler die da versammelt waren. Es war ein ganz kleiner Kreis von hoffnungsvollen Kunstjüngern, die ihren in Ehren grau gewordenen Director von ganzem Herzen u. aus tiefster Seele ihre Gratulation darbrachten.

Im Hintergrunde der Bühne war ein Tempel aufgestellt, davor zwei große Armleuchter aus „Uriel Akosta". Das ganze von Bäumen u. Gebüschen umgeben. Unter dem Tempel war sein Bild aufgestellt mit einem Lorbeerkranz umwunden, davor stand ein Tischchen auf welchem der Becher, den ihm die Gesellschaft spendirte sich befand. Rechts auf der Bühne stellten die Herren auf u. links die Damen. Wir alle schwarz befrackt, weiß behandschuht u. Lack-bestiefelt.

Als der Director eintrat trat zuerst Frl. Berger vor u. hielt die Ansprache in Verscheln an ihn. Hierauf trat der Regisseur Lignory vor und überreichte ihm den Becher worauf das gesammte Orchester in einen dreimaligen Tusch u. wir in ein dreimaliges Hoch ausbrachen. — —

Hierauf dankte unser Director mit Thränen in den Augen jedem Einzelnen u. lud uns insgesammt nach der Vorstellung zu einem Festbanquett ins Casino. Dann begann die Probe. Er spielt heute im Rosen'schen Lustspiele „Ein Engel" den Saldau — Die Ovationen die man ihm heute Abends bringen wird, werden großartig sein. Sammtliche Realschüler u. Gymnasiasten wollten ihm gestern Abend einen Fackelzug u. ein Ständchen bringen aber die hohe Obrigkeit legte sich dazwischen u. so wurde nichts daraus. Dafür bekommt er von den zukünftigen Tegetthoffs u. Humboldts einen großen Lorbeerkranz mit Riesensammetbändern u. Goldstickerei. Es ist heute wirklich ein halber Feiertag in Marburg. — —

So und wie geht's denn Dir Väterchen? — Bist Du wolauf? Nächste Woche ist mein Benefiz! Wann? — Das sag ich nicht. Wenn Du aber einen Tag früher kommst als Du kommen willst so kannst Du an diesem Tage Deinen Sohn als Benefiziant begrüßen. — Ist die Perrücke glücklich angekommen? Noch einmal mein herzlichsten u. besten Dank dafür.

Für jetzt muß ich mein Schreiben wieder schließen u. küsse u. herze Dich in Gedanken tausendmal als Dein Dich zärtlich liebender Sohn Joseph.

NB. Gestern habe ich an Förster geschrieben. Wie geht es der Mutter? Ist sie noch in Klosterneuburg? Grüße Onkel Toni Kappermann, Alle!

Herzliebste Eltern! Den 19./2. 76.

Gestern „Nero." — Soll ich Euch viel sagen? Gleich in der zweiten Scene mit dem Otho hatte ich nach meinen großen Reden Bravorufe. Nach dem 1. Akt 3 mal gerufen worden. Nach dem Abgang im 2ten Akt 1 mal gerufen. Nach dem 2ten Aktschluß 2 mal gerufen. Nach dem 3. Aktschluß 3 mal gerufen. Nach meinem Abgang im 4. Akt 1 mal gerufen. Nach dem Aktschluß 4 mal gerufen und zum Schluß wieder 3 mal. — — Im 4ten Akt ist mir erst recht wol gewesen. Da habe ich erst angefangen loszulegen. Der Direktor war von Akt zu Akt in der fürchterlichsten Spannung ob ich denn nicht schon heiser bin u. weiter spielen kann. Ich habe ihm ins Gesicht gelacht. Von einer Heiserkeit keine Rede! Ich könnte ihn heute ohne Anstrengung wieder spielen. Die Nervenaufregung hat mich etwas hergenommen u. der Dunst. Nach dem ersten Akt bekam ich brennenden Durst. Durfte natürlich nicht trinken, so mußte ich denn bis nach Schluß der Vorstellung mit dem Riesendurste spielen. Die Inscenirung war prachtvoll. Das brennende Rom im 4ten Akt war wunderbar anzusehen. Es hat mit einem Wort riesig gefallen. Und wird nächster Tage wieder gegeben. Alles hat gesagt, daß diese Anstrengung nur die Jugend aushalten kann. Der Direktor hat mir fleischfarbene, prachtvolle neue Seidentricots gekauft. Noch ein großes Ereignis ist zu verzeichnen. Ich habe nämlich gestern zum erstenmal ohne Fußwattons gespielt u. habe sehr gut ja viel besser ausgesehen. Nero hat wunderbar gefallen! Es war über mich Alles paff, daß ich den Nero gespielt habe. Alles hat mich auch bekomplimentirt. Alles ist ohne Störung abgelaufen. Nach dem 4. Akt haben sie gesagt: Na jetzt ist der Kainz aber hin. Wie ich aber im 5. Akt wieder so einige kräftige volle Töne ausgelassen habe da waren Alle steif. Mit einem Wort. Es ist ein Wunder geschehen. Nero ist an einem Provinztheater gegeben worden u. hat rasend durchgeschlagen, Sie staunen mich Alle jetzt wie ein Wunderthier an.

So jetzt kann der Vater stolz zum Förster gehen u. ihm sagen daß ich als Nero Triumphe gefeiert habe. Ich bin auf die Recension neugierig.

Ich bin heute vollkommen gesund wol u. keine Idee von Heiserkeit oder Schmerz auch gestern nicht! Nix a la gesprengte Fesseln. Gesund bin ich! — Aber ich wills nicht verschreien!

So jetzt lebt 1000 mal wohl! Es küßt Euch u. Tantchen Millionenmal Euer Nero.

An Tante u. Großmutter 1000 Handküsse.

Herzallerliebste Eltern! Marburg, den 19./2. 76.

Heute werdet Ihr wol schon über den Marburger Nero im Klaren sein. Gestern wurde bei uns ein neues Wagestück aufgeführt mit Namen „Das

Nachtlager von Granada". Ihr könnt Euch denken was es für Mühe kostete mit ganz gewöhnlichen Operettenpersonal eine Große Oper einzustudieren und aufzuführen. Dieses ist das Verdienst unseres Kapellmeisters Bartelt. Der Applaus wollte gar kein Ende nehmen u. die Marburger sind auf die zwei Vorstellungen riesig stolz. Auf den Nero u. auf das Nachtlager. Am Sonntag ist die Oper wieder u. heute über 8 Tage der „Nero". Der Direktor behandelt mich auf den Nero hinauf wie ein weiches Ei. Alles möchte platzen vor Bewunderung, daß ich im letzten Akt noch so los gelegt u. doch nicht heiser oder krank bin. Wenn doch am Samstag von Euch Jemand da sein könnte. Auch der Dreifuß ist gut geflogen. Am Samstag kommt die Rezension. Ich bin ungeheuer neugierig. Die größte Freude hab' ich aber schon darüber, daß ich ohne Fußwattons spielen kann. Da sollt Ihr doch in Wien ein Fest veranstalten „Die Ablegung der Fußwattons" Wo hat denn die Mutter die schönen Briefcouverts her? Malt sie das selbst darauf?

Jetzt hab' ich aber eine Bitte an Euch liebste Eltern. Ihr werdet vielleicht böse sein, aber ich kann mir nicht helfen. Ich brauche nämlich so nothwendig Stiefel. Von meinen sämmtlichen Stiefeletten ist das Oberleder hin u. sind nicht mehr zu brauchen. Ich muß alle Tage zwei paar Socken anziehen weil bei diesem furchtbaren Tratschwetter mir das Wasser bei jedem Tritt hineinläuft von allen Seiten. Nun wißt Ihr aber, daß meine Gage nicht darnach eingerichtet ist, auf Stiefel draufzugehen weils Essen doch nothwendiger ist. Wenn Ihr mir also ein bischen was schicken würdet so macht Ihr mich zum glücklichsten Menschen von der Welt weil ich mir dann ein paar machen lassen kann. Ich will gerne so oft ich kann ein paar Gulden Euch schicken u. so das Geld, das Ihr ja auch nicht überflüssig habt u. das Euch weh thut zurückschicken. Seid also ja nicht böse! — Wenns Euch nicht möglich ist, so werde ich auch nicht zu Grunde gehen. Thut Euch nur nicht wehe. Ich bekomme jetzt bis Samstag wenig zu thun also auch wenig Honorar weil mich der Direktor für den Nero schont. Also nochmals! Seid wegen meiner etwas unbescheidenen Bitte nicht böse!!!

Gesund bin ich! Wie geht es Euch? Wie geht es Tantchen? Großmutter? An Doktor Förster werde ich heute schreiben. Hat der Sonnenthal ein Glück! Was? Jetzt wird das Luder in seinen alten Tagen noch Ritter. „Schon gut Herr Ritter" kann man jetzt sagen. So ein Gasbeck! Kronstein ist bei uns durchgefallen u. schon längst abgereist! — Der Direktor konnte dem Ichheiser nicht viel anhaben wegen Fünfkirchen, weil dem sein Contrakt nur bis Ostern lautet u. weil Ichheiser einen Ersatzmann gestellt hat. Freilich ist er sehr in Ungnade gefallen, aber dem feinen Juden ist eine 3jährige Existenz lieber als eine 1monatliche. Von mir weiß er noch nichts. So jetzt habe ich Euch die Fragen beantwortet. Das wißt

Ihr wol schon daß ich eine anonyme Torte ins Haus geschickt bekommen habe. Hast a Gewiere Was mach ich mit der schönsten Torte. — Wenn sie mir hätte geschickt es Geld was sie gegeben hat fer de Torte wär mer gewesen lieber. Die Torte hab' ich gefressen. S' Geld hätte ich noch! Auf der letzten Redoute haben Sie mich beim Rockschößel gehabt die Ludern. Ich hab' aber schon meine Nerolaune gehabt u. da war nichts mit mir zu machen. Besonders ein schwarzer weiblicher Domino hat mich in der Arbeit gehabt. Dr. Bachner hat mir dann verrathen, daß es die Bürgermeisterin war. Demaskiert hat sie sich nicht. Der Direktor mußte auf die beiden Redouten 200 Fl. drauſzahlen so leer war's. Jetzt gibt er keine mehr.

So jetzt habe ich Euch genug erzählt u. belästigt. Am 29. Februar spiele ich die Pagenstreiche. Gewöhnlich wird der Page von einer Dame gespielt. Aber ich habe halt die Jugend dazu u. jetzt Gott sei Dank ein Gstell ohne Wattons.

Also lebt tausendmal wol! Grüßt mir Alles Und seid Millionenmal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden Nero.

Kaiser von Rom aber das Geld der Dido fehlt noch immer 's kommt noch immer nichts von Carthago.

Tausend Handküsse an Tantchen u. Großmutter.

Herzliebste Eltern! Marburg den 23./3. 76.

Ihr könnt Euch gar keinen Begriff machen, wie ich mich freue dieses Engagement zu verlassen. Mir wird dieses Marburger Schmiercomödiantenleben mit jedem Tage unangenehmer, langweiliger u. eckliger. Ihr glaubt nicht, wie ich mich freuen werde, wenn mir wieder einmal ein tüchtiger Regisseur sagen wird „Sie, das ist nicht gut, machen Sie das so", wenn ich wieder einmal zur Erlernung einer neuen Rolle 1 oder gar 2 Wochen lang Zeit werde haben. Wenn ich wieder mal eine jugendliche Liebhaberrolle zu spielen werde kriegen; Kurz, wenn ich wieder einmal unter Menschen sein werde. Ich komme mir hier so vor, als ob ich gar nicht unter Menschen wäre, mir ist als wäre ich aus der Welt versetzt in einen Morast wo ich alle Kräfte aufbieten muß um darin nicht zu versinken u. ersticken. Wie freue ich mich wenn ich an den Moment denke, in dem ich wieder in mein Zimmerchen treten werde, wenn ich wieder den alten ehrenswürdigen Kunsttempel am Michaeler Platz sehen kann, in dem ein Sonnenthal ein Lewinsky u. ein Hartmann wirken, Wie sehne ich mich wieder einmal Künstler spielen zu sehen u. wie lechze ich darnach in die Leitung Försters zu kommen u. zu sehen, wie ein Stück von Göthe oder Schiller mit Pietät behandelt wird u. mit welcher Genauigkeit u. Sorgfalt man zur Aufführung schreitet. Ich sehe ordentlich den alten Förster herumrennen bei der Probe u. mit allen heiligen Donnerwettern in die Comödianten fahren, wenn eine Ensemble-

scene bei der 3. Probe zum 7tenmale repetirt wird u. noch nicht klappt. Endlich möchte ich vor Seligkeit u. Wonne vergehen, wenn ich mir denke, daß es heißen wird, morgen 9 Uhr Morgens ist die Generalprobe von der Eröffnungsvorstellung — mit welchem heiligen Eifer wird da nicht jedes am Vorabend zu Hause sitzen u. seine Rolle überlernen überdenken, durchstudieren, daran feilen u. schleifen, damit man ja nicht etwa sagen soll, ja der u. der unter dem Haase seiner Direktion war uns doch lieber. — Ich sage Euch, ich kann den Moment kaum erwarten, in dem meine Festungsstrafe zu Ende geht. — Und dennoch sagt mir jeder Gast, der noch da war, daß dieses halbe Jahr von großem Nutzen für mich gewesen, u. daß es keinen großen Schauspieler giebt, der das nicht einmal mitmachen mußte. — Na genug jetzt von dem Kapitel 18 Tage noch, wenn Ihr diesen Brief bekommt nur mehr 17 Tage u. ich bin frei!!! — —

Jetzt habe ich an mein liebes Mütterchen eine Bitte. Ich möchte nämlich an meine gute alte Lehrerin an die Kupfer wieder einmal schreiben. Nun weiß ich aber nicht, wie ich das angehen soll mich wegen des langen unhöflichen Schweigens zu entschuldigen. Wenn nun die Mutter so gefällig wäre, mir so eine recht lamentable Wurstsuppe aufzusetzen u. zu schicken, so würde ich Ihr ungeheuer dankbar sein. Das müßte aber sehr bald sein wenn möglich schicke mir die Geschichte umgehend. Aber sicher, vielleicht könnte ich es schon Samstag haben. Also nicht vergessen! Bitte! Bitte! —

Am Samstag werde ich in Pettau wahrscheinlich nicht gastiren, denn ich habe mit der Antwort an Keller einen Tag gezaudert, weil ich erst erfahren mußte, wann ich frei bin u. so hat indessen Schönfeld telegrafirt u. für Samstag abgeschlossen. Ich werde also erst nächste Woche drüben spielen u. vielleicht im „Wildfeuer“ u. „Hanns Lange“ weil er den „Erfolg“ nicht besetzen kann.

Ferreol unser Benefizestück ist bereits bei der Censur in Graz u. wird also im April zur Aufführung kommen. Noch etwas. —

Vater hat mir einmal geschrieben er will mir ein Gesuch schicken u. ich könnte damit um ermäßigte Fahrt einreichen.

Wenn er mir es schickt, wäre es mir sehr angenehm. Jetzt wäre noch Zeit.

Also jetzt habe ich wieder einmal eine Menge Neuigkeiten geschrieben. Jetzt lebt wieder tausendmal wol. Grüßt mir Alles Grüßbare! Und nicht wahr, wenn ich nach Wien komme gehen wir nach Laxenburg. Also nochmals vergeßt auf den Brief an die Kupfer u. an das Gesuch nicht u. seid Millionenmal geküßt von Eurem Euch zärtlich liebenden ewig dankbaren Sohne

Joseph.

Wann holt mich Mutter denn ab? Recht bald? Nicht wahr? Recht bald!

D. obige.

***

Die Deutsche Schillerstiftung II.

von Hans Kyser

Abweisung

Wir haben angeklagt. Die Deutsche Schillerstiftung hat bis zum Druck dieses zweiten Artikels auf unsere Anklage mit keiner sachlichen Widerlegung die von uns angeführten Tatsachen entkräftet. Sie hat sich darauf beschränkt, uns unsere literarische Ehrenhaftigkeit öffentlich abzusprechen. Hierauf soll das Gericht antworten. Wir lassen uns auf solche Kampfesweise nicht ein, da wir mit unseren Angriffen der Sache mehr dienen wollen, als die Schillerstiftung mit den 50 Jahren ihres Bestehens. Wir gehen also ans Aufbauen und stellen unsere Vorschläge zur Diskussion. Zuvor aber sollen uns die anderen deutschen Stiftungen, die Unterstützung oder Ehrung deutscher Schriftsteller in ihren Satzungen vorgesehen haben, Rede stehen. Sie sollen alle wissen: wir halten von Stund an die Augen scharf auf sie gerichtet, und ihre linke Hand soll wissen, was die rechte tut.

Der Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter

Hier ist ein Bund, der Mustergültiges in seinen Satzungen stehen hat und dem es gelungen ist, sie auch mustergültig bisher zu halten. Er ist begründet worden, „um hervorragend tüchtigen, eigenartigen und mit der Existenz und nach Anerkennung ringenden rheinländischen Dichtern durch eine Ehrung neue Schaffenskraft zu geben und ihnen die Befriedigung zu verschaffen, mit ihren Werken in viele hundert gebildete Familien Eingang zu finden." Man will diese vorzügliche Aufgabe erreichen, indem man die Erstauflage eines Werkes ankauft und es allen Mitgliedern schenkt. Der Dichter erhält ein Ehrenhonorar, das sich nach der Höhe der Mitgliederzahl richtet und heute fünfzehnhundert Mark übersteigt. Das Vorschlagsrecht für das Lesekomitee haben drei Dichter. Sie heißen heute: Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer, Wilhelm Schmidtbonn. Sie herrschen nicht auf Lebenszeit. Sie wechseln sich mit den neuen vom Frauenbund jährlich geehrten Dichtern ab. Bedacht sind bisher: Wilhelm Schmidtbonn („Der Zorn des Achilles"), Benno Rüttenauer („Prinzessin Jungfrau"), Herbert Eulenberg („Alles um Geld"), Ludwig Finckh („Die Reise nach Tripstrill"). — Wer wagt hier Einwendungen? Haben die Dichter schlechter aus dem Rheinland ausgewählt, als die bekannten Nationalliteratur-Aufsichtsräte aus ganz Deutschland? Hier entschuldigt sich nicht „die fehlende Kraft", hier pocht die Tüchtigkeit an; hier ist kein Platz für die Allgemeinheit, hier ruft die Eigenart nach Raum; hier ist der Bettelei kein Haus gerichtet, hier fordert ein Werk Dank, Ehre und Wirkung. —

Wir wünschen nur: Mehr Frauen, mehr Geld! Dieser Bund sollte sich über ganz Deutschland verbreiten, damit allen hervorragenden und eigenartigen Dichtern solche Ehre werde. Auch im Rheinlande wachsen die Dichter nicht jährlich wie die Trauben. Und sind erst fünfundzwanzigtausend Frauen zusammen, (mit vier Mark kann man jährlich die Mitgliedschaft gewinnen), so könnten jedes Jahr drei von Dichtern ausgewählte deutsche Dichter auf eine große Art geehrt werden und die deutschen Frauen mit ihren Werken.

Die Paul-Kuczynski-Stiftung in Berlin

Sie arbeitet zur „Unterstützung hilfsbedürftiger Dichter und Musiker“ mit den Zinsen von zweihundertfünfzigtausend Mark unter Diskretion. Wir schätzen die Diskretion. Es genügen die Bedingungen um die Bewerbung dieser Stiftung, um sie von jeder weiteren Debatte auszuschließen. Die Bewerber haben, — wir sprechen nur von den „Dichtern“, — in ihren Gesuchen darzulegen. 1. ihren Lebensgang, Alter, Geburtsort und Familienverhältnisse, 2. ihren Entwicklungsgang als Künstler. Dabei sind literarische Erzeugnisse in Druck oder Manuskript, Kritiken usw. beizulegen. 3. ihre wirtschaftliche Lage. Dabei ist je nach Lage des Einzelfalles darzulegen a) wer bisher die Kosten der Ausbildung und des Unterhaltes bestritten hat, b) wie weit die Eltern oder sonstige Verwandte helfen können, c) welche sonstigen Stipendien oder Freistellen bestehen, d) die Höhe der Einnahmen und ihre Quellen, e) die Höhe der Miete und Steuern: die Steuerzettel sind einzureichen, f) der Betrag etwaiger besonders dringender Schulden. — Auf die Angabe, ob man wegen Bettelei vorbestraft ist oder unter Polizeiaufsicht steht, wird verzichtet. Wer sich als Dichter um diese nur in Berlin mögliche Stiftung bemühen will, — wir denken nicht daran, ihm etwas in den Weg zu legen.

Die Fastenrath-Stiftung in Köln

Die „Kölner Blumenspiele“, diese Dilet-Tanten-Turniere um katholische Liebe, patriotischen Wein und die himmlische Geduld, sind arg in Mißkredit. Aber Johannes Fastenrath hinterließ zur Ehrung und Unterstützung deutscher Dichter dreimalhunderttausend Mark. Hoch klingt das Lied vom braven Mann! Seine Stiftung macht in den Satzungen drei Unterschiede zwischen den Schriftstellern Deutschlands und den Gaben an sie. Sie sieht vor a) Ehrengaben in möglichst größeren Beträgen (sie sind bis zweitausend Mark verliehen worden) an „Schriftsteller von hervorragender Begabung und künstlerischer Bedeutung, um ihnen eine Zeitlang die unbekümmerte möglichst sorgenfreie Ausübung ihrer Kunst zu sichern oder zu erhalten.“ b) Unterstützungen an körperlich oder geistig erkrankte Schriftsteller, die

bedeutende Leistungen aufzuweisen haben, c) geringere Unterstützungen im Gesamtbetrage von tausend Mark an strebsame und bedürftige in Köln ansässige Schriftsteller. In Köln weiß man also schon, daß es Stufungen zwischen den deutschen Schriftstellern und Dichtern gibt. Im Stiftungsrate sitzen nach einer Bestimmung Fastenraths neben der Frau des Stifters und mehreren Kölner Bürgern als Vertreter der deutschen Dichtkunst auf Lebenszeit: Karl von Perfall, Otto Ernst, Ludwig Fulda, Max Halbe und Fedor von Zobeltitz. Wenn sie sterben, soll nach Möglichkeit darauf gesehen werden, daß „mit ihren Nachfolgern die verschiedenen Richtungen der Literatur vertreten sind". Heute scheint uns mehr die Richtung der Unterhaltungsliteratur vertreten zu sein. Aber einem privaten Stifter darf niemand dazwischen reden. Um so erfreulicher ist es, wenn man sagen darf, daß die Ehrengaben der Stiftung nicht parteiisch verteilt worden sind und daß von den zweiundzwanzig bisher Bedachten über die Hälfte sie auch verdient haben. (Bei der Schillerstiftung, die sich das höchste Ziel gesetzt hat: um die Nationalliteratur verdiente Dichter zu ehren, nicht drei von fünfzig!) Man findet auch hier gleichgültige und mittelmäßige und nichtige Schriftsteller, denen keine Auslegung „hervorragende Begabung und künstlerische Bedeutung" wird zuerkennen können, aber da es besonders jene sind, die auch von der Schillerstiftung Gaben erhalten haben und sich von Stiftung zu Stiftung durchbetteln, so wird man wohl ihr anerkanntes „Verdienst um die Nationalliteratur" mit in Rechnung gestellt haben. Wir hoffen, daß sie bei allen Stiftungen von nun an auf dem Aussterbeetat stehen.

Die Tiedge-Stiftung in Dresden

Sie ist die älteste deutsche Stiftung. Von Freunden und Verehrern des Dichters Tiedge am 31. Januar 1842 gegründet. Goethe meinte freilich: „Wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hatte er auch bessere Gedanken", — aber da Dresden dieser Stiftung manche wertvollen Kunstwerke verdankt, so sollen dem guten Tiedge seine schlechten Gedanken nicht nachgerechnet werden. Das Vermögen der Stiftung beträgt 660000 Mark. Sie ist für Künstler aller Gattungen da. Uns interessieren nur die Dichter. Da gibt es eine Preisstiftung für den Verfasser eines vorzüglichen dichterischen Werkes, das in den letzverflossenen fünf Jahren im Druck erschienen ist, — auch können Preisaufgaben für dichterische Werke gestellt werden. Es gibt weiter eine Unterstützungsstiftung für Leistungen, die sich in beachtenswerter Weise über das Durchschnittsmaß erheben, Unterstützungen an die Witwen und Kinder solcher Dichter und an junge aufstrebende und sich auszeichnende Talente, wenn sie zu ihrer Ausbildung der Gabe bedürftig und ganz besonders würdig sind. (Diese Bewilligung aber nur ausnahmsweise.) Aus den Rechenschaftsberichten etwa der letzten fünfzehn Jahre ersieht man nicht, ob außer Wilhelm Raabe noch jemand eine größere Ehrengabe erhalten

hat und für welches Werk. Man erkennt auch nicht, wer etwa als junges aufstrebendes und sich auszeichnendes Talent unterstützt worden ist. Wohl aber findet man — alle seine Freunde aus der Schillerstiftung wieder. Es gibt in diesen fünfzehn Jahren nicht vier, die nicht auch von der Schillerstiftung (zum Teil gleichzeitig) geehrt worden sind. Ich könnte ein zweites Denkmal aufführen. Es gibt aber einige Musterbeispiele deutscher Dichter, denen man auf ihren Stiftungs- und Ehrenpfaden gerne nachwandelt. Da ist etwa ein Dichter G., Verfasser unter anderen von „Grachus", Tragödie, „Blitzableiter", Lustspiel, „Jesus von Nazareth", Schauspiel, „Hohenfriedberg", Reiterfestspiel, „Zerstörung Jerusalems", Tragödie, „Wieder gewonnen", Lustspiel, „Danton", Tragödie, „Sommerfäden", Lustspiel, „Robespierre", Tragödie, „Stille Nacht, heilige Nacht", „Ajar", Tragödie, „Märchentante", Lustspiel und anderen, vielen anderen, sehr vielen anderen großen Werken mehr. Natürlich gab ihm für seine Verdienste die Schillerstiftung die Nationalgabe, die Berliner Zweigstiftung ließ ihn nicht ungeehrt, die Tiedgestiftung nahm ihn dreimal unter ihre Schützlinge auf, die Fastenrathstiftung ging nicht an ihm vorüber. Oder man begegnet einem anderen, der im Jahre 1910 von der Tiedgestiftung Dresden, von der Schillerstiftung Zentrale Weimar, von der Berliner Zweigstiftung, von der Dresdner Zweigstiftung gleichzeitig geehrt worden ist, (obwohl das gegen jede Satzung ist), und den natürlich auch die Fastenrathstiftung unter ihre Schützlinge aufnahm. Welche Dichter! Und welch eine Schmach für alle Stiftungen, daß sie einen so ehrenswerten Dichter sich so elend von Stiftung zu Stiftung herumbetteln lassen.

Erste Zusammenfassung

1. Die Deutsche Schillerstiftung wirkt mit ihrer Pflege der Mittelmäßigkeit und Belohnung der Nichtigkeit vielfach ansteckend. 2. Die deutschen Dichterstiftungen müssen sich gegen die Schillerstiftung organisieren, um National-Literatur-„Dichter" gemeinsam von sich abzuwehren. 3. Es gibt deutsche Stiftungen, die ehrenamtlich einsichtsvoller verwaltet werden als die Schillerstiftung unter einem besoldeten Generalsekretär. 4. Die Deutsche Schillerstiftung lerne künftig vom „Frauenbund zur Ehrung rheinländischer Dichter" den Begriff Dichter, vertiefe ihn nach den Satzungen der Fastenrathstiftung, gehe an den Rechenschaftsberichten der Tiedgestiftung nicht ohne strengere Prüfung vorüber oder arbeite mit den Bedingungen der Kuczynskistiftung, um vor unseren Angriffen fortan sicher zu sein.

Was ist Nationalliteratur?

Die Bahn ist frei: wir kehren zur Schillerstiftung zurück. Ein Verdienst um die Nationalliteratur ist zur Bewilligung jeder Ehrengabe satzungsgemäß

notwendig. Eine Abweichung von dieser Bestimmung satzungsgemäß nur gestattet, wenn es die Mittel der Stiftung erlauben. Erlauben solche Abweichungen diese Mittel, wenn es dieselben Mittel nicht erlauben, den meisten deutschen Dichtern von Ehre und Verdienst zweckvolle Hilfe zu gewähren?!! Also?!! — Nationalliteratur! Darf man sich diesem Begriff, wie es in der Schillerstiftung noch im vorigen Jahr geschehen ist, mit statistischen Feststellungen zu nähern versuchen? Man berechnete etwa, daß die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der schönen Literatur im Jahre 1890 1730 betrug, im Jahre 1909 dagegen 4279, also eine Zunahme im ganzen von 148,2 Prozent zu verzeichnen ist: man vergaß auch nicht die Prozentziffer der Bevölkerungszunahme in Rechnung zu stellen und so fort . . Denn wo die Begriffe fehlen....!! Man versuchte in der Schillerstiftung zum zweiten solche Werke als zur Nationalliteratur gehörig anzusehen, die „hervorgehen aus der Durchdringung mit den Ideen des Schönen und Wahren, die dem deutschen Volke die Großen von Weimar verkündigt haben.“ Es wird wieder nicht klar, ob man mit diesen Ideen den Schrei Schillers: In Tirannos! meint oder Goethes Wort: „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigener Seele quillt.“?! — Zum dritten sah man, wie nachgewiesen, zur Nationalliteratur gehörig alles an, was „anempfindend, spaßhaft, liebenswürdig, schwung- und gemütvoll, von nationaler Wärme und salonfähiger Glätte, teils für patriotische Weihetage, teils für Vorstadttheater dritten Ranges oder für reifere junge Mädchen“ berechnet war. Auch diese Anschauung scheint uns irrig zu sein. — Wir meinen: Im politischen Sinne sind wir eine Nation, im geistigen — siehe nur die Deutsche Schillerstiftung! — wie weit sind wir davon entfernt! „Aber Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen“, — sagt schon 1827 Goethe und sagt zum zweiten: „Der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.“ Aber der „Große von Weimar“ gilt nichts in seinem Vaterlande. — Im dichterisch-schöpferischen Leben eines Volkes Entwicklung schaffen —, das ist es! Das nur heißt einen Verdienst haben um die Literatur seiner Nation. Wehe dem Geiste dieser Nation, der nicht mehr in ihren Dichtern braust und gährt und neue starke Werte und Werke schafft! Wehe einer Nation, die das Epigonenhafte belohnt und träge das hundertmal Gefressene wieder- und wiederkaut!

Wie entdeckt man für die Schillerstiftung die bekannten deutschen Dichter?

Hätte der Verwaltungsrat das Verfahren versucht, von Jahr zu Jahr Stichproben in Kürschners Deutschem Literaturkalender zu veranstalten, sodaß jedes Verwaltungsratsmitglied zweimal stechen darf, die Resultate hätten

nichts vor den bisherigen vorausgehabt. — Auch die Lektüre von Bettelbriefen läßt nicht immer den Stil eines Dichters klar erkennen, eher schon die Lektüre von Gutachten-Proben einen Rückschluß auf den geistigen Führer der Schillerstiftung zu. — An die früheren jährlichen Literaturberichte, die Grosseschen hat man uns leider vorenthalten, — kehrte man sich wegen „mangelnder Mittel" nur wenig, und noch weniger kümmerte man sich um die deutsche Literatur selbst. Dieser Weg scheint uns am ungeeignetsten zu sein, zu den bekannten deutschen Dichtern vorzudringen. Zwar kann man Weimar von allen Punkten Deutschlands, wo deutsche Dichter in Sorgen schaffen und ringen, in einem Tag mit der Eisenbahn erreichen, aber Weimar lebt noch immer in der Postkutschenzeit ihres Goethe und Schiller, und der alte Postillon Julius Grosse hat zuviel Literaturgerümpel geladen, die Karre kommt und kommt nicht vom Fleck. Laßt sie doch endlich stehen oder setzt sie mitten in euer Schillerstiftungsarchiv! Und dann beginnt den neuen Lebenslauf! Es gibt zum Beispiel deutsche Verleger, die das besondere Vertrauen ihrer Autoren und die besondere Achtung in den wichtigsten Literaturkreisen Deutschlands genießen. Hat man sich jemals mittels eines Briefes bei ihnen nach solchen Dichtern erkundigt, die einer Ehrengabe würdig und bedürftig sind? Hat man sich jemals an die Lektoren dieser Verleger gewandt, die auch über die vielleicht aus geschäftlichen Gründen abgelehnten Dichter Bescheid wissen? Hat man jemals einen geachteten deutschen Kritiker gebeten, einen gegenwärtigen Literaturbericht in Hinsicht auf die Zwecke der Schillerstiftung einzureichen? Ist man endlich an irgendeinen deutschen Dichter von Ruhm und Kraft herangetreten: Sprich von denen, die du für würdig unserer Gaben hältst? — Nichts hat man! — So empfehlen wir dem vom Gelde der Stiftung besoldeten Generalsekretär zur Entdeckung deutscher Dichter diese Regel: Er kümmere sich auf den vorgeschlagenen Wegen **um die gegenwärtige deutsche Literatur.**

Wer gehört in den Verwaltungsrat?

Wir wollen den gegenwärtigen Verwaltungsrat nicht für die Fehler verantwortlich machen, die fünfzig Jahre lang begangen sind. Wir kennen auch den Schillerschen Fluch der bösen Tat. Aber ein Staatsminister scheint uns nicht in jedem Fall der geeignete Mann zu sein, als Vorsitzender einer Stiftung zu fungieren, die eine „aus den Banden des Beamtentums und der höfischen Abhängigkeit befreite Literatur" fördern will. (Die gesperrten Worte aus dem Motto der „Geschichte der Schillerstiftung" sind im vorigen Aufsatz wider Absicht vergessen worden, sie hätten dort noch besser gepaßt.) — Geheime Hofräte und andere geheime Räte werden in ihrem Beruf auch nicht immer die Zeit finden, sich mit der Entwicklung der gegenwärtigen Literatur in ein leben-

diges Verhältnis zu setzen. Sie sollten ihren Ernst und ihre Stimme dort wirken lassen, wo sie am Platze sind. — Paul Heyse, der zu der gegenwärtigen Literatur in all der Zeit ihrer Kämpfe und Siege kein Verhältnis hat finden können, sollte soviel Dichterherz haben, seine Hand von einem Werke zu lassen, dessen erste Pflicht es ist: mit der Zeit mitzugehen. — Und wer nur im Verwaltungsrat sitzt, um ohne genaue Einsicht in die Verhältnisse Ja und Amen zu sagen, er sollte soviel Billigkeit und Gerechtigkeitsgefühl aufbringen, seinen Platz den Einsichtigeren zu räumen. Verträgt es sich denn mit dem Gewissen eines deutschen Mannes, über Dinge entscheidend zu urteilen, die er nicht kennt? — Sind im Verwaltungsrat sieben Stimmen notwendig, so sollte jede soviel Gewicht wie Kenntnis haben. Hier soll man nicht in faulem Frieden mit den Köpfen nicken. Von allen, die heute im Verwaltungsrat eine Stimme haben, — würde ich sie namentlich nennen, — wird jeder Dichter unserer Tage sagen. Was habe ich mit euch zu schaffen? Es soll aber jeder im großen Chor der Redlich-Könnenden wissen: Hier wird die Kraft erkannt, das wahre Verdienst geschätzt, eine neuauftönende Seele nicht verketzert, ein junges Herz nicht verbrannt. Tretet ab, ihr Herren im Verwaltungsrat! Wir haben nichts mit euch gemein! Die Schillerstiftung ist nicht euretwegen da, sondern satzungsgemäß wegen der um die deutsche Literatur verdienten Dichter!

Intermezzo: Aus der Seele der Schaffenden

Flaubert nennt einmal das Elend die Milch der Starken. Er genoß eine lebenslange Rente. Das Elend ist keine Milch, reden wir uns das nicht ein, weil wir wissen, daß fast alle großen Künstler mit dem Elend gerungen haben. Die Freude ist ihr bester Wein: das ist die Wahrheit! Und was darüber ist, das ist vom Übel! Es geht aber kein rechter Dichter so leicht mit dem Klingelbeutel herum. Es muß schon sehr hart kommen, daß man sich aufmacht und schreibt und schreit: Gib mir Geld! Was nennt ihr aber schwere Lebenssorge? Daß kein Brot im Hause ist? Ich meine, daß keine Freiheit aufkommen kann, kein Ausatmen gegönnt ist, daß man ein Loch aufreißen muß, um ein anderes zuzustopfen, daß man seine Abspannung, die naturgemäß jeder Anspannung der besten Kräfte folgt, immer wieder aufpeitschen muß, nur um leben zu können. Verdient ein Dichter im Jahre z. B. fünftausend Mark, — ja, lebt er deswegen nicht in der schweren Sorge, wie er mit ruhebedürftigen Kräften das nächste Jahr schaffen soll?! Und schafft er etwas Schwaches, wird er von der Kritik nicht mit allen Hunden gehetzt? Herrlich sind die Kämpfe um unser erstes Werk: sie machen uns stark, und niemandem soll geholfen werden, der sich nicht zu sich selbst durchhelfen kann! Aber nur sehr wenige haben mit dem jungen Ruhm auch schon die zum ruhigen Schaffen notwendigen Mittel gewonnen. Eine neue

Musik braucht neue Ohren, und neue Ohren wachsen nur an neuen Menschen. Und so hat der Dichter nicht wie selbst der Schöpfer Himmels und der Erden seinen siebenten Tag auszuruhen. Für wen aber ist das Geld des deutschen Volkes in die Schillerstiftung gesammelt? Nicht zuerst für solche, die mitten in ihrer Entwicklung stehen und Freiheit zu ihrer Lebensführung und Ruhe zur Läuterung ihrer Kräfte brauchen oder für solche, die es in einem langen Leben zu nichts gebracht haben als vergessen zu werden und sich müde ihrer Zugeständnisse auf ihren nie gepflückten Lorbeern auszuruhen?! Und wenn ihr gebt, muß euch erst der Dichter im Schweiße seines Herzens Bettelbriefe schreiben? Es ist eure Aufgabe: an diese Dichter mit euren Gaben zuerst heranzutreten. Angebote von euch, statt Bewerbungen von seiten der Dichter!

Zweites Intermezzo: Hinz und Kunz

Hinz und Kunz sind überall zu finden. Sie machen in Gedichten, Romanen, Skizzen, Feuilletons, Zeit- und Lust-, Trauer- und anderen Spielen, sie können alles und die Zahl ihrer Werke ist Legion. Aber selbst hundertsechzehn Bände, noch „in späterem Alter" fabriziert, entschuldigen nicht die Schillerstiftung, die mit ihrem Gelde solche Dichter-Fabriken vor dem Bankerott sichert. Wir neigen der Ansicht zu, daß es mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Werke eines Dichters ankommt. Ein gutes Werk ist so gut wie zehn gute Werke, aber hundert miserable Werke sind nicht so gut wie ein gutes. – Hinz und Kunz nähren sich von unserer Seele, sie zehren von unserem Geiste. Kommt „eine Richtung" auf, sie richten sich, selbst wenn sie sich dreimal um sich selbst richten, in die Richtung hinein. Ein Bauernroman hat Erfolg, . . . Hinz schreibt zwanzig, Kunz zweihundert. Die deutsche Schillerstiftung greift sich „ein Seitenstück" heraus. — Wird irgendwo eine Stiftung gegründet, Hinz und Kunz kommen gelaufen, sie haben Empfehlungen über Empfehlungen, und ihre Not posaunen sie wie das Lob über ihre Nationalliteratur-Taten in alle Welt, — „die Welt bleibt stumm in ihrer trägen Ruhe" (wie sie nachher dichten!), aber die Stiftungen, die guten deutschen Tanten hätscheln Hinz und geben Kunz Zucker und die Deutsche Schillerstiftung als Großmama segnet sie alle in ihrem Schoß. — Man jage Hinz und Kunz zum Tempel hinaus, und die deutschen Dichter werden einziehen.

Was heißt die „nächstangehörigen Hinterlassenen"?

Witwen und unmündige Kinder. Sonst niemand! Vorausgesetzt, daß einer ein Dichter war und seinem Volke lebenskräftige Werke hinterlassen hat, so soll seine Witwe nicht darben. Das ist eine Ehrenpflicht des Volkes. Seine Kinder aber sollen, wenn sie alt genug sind, sich selbst helfen. Sie

haben kein Recht zu verlangen, daß sich ihrer eine Stiftung annehme, deren Geld noch lange nicht ausreicht, die deutschen Dichter satzungsgemäß zu unterstützen. Wir verweisen hier nachdrücklich alle auf die segensreiche Einrichtung der „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller". Aber selbst diese denkt nicht daran, Urenkeln, Tanten, Schwiegertöchtern und allen sonstigen Verwandtschaftsgraden zu helfen. — So aber ist das Schicksal des Dichters: im Leben wird er verlästert und keiner ist bereit, ihm die kleinsten Liebesdienste zu tun, — nach seinem Tode aber brüsten sich die lieben Anverwandten mit seinem Namen und schmarotzen in seinem Namen herum, wo sie etwas finden. Keine Ruhe sei ihnen gegönnt, bis sie den Platz an jedem goldenen Topfe räumen!

Die Pforte zur Schillerstiftung

Man kennt den Paragraphen 2, der den Zweck der Stiftung darlegt: Verdienste um die Nationalliteratur zu ehren und zu unterstützen. Diesem Paragraphen ist noch wie erwähnt ein Absatz angehängt worden, der, wenn es die Mittel erlauben, dem Verwaltungsrat auch die Berücksichtigung anderer Schriftsteller gestattet. Die Mittel erlauben es aber so lange nicht, als es noch einen deutschen Dichter gibt, der in schweren Sorgen lebt. Was ist das für ein Haus, an dessen Eingang man die Worte gesetzt hat: Den Würdigsten! — um unterhalb dieses Abwehrspruches ein breites Tor aufzutun für alle Lahmen, Blinden und Krüppligen im Geiste?! Da ist wohl ein großes Zulaufen und gar widriges Gedräng vor dieser Pforte, aber die Würdigsten werden außen bleiben. Macht das Tor zu und laßt nur die enge Pforte für die Auserwählten offen!

Ein Wort von Hebbel

Er schreibt am 4. November 1862: „Der Schillerverein hat sich als Armenhaus konstituiert und verteilt Almosen an die Skribenten, statt Pensionen für die Autoren von Rang und Bedeutung auszusetzen. Bei uns hört die Verwechslung der natürlichen Gesichtspunkte nicht auf. Weil die Leute, die ohne alle höhere Begabung zur Feder greifen, notwendig in die Misere hineingeraten, weist man ihnen die Mittel an, aus denen die Nationalbelohnungen bestritten werden sollen. Ich sah das voraus und lehnte deshalb jede Beteiligung ab; man wird sich die literarischen Bettler förmlich heranziehen und für einen künftigen Schiller kein Geld haben." Welch ein Prophet!

Wie hoch müssen die Ehrengaben sein?

Zuvor eine Berichtigung: Es muß im ersten Aufsatz, bei dem Aufbau des Nationalliteraturdenkmals, nicht heißen: Gustav Falke (einmal usw.), sondern Gustav Falke („einmalige Verwilligung", — wie der verwaltungs-

technische Ausdruck im Gegensatz zu vorübergehenden oder lebenslänglichen Pensionen heißt). — Wir haben nachgewiesen, daß die deutsche Schillerstiftung einen um die Nationalliteratur verdienten Dichter heute durchschnittlich auf 266 Mark im Jahre einschätzt. Gewiß nur die Nationalliteraturdichter der Schillerstiftung. Aber diese sind mit Recht noch weniger wert, und die Zweigstiftungen stecken ihnen in richtiger Erkenntnis ihrer Tüchtigkeit manchmal nur zehn Mark als Ehrengabe der Nation in den Bettelsack. — Wir meinen aber die satzungsgemäßen Dichter! Denen gewährt man keine wirksame Hilfe, wenn die Höhe der Gabe sie nicht instand setzt, mindestens ein Jahr in Ruhe zu neuen Schöpfungen Kraft zu gewinnen. Die Ehrengabe der Schillerstiftung darf also nicht unter dreitausend Mark ausgezahlt werden, und falls ein Dichter noch für eine Familie zu sorgen hat, muß man sie höher ansetzen. Auch wird man gut tun, diese Ehrengaben zweimal zu gewähren, — so erst ist wirkliche Ruhe und Sammlung geschaffen. Öfter als dreimal hintereinander soll keine Gabe verliehen werden: in drei Jahren kann man etwas leisten. Lebenslängliche Pensionen, — nicht unter zwei- bis dreitausend Mark — sollen nur den Witwen hervorragender Dichter gewährt werden. Es werden nicht allzuviele diese Gabe in Anspruch nehmen. — Heute verleiht die Stiftung jährlich achtzigtausend Mark. Es können also zehn bis fünfzehn Dichter alle zwei Jahre wirklich unterstützt werden, das sind in zehn Jahren über fünfzig. Und in zehn Jahren laufen nicht mehr Nationalliteraturdichter in Deutschland herum. Nicht den Vielzuvielen Trinkgelder und Almosen, sondern den Besten wirkliche Ehrengaben! Anders hat die Stiftung weder einen Zweck, noch erreicht sie eine Wirkung. Drei Taler schenkt kein großer König, — sang schon die Karschin dem großen Knauser Friedrich zu, — dreihundert Mark kein großes Volk!!

Das Malheur der Zweigstiftungen

Aus der politischen Zersplitterung Deutschlands ist ihre Entstehung zu begreifen. Kein Staat gönnte dem anderen einen Pfennig. Heute aber ist Deutschland ein politisch geeinigtes Reich und das Nationalinstitut der Schillerstiftung hätte im Interesse der Sache diese Einigung mitmachen müssen. Die Zweigstiftungen erschweren nicht nur die Verwaltung und belasten die Kasse; was in ihnen gegen den Geist der Stiftung gesündigt wird, kann man nicht ausdenken. Wollte ich ihre Dichter aufdecken und die Werke dieser Dichter, — die deutsche Schillerstiftung hätte ihren Todesstoß weg. Wir aber haben ein großes Interesse daran, daß sie lebe und haben auch mit ihr Mitleid. Die Zweigstiftungen sind die Brutstätten für die Dilettanten und Schmarotzer der Hauptstiftung. Welche Ehrengaben konnten sie auch verleihen! Leipzig verteilte im Jahre 1910 162 Mark. Es schämte

sich selbst, die Almosenempfänger zu nennen und fügt nur bei: „in kleineren Handreichungen". München verfügte über 599 Mark und 40 Pfennig Zinsen und half mit diesem Vermögen neben einer „Anzahl kleinerer Handreichungen" *fünfzehn* namentlich genannten „Dichtern" aus der schweren Lebenssorge heraus. Auch die gelegentlichen Klammern hinter einzelnen Namen mit der Bemerkung „auf der Durchreise" sind sehr bezeichnend. — Man fabelt immer von „Lokaldichtern". Macht euch nichts vor! Es gibt nur gute Dichter oder gar keine Dichter! Das Wort Fontanes, der Mitbegründer, Senior und vierundvierzigjähriges Mitglied der Berliner Zweigstiftung war, charakterisiert fast alle Zweigstiftungen. Er schreibt am Ende seiner Tage über dieses Lebenswerk: „Wenn es jemals eine elende, fast ausschließlich auf Bettel- und Hochstaplertum eingerichtete Hilfs- und Unterstützungswirtschaft gegeben hat, so den Zweigverein der Berliner Schillerstiftung." Wir stellen als notwendigste Forderung auf: *Verschmelzt die Zweigstiftungen mit der Hauptstiftung!* Die Mitgliedsbeiträge können der Zentralkasse so gut wie der Zweigkasse gezahlt werden. Die politisch abgetrennte Zweigstiftung Wien bleibe bestehen. Sonst handelt es sich nicht um badische oder preußische oder bayrische Sonderinteressen, sondern um den nationalen Zweck: *deutsche* Dichter zu ehren und zu unterstützen.

Zweite Zusammenfassung oder: die Bärenhatz

Wo ist der Bär? Dies Feldgeschrei schreibe sich die Schillerstiftung auf ihre Fahne. Es knurren in deutschen Landen noch mancherorts die ruppigen, struppigen, zähneblеckenden, tatzenstreckenden Bären der mythischen Urzeit herum. Die Schillerstiftung ist dazu da, sie zu stellen! Sie nehme also ihren goldenen Honigtopf und ziehe endlich aus zum Fang. Sie rufe sich die bestwitternden deutschen Verleger, die unerschrockensten deutschen Kritiker, die mannhaftesten deutschen Dichter zu Hilfe. Die deutsche Beamtenschaft schreckt die Bären bis in die dicksten Urwälder zurück, — man lasse sie den Rückzug decken. Hinz und Kunz aber machen selbst die Lämmer wild, sie werden gefressen mit Haut und Knochen, — sie sind gewarnt! So spüre man mit vereinter Kraft und Schlauheit das in Deutschland so seltene Wild: einen sorgenvollen deutschen Dichter auf. Hat man erst die Fährte, so laufe man, den Honigtopf hoch schwingend, dem Bären gerade ins Maul. Dann habt ihr ihn zum ewigen Ruhme der Schillerstiftung! Viele Hunde aber sind des Hasen Tod, und viele Zweigstiftungen können selbst der Tod von Weimar sein. Darum halte man sie fest an der Koppel, denn die Bären haben *auch* Zähne und sind imstande, selbst auf die Schillerstiftung loszuspringen. Und nun: Frischauf zum fröhlichen Jagen! — Und daß euch keine allzu alte Dichtertante vorher über den Weg läuft!

Cavete

Wir skandalieren nicht, um Skandal zu machen. Wir greifen nicht eure Ehrenhaftigkeit an, sondern eure Einsicht; wie gut es um jene, wie schlecht um diese steht, beweist niemand wie Grosse, der seine eigenen Bezüge verringert wünschte zum Wohle des Ganzen — welches Ganzen, das haben wir gesehen! Wir wollen wirken und helfen, und wir haben die Pflicht und das Recht, uns um die Verwaltung dieses Nationalschatzes zu kümmern. Wir werden fürderhin hier die Namen der von der deutschen Schillerstiftung mit Ehrengaben bedachten Dichter Jahr um Jahr, nicht ohne Kommentar, veröffentlichen. Es muß *Besserung geschaffen werden!*

Schlußwort

Wir haben die Wahrheit gesagt, und sie ist gehört worden. Aber niemand soll glauben, daß wir eher aufhören werden, nach Gerechtigkeit zu schreien, bis wir gerecht sind. *Die Deutsche Schillerstiftung* zeiht solche Männer der *Unehrlichkeit*. Sie soll ihren Lohn dahin haben. Wir aber fühlen nur um so tiefer. Es ist endlich an der Zeit, die schlechten Gewissen zu schütteln, daß sie aufhören, in Deutschland die besten Ruhekissen zu sein.

Über Tod und Sterben

von Moritz Heimann

In der Schule haben wir gelernt, daß wir ständig eine phantastisch große Last auf unserm Scheitel herumtragen, ein Kilogramm auf jedes Quadratzentimeter; das ist die Luftsäule, die sich von unserer kriechenden Existenz aufwärts erstreckt über alle unsere Wolken hinaus, wo die Erde aufhört und die Welt anfängt. Und daß sie uns nicht flach wie ein Blatt Papier zusammendrückt, soll seinen Grund darin haben, daß die Luft, die unsern Körper mit seinen Knochen und Geweben durchflutet, von der gleichen Spannung ist wie die, die unsere Haut umspült. Eine, wie mir scheint, gar nicht so leicht vorstellbare Geschichte, die aber ja wohl wahr sein muß, da die Luft mit ihrer Zentnerlast uns eben nicht zerquetscht, sondern höchstens Hamlet toll macht, wenn sie von Nordnordwest weht.

Genau so tragen wir die Zentnerlast von Tod auf Haupt und Schultern, und merken sie nicht, weil etwas in uns dieselbe Spannung hat, wie er. Aber, und das ist der Unterschied, diese Spannung kann nachlassen, nel mezzo del cammin di nostra vita, und dann merken wir ihn. Solange wir ihn nicht merken, sind wir unsterblich. Die Tiere sind unsterblich. Die Kinder sind unsterblich, ob es sie auch gelüstet, über den Tod zu phantasieren.

Wir wissen vom Tode nichts, vom Sterben wenig; denn solange der Mensch stirbt, lebt er noch. Ist den Dichtern und Weisen zu trauen, die uns mit Bild und Angesicht des Todes ans Herz greifen? Ich glaube nicht. Sie wollen alle uns damit zum Leben verführen, aber zum Leben, wie sie es verstehen und zur Pflicht machen. Kein neuerer Dichter, auch kein älterer vielleicht, hat den Tod so als Grundbaß der Lebensmusik begriffen wie Tolstoj. Aber wenn sein Iwan Ilitsch, im Augenblick, als die Umstehenden seinen Tod feststellen und jemand über ihm sagt: das Ende! — wenn Iwan Ilitsch auch dieses Wort noch hört und in seiner Seele wiederholt und sagt: das Ende des Todes! der Tod ist nicht mehr, — wenn er „hinunterfällt und das Licht sieht," so mischt sich in die Ergriffenheit etwas wie Empörung: Woher weißt du das, Mann? es geht um das ernsteste Ding; wenn du jetzt poetisierst, so bist du verdammt; wenn du uns aus unserer in deine Frömmigkeit schrecken willst, bist du abgesetzt aus deinem hohen Amt.

In dem schönen Spiel von Jedermann, das Hofmannsthal uns erneuert hat, gibt es Züge von solcher Richtigkeit, daß wir nicht eine verschollene literarische, sondern unsere eigenste, dringlichste Angelegenheit darin erkennen. Ein Freund und zwei Verwandte sind um den reichen Mann, der den Schlag aufs Herz weg hat. Der Freund geht zuerst von ihm, aber mit liebreichen Worten, in Teilnahme und Schmerz. Die Verwandten bleiben länger, aber sind

gleichgültig und zänkisch: sie zanken und murren, aber sie bleiben länger, als der Freund. So sieht es wohl um die meisten bürgerlichen Sterbebetten aus. Am Ende ist Everyman von allen verlassen, aber auch von den Schrecken.

Sind zwar die Schrecken mittelalterlich als Gewissensnöte vermummt, und vom Glauben und den guten Werken aus dem Gemüte vertrieben, — die für uns gültige Wahrheit daran ist, daß der Tod sanft scheint. Ja, wir würden unsern Gott nur noch milder, noch göttlicher glauben; er brauchte nicht seines Sohnes Opfer, keine guten Werke und kein Bekenntnis, um den Tod sanft zu machen. Von Kajakmännern, die erfrieren, von Abstürzenden in hohen Bergen, von wochenlang Eingeschlossenen in Bergeshöhlen ist uns berichtet worden, daß die Schrecken unbegreiflich von ihnen wichen. Aber wie ist es im Flammenmeer eines brennenden Saales, wie im unfaßbar sinnlosen, angekündigten Ende des Verurteilten, wie auf dem Leichenfeld der Schlachten? „Er sieht sein Dorf im Abendfrieden" —, doch die Dichter lügen zu viel.

Der Zufall brachte mir Aufzeichnungen eines vor dreizehn Jahren an der Schwindsucht gestorbenen jungen Mannes: „Mein Husten schmeckt nach Ruß. Es ist verdrießlich, wenn Mutter kommt und die Kissen rückt; wenn sie sich über mich beugt und fragt, wie ich mich befinde, stemme ich den Nacken ins Bett zurück und möchte durchsinken bis in den Keller. Wenn sie dann aber endlich geht und an der Tür sich noch einmal nach mir umsieht, weiß ich mich vor Haß nicht zu lassen. Sie denken, ich sterbe. Sie wissen nicht, daß sie mir, einer nach dem andern, längst gestorben sind. Ich weiß nichts davon, daß ich sterbe, ich weiß nur, daß die Welt Stück vor Stück stirbt — — Heute ist mir wohl. Sollte es wohl gerade mir unbekannt sein, daß das bei Schwindsüchtigen ein verdächtiges Zeichen ist? Aber im Hause wollen sie mir einreden, daß wieder Hoffnung sei. Hoffnung worauf? was ist Hoffnung? es ist mir viel zu wohl zum Hoffen. Ich weiß nur, daß alles um mich Licht und Nichts ist." In der Nacht nach dieser letzten Aufzeichnung starb der Kranke, und so ist auch sie die eines Lebenden, nicht eines Sterbenden.

Wir wissen vom Sterben zu wenig, als daß es uns über den Tod belehrte; und wissen vom Tode nichts, es sei denn, daß das Leben ihn uns enthüllt. Ehemals war es Materialismus, an kein Leben nach dem Tode zu glauben: heute aber ist es Materialismus, an das Leben nach dem Tode zu glauben. Wir werden nicht unsterblich sein, wir sind es.

Vielleicht hat mancher, der an einem Totenbette wachte, vergeblich nach einem Zeichen ausgeschaut; vielleicht bellten plötzlich die Hunde in der Nacht: doch in dieser Nacht starb der nicht, der in den Kissen lag; aber in den letzten Augenblicken seines geliebten Menschen fühlte er vielleicht, der Überlebende, nun für immer Gezeichnete, des letzten Glückes am letzten Tag Gewärtige, einen unermeßlichen, strömenden Jubel in sich. Und ist vielleicht das der Tod?

Rundschau

Bebels Beichte

von Samuel Sänger

Bebels Memoirenwerk schreitet rüstig fort. Man glaubt, indem man es liest, kaum an eine Abnahme der Kräfte. Jedenfalls ist Bebels Optimismus von Krankheit und Altersschwäche bisher unversehrt geblieben, wie ein Panzer bewahrt Glaubensseligkeit seine handfesten Überzeugungen vor Verfall und erhält ihm die jünglinghafte Frische. Gerade der zweite Band von „Aus meinem Leben", der Ende des verflossenen Jahres von J. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart ausgegeben wurde, bestätigt diesen Eindruck. Nun lassen sich Glaubensinhalt und Glaubenszwecke dieses kampferfüllten Lebens, das sich einer ihm groß erscheinenden Sache und überindividuellen Zielen geweiht hat, schon besser übersehen.

Der Stil wird, wie im ersten Bande, durch den Willen zur Sachlichkeit bestimmt; der Affekt, der die Redekunst des Mannes belebte und seine Hörer, auch die kritisch zweifelnden, die innerlich widerstrebenden, der proletarischen Reizbarkeit unzugänglichen, so oft packte, ist fern geblieben; der Bericht fließt prunklos dahin: zugreifend, wohl geordnet, von ästhetischen Nebenabsichten unbelästigt, ohne literarischen Aufputz und Gebärde. Das ist an sich schon erfreulich und mehr als die vermaledeieten Stilstreber bieten können. Hinzu kommt der weltgeschichtliche Gegenstand, den der Erzähler als Erlebnis darreicht. . . Es ist ein Stil des Willens, wie ihn das aufwärts strebende Volk liebt. Ziele und Wege: beides kontrollierbar. Ein norddeutscher, im besten Sinne preußischer Stil. Ja, Bebel schreibt einen preußischen Stil. . . Der erste Band war etwas mager, abgeblaßt, ganz unromantisch; wir vergessen nie, daß ein begabter Proletarierspross für seinesgleichen einen Lebensgang erzählt, dessen Phasen wie die Glieder einer rationalen Kette ineinanderfließen und in gerader Linie zu achtenswerter Höhe führen. In einer dumpfen Kasematte zu Köln-Deutz wird er geboren; die erste Kindheit wird im Rahmen des nüchternsten Soldatenspiels, in Kasernenhöfen, in niederster Kommißatmosphäre, in drohend ernsten Korrektionshäusern verbracht. Der Vater siecht jung an der Schwindsucht dahin; der Stiefvater fällt drei Jahre später dem gleichen Würgengel

zum Opfer. Bald folgt die sich treu plackende Mutter, eine Westdeutsche, ihren Männern ins Grab (der Vater stammt aus dem Posenschen). Die ganze erste Jugend verfließt am Rande des nacktesten Existenzminimums. Des früh Verwaisten nehmen sich Verwandte der Mutter in Wetzlar an, er gerät auch da nicht in Üppigkeit; und wir Verwöhnteren denken gleich an die Stachel der Not und der Sorge, die sich in ein lebhaftes und phantasievolles Kindergemüt unvergeßbar einbohren. Wir fühlen, wir fürchten voraus, wie dieses Kindergemüt sich vollsaugen und schwellen wird vom Proletarierhaß gegen die soziale Ungerechtigkeit, gegen die Unvernunft der ökonomischen Widersprüche, gegen die herrische Überlegenheit des Kapitals, gegen den ewigen Druck, dessen satanischer Schatten die Sonne im Leben verdüstert. So erwächst (sagt man sich) keine „objektive" Wissenschaft der sozialen Zustände und der sozialen Vernunft (oder Unvernunft), keine überlegene Psychologie der wirtschaftenden Menschen, keine Physik der Beziehungen von Licht und Schatten in der Gesellschaft; aber ein zum Proletarierführer Vorausbestimmter braucht zunächst keine Wissenschaft, sondern eine solide, in den Stimmungen seiner Schicht fest verwurzelte Gefühlsbasis. Und in den so genährten Stimmungen liegt Explosivstoff die Menge. Da ist von dem häufigen Ortswechsel die Rede und vom Transport der Familie, die er verursacht; Frau und Kinder wurden auf Rheinschiffen, in Eisenbahnwagen, in Straßengefährten verstaut, wie — Bagage und Hunde heute nicht verstaut werden. Dem Leser, der diese paar Daten überfliegt, steigt die Röte in die Schläfen, er fühlt sich verantwortlich und denkt bei sich: Aha, daher! Nein, lieber Leser, nicht daher: Bebel berichtet, er stellt nicht dar. Hier fehlt jede stärkere Gefühlsbetonung, jeder Gefühlsrausch; und zwar nicht, weil der Erzähler die tragische Pose meiden will, sondern offenbar weil er, der aus bürgerlicher Bequemlichkeit Rückschauende, diese Dinge nicht einmal aus dem Kontrast zu dem, was sein soll, wertet. Und da wir sehen, mit wie lapidarer Kürze und wie gutem Anstand der allernächst Beteiligte über diese Peinlichkeiten gleitet, sich der kleinbürgerlichen Enge seiner Lehr- und Wanderjahre als Drechsler zuwendet und die Etablierung als selbständiger Meister in Leipzig als ersten Triumph, als die zuerst erstürmte Bastion bucht: so stellen wir unsre guten, tränenreichen Gefühle in die historische Ecke, zu den Romantikern, den Mystikern, den Visionären des Sozialismus, zum Genfer Uhrmachersohn Rousseau und dem Faßbinderspross Pierre Joseph Proudhon aus der Franche Comté. Lassen wir also die Erinnerung an die schwarze Galle, die an Jean Jacques Herzen nagt, an Proudhons grenzenlosen Proletarierhochmut, an seine Genieblitze, seine Gleichheitsraserei, sein Distanzgefühl, seine Tollheiten und Verzückungen: das Niveau sinkt in den Kreis der berechenbaren und gar nicht ausschweifenden Wünsche. Bebels Leben und

Streben ist symbolisch für die Rationalisierung der proletarischen Bewegung, für das Ausscheiden des Problematischen und der Problematiker. Leidenschaft ist vorhanden; aber es ist die Leidenschaft des gesunden Menschenverstandes. Sie ist kleinbürgerlich gezähmt, züngelt an den Forderungen eines streng geregelten Genuß- und Kulturwillens empor, strebt ohne Seitensprünge einer früchtetragenden Parteidisziplin zu. Am Ende steht Übergang und Entwicklung (Evolution), nicht die Zerstörung und Chaos (Revolution). Es ist heute, mit Bebels Rückblick in der Hand, schwer vorstellbar, wie man Explosionen und Dammbrüche fürchten konnte. Freilich: heute. In der historischen Betrachtung stellen sich alle notwendigen Umwege der Entwicklung als Mißverständnisse dar, auch die Jahre, die Bebel auf Festungen und in Gefängnissen zugebracht hat. Eine Betrachtung, die für die Unbeteiligten viel Besänftigendes hat . .

Als Bebel in die Politik eintrat, war die Fortschrittspartei der Behälter für die vorwärts gerichtete Arbeiter- und Handwerkerstrebsamkeit in Deutschland. Bis 1850 war es ein Land des Handwerks und der auf Handarbeit beruhenden Hausindustrie. Die industrielle Umwälzung setzte dann machtvolle in, in Sachsen, in Schlesien, im Rheinland; aber noch waren es Vorboten und Anfänge. Das sich bildende Proletariat war ohne Klassenbewußtsein, eine verstreute und amorphe Masse, während die reiche Bourgeoisie sich im Streben nach Einheit und Freiheit zusammenschloß. Die Berufung auf das französische und englische Beispiel durften noch als unerlaubte Analogien abgelehnt werden. Mit dem vorauseilenden Instinkt des Genies sah Lasalle schon unmittelbare praktische Möglichkeiten und schuf 1863 den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein mit eigenem sozialen Programm und eigener politischer Taktik, — einer Taktik, die ihn, trotz der Forderung des gleichen Wahlrechts für alle, in die Nähe von Bismarck und Preußens Machtstreben brachte. Bebel stand diesen Zielen Jahre lang fremd und feindlich gegenüber. Er war großdeutsch-demokratisch. Er huldigte der Selbsthilfe (Schulze-Delitzsch). Er haßte den Lassallekultus und die diktatorischen Allüren des großen, aber von Ehrgeiz und Eitelkeit zerfressenen Agitators. Er mißtraute den Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe; und die agitatorische Gewalt des ehernen Lohngesetzes begriff der zunächst noch kleinbürgerlich gestimmte Handwerksmann vorläufig nicht. Das unruhig Problematische, das aristokratische Herrentum im hebräischen Zauberer (der Name paßt auf L. so gut wie auf Benjamin Disraeli) widerstrebte den Instinkten des Volksmannes, der in Arbeiterbildungsvereinen und als fortschrittlicher Wanderredner seine Begabung zuerst sehr gründlich bewies. Die Psychologie dieses proletarischen Mißtrauens gegen Lassalle und den Erben seiner Diktatur, den eher berüchtigten als berühmten Herrn von Schweitzer, gibt dem zweiten Bande dieser Memoiren das interessanteste

Kapitel. Dieser Schweitzer war sehr fähig und außerordentlich geschickt; aber Privatunmäßigkeiten niederer Ordnung machten ihn zum schwankenden öffentlichen Charakter, der Bismarcks Kunst der Menschenverwertung leicht zum Opfer fallen mußte. Mir ist rätselhaft, wie Bernstein, gestützt auf Gustav Mayers Biographie (G. Fischer; Jena), es unternehmen konnte, diesen politisierenden Ästheten auf (unbeherrscht) homosexueller Grundlage, diesen von seinen Ansprüchen und Geldnöten der politischen Polizei zugetriebenen Mann für die sozialdemokratische Ahnengalerie zu retten. Nicht von dieser problematischen Seite, sondern von unten, vom Verbande deutscher Arbeitervereine her kam Bebel in den großen Strom der Bewegung. Er wars, der diesen von der Fortschrittspartei begründeten Verband 1868 der Internationalen Arbeiterassoziation zuführte und, nach den Rezepten der Londoner Priesterschaft, dessen Erweiterung zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei veranlaßte. Er war dem Marxismus gewonnen; aber man spürt aus den (leider spärlichen) Mitteilungen über die Beziehungen zum unerbittlich strengen Denker und kompromißfeindlichen Politiker Marx, daß eine Wahlverwandtschaft zwischen Meister und Jünger nie bestanden hat. Wärmer waren diese Beziehungen zum menschlicheren und gemütlicheren Engels, der ja freilich auch etliche Stufen tiefer auf dem Olymp stand. Sachlich hatte sich nun zwischen Bebel und die Fortschrittspartei das Kommunistische Manifest geschoben; die kleinen Experimentchen der Tauschbanken und Arbeiterassoziationen waren nun verpönt, der Parlamentarismus ward zur Befreiung des Proletariates ungeeignet befunden; man mußte suchen zu erfüllen, was der granitne Wille des Unerbittlichen da drüben vorschrieb: „die alte Welt mit ihren eigenen großen Gesamtmitteln umzuwälzen“. Ein herzlich schweres Unternehmen, fürwahr.

Der Leser ahnt, was dieser zweite Band bietet. Da ist deutsche Geschichte von unten, von der Wurzel her gesehen: Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ betrachtet sie von der Krone her. Wo ist Wahrheit? Dort wo die Zukunft liegt: irgendwo in der Diagonale dieser Kräfte. Wir fangen an zu ahnen; ahnend zu begreifen. Der zweite Band führt durch die Krisen bis an die Höhen der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. In die Darstellung kommen ganz von selbst der weltgeschichtliche Schwung und die inneren Spannungen des Gegenstandes. Das Interesse entzündet sich und kann nicht mehr erkalten; und längst vor dem bewegten Abschluß, dem ersten Ausnahmegesetz gegen die Sozialisten im Jahre 1878, merken wir, wie sehr diese gewesenen Dinge noch heutig, noch Gegenwart sind. Der magere Stoff einer Sektengeschichte, von dem wir lange Zeit nicht wissen, ob er nicht doch einzig in den Geheimbereich menschlicher Irrtümer und Absonderlichkeiten gehören wird, nimmt vor unseren Augen die Dimensionen einer weltgeschichtlichen Begebenheit an. Die Sekte wird Partei.

die Partei schwillt und schwillt; Könige, Tyrannen, Autokraten, die kleinen und großen Bismarcks mühen sich, das Geschwür am nationalen Körper mit Feuer und Schwert auszubrennen; die Wissenschaft, die guten Gesinnungen, die brutale Gewalt, die Wahrheit, die Lüge, das kapitalistische Interesse, die Polizei, alles was in der Wärme und den Winkeln guter und gut nährender Ordnung nistet, alles was im Vorgefühl des drohenden kommunistischen Leviathans von Atembeklemmung befallen ist, wird gegen den Feind aufgerufen. Eine Zeitlang lebt er in schrecklicher Bangnis und Bedrängnis, wie eingeklemmt zwischen Gott und Satan. Dann aber wird der Druck von innen gesprengt, die Macht entsagt freiwillig — oder wie soll man ihr Zurückweichen sonst heißen — der Gewalt, man paktiert, man sozialisiert büreaukratisch, man richtet sich aufeinander ein, man organisiert das feindliche Verhältnis . . . und kommt so allmählich auf den toten Punkt, auf dem wir uns heute befinden. Das alles wird in uns lebendig, wenn wir den zweiten Bebelband lesen. Er faßt einen überreichen Inhalt, und während wir fahren, schwellen unter dem Kahn die Wässer. Theorie und Praxis, von je getrennt und nur so lange in dilettantischem Einklang, als die Anfänge der Bewegung um Lassalles Magnetismus kreisen, laufen lange feindlich nebeneinander her. Und als sie sich finden, geschiehts doch wieder im Geiste Lassalles: durch Abschwächung des Internationalismus, durch das ökonomische Mittel: die Gewerkschaftsorganisation, durch das politische Mittel: den Parlamentarismus. Mühselig war die wechselreiche Arbeit an der Herstellung einer wirklichen Interessengemeinschaft unter den deutschen Arbeitern, einer Verkittung der Auseinanderstrebenden. Wechselreich und gefährlich; denn der Weg führte durch Festung und Gefängnis. Diese wichtige Aufgabe konnte nur durch die ausgleichende Kleinarbeit des Organisators, des Agitators und Wanderredners gelöst werden, und in allen diesen Eigenschaften hat Bebels volkstümlich frische Persönlichkeit Wunder gewirkt: mit einem Minimum von Theorie — sie fand im Gehirn des autodidaktisch gebildeten Drechslers kein weiches Bett —, mit einem Maximum von gesundem Menschenverstand und Diplomatie, die aber die Grenze zur Charakterlosigkeit nie überschritten hat. Bebel hat, rückwärts schauend, Ursache mit sich zufrieden zu sein. Ein ganzer Kerl. Das dürfen auch wir sagen, denen seine letzte historisch-politische Orientierung dürr, untief, illusionsleer und unpsychologisch vorkommt. Trotzdem: ein ganzer Kerl. Es macht übrigens Spaß zu sehen, wie er sich selbst genießt und mit welch naiver Selbstzufriedenheit er sich zuweilen zu seiner Leistung und seinem Geschick beglückwünscht. Bebel ist ja ganz unproblematisch. Das gibt ihm menschlich den Rang.

Bluff

von Daniel Ricardo

Die Amme Washingtons gehörte, noch im zwanzigsten Jahrhundert, zu den stärksten Attraktionen von Coney Island. Und Barnum und Bailey waren ebenso populär wie Rockefeller und Morgan. Der Amerikaner liebt, geblufft zu werden. Ihm ist die tollste Sensation gerade gut genug. Man merkt es am Format seiner Lebensführung. Kein Mensch, außer dem Yankee, findet am American Drink etwas Anderes wie die scheußlichste Gaumentortur. Und kein Volk der Erde kaut unaufhörlich Gummi. Der Dollarmann ist anders konstruiert wie das Greenhorn. Man muß daran festhalten, um die Entladungen der amerikanischen Politik zu verstehen. Politik ist Geschäft und Geschäft ist Politik. Seit Harrisons Präsidentschaft kennt man Trustees und Holding Companies. Riesengesellschaften kamen auf und repräsentierten Mammutgebirge von Kapital. Schon vor einem Menschenalter knüpfte Rockefeller die ersten Maschen der Standard Oil Company, die zwanzig Jahre das Weltmonopol des Petroleummarktes hielt. Um die Jahrhundertwende baute Morgan den Zyklopen unter den Trusts, die Steel-Corporation, die ein Kapital von 1800 Millionen Dollars darstellt. Die amerikanische Wirtschaft sah in den riesigen Korporationen die besten Stützen. Ihr Kredit wuchs mit der Ausdehnung ihrer gewerblichen Unternehmungen. Aber die Mittel, die zur Erhaltung der gigantischen Trustblöcke dienten, wurden immer brutaler. Es ging nicht anders: der Konkurrent mußte abgewürgt werden. Der Außenseiter wurde erst „ausgeblasen", dann in den Trust gepackt. Da das Volk sich an den Unternehmungen der großen Gründer und Sünder beteiligen konnte, so waren die Trusts bald populär. Die Shares sind auf niedrigen Nominalwert gestellt, so daß jede Köchin sich unter die Aktionäre der größten Trusts mischen kann. Die Volkstümlichkeit der Mammutgesellschaften ist eine der besten Chancen ihres Gedeihens gewesen. Gegner der Trusts ist nicht das Volk, sondern die den Staat repräsentierende Partei. Das ist zu beachten. Wenn revoltiert wurde, so geschah es gegen die Spekulanten, welche die Nahrungsmittel verteuerten (Leiter, Armour, Patten). Aber der Oltrust und die anderen Vertreter der Spezies haben den Unwillen der Nation nicht entfesselt.

Der Senator John Sherman, ein hervorragender Jurist, unter Cleveland Vizepräsident der Union, gab einem Gesetz seinen Namen, das berufen war, Schicksal der nordamerikanischen Union zu werden. Die Shermanbill, die im Jahre 1890 in Kraft getreten ist, hat die amerikanische Wirtschaft auf den Kopf gestellt. Sherman wollte Gewalttat gegen

geschäftliche Konkurrenten unter Strafe bringen. Wer verbotene Mittel zur Unterdrückung des freien Wettbewerbs anwendet, soll dem Gesetz verfallen sein. Ein sehr gesunder Gedanke. Rockefeller, Hill, Harriman, Vanderbilt, Morgan kümmerten sich nicht um die Shermanakte. Sie sahen in ihrer geschäftlichen Taktik nichts Gesetzwidriges. Roosevelt erst stempelte die Zentimillionäre zu Räubern. Er verlangte, daß das Land diese „Verbrecher" von sich abschütteln solle. Rockefeller flüchtete sich in den Schatten der Alten Welt. Aus der Shermanbill, die Übertretungen beim Aufbau von Monopolen hindern wollte, wurde das „Antitrustgesetz". Auch das ist festzuhalten, wenn man die symptomatischen Eigenschaften der jüngsten Phase in der Geschichte der amerikanischen Trusts richtig sehen will. Erst Roosevelt machte den Kampf gegen die Trusts zur Plattform. Unter seiner Regierung wurden mehr als vierzig Trustprozesse geführt. Harrison und Cleveland hatten es auf nicht mehr als fünfzehn gebracht. Die erste Dekade der Geltung des Gesetzes war mit fünfzehn „Kapitalverbrechen" erledigt; die zweite Dekade präsentiert sich mit achtzig Verfolgungen. Das Gesetz, die Voraussetzung der Anklagen, war unverändert geblieben. Auch die „Moral" der Trusts hatte nicht gewechselt. Was war also geschehen, das die Resonanz der Shermanbill zu einer so drastischen Verstärkung brachte? Die Antwort liegt auf der Hand: seit Roosevelt hatte die republikanische Partei keine wirksamen „Schlager" mehr aufgebracht. Sie mußte nach Leistungen suchen, die ihre Glaubwürdigkeit verstärkten. Die Demokraten waren Gegner der individualistischen Kapitalsrichtung. Um sie zu übertrumpfen wurde den Trusts der Krieg erklärt. Der Oberst der Rauhreiter ging scharf ins Zeug. Harriman und Hill mußten eine große Eisenbahnkombination dem höchsten Gerichtshof zum Opfer bringen. Die Northern Securities Company wurde im Jahr 1904 aufgelöst. Namhafte Juristen sprachen damals den ersten Zweifel an der richtigen Auslegung des Shermangesetzes aus. Sie meinten, die Bill habe mit den sogenannten Holding Companies überhaupt nichts zu schaffen. Die Zusammenfassung von Aktiengesellschaften unter die Kontrolle eines Unternehmens sei vom Gesetz nicht verboten. Gleichviel, es wurde gegen die Northern Securities entschieden. Im Herbst 1907 zeigte sich die erste schroffe Reaktion auf die Beunruhigung der Trusts. Die Börse stand vor einer elementaren Katastrophe. Da sprang Morgan ein; und Roosevelt mußte den Preis zahlen: der Stahltrust durfte die größte Stahlgesellschaft des Südens verzehren, ohne daß die Shermanbill lebendig wurde. Die Grenze der Möglichkeit eines Kampfes gegen die Korporationen war also in die Erscheinung getreten. Roosevelt hat sich später gegen die Entschuldigung gewehrt, als sei er von Morgan überrumpelt worden. Er habe die Anwendung des Antitrustgesetzes gegen die Steel Corporation für un-

gerechtfertigt gehalten. Man bedenke: der Trustfeind Roosevelt nahm den von seinem Nachfolger, Taft, attackierten Stahltrust in Schutz! Er tat dies, obwohl er selbst den Anstoß zur Kampagne gegen die Riesen gegeben hatte. Roosevelt wendet sich heute gegen Taft: der Autor verdammt sein eigenes Werk. Solche drastische Umkehr ist ein Bluff stärksten Kalibers. Roosevelt ist populärer als Taft. Er ist ein guter Kenner der Volksseele. Seine Erklärung gegen die Prozessierung des Stahltrusts war im Namen des Volkes gesprochen. Die Bewegung gegen die Trusts ist nicht populär. Sie war es nie; aber Roosevelt hatte sie in Szene gesetzt, um sein Fundament zu stärken. Schon als er Taft die Nachfolge gab, sah er das Spiel gegen die Riesengesellschaften verloren. Für das Kommende wollte er keine Verantwortung haben. Die Standard Oil Company mußte sich in ihre Urbestandteile auflösen. Eine Prozedur von quälenden Folgen für die Aktionäre, die mit Tausendsteln von Anteilen der Untergesellschaften nichts anzufangen wissen. Die American Tobacco Company durfte gevierteilt weiter bestehen.

Der Supreme Court in Washington hat in die Shermanbill die Scheidung in gute und böse Trusts hineingebracht. Ohne diese Interpretation, die neues Recht schuf, wäre eine glaubhafte Beurteilung der Trusts kaum möglich gewesen. Richter sollen aber nicht Recht schaffen, sondern Recht sprechen. Wieder ein Knick in der Linie der Trustprozesse. Man sagt, und Präsident Taft hat es in seiner ersten Trustbotschaft wiederholt, daß die Shermanakte ein schlechtes Gesetz sei. Es fragt sich nur: Besteht ihre Untauglichkeit darin, daß sie keine gute Waffe gegen die Monopole ist, oder darin, daß sie den großen Gesellschaften und dem Geschäftsleben schadet? Durch die Verbindung wirtschaftlicher Probleme mit politischer Taktik ist über das wahre Wesen des Gesetzes ein Schleier gezogen worden. Die Kampagne gegen die Trusts ist eine politische Sensation. Wenn die Wahl des Präsidenten erledigt ist, wird die Angelegenheit die Farbe wechseln. Heute wird nur unter dem Gesichtspunkt des Votums vom 4. November 1912 agiert. Der neue Takt ist von Roosevelt aufgebracht worden. Er wollte den Wirtschaftskörper unter die politische Rücksicht zwingen. Das Kapital stand schon vorher in Verbindung mit der Staatsmaschine. Nur sollte es diese nicht mehr ziehen, sondern von ihr gezogen werden. Aber die Umkehrung ist nicht einfach. Seit zwei Jahren wird die amerikanische Wirtschaft von einer Depression umklammert, die jede frische Regung erstickt. Das sind die Kosten des Kampfes gegen die Milliarde. Die Newyorker Börse hat nie zuvor so niedrige Tagesumsätze gesehen wie im Jahre 1911. Es herrschte andauernd eine kaum glaubhafte Nervosität, von der natürlich die großen Schieber profitierten. Mitte Oktober brach eine Panik über die Aktie des Stahltrusts herein. Die Spekulanten hatten in der Erwartung der Anklage gegen die

Steelcorporation à la baisse gespielt. Da die Ankündigung des Prozesses auf sich warten ließ, wurde ein Alarmgerücht in den Börsensaal geschleudert. Die Explosion erfolgte prompt, mit verheerender Durchschlagskraft. Der Kurs purzelte und war kaum zu halten. Die Veranstalter dieser Wasserpantomine konnten sich zu niedrigen Preisen „eindecken"; aber das Publikum büßte enorme Summen ein. In London, Paris, Berlin, Wien mußten Riesenengagements gestützt oder gelöst werden. Zwischen dem schlechtesten und besten Kurs des Jahres hatte sich eine Differenz von dreißig Prozent gebildet. In Deutschland sind wenigstens 500000 Aktien des Stahltrusts untergebracht gewesen. Diese Ziffer repräsentiert einen Nominalwert von fünfzig Millionen Dollars. Dreißig Prozent davon sind fünfzehn Millionen Dollars oder sechzig Millionen Mark. Damit allein ist aber die „Beteiligung" des deutschen Publikums an den amerikanischen Bluffs nicht bezahlt. Man muß noch die Verluste an den übrigen amerikanischen Börsenpapieren hinzurechnen.

Daß der Dollar mit fremdem Metall gemischt ist, kümmert den Yankee wenig. Oder wenn er es sieht, reizt es ihn zur Opposition gegen die ausländischen Konkurrenten. Bluff ist deshalb die sogenannte Tarifrevision. Seit Jahren hieß es, die Amerikaner würden ihre hohen Zollmauern abtragen. Resultat: der Payne-Aldrich-Tarif mit erhöhten Zollsätzen. Das war die Reform. Taft preist die freie Konkurrenz und den internationalen Handel. Man wittert Morgenluft. Tarifrevision? Eine Denkschrift von zweitausend Seiten über die Ermäßigung der Wollzölle und, als Pendant, die Propaganda des Staatssekretärs Knox für „Vergeltungszölle" gegen Deutschland! Risum teneatis. Amerika weigert den deutschen Waren die Vorzugsbehandlung, die es Kanada gewährt. Das ist wider den Geist der Meistbegünstigung, und Deutschland revanchiert sich, indem es der Union die Konzessionen der Handelsverträge mit Schweden und Japan vorenthält. Daher der Schlachtruf des Ritters Knox. Natürlich nur ein Bluff; denn vernünftige Dollarfabrikanten werden sich hüten, einen Zollkrieg mit Deutschland vom Zaune zu brechen. Die Yankees sind große Kinder. In der geschäftlichen Praxis, im Geldmachen sind sie unerreicht. In der Erkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge werden sie von jedem Eskimo geschlagen. Der alte Carnegie, der weiter sieht als die Mehrzahl der Dollarmänner, nannte die Schutzzölle „pädagogische Hilfsmittel für eine Wirtschaft, die noch in den Kinderschuhen steckt". Wird die nordamerikanische Union je aus den Kinderschuhen herauskommen? Wäre sie nicht mit allen Reichtümern der Erde gesegnet, so hätte sie der Dilettantismus ihrer Wirtschaftspolitiker schon längst die Existenz gekostet. Nur ein Riesenkörper wird so schwere Attacken aushalten, wie die periodisch wiederkehrenden Finanzkrämpfe in den Vereinigten Staaten. Die Yankees wissen, daß sie

diese Krankheiten nicht eher loswerden, als bis sie ihre berühmte Geldreform durchgeführt haben. Zu der kommt es jedoch nie. Seit Jahren ist eine Monetary Commission an der Arbeit, um herauszufinden, welches das beste System sei. Resultat: Null. Seit Jahren wird die Einführung eines Aktiengesetzes nach europäischem Vorbild verlangt. Resultat: Vorschläge und Betrachtungen über den Nutzen einer Aktienreform. Präsident Taft hat den Kongreß mit Botschaften beinahe tot gemacht. Der Inhalt genügt für die komplette Verfassung eines neuen Staates. Und dabei ist alles nur für einen Tag gesprochen: für den Tag, an dem die Kandidaten zur Präsidentschaft nominiert werden.

Ist es denkbar, daß die Trusts wegdisputiert werden können? Ein Narr, wer es glaubt. Oder denkt einer, den Tag zu erleben, da die nordamerikanische Union den Ländern der Erde ein musterhaftes Vorbild in sittlichem Wandel beim Geschäftemachen sein wird? Die Korrektur der Trustpolitik hätte Erfolge verheißen, wenn sie mit ruhiger Sachlichkeit auf Erreichbares gerichtet worden wäre. Heute ist ein glaubhafter Sieg zur Unmöglichkeit geworden; denn der gequälte Wirtschaftskörper stöhnt nach Ruhe. Und schließlich wird der einzige Punkt der Tagesordnung lauten: „Wiederherstellung des status quo ante“.

Dante und Goethe*

von Houston Stewart Chamberlain

Der Mensch ist weniger als nichts, wenn nicht sein Leben, in einer oder der andern Beziehung, ein Leben im Geiste bedeutet. Auch die Natur, die Wissenschaft, das praktische Unternehmen, der Krieg, jeder Beruf ist und wird nur insofern spezifisch „menschlich“, als er Geist nährt und bildet. Das Problem unserer Gegenwart scheint mir aber darin zu bestehen: wie unser Menschengeist noch Flugkraft bewahren soll, wenn er immer mehr und mehr belastet wird. Wir laufen Gefahr, jenen Vögeln gleich zu werden, die an allen Gliedern so mächtig angewachsen sind, daß sie sich nicht mehr in die Lüfte erheben, sondern nur mehr mühsam am Boden schreiten können. Darum liegt dem Ernstgesinnten nichts dringender am Herzen, als jedem überflüssigen Bücherlesen entgegenzuwirken. Dieser wachsenden Flut meist leichtfertig hergestellter, aus unzulänglicher Begabung und ungenügendem Fleiß hervorgegangener Bücher kann man sich nicht anders

* Dialoge von Daniel Stern, übersetzt von ihrer Enkelin, Daniela Thode.

erwehren, als durch strenges Abweisen. Goethe, der den Anfang dieser Kalamität erlebte, hatte gelehrt: „Der Schreibende muß immer tüchtiger werden"; an den Lesern wäre es heute, diese Forderung in aller Strenge zu stellen und nicht davon abzuweichen. Eine zweite unabweisbare Forderung lautet: alles Vergangene auszuscheiden, wenn es auch gut war, was nicht so viel Zeugungsimpuls besitzt, noch heute Lebenskräfte zu wecken. Die Natur bleibt nur darum ewig jung, weil sie in so großartigem Maßstab zu vernichten und auszulöschen versteht; das müssen wir ihr ablernen.

Diese Worte schicke ich voran, weil ich ein Buch empfehlen will, ein Buch, das vor fast fünfzig Jahren erschien, das längst in jener Hochflut untergegangen und vergessen war, und das heute von liebender, kundiger Hand von neuem ans Ufer des Lebens gerettet wird.

In meinem Hirn — und es mag in denen der meisten Zeitgenossen nicht viel besser ausschauen — spukte bisher der Name Daniel Stern wie ein Schatten im Hades; und ich beruhigte mich bei der Voraussicht, über diese dunkel als verehrungswürdig vorgestellte Gestalt Näheres dereinst dort zu erfahren. Plötzlich ist sie in diesen Tagen der Unterwelt entstiegen und könnte, wie Fausts Helena, über welche sie so Schönes träumt und spricht, von sich selbst sagen:

Ich scheine mir verlebt und doch so neu.

Denn ebenso traulich wie würdig lädt sie uns zu sich heran, und ihre Stimme gehört zu jenen seltenen, die von allen Seiten die Gedanken herbeizurufen wissen, so daß es bald in Herz und Hirn zu kreisen und zu hämmern beginnt. Hier spricht echter Geist; und damit will ich sagen: das Leben, das Erlebte, das Lebengebende geht voran, das Wort und die Weisheit folgen nach und kommen daher überall genau im rechten Augenblick und an den rechten Ort. Nichts ist gemacht, alles macht sich selbst. Hier wird aus der Fülle gestaltet; das Gelernte hat durch Beziehung auf das Empfundene organische Bedeutung gewonnen; die Art, die Dinge zu betrachten, hat sich aus reicher Erfahrung und persönlicher Eigenart langsam entfaltet; was hier geboten wird, sind reife Früchte, und darum voller reifer Samen.

Das Buch ist durch und durch, im ganzen und im einzelnen, bis in jede letzte Faser seiner Textur, weiblich; darum würde ich es auch vor allem edelgesinnten Frauen empfehlen; ich bin sicher, jede wird es liebgewinnen und ihm wahre Förderung verdanken. Ob auch auf intellektuellem Gebiete wir Männer durch das Weibliche „hinangezogen" werden, möchte fraglich erscheinen; dessen bin ich aber sicher, daß jeder feinfühlende Mann aus diesem Buche reiche Anregung gewinnt, und zwar von jener Art, die ebenso belebend wirkt, wenn sie zum Widerspruch, als wenn sie zur Zustimmung reizt. Wesentlich ist, daß hier ein außerordentlicher Geist von ewig nahen Dingen — der Divina Commedia und Faust — spricht, und uns unter der

Form dialogischer Belehrung und Erwägung nach und nach in die eigene Erfahrung, in die eigene Lebensarbeit, in die Umgestaltung des Gestalteten zu eigenem Besitz einweiht. Eine unersättlich wissensdurstige Frau, die nicht die geringste Anlage zum Blaustrumpf besitzt, hat sich mit Leidenschaft alles assimiliert, was sie über ihre beiden geliebtesten Dichter in Erfahrung bringen konnte, alles aber wie durch eine Sammellinse auf das eine Hauptwerk eines jeden bezogen, zur Auffindung jeder Absicht, zur Durchdringung jedes, auch verborgenen Gedankens. Auf diese Weise wird die Subjektivität reich an objektivem Gehalt. Damit sind die zwei Bedingungen erfüllt, die einem solchen Werke dauernde Bedeutung verleihen.

Der männliche Leser erschrecke nicht über das Paradoxon am Anfang: die Komödie und Faust seien „ganz gleiche Werke", oder, wie sofort mildernd eingeschaltet wird, zum wenigsten „sehr ähnliche". Das weibliche Hirn bevorzugt die absoluten Behauptungen, was ja aus dem Wesen jedes Verständnisses durch die Liebe gegeben ist; denn Liebe ist unbedingt oder sie ist nicht Liebe. Am Schlusse des Buches erklingt ein anderer Ton: „Ihr werdet bekennen, daß ich recht hatte und daß man Dante und Goethe zu gleicher Zeit lieben kann, ohne deshalb der Phantasterei beschuldigt zu werden". Daniel Stern war eben Weib genug, um sich über die gleiche Liebe zu zwei so grundverschiedenen Meistern als über eine doppelte Untreue zu beunruhigen; und da erteilte ihr Herz ihrem Hirn den Auftrag, sie als möglichst identische Erscheinungen und ihre Dichtungen als gleichlaufende Kundgebungen des Menschengeistes nachzuweisen. Wie kleinlich sticht einer solchen Lebensforderung gegenüber alles Rechthaben und alle Logik ab! Wenn nur das Herz leidenschaftlich und das Hirnesleben üppig ist, so fällt gewiß die Lösung einer solchen Aufgabe fesselnd aus. Wie dies nun am Leben der beiden Heroen und an ihren Dichtungen Schritt für Schritt durchgeführt wird, muß der Leser aus dem Buche empfangen. Bei Gelegenheit einer Pause fallen folgende schöne Worte: „Seht, Elias, dieses ruhige Meer; denkt daran, was es noch vorgestern war. Was ist denn in dem Geheimnis dieser tiefen Wasser vor sich gegangen, daß sie Aussehen und Ausdruck so gänzlich veränderten? Linie, Farbe, Licht, Bewegung, alles ist anders, und doch ist es der gleiche Ozean; es sind dieselben Felsen, derselbe Himmel; und wir fühlen hier, ich weiß nicht, welche Einheit des Lebens, eine Art bestimmte Individualität, der wir denselben Namen geben und die uns mit gleicher Anziehungskraft festhält. So empfinde ich die Goethesche Ruhe und die Unruhe Dantes. Ich erkenne darin das gleiche, bald beschwichtigte, bald aufgewühlte Element, das gleiche Genie." Kann ein Weib anmutiger argumentieren? Da streckt der Mann die Waffen.

Was Dante unter allen uns bekannten großen Dichtern allein eignet, ist, daß er zugleich peinlich realistisch und tendenziös allegorisch verfährt: er

selber, wie er leibt und lebt, bildet die Hauptfigur seiner Dichtung, und ringsherum schließen sich seine persönlichen Freunde und Feinde an, sodann lauter historisch wohlbekannte Erscheinungen; dieses Prinzip erstreckt sich bis in die einzelnen Bilder und Tropen: er vergleicht nicht den Höllenboden mit „einem" Bergsturz, sondern mit dem bestimmten Bergsturz, der sich bei Trient ereignet hat; er schildert nicht „einen" Sturm, sondern den Sturm, der über Pisa an dem soundsovielten Tage des Jahres soundsoviel niederbrauste; auch seine Hölle, sein Purgatorium und sein Paradies sind insofern realistisch, als sie sich genau an vorhandene Vorstellungen anschließen. Wo aber eine realistische Kunst so gewaltig gestaltet, daß sie erhaben wird und über sich hinausweist, da wirkt sie notwendig allegorisch: ein anderer Weg ist hier nicht offen. Außerdem bekennt Dante wiederholt seine bestimmte Absicht zu belehren.

> O voi, che avete gl'intelletti sani
> Mirate la dottrina che s'asconde
> Sotto il velame degli versi strani.

Wir sollen also über Menschen und Ereignissen ja nicht versäumen, die unter dem Versengewebe halbverborgene Lehre — die „dottrina" — zu beachten. Kein Zweifel ist möglich: Dante mag seine Absicht um noch so vieles übertreffen, diese Absicht ist eine didaktische, und zwar eine ausführlich eingehende Belehrung, gipfelnd in dem herrlichen „Transumanar": eine Lehre des Übermenschseins, deren Wurzeln, weiß Gott, etwas tiefer in die unergründliche Natur hinabreichen, und deren Weisheit die im Menschenwesen gegebenen Möglichkeiten etwas höher hinausführt als die heute gepriesene Philosophie der wütenden, prahlenden Ohnmacht. Es wäre vielleicht unmöglich, einen größeren Gegensatz als Goethe zu finden, den Dichter, der niemals real und niemals didaktisch ist, den absolutesten Poeten, der je gelebt hat, da seine Poesie aus reiner Phantasie hervorwächst und ihre Absicht nie weiter als bis zum Symbol erstreckt, folglich in keinem Augenblick die Grenze des Poetischen überschreitet. Wohl sagt er uns, es sei seine „unablenkbare Richtung gewesen, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben", nicht wie manche, das Poetische zu verwirklichen. Dieses Wirkliche ist aber stets durch künstlerisches Sehen, Hören, Empfinden, Gestalten vollkommen umgewandelt, ehe es aus seiner Phantasie in die Erscheinung tritt. „Ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles nach meinen Vorstellungen bequemen soll". Niemals hat sich Goethe selber dargestellt; es wäre ja Selbstmord gewesen; denn, um seine eigenen Worte anzuführen, was er einmal dichterisch gestaltet hatte, damit hatte er ein für allemal „abgeschlossen". Ebensowenig hat er jemals seine Umgebung porträtiert; wohl „gießt er einige Tropfen von Charlottens Wesen" in seine Giovanna, mischt aber „manches von Lili dazu", um „es zu tingieren"; doch bringen ihn die

Identifikationsversuche „in Verzweiflung"; denn, sagt er: „Ich nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig ist, dem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole ich aus mir selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt". Wolle der Unverstand zum Beispiel die Charaktere des Tasso auf ihn, die Herzogin Luise, Frau von Stein usw. deuten, so „werde das ganze Stück verschoben". Erst dann, wenn eine erlebte Gestalt „dem Auge ganz verschwunden ist", erst dann „schließt sie sich wunderbar auf" dem schöpferischen Sinne dieses Dichters, und kehrt in die Welt der Erscheinung zurück, „als wäre sie Wirklichkeit", wo sie doch nur mehr Poesie ist. Einzig die Vorherrschaft unkünstlerischer Philologenweisheit hat über diese offenkundige Tatsache irreführen können. Bei Dante ist der Kommentator nicht nur berechtigt, sondern gefordert, denn jede „Wirklichkeit" bedarf der Ergänzung um verstanden zu werden, und selten ist eine Allegorie auf den ersten Blick zu enträtseln; wer uns dagegen belehrt, der König in der Natürlichen Tochter stelle Ludwig XVI. vor und der Herzog den Philippe Egalité, spendet nicht Licht, sondern Finsternis; man könnte mit gleichem Rechte behaupten, die Milchstraße sei Schlagsahne. Ebensowenig trägt Goethe „Doktrinen" vor; er selbst bezeichnet sich als den wenigst didaktischen Dichter, der je gelebt, und ruft in dem Musenwahnsinn (Mania Mouson), den Plato als Bedingung aller Dichtkunst feiert:

> Durch magisch Wort sei die Vernunft gebunden!
> Dagegen weit heran bewege frei
> Sich herrliche, verwegene Phantasei.

Wo aber die reine, aus Wirklichkeit geborene, doch vollkommen zu Poesie verklärte Phantasie, gestaltet, da wachsen ihre Gebilde zu Symbolen heran. In der Allegorie bedeutet die Gestalt etwas anderes als sie ist, das Symbol ist die Sache selbst, ist das Besondere verklärt zu einer unabgrenzbaren Bedeutungsfülle, Kreis um Kreis; eine derartige Kunst belehrt nicht, sondern belebt.

Gewiß war es ein kühnes Unternehmen, gerade diese beiden Dichter als „das gleiche Genie" zu feiern. Doch solange Daniel Stern das Wort führt, glaubt man es ihr; ja, nicht das allein, sondern die Liebe macht hellsehend, und indem die Verfasserin manche Tatsachen ausschaltet und andere eigenwillig in ihren Dienst zwingt, gelangt sie nicht selten zu ungeahnten Einsichten, die vielleicht auf keinem anderen Wege zu erreichen gewesen wären; es birgt dieses Buch ergreifende Seelenerfahrungen, und man lernt einsehen, daß die Männer, die dem Göttlichen nahekommen, einer Einheit entgegengehen: eine große Kraft der Sehnsucht war es, die das Künftigewige in diese Zeit versetzte.

Nicht unerwähnt bleibe eine überraschende Tatsache: die Übersetzung liest sich wie ein deutsches Original und folgt dabei dem Französischen Wort für

Wort. Und zum Schluß noch der Anfang: die allzu kurze Einleitung, der Persönlichkeit Daniel Sterns gewidmet, ist so meisterlich als Entwurf und Ausführung, redet ein so schönes, kräftiges, edles Deutsch, daß man die Begabung der Großmutter in der Enkelin wiedererkennt, freilich durch Blut und Erziehung und Sprache in andere Wege geleitet, doch Hoffnungen weckend, da wenige Zeitgenossen so prädestiniert scheinen, das geschriebene Wort zu handhaben.

Theater in London
von Emil Ludwig

Am schönsten ist London von unten. Drei suburbane Bahnen jagen untereinander durch die Eingeweide dieser Stadt. Dort, wo es nur noch eine denkwürdige Luft gibt, die, wie es heißt, seit Eröffnung der Bahn da unten im Kreise herumgehetzt wird: wartend studiert man dort tief unter dem irdischen Licht die überirdischen Sensationen. Ein großes buntes Plakat mit der Aufschrift: Underground — the only way to the theatres — our fairy-land, gibt dem Kömmling wilde Rätsel auf. Aus Figuren aller Stücke der Saison ist eine Gruppe komponiert (es gibt nur Serienstücke, wer unter hundertmal gespielt wird, bekommt vom Direktor die seidene Schnur). Araber stehn in holder Einigkeit mit Automobilisten, Ärzte neben phantastischen Engeln, Landstreicher, alte Griechen, neue Türken, doch inmitten hält die Wacht ein riesiger gepanzerter Ritter, und über ihm schwebt ein Vogel. Das Londoner Repertoire als lebendes Bild, gestellt in der Versenkung, achtzig Fuß unter dem Spiegel des Nebelmeeres: das spornt noch den Widerstrebenden an es zu enträtseln.

Überdies werden Wartenden da unten die schönsten und schrecklichsten Szenen auf Riesenplakaten vorgespielt. Das erste Bild, dem man hypnotisch folgt, zeigt eine rasende Automobilverfolgung, an Bergstürzen entlang, im Geschmack der Tapeziere. Man fragt: Kinematograph? Englisches Melodrama? Doch steht darüber: Man and superman. By Bernard Shaw. Man nimmt District Railway (in leiblicher Tiefe) und steigt in Criterion Theatre an die Oberwelt.

Heil dir, Nebel, heil dir, Licht! Sind diese Theater nie terrainkritisch, nie von einem Strategen beobachtet worden? Ins Parkett steigt man viele Treppen hinunter. Von der Straße aus direkt, wie in einen Laden, geht's auf die oberste Galerie. Also wieder hinab, zu den Müttern! — Man

denkt zurück, wie das gelehrige Deutschland vor Shaws geschlossenem Vorhang sitzt: etwas unruhig, etwas pretenziös, etwas ahnungsvoll, sehr begierig. Hier harrt wortkarg die befrackte Welt bei Damen in durchbrochenen Sorties, mit englischem Schein-Gleichmaß. Sie geben vor, sich zu gleichen, in jedem Dress Circle, bei allen Stücken, bei jedem Ereignis ihrer Bahn. Sie sind anonym. Sie wünschen sich auf-, nicht anzuregen, sie wünschen möglichst schön (erotisch) oder gut (englisch) gekleidete Herren und Damen agieren zu sehn. (Daß der Naturalismus de profundis in England kein Glück hatte, war eine Toilettenfrage. Man spiele dort den melodramatischen Gorki im Smoking: dreihundert Aufführungen sind zu garantieren!)

Oben ist das Publikum — nach deutschen Begriffen — gut. Dort kränkt man sich gelegentlich. Unten lacht man kaum. Was für ein Jongleur, sagen die Mienen dekolletierter Damen, denen schwarz-weiße Herren mit scheinbarem Gleichmut rückwärts in den Busen schaun. Mein Gott, der Mann ist Ire! Das ist das Urteil der genannten Herrn. Dazwischen scheinen einige ältere zu denken: Hofnarr! So elegant, so witzig, aber böse! Hofnarr!

In England entdeckt man an Shaw neues Land und neue Grenzen. Draußen an der Kasse hat der Engländer die Bilder des Mister Robert Loraine als John Tanner gesehn: lebens-, überlebensgroß, in allen Stellungen, die sich auf, an, bei, unter dem Automobil ermöglichen lassen. Loraine führt das Steuer des Stückes, er läßt es nicht los, es ist ein Automobilstück geworden, vielleicht nur eine Gummireifenreklame. Der Engländer weiß, daß da drinnen, in einem ganz bestimmten Moment der bekannte Mister Loraine die Kurbel drehen und seine 20 HP Motorcar über die Bühne kutschieren wird. Geduldig wartet er alle Unarten dieses Clowns ab, — dieses Iren, der so klug ist, den Engländer nur rauh zu streicheln. Der Theaterzettel hat es nochmals versprochen, er enthält Bilder, auf denen man etwa sieht: Tanner oils the number plate before starting for a run. Also: Einmal muß er losfahren.

Dieser Schauspieler ist nämlich ein berühmter Automobilist und Flieger. Das kompliziert den Fall Tanner, vereinfacht aber den Fall „Mensch und Übermensch" in London. Dies hat man jetzt hundertfünfzigmal gespielt (gleichzeitig „Fanny's First Play" zweihundertmal). Mister Loraine ist im Grunde mehr Straker als Tanner, er ist selbst: the new man. Seine Partnerin war matt: die bisher die Rolle der Ann gespielt (dieser zynischen Unschuld, die man so häufig auf jener Insel findet), stand ihm persönlich nah, nun, da sie sich gezankt, mußte sie weichen. Seltsam genug: dergleichen weiß man in London, als wär's in Wien.

Weil er selber Flieger ist, bezwingt er mit den Reden über seine verschleierte Maschinen-Moral. Als dann der große Augenblick kommt, wo

er losfährt, spürt der Herr in der Loge: „Nichts zu sagen gegen Tanner. Gentleman. Meinesgleichen.“ Jetzt versteht der Herr, daß uns die Dichter einen Spiegel vorhalten.

Man spielte das himmlische Stück als hurtiges Lustspiel, in dem das Beste, Don Juan, und das Matteste, die Philosophie, wegblieben. Da alles bei Shaw ohne Öl abgeht, so trocken glitzert wie ein Wintermittag, legte man dem englischen Gemüt wenigstens im Zwischenakt Musik ein: Siegmunds Love Song (während, wie wir vorstellen müssen, zwischen zweitem und drittem Akt die Autos einander von England nach Granada verfolgten).

Zwanzig Meter tiefer als die Distrikt Railway fliegt die Underground. Es galt den Sinn der Araber zu enträtseln, die auf dem kommunistischen Repertoirebilde in weißer Gandora dastanden, mit traurigen Augen. Kolossale Plakate vom Nil, mit den Mammutsäulen (etwa bei Philä), wiesen darauf hin, daß die Araber in St. James' Theatre zu sehen wären. „Bella Donna“. Dieses Stück und Theater gehört dem großen Londoner Schauspieler George Alexander; der kein Flieger ist, sondern Sir. Sein herrlicher Kopf — mit Bitternis Herr — ist maskenlos, sogar ohne Motor am Eingang photographiert. Dies ist Zacconi auf englisch. Auch das Stück, gutes Theater wie gewisse Dinge von Schnitzler, gibt ihm eine Zacconi-Rolle. Er spielt einen jüdischen Arzt, der einer schönen Furia ihre Wildheit stört: er rettet den Freund, den sie, im sinnlichen Zwang eines Arabers, langsam vergiften will. Es ist unsagbar, wie man auf der Bühne auf alles verzichten kann, was wirkt (weit mehr noch als Zacconi): und dennoch wirken. Zwischen guten Spielern, der alternden, schönen Patrick Campbell und Charles Bryant, blieb dieser Alexander fast wortlos, fast gestelos, unvergeßlich lautlos.

Bella Donna, eine feine Novelle von Robert Hitchens, ist von einem alten Haudegen für die Bühne zusammengeschlagen worden, daß sie noch in den Fugen weint. In diesem Raum ist das Publikum schlechter, Parvenus. Die Bühne stellt ihnen, wie Shaw es einmal nannte, das Leben zu dreißig Pfund Sterling pro Tag dar. Hier wird das Erotische im Smoking, wie auf Cookschen Dampfern, erledigt. Diese Leidenschaften spielen ohne Ausnahme auf Deck fabelhafter Nilschiffe, auf Terrassen unwirklicher Villen, zwischen den Säulen fünftausendjähriger Tempel, auf deren unbequeme Blöcke die Schwarzen viele Kissen legten, vor dem Rendezvous von Liberty. (Dies alles sind Versatzstücke, nicht etwa organische Bedingungen, wie d'Annunzios federleichte Weltlichkeit.) Auf dem Zettel sind genannt: die Firmen, bei denen Mrs. Campbell ihre Kleider, Miß Gray ihre Hüte komponieren ließ. Der Reiz für dieses englische Parkett gleicht dem Reiz jener

Ansichtskarten, die „elegante" Mädchen und Herren mit Panamas vor, während und nach ihren Umarmungen schildern, nach Photographien, sehr bekleidet, nicht in träumerischen Shawls. Dies wirkt doppelt auf englische Frauen, deren Leidenschaften ladylike geschnitten werden. Zynische Unschuld.

Allmählich lüftete sich das Rätsel der unterirdischen Gesamtgruppe. In bebender Neugier die Theater durchhuschend stellte man fest: daß die Türken einem Ausstattungsstück „Kismet", daß die Griechen einer Parodie nach Orpheus — dem übertyrannten Offenbach — mit dem bezaubernden Titel „Orpheus in the Underground" angehörten, die Sir Herbert Tree veranstalter, um die in diesen Zeilen aufgedeckten, tief symbolischen Beziehungen der Londoner Theater zu Terrain- und Transportproblemen zu bestätigen. Als schließlich der blaue Vogel sich als das Wappentier Maeterlincks enthüllte und die Vagabunden als Stellvertreter irgendeiner romantischen Komödie von Tom Gallon, war der mystische Zauber der Theatergruppe dahin. Der Ritter aber

den Ritter, der inmitten stand,

war längst ganz London wohlbekannt.

Mr P. H. Payne ist ein Genie. Ein anderer Kieselack, hat er, Direktor der „Olympia", im Laufe eines Monates vollbracht, sämtliche freien Flecke der großen Stadt der Welt mit der Versicherung zu übertünchen, daß „The Miracle" vom 23. Dezember ab täglich die Augen der Welt und die Sehnsucht von zwanzigtausend Menschen auf sich ziehen würde. Ganz im letzten Abgrund, achtzig Fuß tief, auf den Perrons der „Tube" (Folter-Bahn!) glänzte der riesige Ritter seiner Pantomime, in den Lifts hielt Madonna in Rosen das Heilige Kind, vor St. Paul's hing ein Spielmann, der Nonne vorantanzend, am Kopf der Tower Bridge brach aus sternblauem Himmel das Große Wort hervor, an den Verdecks der Omnibusse das Große Datum, an allen Schaltern, Säulen, Wänden, Kästen, Wagen, Tischen, Scheiben, Schloten, Bäumen, Bahnen von London war riesig zu lesen, in grün, gelb, rot, blau: Miracle! Professor Reinhardt! Doktor Vollmoeller! Professor Humperdinck! Eine Serie von Programmbüchern drückte auf sämtliche Tische der Stadt, mit Bildern aus dem „Heim des Komponisten", an dessen Klavier ein ergriffener Photograph die drei Meister in sinniger Pose aufgestellt hatte. Aber auch Mister Stern und Mister Pallenberg, die Trouhanova, selbst Payne the great und sein General-Manager blickten auf die Londoner herab. Nur jene Eine schöne Dame blieb unsichtbar, die schwebend jede Leistung übertraf.

Lange Biographien der drei Autoren machten mit ihrem Vorleben bekannt. Man erfuhr, wo Dr. Vollmoeller studiert und daß Turandot fresh laurels for the young writer gebracht hätte. Der Wochenkalender von London vermerkte am Freitag in dickem Druck: Olympia, opens to-morrow

with „the Miracle". Darunter in Petitdruck: Her Majesty leaves Ajmer, arrives at Bundi.

An dieser Sache seinen Witz zu wetzen ist sehr bequem, die Zahlen wirken spaßhaft. Wahr ist: hier wird eben die Quantität zur Qualität. Es paßt, daß das 2000-Spielerstück mit 10000 Reklamen in einer Halle von 20000 Sitzen zuerst in der 4000000-Stadt in Szene geht. Reinhardt wäre ja der Mann, eine südamerikanische Revolution zu inszenieren. Ist es nicht unkünstlerisch, im Anblick eines so vollkommenen Schauspieles nach der zu präsentierenden Seele zu fragen? Sie ist darin. Wer aber schürft nach ihr vor den genialen Repräsentationen des Veronese, vor gewissen Tafeln von Rubens? Sie ist darin. Was bleibt zurück von irgendwelchem Bühneneindruck? Ein Bild, ein Ton, die Erschütterung einer Sekunde, ein Aufblick, ein Abgrundblick. Die Seele ist darin.

Wer, ohne literarische Befangenheiten die Schlacht gesehn, die dieser geniale Wagenlenker unsichtbar angeführt · vor dem geschlossenen Auge wird noch nach Jahren ihm eine Welt schweben, eine Welt von Bildern, von Stufungen, von Leuchtkraft, von Rhythmen menschlicher Körper. (Schwebten auch Töne nach! Doch die Musik war nicht von Berlioz, war nicht einmal von Saint-Saëns.)

„Die Seele". Wer stellte denn die große Skala auf? In welchem silbernen Kodex steht all das vorgeschrieben? Wie heißt der Gott, als dessen Priester sich die Unverschwiegenen fühlen? Bemerkt man nicht, daß diese wahre Wiedergeburt des Tanzes — in einem allgemeinen und sehr tiefen Sinn —, daß diese wortlose Darstellung der Welt und des Menschen, der Leidenschaften und des Schicksals den ersten Schritt zur Erlösung bedeutet von allem, was von Wagnerianern stammt, uns drückend mit dem ruchlos erlogenen Schein prahlerischer Seelenkämpfe?

Hier endlich atmet eine freiere Brust, hier gleiten Füße über den Boden, hier schweben, reiten, laufen, wandeln Menschen auf und nieder, Worte zu Gebärden fassend, frei vom tausendmal ermüdeten Wort, bedeutend in ihrer Bewegung — und geordnet von einer Hand, so meisterlich wie nur ein Kenner des Menschen, Kenner der Seele, ein Psycholog und Physionomiker des ersten Ranges sie besitzt!

Gewiß, es gab Augenblicke in diesem stummen Stück: Menschen liefen in Haufen auf den Einzelnen zu, da stand er, da stand sie, und der gefangene Betrachter flüsterte: Nun öffne dich, Lippe! Rede, nun fließe! Holdes Wort, in welchem Abgrund hältst du dich versteckt? Dieses, die toten Augenblicke in Reinhardts Bildwerk, sind nur vom Musiker zu beleben, der eben dort, wo sich die Leidenschaft, die Stille, wo sich der mystische Drang der Begebenheit verfing, umdämmerte, sich steigerte, aufschrie —, der dort erfindungsreich den Bildner abzulösen hätte.

Manches läßt sich einwenden. Die Halle war zu groß. Jedem Auf- und Niederlaufenden lief der Scheinwerfer wie ein drolliger Verfolger nach. War's aber die Heilige, an deren Schritt und Haupt der bewegliche Glanz Bedeutung gewonnen hätte, dann versagte der Maschinist einmal oder das andere und suchte im ganzen Saale seinen Schützling unten zu finden. Die Szenen der bunten Welt waren nicht von gleichem Gelingen, manches zerflatterte, anderes blieb unverständlich. Aber das große Symbol des Domes, das Herz der Legende, die Belebung dieses Raums, in dessen Seitenschiffen, — wie bei wirklichen Prozessionen — die Zuschauenden saßen: dies alles war vollkommen.

Hier gewinnt es an tiefem Sinn, wenn sie in England den Regisseur producer nennen. Dem Raumdichter Reinhardt hat Vollmoeller ein kluges Thema vorgelegt. Er wußte sehr wohl, daß er in sich den Dichter verstummen machen müßte — ein paar schöne Einfälle leuchteten dennoch durch — und daß er weder mit Kellers getreuer, noch mit Maeterlincks hold-sinnreicher Formung der Legende zu konkurrieren hätte. Seine Tugend ist, daß er genau die Fremdheit des Materials erkannte, dessen Guß er hier vorbereitet.

Unvergeßlich bleibt Signora Carmi. So nannte sich die stumme Dame, die die Madonna spielte. Nietzsche nannte das Sonett die höchste Form des Gedichtes. Sollte nicht das rhythmische, durch keine Buntheit des Wortes, durch kein Schweifen der Gedanken gestützte: dies stumm-bewegte Pathos im gleichen Sinn anbetungswürdig sein?

Hier ist keine Zunge mehr, keine Interpretation seiner selbst: nichts als ein Spiel, getanzt und abgeschritten in Farben, Lichtern, in einem Raum, von Bildneraugen zur Harmonie getönt. Und vor diesen Tänzerinnen der Seele schwebte wie in milder Aureole Madonna. Spielend, weise, in Wonne, voll Trauer: heilig.

Die Hervorrufe waren auch hier symbolisch. Nach der Premiere von „Jedermann" verneigte sich der Dichter unten, wo die Menschen spielten, ganz oben aber, im Stockwerk der Engel erschien der Regisseur.

Die Engländer, die bei der Premiere das Haus recht schwach besetzt hielten, blieben kühl, nur eine kleine Gruppe war enthusiastisch. Rasch ward Reinhardt, dem in Deutschland fünftausend Rufe entgegendröhnen, zur Nebenperson. Den Engländern hatte die Musik am besten gefallen. Und mit natürlicher Konsequenz galten ihre cheers vor allem Mr. P. H. Payne, dem Direktor. Er hatte das Ganze bezahlt. Zynische Unschuld.

Dann fuhr man wieder ins Inferno hinab. „Tube" raste zur Victoria Station. Die Wagen dröhnten: Wählt Reinhardt! Wählt Vollmoeller! The Miracle! . . . 80 Fuß unter London.

Kavalierperspektive

von Felix Poppenberg

Die Welt Balzacs spiegelt sich wieder in dem verschollenen Lebensnotizbuch eines deutschen Aristokraten* aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Der Baron Eugen von Vaerst schrieb es unter dem anreizenden Titel „Kavalierperspektive, Handbuch für angehende Verschwender".

Und als Moyen de parvenir dabei gibt er die gleiche Technik an, die Vautrin dem jungen Rastignac für seine Eroberung von Paris empfiehlt: „Wenn Sie Ihr Glück machen wollen, so müssen Sie reich sein oder es scheinen", und dieselbe Praktik wandte Casanova an, als er einer Zofe, die ihm die Schokolade brachte, seine letzten drei Goldstücke als Douceur gab, worauf sämtliche Manichäer der Stadt ihm das Haus stürmten, um seine Gläubiger zu werden. So empfiehlt auch Vaerst, viel auszugeben, um großen Kredit zu haben. Und er beruft sich mit seiner Vorliebe für historische Parallelen auf Cäsar, der mit grandiosen Schulden in die Provinzen ging, um als Herr der Welt zurückzukehren.

Der Baron Vaerst ging aber nicht in die Provinz, sondern nach Paris.

Vorher war er Militär, kämpfte mit Auszeichnung in den Freiheitskriegen, nahm 1818 als Kapitän seinen Abschied, lebte in Berlin, Breslau und Weimar literarischen Neigungen, hatte Beziehungen zu E. Th. A. Hoffmann, Jean Paul, Holtei, war Mitbesitzer der Breslauer Zeitung, machte, hierin, wie in manchem anderen dem Fürsten Pückler ähnlich, große Reisen durch England, Holland, Italien. Doch erst in Paris erfüllten sich alle seine Ehrgeize, seine façon de vivre durch vollendete Regie benutzt zur erreichbarsten Vollkommenheit zu steigern. Er mischte seine Existenz pikant als Dandy, Gesellschaftsflaneur und kalter, scharf kombinierender Börsenspekulant, der für eine anonyme Gruppe die kühnsten und großzügigsten Geschäfte machte, und dabei nicht als Professional wirkte, sondern die Miene und Haltung des Gentlemanspielers und Herrenreiters vom Jeu-Tisch bewahrte. Und in allen Vibrationen blieb er ein Beobachter voll heller Witterung und sicheren Jägerblicks, ein Beobachter der Kulissen und der Staffage auf der bunten Komödienbühne, ein Beobachter seiner selbst und seiner Partner. Und seine Croquis Parisiens sind überraschende deutsche Texte zu Kupfern Gavarnis und Parallelen zu Balzacs Szenen, vor allem aus dem Goriot und dem Roman des „Großen Mannes aus der Provinz".**

* Kavalierperspektive von Baron Eugen von Vaerst. Herausgegeben von Heinrich Conrad. München, Georg Müller.

** Man kann ihn jetzt bequem im vierten Band der schönen Insel-Ausgabe lesen.

Balzac schildert die Welt der Dandys, die nach Brummels kanonischem Rezept nichts Auffallendes tragen und doch den Blick auf sich ziehen, die „nichts Neues und nichts Altes am Leibe haben“, und in ihren Kleidern, ihrer leichten Konversation, ihrem ungezwungenen Sichgeben selbstverständlich wirken. Ihr Luxus scheint ohne jede Betonung als das Allernatürlichste, wovon man nicht spricht, und der arme Novize Lucien kommt sich in der Opernloge diesen Marsay, Châtelet, Montriveau, Vanderesse gegenüber vor wie ein Mensch, der sich zum erstenmal angezogen hat.

Und er merkt, daß gute Manieren nicht aus Rezepten und Einzelregeln (bei uns versuchen neuerdings dickleibige Bücher solche Erziehung zum guten Ton in allen Lebenslagen, wobei das unvermeidliche Röllchenkapitel, das uns nun allmählich zum Ärmel hinauswächst, nie fehlen darf) zu lernen sind, sondern daß sie aus der Harmonie des Wesens, aus dem feinen Gefühl der Situation, aus dem Takt der Anpassung sich ergeben, aus Dingen, die nicht durch Drill erworben werden, und die erst wirklich freispielend funktionieren, wenn sie Eigenschaft und Besitz geworden.

Das Äußerliche, die Requisiten dieser Welt, der Welt des Notwendig-Überflüssigen, werden enthüllt. Der Modeschneider in Paris ist Staub, wie es in London zur Brummelzeit Davidson und Meyer war, Stöcke kauft man bei Verdier, Handschuhe und Knöpfe bei Madame Irlande.

Man trägt zum grünen Rock weiße Hose mit Stegen und Phantasieweste, eine Uhr, so platt wie eine Münze. Wäsche spielt im Budget eine teure Rolle, vor allem die Dessous, denn „die Liebe und die Kirche verlangen schöne Decken auf ihren Altären“. Man speist im Rocher de Cancal, im Palais Royal, bei Véry, wo der Fremdling entsetzt konstatiert, daß ihm das Diner einen Monat seiner Existenz in Angoulème kostet. Man fährt am Vormittag im Tilbury, abends im Koupee, und letzter Stil ist der allerwinzigste Groom — man hätte ihn am liebsten den Muffhunden gleich möglichst faustgroß —. Irländer sind es zumeist, und im Argot der Mondäne heißen sie „Tigres“.

Und in den Champs Elysées reiten die Kavaliere neben den Karossen der Damen. Sie tragen ihre Riechdöschen mit einer Kette an einem Fingerring und „zeigen so ihre zarte, schön behandschuhte Hand, ohne daß es so aussah, als ob sie sie zeigen wollten“.

Solche Bildermappe findet man ihre Fortsetzung im Notizbuch des deutschen Barons.

Der Tag des Pariser Elegants rollt sich auf. Um elf das Lever, Frühstück bei Tortoni, wo im oberen Stock die unzubereiteten Gerichte als lebendige Speisekarte in Parade aufgestellt sind: die Spargelbündel und Artischockenköpfe, die krabbelnden Languisten, die schwimmenden Fische, die in Watte gepackten Edelfrüchte. Dann im leichten Kabriolett durch die

Champs Elysées in das Bois. Auf der Rückkehr Flanieren im Garten der Tuilerien unter Orangen- und Pomeranzenbäumen; ein Besuch in den Bazaren der Rue de la Paix. Das Diner nimmt man, ist man nicht eingeladen, im Café de Paris, wenn man Gesellschaft sehen und durch die Glasscheiben dazu das bewegte Panorama der Boulevards haben will. Der sachliche Gourmet jedoch zieht den Rocher de Cancal mit seinen Fischspezialitäten vor, von denen es schwelgerisch heißt: „Wer einen solchen Fisch nicht bezahlen kann, der sollte ihn wenigstens essen und nachher dulden, was ein erbitterter Gläubiger über ihn verhängen mag."

Danach das Theater, entweder die Oper mit dem magischen Ballett als Dessert oder das Gymnase mit seinem Scribe-Repertoire. Und zum Schluß die Nacht von Paris mit den erleuchteten Boulevards, mit den dichten Reihen der Tische, an denen Eis gegessen wird: fète éternelle du plaisir . . .

Vaerst deutet auch an, wie das Leben der hommes comme il faut produktiv und nützlich für alle Genuß-Industrien wird, wie sie die Ortolane à la provencale zum Modeessen machen und eine Miene von ihnen ein Phaeton, englisches Geschirr, Silber und Leder lancieren kann, wie sie Schuh- und Kleidermacher in Mode bringen und, auch wenn sie den eigenen Bedarf nicht bezahlen, reich machen können. „Ein homme comme il faut zahlt eben mit idealer Münze."

Vaerst mag in dieser Kunst selbst profitiert haben, denn er erzählt, wie er bei seinem Flanieren immer die Schaufenster studierte, die Magazine abpatroullierte, in Schlössern und Parks Beobachtungen sammelte, sich kritische Aufzeichnungen machte und sich zu so einem Experten und Ratgeber, zum arbiter elegantiarum ausbildete, und in den Ruf kam genau zu wissen, wo überall die schönsten für den jedesmaligen Zweck passenden Gegenstände zu finden seien. Er übernimmt für die Damen Aufträge in allen dekorativen Angelegenheiten und wird so ein amateurhafter Vorläufer angewandter Kunst-Manager von heute. Und bei seinen eigenen Anschaffungen befolgt er die Rinaldo-Moral, nie den kleinen Mann — den er ja ohnehin kaum bemühte —, sondern nur die ersten und glänzendsten Firmen zu kränken, im Bewußtsein, daß für diese seine Schulden sich indirekt brillant verzinsen würden.

Maskenkostüme komponiert er aus indischem Musselin, spinnwebfein und hauchzart, besetzt mit Blumen und Verflechtungen aus flachgeschliffenen Labradorsteinen von wallendem Schimmer, und um den Turban winden sich Perlenschnüre zwischen syrischen Granaten und feuerfarbenen Hyazinthen.

Dieser Geschmackssinn bestätigt sich aber auch vor allen Erscheinungen der Natur. Er haftet nicht nur am Äußerlichen, er fühlt stets mit wacher Erkenntnis das Wesentliche heraus. Ihm genügt nicht Ausputz und Schmuck, er hat unser Gegenwartsgefühl von der Ästhetik des Zweckmäßigen,

von der Schönheit, die im charakteristischen Ausdruck innerer Eigenschaften liegt. Er entzückt sich in einer naturwissenschaftlichen Sammlung, über einen alten Griechenschädel, der vielleicht einem jener dreihundert Unsterblichen angehörte: „im reizenden Oval wölbt sich das Oberhaupt blühend hervor, umschließt den möglichst weiten Raum eines freien Gehirns und läßt einen Tempel jugendlich schöner und reiner Menschengedanken ahnen."

Man denkt bei dieser Andacht zum Haupt als Form an manche Büsten Klingers, vor allen an die Wilhelm Wundts, in der mit so machtvoll geistig erfüllter Konstruktion und Architektur innere Form abgebildet wird.

Und von den inneren Teilen des Menschen findet Vaerst keinen so schön, als „das edle aber stets bewegliche Herz mit seiner einfachen und doch so mannigfaltigen Form, nach welcher die schönsten Urnen und Vasen geformt wurden."

„Mon métier et mon art c'est vivre", den Satz Montaignes hat sich auch Vaerst angenommen. Wir werden das abgenutzte Wort vom Lebenskünstler darum nicht auf ihn anwenden. Und er selbst war viel zu scharfsichtig, um nicht zu wissen, daß in dieser Kunst auch nur Torsi zu schaffen sind.

Und er selbst, der aus seiner Welt- und Lebenserkenntnis so viele kluge Winke und Wegweise austeilt, der eine ganze Education sentimentale aufrollt und dabei natürlich als Fundament aller Genußmöglichkeiten den Egotismus, die Ausbildung und Kultivierung der eigenen Wesenstendenzen rühmt, er selbst gibt mit größter Offenheit zu, daß alle diese schönen Theorien nur zu leicht überrumpelt werden können, daß niemand seines Ichs so sicher ist, um nicht einer für sein besseres Teil ungünstigen Windrichtung zu erliegen. Kurz, er täuscht sich gar nicht über die ewige Unsicherheit des Daseins und über die lauernde Gefahr in der eigenen Brust, die Goethe so einfach und erschütternd bekannte, als er von Italien heimkehrend zu seinem Fürsten und Freund von der „unbezwinglichen Gemütsart" spricht, die ihn „auch im Genuß des erflehtesten Glückes manches hat leiden machen". Doch — und das ist eine Parallele zu Pückler — sein Leiden ist ihm, ob es sich um Liebesenttäuschung oder um wirtschaftliche Krisen handelt, immer intimste Privatangelegenheit, die er mit niemand teilt, und die aufrechte Haltung zu bewahren, bleibt ihm oberstes Gesetz der Selbsterhaltung.

Im Grunde baut sich wie bei allen Wissenden sein Hedonismus auf einer Resignation auf, es ist eine Philosophie des beaux restes. Da der Hauptgang des Daseins schwer verdaulich, kommt es darauf an, ihn mit möglichst vielen und pikanten Garnierungen zu umgeben und zu bedecken und mehr ein Näscher als ein Fresser zu sein.

Chamäleontisch sich zu fühlen, erfreut ihn, immer ist er bereit für ein divin imprévu gleich Stendhal, und stets gestimmt, an sich, ohne vor einem seiner Triebe bange zu sein, ein Neues zu erleben. Und die Emotionen, das Fluidum der Selbststeigerungen im sieghaften beherrschten Gespräch, im Seiltanz gewagter Situation, im Gaukeln und Schlangenbeschwören in der Gesellschaft stimuliert ihn wie ein Opium naturel.

Das Graziöse, Spielende — der Ernst versteht sich immer von selbst — ist sein Element. Und wie Brentano und Schumann komponiert er eine Invektive in Philistros, eine ironische Sinfonia domestica in mißfarbenem Gelbbraun, vom Kanasterdampf aus langer Pfeife durchqualmt, von Kindergeschrei durchtönt und von den Brusttönen billiger hausbackener Gemeinplätze — dem selbstgefälligen Vokabularium des Spießers.

Dessen bürgerlicher Betriebsamkeit steht das edle Nichtstun der Besseren gegenüber, das intensivster Seelengenuß ist, eine Lust, den Stimmungen und Bewegungen des Innern freie Bahn zu geben, sich auf den Wellen des eigenen Gefühls zu schaukeln; dazu gehört Besitztum innerer Reiche, der Dumme würde dabei vor Langeweile sterben.

Vaerst lobt es sich auch ein Junggeselle zu sein und nicht schwebende Reize in Dauerzustände zu verwandeln. Er fürchtet die widerlichen Reibungen des Alltäglichen, er weiß, daß die Peinlichkeiten der fahlen Negligeestunden der Seele, die leider auch in den köstlichsten Seidenpyjamas nicht kleidsamer werden, durch Gemeinsamkeit noch aufreizender und widerwärtiger wirken. Und der Gesellige, der Liebhaber in mancherlei Gestalt ist im Grunde ein Einsamer und zufrieden mit dem ungeteilten Besitz seiner selbst. Und mindestens so wie den Komfort des äußeren Lebens liebt er den Komfort des inneren.

Als Wissender toleriert er dabei die Eigentümlichkeiten der anderen. Liebenswürdigkeit und Feingefühl sind ihm, aus seinem Wesen heraus, natürliche Funktionen, soweit es die gebrechliche auf den Kriegszustand zugeschnittene Einrichtung der Welt zuläßt. Die Distanz schätzt er und verurteilt als schlimmste gesellschaftliche Todsünde das Fragen aus böser Lust.

Seine Reserven hat er in geistiger Bildung. Ein unermüdlicher Leser ist er, und seine gedächtnisstarke Polyhistorie verführt ihn manchmal, wie Jean Paul, zu Zettelkasten-Exkursen, zu Scholien und weither eingefangenen Randglossen, was dann zu den Weltmann-Allüren einen pikant kurieusen Kontrast gibt, ähnlich auch Hoffmann, in dessen Dämonien oft Curialien, Schnörkelwerk und Akten-Akribie spuken. Aber eingeschworen ist Vaerst auf nichts, und der Bibliophile besinnt sich keinen Augenblick, in seiner leidenschaftlichen Reiselust heraus zu sagen, daß ihm die Erfindung der Dampfschiffe wichtiger scheint als die gesamte Literatur.

Und gereist ist er, wie nur Casanova und Pückler. Und die Lust der Reise klingt in der Widmung wieder, in der er als Chevalier Lelly maskiert

seinem alter ego, dem Baron Vaerst, ein „Denkst du daran" zuruft und ihn an den russischen Feldzug erinnert, an Paris, an die Pyrenäen (im Lager des spanischen Thronprätendenten Don Karlos), an Nizza, Capri, Toskana, an die Villa Candeli am Arno, die Ausflüge nach Vallombrosa, die antiquarischen Kavalkaden um Rom und die tollen Fuchsjagden in Melton und Market Hoborough.

Doch schließlich ging es langsam und bedächtig. Der Weltbummler, der außer so vielen Nebenbeschäftigungen auch Kriegsberichterstatter im karlistischen Lager für französische, englische und deutsche Blätter war, übernahm 1840 mit 48 Jahren die Leitung des Breslauer Theaters. Nach sieben Jahren legte er sie nieder. Er zog sich, kränkelnd und alternd, in freigewählter Einsamkeit nach Herrendorf bei Soldin, dem Gut seines Bruders, zurück. Er schrieb hier noch auf dem Abstieg zwei Bücher, „die Pyrenäen", Schilderungen aus Südfrankreich und den baskischen Provinzen und „die Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel".

Sie sind aus dem Asyl heraus Gedächtniszeichen des begierigen abenteuerlichen Reisenden und Genußmenschen von ehemals.

Schade, daß man nicht weiß, wie diese so fesselnde Kreatur Gottes von Angesicht aussah. Keine Andeutung findet sich; nur eines wird gesagt, daß seine übermütigen „ionischen" Lippen geliebt wurden.

Überliefert möchte man sein Porträt von Ferdinand von Rayski haben.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Der Wahlkampf

Vorausgesagt wurde leidenschaftliche Beteiligung des ganzen Volkes am Wahlkampf; so ein allgemeines Gefühl der politischen Dienstpflicht auf moralischer Grundlage, ein fiebernd lebendiges Interesse an der Zusammensetzung des neuen Reichstags, so glühend, daß es die Bequemlichkeitshemmungen und — die Scheu vor Geldopfern überwinden werde. Denn es ging diesmal ja aufs Ganze; das Ganze aber war nichts Geringeres als der Streit um die Vorherrschaft in Deutschland. Wer soll sie haben, diese Vorherrschaft? Man bedenke, welche Frage!

Vorausgesagt wurde die Amerikanisierung des politischen Interesses. Fast jeder Staatsbürger wird zum Parteigänger, steuert einer Parteikasse; organisiert sich politisch, wenigstens zeitweilig. Das Publikum in der Mitte, die Partei der Nichtwähler, die dicke schwerflüssige Masse der Unpolitischen wird zusammenschmelzen und aufhören, durch Hunderttausende vorenthaltener

Stimmzettel das Endresultat zu fälschen, — um weiterhin krittelnd, verärgert, unlustig das ganze politische Geschäft als Fälschung, Schwindel, Zeitverlust, Kulturraub in Verruf zu bringen. Seit Jahren ist nun die Politisierung der Partei der Nichtwähler im Gange. Zu ihr gehören vor allen die Bildungsträger. Von 70 bis 90 war ihr Stichwort: Zurück zu Goethe. Das Genie Bismarcks ließ sich in dem ruhigen Vertrauen verehren, daß seine Politik die beste aller möglichen sei. Die deutsche Bildung, von den Befreiungskriegen bis zum Kulturkampf liberal und einer Entbureaukratisierung der politischen Formen zugetan, mehr kaiserlich als dynastisch, zur Selbstbehauptung und Selbstbestimmung erzogen, wurde entliberalisiert. Man hatte die Einheit und ließ die Sehnsucht nach Freiheit als leere, unfruchtbare Illusion ersterben. Man begehrte das Frei-sein von Politik. Die Demokratisierung der Verfassung wurde als falscher Weg aufgegeben, die grundsatztreuen liberalen Grüppchen, die als Zwerge den Schatz liberaler Stimmungen und Gedanken hüteten, durften als nörgelnde, unproduktive Achtundvierziger straflos verhöhnt werden. Seit dem Verschwinden des allbeherrschenden Genies und mit den tausend neuen Erscheinungen, die es nicht zu binden und in vorgeschriebene Bahnen zu lenken vermochte, ist politisch die Zersplitterung, der Autoritätsschwund, die Finanzmisere, der wirtschaftliche und kulturelle Kampf aller gegen alle da; und selbst der goetheseligste und bismarcktreueste Kultursimpel wird von dem Chaos berührt, belästigt, beunruhigt. Seither wächst der Ruf: zurück zu Kant und Fichte. Das ist, politisch gesehen, zurück zu den Idealen des Liberalismus und des nationalen Sozialismus. Der Anteil an der Politik wird Gewissenssache; und wenn Michel all diesem Wirrwarr entrinnen wollte, wird er durch die Explosionen der gefahrdrohenden Welthändel, in die das Vaterland verstrickt ist, ins Politisieren doch wieder hineingezwungen. Wir haben zwar noch keinen Caucus und keine Nationalkonvente, aber wir haben allerhand Bünde, Berufsvereine, Parteivorstände und (bezahlte) Parteisekretäre. Von hier aus spannt sich ein dichtes Netz über das ganze Land und niemand ist vor dem Fischfang sicher.

Vorausgesagt wurde endlich, allerdings von den Enthusiasten, aber auch die Besonnenen widersprachen nicht unbedingt: vorausgesagt wurde eine scharfe Trennung der Kampflinie. Hie rechter, hie linker Block. Hie Traditionalisten, hie Modernisten. Auf der einen Seite die Ostelbier, der katholische und protestantische Konservativismus, die Schutzzöllner, die Verteidiger der indirekten Steuern, der Monopol- und Prämienwirtschaft, des Preußentums in der Verwaltung, kurz der Block der Ritter und Heiligen und ihrer Hilfsvölker; auf der andern Seite — man machte es nicht billiger — der Kulturblock, der, neben der allgemeinen Richtung auf Freiheit und Gleichberechtigung und Modernität, neben der Zertrümmerung des Kasten- und Adels-

regiments, vielen die beliebten kleinen Extravorteile bringen sollte. Die kühnsten Hoffnungen liebkosten den Gedanken des Großblocks von Bassermann bis zu Bebel, der sich in Baden zu Besiegung der Zentrumsherrschaft bewährt hat und nun auch in Belgien Tatsache geworden ist. Waren diese Hoffnungen so ausschweifend? Im Januar 1907 wurden für den Gesamtliberalismus über drei Millionen abgegeben, fast 27 Prozent aller gültigen Stimmen. Das ist mehr als für sich allein das Zentrum je aufbringen kann, denn es hat die gesamte ihm zugängliche Wählermasse politisiert (1907: 2145000). Das ist ferner doppelt so viel wie die Konservativen mitsamt ihren Verwaltungsstützen je zu erreichen vermocht (1907: 1555000). Mit ihren Hilfstruppen, dem Bunde der Landwirte, der Wirtschaftlichen Vereinigung, den Polen, den Elsässern, verfügte dieser Block 1907 über 4679000 Stimmen. Man sieht, welcher Faktor der Gesamtbegriff Liberalismus sein kann, — wenn er erst einmal wieder da, wenn er, wie Naumann so hübsch sagt, einheitlich zu denken anfängt und gut organisiert ist. Ja, aber warum sollte es nicht erlaubt sein, sich dem Schwange dieser Hoffnungen hinzugeben? Starke Realitäten scheinen ihn doch zu stützen. Gegen die herrschende konservativ-klerikale Mehrheit regt sich aller Orten das stärkste Mißtrauen. Ihre Finanz-, Steuer- und Handelsgesetzgebung haben ein außerordentliches und nachhaltiges Mißbehagen hervorgerufen; die Teuerung der Lebensmittel wird allgemein als ihr Werk empfunden; ihre Kulturpolitik ist von mittelalterlichen Allüren durchsetzt, selbst die Feuerbestattung galt ihr als gotteslästerlich; und das konstitutionelle Gewissen ist sogar beim Zentrum, das auf die Massenregungen und die Suggestionskraft des Wortes Volksrechte Rücksicht zu nehmen hat, sehr elastisch. Gegen diesen Block sollte es unmöglich sein, einen Gesamtliberalismus ins Leben zu rufen und ihm das Gefühl einer großen geschichtlichen Aufgabe einzuhauchen, der Aufgabe, für das industrielle Deutschland die neue politische Ordnung zu schaffen? Nicht doch! Wer wollte so kleinmütig sein. Schon ist das Zusammenwachsen der drei Millionen zu spüren; das Hin- und Herlaufen der unsicheren Elemente darf den Ausblick nicht trüben. Aber einmal so weit, lassen wir die Gedanken zu den Sozialdemokraten hinüberschweifen. Sie verloren 1907, unter dem Ansturm des konservativ-liberalen Blocks, zwar an vierzig Mandate; aber sie verfügten über 3 260 000 Stimmen: ein imponierender Heerbann. Auf sich allein gestellt, sind sie politisch ohnmächtig; und politisch, was Fragen des Staats- und Verwaltungsrechts, der Justiz und der Schule betrifft, stehen sie den Liberalen nicht allzu fern — immer vorausgesetzt, daß sie sich klar machen, daß die Radikalismen ihres Programmes auf absehbare Zeit in Deutschland aussichtslos sind. In ihren Reihen hat daher auch, und nicht nur im demokratischen Süddeutschland, die Sehnsucht politisch produktiv zu sein den Willen zur Macht und —

zum Kompromiß geweckt. So stürmt die Hoffnung der Freiheitsfreunde weiter, bis zu den Sozialisten hin, in deren jungem Nachwuchs, der durch die Schule der gewerkschaftlichen Organisation gegangen ist, die Liebe zur doktrinären Phraseologie zu verdorren und das Bewußtsein der engeren nationalen Aufgaben und Verantwortlichkeiten aktiv zu werden beginnt. Die ganze Jugend, auch die aus dem warmen Schoße der Besitzenden und Beamteten stammende, fühlt sich vom Kastengeist und dem wirtschaftlichen Egoismus der Rechten abgestoßen. Sie kann ihr nichts Rechtes mehr bieten und darf sich anstandshalber nicht einmal besonderen Krongardistentums brüsten, seit die Gewährung der Wehrforderungen aus dem Streit der linken Parteien geschieden ist und die monarchische Staatsform heute kaum von dem wildesten Radikalen in Frage gestellt wird. Das jedem Schulmeister und Rechnungsrat offene Reserveleutnanttum hat viel von seinen Reizen eingebüßt; und wie dem Ehrgeiz und der Eitelkeit der Industrie- und Bankherren der dürre Kommerzienratstitel und der kümmerliche Rote Adler dritter Klasse keine Sättigung mehr bringt, so fühlt sich der Machtkitzel und der Geltungstrieb der großbürgerlichen Jugend keineswegs von der Aussicht geblendet, im Offizierskorps, im Hofdienst, in der Diplomatie und der Verwaltung vor den höchsten und entscheidenden Posten die Tore verschlossen zu finden. Es ist kein Zweifel: der Magnetismns der Rechten ist abgeschwächt. Den nationalen Gedanken findet man bei den Parteien der Linken ebensogut aufgehoben, ein vages Kulturgefühl und eine instinktive Empfindung für die allernächsten Entwicklungsnotwendigkeiten Deutschlands treiben auch jene Elemente nach links, die ein sehr geringes fortschrittliches Temperament haben und politisch fast physiognomielos sind.

Was ist von diesen Voraussagungen eingetroffen? Der Wahlkampf war betriebsam, man rührte sich schon, und viele Lungen und Federn wurden angestrengt. Aber die große Leidenschaft, der große die politischen Affekte aufpeitschende Wirbel war selten zu spüren. Selbst bei den Sozialisten trat sie bürgerlich bescheiden auf; und die hatten doch für die Wahlen von 1907 Vergeltung zu üben. Die Erregung war während des marokkanischen Sommers unvergleichlich stärker, jeder Deutsche schien von ihr befallen. Die Stimmung bei denen, auf welche die liberalen Parteien zu rechnen haben, war flau und phlegmatisch; es zeigt sich wieder, wie schwer die liberale Masse zu organisieren ist. Und ferner: daß vielen ihrer Redner und Flugblattverfasser der sinnliche Ton, die anschauliche Sprache, die drastische Gebärde fehlt. Die Sozialdemokraten waren da im Vorteil; nicht nur, weil ihr Publikum den Hemmungen der Bildung und Wohlerzogenheit weniger unterliegt — auch den Landbündlern und den Zentrumsleuten lähmen solche Hemmungen nicht gerade die Zunge —, sondern weil sie begonnen haben, die Programmabstraktionen

in den Hintergrund zu schieben und die unmittelbarsten Beschwerden in zugespitzter Form auf die Zunge zu nehmen. Und wenn dann schließlich die Mahnung ertönt: „Darum auf, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, die ihr den harten Kampf ums Dasein kämpft, seid morgen nicht Hammer, sondern Amboß“, fühlen sich auch viele Herzen getroffen, die nicht gerade im engen Gehäuse eines Proletarierdaseins schlagen.

Der Amerikanisierung des Parteigetriebes haben wir uns genähert; aber noch ist der Abstand von den Riesenzahlen und dem Riesenhumbug der dortigen Politikmacherei glücklicherweise groß genug. Nie haben in Deutschland die großen wirtschaftlichen Interessenverbände annähernd so viel Geld für die Wahlen geopfert; Millionen wurden gebraucht, gefordert, verschlungen. Das ist ein Novum für uns; und hier, im leidenschaftlich erbitterten Kampf zwischen den großen Wirtschaftsgruppen, traten die unversöhnlichen Gegensätze zwischen sinkender und aufsteigender Herrschaftsgruppe, zwischen Agrararistokratie und dem neuen Herrentum in Fabrik und Kontor ins grellste Licht. Zum erstenmal in deutscher Geschichte trat dies neue Herrentum organisiert ins Spiel; nicht scheu, zaghaft, zwischen Anspruch und Servilität schwankend, sondern selbstbewußt und gebieterisch sein Recht heischend. Wird die alte Herrenkaste endlich diese Zeichen der Zeit verstehen wollen und sich noch immer von diensteifrig dummen Professoren à la Ruhland beweisen lassen, daß die eigentliche Produktivität der Arbeit in den ländlichen Herrenhäusern oder -Klitschen wohnt?

Und was endlich die klare Gefechtslinie, die deutliche Scheidung der Wähler in zwei große Heeresmassen anlangt: nur gemäßigte Optimisten werden sich mit dem wirklichen Verlauf zufrieden geben. Die protestantischen Konservativen und das Zentrum verschmelzen tatsächlich zu einer Einheit wie nie zuvor, durch eine tiefinnerliche Affinität mehr noch als durch Parteitaktik einander zugeführt. Aber die große Linke von Bassermann bis Bebel, die große kompakte Opposition, welche die Änderung der gesamten Regierungspraxis erzwingen und an die seit 1864 unterbundene liberal-demokratische Tradition anknüpfen soll: sie ist noch schwankendes, nebelhaftes Zukunftsgebilde. Der konservativ-klerikale Block ist noch nicht zertrümmert, die große, die bürgerliche und proletarische Demokratie umfassende Linke ist noch so wenig Ereignis, ist noch so sehr Zukunftsmusik, daß die Regierung je nach Bedürfnis zwei, ja drei Mehrheiten herstellen und das hohe Spiel der Überparteilichkeit eine Weile fortsetzen kann. Auch die Stichwahlen mit einem noch stärker akzentuierten Ruck nach links werden dieses Ergebnis kaum wesentlich einschränken. Der neue Liberalismus ist erwacht, sein Geist war auf allen Gassen zu spüren; aber die neue Taktik, ihn politisch produktiv zu machen, scheint noch nicht geboren. Ist die Stunde noch nicht reif? oder fehlen die Geburtshelfer? Darüber wird nach den Stichwahlen zu reden sein.

***

Anmerkungen

Austriaca

Wenn jetzt eine Zuckung von politischem Wollen schon an den Dichtern in Österreich zu spüren ist, so kann das beweisen, wie unerbittlich hart die politischen Tatsachen dort jeden Mitlebenden angreifen. Die österreichischen Dichter, zumeist Spezialisten für alles, was just nicht auf der Welt ist, haben sich die längste Zeit um solche Tatsachen kaum gekümmert. Aber endlich überrascht jeden Aufmerksamen doch einmal der Gedanke, daß dieses Reich eigentlich gar nicht mehr bestehen könnte, — wäre nicht eben sein Bestand von dringendster Notwendigkeit für das ganze übrige Europa. Das ist immerhin auffallend, und es macht sich nachgerade in unserer ganzen Öffentlichkeit so penetrant bemerkbar, daß selbst die Dichter es schon durchaus persönlich zu empfinden anfangen; jeder nach seiner Art.

Lebhaft und sprunghaft, mit grimmigem Witz oder mit gemessenem Pathos, aus langer Bitterkeit oder aus jähem Zorn reagiert Hermann Bahr auf diese spezifisch österreichischen Leiden. In unserer ganzen Moderne gibt es kaum eine Empfindlichkeit, die sich so stürmisch und so bunt zu äußern vermocht hat, wie die seinige. Darum ist er auch einer der ersten gewesen, die von der Frage um Österreichs Gegenwart künstlerisch angereizt worden sind. In seinen frühen Romanen schon finden sich die Versuche, das Problem von irgendeiner Seite her wenigstens zu streifen, Typen kenntlich zu machen, Beziehungen zu deuten. Als Kritiker hat er dann, vor allen anderen, die Existenz eines neuen künstlerischen Österreich festgestellt und umschrieben; auch dabei taucht manches erkennende Wort bis in die politischen Untergründe des Betriebes. Der Zug zur politischen Betrachtung bleibt, wenn auch intermittierend und oft in die fremdesten Formen verlaufen, während der ganzen weiteren Entwickelung dieses Geistes lebendig. „Die Rahl" und „Sanna" und „Drut" sind von gewissen Seiten angeschaut, ebensowohl politische Äußerungen, wie etwa die kühne Schmähschrift gegen Wien. War es ihm in diesen Büchern noch hauptsächlich darum zu tun, eine Stimmung zu gestalten oder eine Warnung auszurufen, so möchte er jetzt, auf den Gipfeln seiner künstlerischen und menschlichen Reife, gar zu gerne selbst mit dabei sein, die Kräfte seiner Persönlichkeit als aktives Element in die Bewegungen des gegenwärtigen Österreich hineinwerfen. Sein letztes Buch „Austriaca" (bei S. Fischer, Berlin) enthält zum bedeutendsten Teil solche unmittelbare Auseinandersetzungen mit den menschlichen und den sachlichen Problemen dieses problematischen Reiches. Alles Persönliche hellt ihm der Blick des Dichters überraschend auf. Es entstehen Skizzen von anschaulicher Kraft, gedrungen im Umriß und kühn in der Perspektive, oft unvollkommen und unverläßlich, aber immer von einer packend subjektiven Wahrheit. So wirft er, in phantastischer Verkürzung, die Lebenslinie des Doktor Karl Lueger hin, der natürlich viel mehr und vieles andere noch war, als was Bahr in ihm anerkennen will. Dennoch überzeugt die willkürlich stilisierte Knappheit dieser Skizze; ein Zug aus der verwirrenden Vielfältigkeit der Erscheinung ist kunstvoll entwickelt und, in belehrsamer

Vergrößerung, für die Dauer bewahrt. Politische Feststellung, mit dichterischen Mitteln erzielt. Packender noch, weil die umschriebenen Rätsel noch viel tiefer mit den Geheimnissen dieses staatlichen Lebens zusammenwachsen, sind seine Versuche über Ährenthal und Franz Ferdinand. Hier können ja, über einem schwanken Grund von unsichtbaren und ungreifbaren Dingen, kaum feste Erscheinungen nachgezeichnet, sondern nur Probleme psychologischer und politischer Natur abgesteckt werden. Als ihr Kern und Angelpunkt steht aber in diesem Buche immer die eine Frage da: Wo ist der große Wille, der unsere großen Kräfte führt, wo ist der neue Mann für dieses neue Österreich? Denn Bahr hält es für ausgemacht, daß dieses neue Österreich da ist, bereit steht und nur zum Leben erweckt zu werden verlangt. Aber der Mann, der dieses Wunder vollbrächte, hätte zunächst die Herkules-Aufgabe, mit der jetzigen Verwaltung in Österreich fertig zu werden. Denn diese Verwaltung, die sich selbst als den höchsten Inhalt des Staates und den Staat als ihr eigenstes Geschöpf betrachte, verhindere die Anwendung der demokratischen Gesetze, verhindere den Frieden der Völker, verhindere das neue Österreich. Wiederum beschwört er das Gespenst des dämonischen Hofrates herauf, mit dem er in jenen Dichtungen und in jener Schmähschrift schon so erbittert gekämpft hatte; ist es erst verscheucht, so muß für uns alle ein neuer Tag anbrechen. So sagt Hermann Bahr. Wer sich im Reichsrat und in anderen sumpfigen Fiebergegenden unserer Politik ein wenig auskennt, wird nicht leicht seiner Meinung sein. Ich brauche ihn nicht zu widerlegen; die Tatsachen tun es. Wer sich davon überzeugen will, daß das österreichische Elend in seinen Völkern wurzelt und nicht in seiner Verwaltung, daß es ein unheilbar organisches und nicht etwa ein diätetisches Leiden ist, der sehe sich die Zerspaltenheit unserer Sozialdemokratie an. Die Sozialdemokraten sind — von ihrer Theorie ist hier nicht die Rede — als politischer Körper gewiß die Elite des tatkräftigen, geistesfrischen, vorurteilslosen Demokratismus. „International" ist die stolzeste Losung ihrer Organisation. Was vermöchten dagegen die schlauen Kniffe einer Staatsverwaltung oder die Phrasen geschäftstüchtiger Volksverführer? Und nun ist diese einheitliche willensstarke soziale Demokratie in Österreich doch vom Völkerhaß in Fetzen gerissen worden, in feindliche Lager auseinandergejagt, die einander kaum mehr als Gleichstrebende erkennen und grüßen wollen. Wenn Frieden und Gemeinsamkeit nicht einmal da zu halten waren, dann ist der Beweis gegeben, daß sie in diesem Reich überhaupt nicht zu finden und zu halten sind. Es ist uns nicht zu helfen. Wir sind das Zentrum des europäischen Wirbels. Hieher haben die Jahrhunderte das Unmöglichste an verschiedenen Rassen und Völkern, an verschiedenen Sprachen, Religionen, Sitten, Produktionsformen zusammengetragen. Und nun können die widerstrebenden Elemente, seit den liberaleren Zeiten groß und begehrlich geworden, nicht miteinander und nicht ohne einander leben. Denn daß die einzelnen Teile — Europa verlangt es! — in absehbarer Zeit nicht auseinanderfallen dürfen, ist unser stärkster Halt; ist unser dauerndes Leiden. Aber mitten in dem trüben Wirrwarr einen Mann zu sehen, den sein Wille zum Guten aufrecht hält, einen Glauben zu spüren, der seiner Innigkeit soviel hilfreiche Kraft zumutet, das gibt doch einige Hoffnung: Darauf vor allem, daß unsere Kultur an menschlichen Werten noch immer reicher werden kann, wie armselig schlecht auch ihr sachlich-politischer Unterbau zusammengeleimt sein mag. Zu solcher Hoffnung ermahnt uns mit starker Stimme dieses Buch.

Ein anderes, das kürzlich erschienen ist, versucht erst gar nicht, dem stachligen nationalen Problem eine Lösung zu finden. Es gießt nur eine bewegte Flut von

schönen weiten Gefühlen darüber her und läßt alles andere dem Walten des Schicksals. Es ist „Das deutsche Leid" von Rudolf Hans Bartsch (bei Staackmann, Leipzig). Das deutsche Leid, das ist die Bedrängnis vom nimmersatten slavischen Nachbar her; das ist das traurige Zerbröckeln und Einwärtsschmelzen der Grenzgebiete, in denen deutsche Sprache noch gilt; das ist der niegestillte Trieb des Deutschen nach Süden und Sonne; das ist die schmerzvoll enttäuschte deutsche Sehnsucht, allfreudig und allversöhnt im leuchtenden Leben zu stehen. Die Vielfältigkeit dieser Tatsachen und Gefühle, ihre Vertiefung und Verknüpfung in den Seelen, ihre scharfe und stolze Bitternis nennt Bartsch das deutsche Leid. Seine Tröstungen sind: arbeitsame Geduld, Güte, Hoffnung; Spruchweisheit für Schwärmer und Christen. Eine handfeste Politik diesseitiger Ziele gewinnt kaum Wägbares dabei. So ist selbst auf dem rauhen Gefild nationaler Daseinskämpfe der Trieb des Literaten lebendig geblieben, der strengen Haft zwingender Sachlichkeit zu entkommen und im „allgemein Menschlichen" zu vagieren. Dies freilich ist von einer ganz bedeutenden Leuchtkraft und Wärme. In der lyrischen Färbung und Tönung liegt die besondere Schönheit des Buches. Landschaft und Stadtbild, Mann und Volk, Jubel und Jammer stehen immer im Strahl innigster Hingabe an alles Sein. Es ist, trotz des Titels, trotz des Stoffes, vielleicht auch trotz des dichterischen Planes wiederum eine jauchzende Predigt von den Seligkeiten des Daseins geworden. Daß unter diesen Seligkeiten der Blick auf die südsteierische Landschaft immer wieder als eine der unerschöpflichsten ausgemalt wird, beweist nur, wie empfunden alle die überschwängliche Treue zum Gegenstande sein muß; angelesene oder erschriebene Schwärmerei verschwendet sich nicht an so schlichte Dinge. Den starken süßen Ton, der ihm eigen ist, hat Rudolf Hans Bartsch vom Anfang seines Schaffens an behalten. Er differenziert und entwickelt ihn kaum, er läßt ihn nur immer mächtiger werden, immer restloser sein Werk erfüllen. Hier umhüllt dieser Ton auch die Menschen ganz, dringt in ihre Seelen, macht sie heller, leichter, aber auch unfest und verschwommen. In ihren eigenen Stimmungen oder im Glanz der Landschaft fließen sie haltlos hin. Oft sieht es aus, als dienten sie nur zur lebhaften Umschreibung der Reize, die der Dichter persönlich verspürt hat. Die hohe Lust an der Echtheit dieses vornehmen Empfindlers ist ja der unabweislichste und dauerhafteste Genuß an allen seinen Büchern; an diesem hier noch ganz besonders. Es nimmt sich vor, vom Kampf der Deutschen mit den Slovenen zu reden. Und ist so voll von den Wundern der Landschaft, von der Liebe zu Sonne, Leben und Welt, daß Not und Angst im Jubel vergessen sind, und über dem Leid dieser südlichen Deutschen der tüchtige, saftige, lustige süddeutsche Mensch unbekümmert dasteht. So läßt sichs auch hier hinter allen Stimmungen und Zeichnungen heraushören: daß die stärkste Hoffnung Österreichs noch immer der Lebensmut seiner Deutschen ist.

Willi Handl

Ludwig Speidel

Von Speidels gesammelten Schriften sind bisher drei Bände erschienen. (Meyer u. Jessen, Berlin). Ludwig Hevesi, der darüber gestorben ist, hat sie mit einer biographischen Skizze begleitet. Bis ich den berühmten Kritiker des Burgtheaters, Speidel hat ja nie nach Deutschland hinüber gewirkt, durch diese Sammlung seiner Feuilletons kennen lernte, hielt ich ihn für einen Bruder von Francisque Sarcey, und der Instinkt hat mir ungefähr recht gegeben. Aber Speidel ist der größere Bruder, tiefer, weiter in seiner Beschaulichkeit, an der Oberfläche ebenso klar;

doch auf seinem Grunde vermutet man mehr Vegetation. Beide gerieten aus der Provinz in eine große Stadt, die sie verwöhnte, beide wurden belächelt und respektiert als professorale Autoritäten, die nie nach der Mode gingen und nie ganz aus der Mode kamen. Es war mir selbstverständlich, daß auch Speidel einen kurzen Hals und kurze Beine hatte. Die Photographie, die Hevesi seinem Bändchen gibt, verschweigt die unteren Extremitäten, aber der Biograph erzählt, daß sein Meister ein dicker, schwerer Mann war mit gebieterischem Sitzfleisch. Es reichte allenfalls zum Spazierengehen, und ich bemerke, daß Speidel zu den körperlich trägen Menschen gehörte, die die Umwelt mit feinen weichen Sinnen einsaugen, die eine Atmosphäre kennerisch kosten können, die überall, wo sie die Hände auf dem Rücken sich tapp tapp vorwärts schieben, die geologischen Schichten, das Langsame, Tragfähige, das Gewordene, das Werdende unter sich fühlen. Die Schichten des Bodens, der Gesellschaft, der Kultur. Speidel hatte viel Historie in sich, er war ein aufnehmender Mensch, und er würde sich mit dem Genuß seiner innerlichen Vermehrung begnügt haben, wenn seine Mittel es ihm erlaubt hätten.

Aber um eine Familie zu gründen, die ihn mit Ordnung umgab, die seine Bequemlichkeit schützte, um gute alte Bücher zu sammeln und zu lesen, um abends sein Gläschen Pilsener mit gehaltvollen und erzogenen Menschen zu trinken, um in einen Garten hinauszuträumen, wo eine Wiener Lerche ihm ein Ständchen brachte, dazu mußte man arbeiten, sich irgendwo einspannen.

Und so gab er einen Teil von dem, was in ihn hineinging, wieder ab in seinen Feuilletons als ein Prediger von den sanften, starken, manchmal wunderlichen und zweideutigen Schönheiten der äußeren und inneren Welt. Wien hat sich an diesem wohl rhythmisierten Tonfall durch vierzig Jahre erbaut. Es gibt Leute, die sich steigern, wenn sie schreiben, die erst mit der Feder in der Hand denken, die sich von den Inspirationen der Tinte überraschen lassen. Bei Speidel war Schreiben ein Aussondern, Verringern, Verzichten, und es wurde ihm immer qualvoller, die Fülle, die er in sich aufgenährt hatte, durch die enge Röhre herauszupressen. Daher stammt seine berühmte Trägheit, die höchst ehrenwerte Krankheit, die nur gute Stilisten kennen. Wenn ein Feuilleton zur Welt kommen sollte, war in seinem Hause die ängstlich feierliche Stimmung der Wochenstube, und wenn das Kind da war, mochte er es nicht mehr sehen, nicht im Druck, und nicht einmal in der Korrektur. Natürlich hat er auch, wenn die Röhre noch verstopft schien, sie von der gefälligen Routine öffnen lassen, und wenn man von seinen Feuilletons nur den ersten oder den letzten Satz liest, kann man leicht behaupten, daß er gern Banalitäten geschrieben habe. Aber in der Mitte, wenn der Druck sich reguliert hat, steht immer etwas Substantielles, eine anregende Gedrungenheit, und manches Essay ließe sich leicht zu einem standhaften Buche verlängern.

Vor neuen Erscheinungen hat sich Speidel oft blamiert; das Aufregende, das Fordernde mußte sich erst beruhigen und Form annehmen, um in ihn hineinzugehen. Er war eben eine historische, eine aufsammelnde Natur und andrerseits als künstlerisches Temperament so leidenschaftlich, daß er die Schriftstellerei als Auspuff benutzte, um die Abneigungen, die er sich hielt, loszuwerden. Das Ärgern und Schelten genoß er als den Luxus der vom Bedürfnis aufgezwungenen Tätigkeit; und er gestattete sich auch die andere Freiheit, daß er die unbehaglichen Dinge so lange wie möglich von sich fernhielt. Wenn er nicht Tagesschriftsteller gewesen wäre, hätte er sie ignoriert.

Die Literatur und die Künste hatten für ihn einen Kanon, aber seine leidenschaftliche Anhänglichkeit blieb warm und

fruchtbar. Sie machte sich alles Große neu und gegenwärtig, sie stellte die Dinge wieder in ihren Fluß, in ihre ursprüngliche Vegetation zurück, aus der sie entstanden waren. Speidel wußte mit den größten Erscheinungen wie mit Menschen umzugehen, die einmal gelebt haben; er verkehrte mit einem Luther, einem Goethe persönlich, ohne sich von hinten über die heute beliebten Details heranschleichen zu müssen, ohne in den Bedientenzimmern der Kommentatoren gewartet zu haben. Der Mann, der so viel Bücher las, konnte sie auch vergessen, und er muß schließlich seinen Wuchs gehabt haben, daß er den Heroen ins Auge sehen konnte. Das beweist die Ruhe, mit der er von ihnen spricht, auch wenn ein Jubiläum eingeläutet wird. Speidel brauchte sich nicht von einem Datum zum Pathos aufregen zu lassen; er gab aus wohlerworbenem Besitz.

Die heutigen Literaten der Kritik und des Feuilletons mögen ihn auf wohlbeleibten Dogmatismus einschätzen; eins hat er vor ihnen voraus, daß er bei vielseitiger Impressionsfähigkeit sein Gesicht und seine Figur behielt. Er schreibt eine reizende Phantasie über den Fuß der Fanny Elßler, ohne einen Hupfer zu versuchen, und er karressiert in einem Huldigungsartikel die Wiener Frauen, ohne sich in ihre Dessous hineinzuschmachten. Die professorale Grazie ist noch nicht die schlechteste Form, und wie es ihm Wien auch angetan hat, aus dieser patriarchalischen Galanterie läßt sich immer noch der Kern eines pfiffigen und höchst natürlichen Schwabentums herausschälen.

Der Band der eigentlichen Theaterkritik ist erst nach diesen Essays erschienen, die von allen Dingen und noch einigen mehr handeln. Auf ihm wird Speidels Ruhm, wenn er eine Nachwelt findet, nicht ruhn; dieser Enttäuschung ist sogar sein höchst anhänglicher Biograph Hevesi in verständiger Schätzung zuvorgekommen. Gegen das Theater verhält sich Speidel wirklich dogmatisch, und seine Reproduktionskraft erreicht nicht oder nur selten die Plastik, mit der er literarische und kulturelle Erscheinungen ausprägt. Es war sein Vorteil, wie ihn nie wieder ein deutscher Kritiker haben wird, daß er durch Jahrzehnte ein altes reiches Institut beobachten konnte, in dem sich die Generationen allmählich übereinander schichteten, in dem es ausführliche Vermächtnisse gab, in dem die Toten mit den Lebenden durch eine stetige Seelenwanderung verkehrten. Aber diese Aufsicht über die eine Bühne hat sein Urteil auch eingeschränkt; er wußte vielleicht, was für das Burgtheater gut war, aber alle andern galten ihm nur noch als Elementarschulen, die an diese Akademie ihre besten Schüler abgeben durften. Speidel hat sehr schöne Seiten über die Kultur des Theaters im allgemeinen geschrieben, die treffendsten über die Meininger, für die man ohne weiteres Reinhardt einsetzen kann, aber es sind nach ihm manche Kritiker ohne sein Prestige gekommen, die den Moment der schauspielerischen Leistung ganz anders im Fluge zu erlegen wissen. Wir schießen heute leichter und schneller.

Speidel hätte mehrere Male Direktor des Burgtheaters werden können; diese Tätigkeit lag aber seiner Bequemheit nicht, und so blieb es dabei, daß er es beaufsichtigte. Darüber ist er allerdings zum Schulrat geworden. Wer ins Burgtheater kam, der galt ihm im allgemeinen als blind, taub und stumm. Nach zwanzig Jahren fing der Schüler an seine Sinne zu gebrauchen, und nach abermals zwanzig Jahren, wenn das Jubiläum oder der Tod kam, bewilligte Speidel das ehrenvolle Abgangszeugnis. Seine Liebe zu dieser Bühne war größer als zu den schauspielerischen Persönlichkeiten, die gingen dahin, aber das Burgtheater ist ewig. Mit diesem Glauben gelang es ihm zu sterben, indem er schon vorher die Augen schloß.

Arthur Eloesser

Max Steiner

Vielleicht rühren wir schon an die prophezeite Epoche, wo die Wissenschaft, nach dem sie ihren ganzen Kreislauf von Synthese und Analyse, von Glaube und Verneinung erfüllt hat, sich selbst läutern kann und aus der Unordnung und den Trümmern die wunderbare Stadt der Zukunft hervorsteigen wird. So, nach Hedwig Kubin, vor einem halben Jahrhundert Gérard de Nerval. Inzwischen aber komplizierte sich das Chaos: wilder noch kreuzten sich alle Strömungen der Kultur; zur Bewußtheit erwachend, fand sich der Ephebe in einem Strudel vielfältig einander widerstrebender Lehrsätze, Maximen, Stile. Aus dem Gewimmel von Lichtern (und Irrlichtern) ragte beherrschend kein Pharus: — so daß die Gefahr, zu ertrinken, groß; die Qual der Furcht, zu ertrinken, gräßlich wurde. Hier war Retter, wer Ströme ableitete, nicht wer neue zuführte; Retter, wer Lichter löschte; wer aus dem unbezwinglich Vielen ein Weniger schuf.

Dies tat, durch Schriften und Reden, der junge Prager Max Steiner; welcher die entscheidenden Jahre in Berlin lebte. Er erfand und ersann nichts; keine Methode, keine Theorie, nicht die zahmste metaphysische Dichtung; er ließ bloß einen prächtig präzisen Denkapparat fanatisch funktionieren. So gelang es ihm, einen erheblichen Ausschnitt heutiger Neologie virtuell abzuschaffen; dem nachdenklichen Kopf als der Beachtung unwert zu erweisen. Der Komplex der biologisch orientierten „Aufklärung" war das; der Komplex dessen, was sich „*Die moderne* Weltanschauung" nennt. Steiners Erstlingswerk (ein Zwanzigjähriger schrieb es), „die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums", ist ein eisiges Pasquill gegen den philosophierenden Haeckel; gegen jenen naiven Realismus, der vermutet, durch immer erfolgreichere Erforschung der Natur müßten wir eine immer gründlichere Erkenntnis vom Wesen der Welt gewinnen. Auf kantische aber blitzende Weise, mit beinahe berauschender Dialektik — welcher Neukantianer schreibt heute deutsch? — führt Steiner den Nachweis, daß die „monistischen" Behauptungen über Raum, Zeit, Substanz, Unendlichkeit, Kosmos keiner philosophischen Kritik standhalten können, und wie wenig ein in Retortendampf und Empirie versunkner Würdebart die Trostlosigkeit unseres Strebens nach Wissen zu beseitigen vermag. „Kochen ist leichter als denken", zornlacht dieser Ungenügsame.. und denunziert den „kosmologischen" Realismus, der sich gebärde, als ob er Spezialnachrichten aus der Transzendenz empfinge, und jede Religionssekte an Unduldsamkeit übertreffe, als die arroganteste aller Weltanschauungen.

In jedem populären Vortrag nun, in sämtlichen Leitartikeln wird diese Weltanschauung unbedenklich mit Demokratismen gespickt. Die Verkoppelung darwinesker Gemeinplätze mit der Forderung der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt", irritiert Steiners Gefühl für Reinlichkeit, und in einer neuen Schrift peitscht er den modernen Aufkläricht von neuem. Er veröffentlicht 1908, drei Jahre nach der „Rückständigkeit", das Werk „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen". „Daß der Kampf ums Dasein das höchste Gesetz der Entwicklung, daß die unerbittliche Ausrottung des Schwachen die Bedingung des Fortschritts ist, und daß dennoch den Schwachen beizustehn, die Krüppel zu ernähren, die Kranken zu pflegen, *moralisch* sein soll: — das ist eine Ungeheuerlichkeit, die von keinem normalen Intellekt verdaut werden kann. Daß der Kampf ums Dasein die Entwicklung der ganzen organischen Welt verursacht, daß der Sieg des Stärkeren das *kosmische Recht* bedeutet, und daß das Gegenteil des Kampfes, das Gegenteil der Auslese eine *sittliche* Neigung heißen darf: — dagegen sträubt sich alle menschliche Urteilskraft, darüber gerät alle Ver-

nunft in Aufruhr." Steiner akzeptiert nun keineswegs die Metaphysik Darwins, sondern er untersucht lediglich, welche ethischen Konsequenzen sie hat, falls man sie akzeptiert. Er betreibt den Ausbau eines Projekts, für das er sich noch gar nicht entschieden hat. Aber freilich entbehrt eine Metaphysik ohne Ethik für ihn des Wertes; als Philosoph, als Überschauender, als Verächter alles „selbstzweck"haften Spezialistentums wendet er sich gegen jene „experimentierende Bürokratie", deren rückwärtsblickende Hypothesen, gleichviel ob sie stimmen oder nicht, jedenfalls alle Beziehung zur Geistigkeit, zur Lebensführung, zum sittlichen Tun des Menschen vermissen lassen. Er stellt den Darwiniker vor die Alternative: entweder aus seiner Theorie die praktischen Folgerungen zu ziehn, also den Sprung vom Seienden ins Seinsollende zu wagen, des Stärkeren Macht als des Stärkeren Recht zu legitimieren, — oder: seine Theorie aufzugeben. Ein darwinistisches Samaritertum, das schließlich zur staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Schimpansen führen muß — da es ja, nach Darwin, keine scharfe Trennung zwischen Mensch und Tier gibt, jedoch innerhalb der Spezies Homo gewaltige Abstufungen, so daß die niedersten Menschenrassen von den höchsten nach oben nicht weniger weit abstehn als nach unten von den vorgeschrittenen Affenarten —: diese zeitübliche Verquickung von evolutionärem Atheismus und Humanität stachelt Steinern zu immer neuen Arabesken des Spottes an... Die Schrift, scharfsinnig, ratternd, lichtenbergisch, erntet Begeisterung und giftigen Haß; erlebt in wenigen Wochen eine zweite Auflage (bei der Unvolkstümlichkeit des Themas! und der Tendenz!); doch wo man sich am heftigsten getroffen fühlt, schweigt man sie tot.

Aber Steinern treibt es, den schwanken Boden der Hypothetik mit dem festeren einer kategorischen Gewißheit endlich zu vertauschen. Er plant eine riesenhafte Philosophie des Staats; aus kritischen Gründen Subjektivist in ethicis, erklärt er dennoch, imstande zu sein, (auf eine den Freunden geheimgehaltene Weise) „ein Moralsystem aus bloßer Vernunft und reiner Erfahrung zu begründen". Er trifft ungeheure Vorbereitungen, liest Gebirge von Büchern, sprudelt Aphorismen, entwirft ausführliche Dispositionen zu einer präludialen Schrift „Die Welt der Aufklärung". Man bekommt ihn kaum mehr zu sehen; ab und zu verschickt er witzigbissige Postkarten. Plötzlich erfährt man, er habe sich umgebracht.... Seine Motive? Über denen ruht Dunkel. Er gehörte zu jenen heut Seltnen, die den (Schopenhauerschen) Pessimismus innerlichst erlebt haben und dieses Erlebnis als ihr kostbarstes, unantastbares Gut ihr ganzes Leben hindurch mit sich tragen. So wird es wohl gestattet sein, zu behaupten: er tötete sich .. aus Überzeugung. Daß sein intellektuales Gewissen, dieses beispiellos empfindliche, die Möglichkeit, eine objektiv giltige Politeia aufzubauen, ihm zuletzt verneint und damit die Frage nach der Erfüllbarkeit der einzigen würdigen Lebensaufgabe verneint hat, ist wohl sicher und darf als wesentlicher Faktor in der Entstehungsgeschichte seines tödlichen Entschlusses angesetzt werden.

Steiner, welcher wie ein Einsiedler lebte, war heimlicher König einer nicht engen Gruppe junger Intellektueller. Er beherrschte sie alle und hielt sie in Abstand — durch die Pracht, durch die Eisigkeit seiner Dialektik. Ich weiß nicht, ob einer ihn liebte; ihn haßten viele; niemanden gab es, der sich nicht ihm unterlegen gefühlt hätte. Als er zu sechsundzwanzig Jahren fortging, erschraken wir, befreit von einem Befreier; uns war, bei allem Schmerz um diesen Jahrhundertskopf, als dürften wir aufatmen; aber nein: nun erdrückten uns jene Verantwortungen, die bisher er auf sich genommen hatte...

Sein literarischer Nachlaß besteht aus Aphorismen, Glossen, Aufsätzen; und dem erwähnten Entwurf. Ich habe den Band

eingeleitet und unter der Überschrift „Die Welt der Aufklärung" bei Ernst Hofmann & Co., Berlin, jetzt herausgegeben. Er zeigt, wie die vollendeten Werke, was Max Steiner war: Ein Kämpfer gegen die Halb- und Halben; ein Wutvoll-Skeptischer; ein Theoretiker des Überflüssigen; durch und durch Logik; und dann: ein Künstler.

Kurt Hiller

Briefe aus Aulestad

Gestalt, Schicksal und Werk Björnstjerne Björnsons lassen an Zeiten denken, wo die Gabe des Dichters nicht nur in ihm selbst wie ein physisches Muß geboren, sondern auch von seiner Welt als eine gute Naturnotwendigkeit wie das Wunder der Elemente empfangen wurde.

In unserer zivilisierten Epoche bürgerlicher Sekurität gemahnt Björnson an die reisigen Patriarchen der Schrift, die inmitten ihrer Herden, von den Eingebungen gottschaffender Phantasie erfüllt, mit Worten und Tun des Glaubens wie mit Pflug und Schwert umgingen, irdische und geistige Wege gleicherweis urbar machten, sich rüstig vermehrten als eine stolze Brut des Herrn und unter allen Nöten in glücklichem Kindersinn lächelnde Geradheit des Urteils, ungetrübte Einfalt des Gefühles bewahrten. Ihre Rede blieb ja, ja, nein, nein und leuchtete treuherzig in die Wirrnis des Menschlichen wie mit sonnenhaften blauen Augen. Indem sie gut Gutes wollten, erzwangen sie es durch die Kraft ihres Wunsches, denn die Voraussetzung, die ein großer Sinn dem Dasein zugrunde legt, vermag gar wohl die Wirklichkeit zu bestimmen.

In unserem neunmal gescheiten Saeculum machen solche Naturdichter und Urväter, solche fraglose, derbknochige Bärenmenschen eine wunderliche Figur, ihre großen Arbeits- und Kampffäuste, die das zarteste Garn unserer verfitzten Existenz mit ja, ja und nein, nein als mit einem Schwerte zerhauen, scheinen zu derb für unser Spiel, ihr Instinkt tappt mit einem mächtigen Tritt durch das Labyrinth und als fremde Riesen toben sie unter dem schlauen Zwergvolk ihrer Zeit, behalten aber am Ende doch recht, das Gewicht ihrer Geistigkeit, die physische Masse ihrer zyklopischen Einfalt setzt sich durch und die überwältigten Pygmäen haben dabei ein belehrtes Ergötzen. Sieht man aber diese Gewaltigen in ihrer Heimat, wo sie nicht an der kleinen Vielfältigkeit und Skepsis, an der Zartheit willkürlicher technischer und moralischer, spekulativer und ökonomischer Konstruktionen, sondern an der Größe der Natur, an ihren Brüdern, den Elementen selbst, an dem nordischen Frost, an den ungeheuren Wasserstürzen des Frühlings dort oben gemessen werden, so stehen sie in ihrer Ehrwürdigkeit und Urväterschönheit da, ihre kindliche Anmut zeigt sich doppelt rührend bei solchen überweltlichen Dimensionen, und es gereicht zum Trost, daß noch solche väterliche Ureinwohner und Stammgewaltige unserer künstlich und klein gewordenen Erde jezuweilen auftauchen. Beginnen sie zu sprechen, so scheint alle füllige Ganzheit, die Brutwärme der ersten Schöpfung, die klare Weisheit der Menschheitsjugend wiedergeboren. Welcher bewußtere, haarspalterische Dichter, welcher künstlichere und mikroskopische Geist hätte die elementare Not ausschreitender Mutterschaft leidenschaftlicher und zarter, großartiger und rätselhafter bis ins letzte erhellt, als ein in allen Adern durchblutetes Stück Leben so herausbringen können wie Björnson, der Berserker, in der unvergeßlichen Geschichte von „Absalons Haar", die als Sage von einer argen guten Mutter fortleben müßte, solange Mütter in ihrer Liebe an den Kindern am schwersten sündigen.

So möchten die Briefe Björnsons an seine Tochter in Paris, des gewaltigen Vaters an sein zartes Mädchen, aus der Region der Wässer und des Schnees, des Pfluges und der Herden, des Bauernhofes

zu Aulestad in die ferne Weltstadt der Pygmäen als die Botschaft eines treuen Herzens, als das zärtliche Ja Ja der Liebe, als eine Sage von Urvater- und Familienbrutwärme über das Leben derer hinaus dauern, die sie geschrieben und empfangen haben, wie sie nun nachzuklingen beginnen, da das Gras auf dem Hünengrabe des alten Björnson längst schon dicht und grün gewachsen ist, während unten einer der letzten Riesen unserer immer kleiner werdenden Rasse schläft.

Er traute sich zu, aus seinem Heimathofe das ferne Kind zu schützen, vor allen Gefahren von Paris und vor denen eines jungen leidenschaftlichen Herzens, er traute es seiner Vaterhand zu, — eines solchen Riesen Hand reicht ja weit —, dieses Mädchen unter strengem und heiterem Zuruf so fernhin gleichsam an der Schulter zu fassen, ihr den Kopf zurechtzusetzen und sie vor jedem Übel zu bewahren, sobald sie nur der Heimat und Eltern, des schlichten Ja, Ja, Nein, Nein ihrer Muttersprache und des Hofes in Aulestad dachte. Und die Briefe haben wohl das Wunder zuwege gebracht, daß Bergliot in der fremdesten Stadt, wo immer sie ging, ihre Heimat um sich und in sich fühlte, die warme Nähe des Vaters und das Land, in dessen Schoß sie aufgewachsen war und seine beschützende Rede. Es ist ein wunderbares Märchen, das Björnson dem großen Kinde erzählt. Das Märchen der Heimat behütet den Schlaf der holden Bergliot in Paris, indem es erzählt: von Winter und Schnee, Frühjahr und Herdengeläut in Norwegen, von Fahrten im Schlitten von Dorf zu Dorf, von Vaters Politik, von Besuchen alter Freunde, wenn Kielland, der beleibte muntere Mann mit seiner dekorativen Weste kam, schwere Mengen gebratenen Schneehuhns, Wein und Apfelsinen vertilgte und von Witz und Munterkeit dampfte wie der geheizte Ofen von Wärme, von Neubauten am alten Hofe, „sie decken all das schicksalsreiche Erbe von Vätern und Müttern her bis zurück zur Kindheit unseres Volkes... Ich sehe auf die Hausparren wie auf die Rippen in einem Schicksalskörper, dem langen vielnamigen des Geschlechts", von Hochzeiten erzählt das Märchen und von vielen Sorgen. Die reichliche Naturalwirtschaft der Vorfahren war leider längst aus der Mode und Bergliots Gesangsunterricht in Paris kostete ein Heidengeld. Gar wunderlich klingen solche Noten und gar Literatenurteile und Redewendungen inmitten dieser Märchen aus dem Vaterland.

Und da jeder Brief nicht nur den Schreiber, sondern auch den Empfänger bezeichnet, steht, gleichwie des Riesenmannes treue Gestalt, auch die der Tochter da, aus gutem Geschlechte, gerade gewachsen und edler Art. So überliefert ein Band von Briefen eines Vaters an sein Kind zwei schöne Menschenbilder der fernen Zukunft. Es ist die Sprache der Riesen, die sagt: „Ein ganzes Leben lang immer unterliegen und dennoch ausharren, nicht nur selber, sondern auch alle zum Ausharren anfeuern, das ist mein Lebensideal. Das ist größer, als der größte Sieg . . . Und es ist die Weisheit eines Herzens, die spricht: „Das Herz muß geübt werden, mindestens ebenso wie der Geist und Charakter."

Otto Stoessl

Die Erweckung der Maria Carmen*

Brinkmanns Maria Carmen ist eine mexikanische Silbergrube. Da das Buch dem Leser als Schilderungen des Ingenieurs aus seiner Bergwerkszeit gegeben wird, könnte man in diesem Zusammenhang den irreführenden Romantiker tadeln, wenn nicht wirklich aus diesen „Schilderungen" ein erstaunlich schön gebauter Roman erstanden wäre. Die künst-

---

* Ludwig Brinkmann, Die Erweckung der Maria Carmen. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

lerische Form wächst über den gegenständlichen Inhalt hinaus und wird ein Roman von Kraft und Stoff, von tätiger Leidenschaft und vom Titanenkampf zwischen Wollen und Können.

Daher ist es vielleicht stofflich interessant, aber künstlerisch gleichgültig, daß die Maria Carmen eine mexikanische Silbergrube ist. Als Träger eines allgemein menschlichen Gedankens könnte sie ebensogut eine pietistische Gemeinde, ein Ehebruch, die französische Revolution oder sonst ein Falke sein, wenn auch die gesunde Kraft gerade dieses Skelettes dem Organismus eine schöne Harmonie gegeben haben mag. Man spricht von der „realen Grundlage"; diese Silbergrube, der böse Dämon der Romanfiguren, ist der gute des Dichters, sie hilft ihm mit ihrer Greifbarkeit (vielleicht ist sie dabei nur die Inkarnation einer Idee) das Ungreifbare zu fassen, und ist eine glückliche Verwirklichung des künstlerischen Realismus, ohne den Epik schwer denkbar ist. Sie gibt ihm die leichte Hand und den weiten Raum, den abstrakten Gedanken in konkretester Mannigfaltigkeit auszubreiten; ihre dämonische Wirklichkeit zwingt alle Dämonen der Idee in die Notwendigkeit ihres Daseins, und nur sie braucht zu endigen, damit das Lied ausklingt.

Mit dem Zusammenbruch einer tückischen Silbergrube, die von vornherein nichts getaugt, aber eine Anzahl Menschen zu höchster Kraft- und Intelligenzentfaltung angereizt hat, schließt dieser Roman. Die Silbergrube ersäuft, mit ihrem Tod wird der Trieb frei, den sie an sich fesselte, und lebt mit den Menschen und dem Menschlichen fort. Mit siegreichem Optimismus gleitet das Stück geformtes Leben in die Ewigkeit zurück, aus der es genommen ist, endet als Buch, lebt weiter als Lebenssinn und unzerstörbare Unendlichkeit.

Ich spreche nicht von der Handlung mit ihrem Zweig- und Blattwerk: sie wird sich dem Leser ergeben. Aber auf ein episches Kunstwerk hinweisen zu können, dessen Ansprüche, als Roman im besten Sinne des Begriffs zu gelten, der Autor selber bescheidentlich übersieht, das ist eine Freude, die nicht alle Tage wiederkommt. Wußte der Dichter nicht, daß seine Maria Carmen ein Roman ist, so stand er unter der Naturforderung, die eine letzte Erkenntnis seiner künstlerischen Leistung dem Schaffenden verschließt, damit der Genießer sie entdeckte. Entstand hier aus dem glücklichen Zusammenwirken von Inhalt und Form ein Kunstwerk über die Absicht des Schöpfers hinaus, so bleibt es doch das Kunstwerk. In der Weiterbildung seiner künstlerischen Disziplin seit den „Eroberern" (im gleichen Verlag), deren Schilderungen wie flotte Studien zu der „Maria Carmen" anmuten, liegt eine Gewähr für morgen und übermorgen.

Robert Schwerdtfeger

Japanische Tänze

Bernhard Kellermann hat als Nachlese seiner japanischen Reise ein reizendes Bändchen erscheinen lassen: „Japanische Tänze", bei Paul Cassirer. Es ist mit vielen lieblichen und anschaulichen Bildern von Karl Walser geschmückt, der die Reise mit ihm machte. Zwei sehr bildkräftige Naturen begegneten sich hier, Kellermann mehr nach dem Gefühl neigend, Walser mehr nach der Linie, aber beide sehr eingenommen von der fremden und großen Macht dieser exotischen Tänze, die sie bald im Teehaus, bald privatim zu sehen bekommen. Aus meinen Studien über Tanzliteratur weiß ich kein Werk, daß so künstlerisch und sinnlich die Tanzkunst eines entlegenen Volks schildert. Die beruflichen Ethnologen beschränken sich oft auf eine Beschreibung, aber Tänze kann man so wenig beschreiben wie Musik. Man gibt ihren Inhalt, deutet ihre Form an und malt das Milieu. So tut es Kellermann. Was er schreibt, ist eine Erzählung aus dem Osten, in die viele kleine Erzählungen

eingeschlossen sind, das sind die Tänze. Er schildert die Lokale und er schildert die Mädchen und ihre Umgebung. So sehen wir sie gleichsam leibhaftig, wir kennen sie, ehe sie tanzen, und kennen ihre Geschichte; wir sehen sie nicht maskiert, sondern sind Zuschauer, wie sie maskiert werden. Und die Tänze werden uns nicht analysiert, sondern vorgeführt. Wir sitzen da mit den Autoren aus Berlin und schäkern mit dem „kleinen Kerl", der „Einzigen", der „Glücklichen". Der Fremde beobachtet die Tänze, die meist einen volkstümlich mimischen Inhalt haben, Tanz des Fischerknaben, Tanz des Wäschebleichens, Dreiteufelstanz. Er merkt, daß von einem Realismus hier so wenig die Rede ist wie in der japanischen Kunst, sondern von einer Stilisierung des realistischen Augenblicks. Die Bewegungen, die etwas darstellen, werden angedeutet, für eine Schlacht genügt ein Fußstampfen, für eine Teufelsmaske zwei graziöse Finger über der Nase; es ist ein ganz schnelles Spiel flüchtiger Gesten, die nur dem Eingeweihten verständlich sind und von dem Fremden eine genauere Textkenntnis verlangen, als alle europäischen Programmmusiken. Man sieht darin das Alter der Konvention, die Kultur der mimischen Sprache. Wer weiß, ob ein Einheimischer nicht in diesen Stenographien des Tanzes eine Dekadenz entdeckt und in heftigen Schriften bekämpft. Der Europäer ist entzückt von der Anmut der Bewegungen, die eine Angelegenheit der Rasse, nicht der Kunst ist, und von der Poesie der Texte, die sich wundervoll in einem Buche nacherzählen lassen. Er findet nichts Zufälliges und Unwesentliches in diesen Tänzen, wie es unsere Tänze jetzt sind, er sieht in ihnen einen Teil einer ganzen Volksorganisation von Bewegung, einen Teil des allgemeinen Gottesdienstes und der häuslichen Arbeit. „Wenn du die feierlichen Zeremonien der Japaner beobachtest, ihre Verneigungen, das Reichen einer Schale, das Entgegennehmen eines Geschenkes; wenn du siehst, wie ein Japaner nur sitzt, ist nicht selbst das eine Art Tanz, ein stiller, gebundener Rhythmus, sagst du nicht zu dir: hier sitzt ein Tänzer?" Vielleicht hatten die Griechen so etwas wie diese allgemeine Bewegungskultur, vielleicht die Guterzogenen des achtzehnten Jahrhunderts, wir müssen sie heut in der Fremde suchen und sind glücklich, wenn von ihrer plastischen Musik etwas in den Stil des Buches übergehen kann, in dem wir sie nachzeichnen.

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Erziehung zur politischen Aktivität
von Samuel Saenger

„Es kommt zuweilen wie für den einzelnen Menschen, so für ein ganzes Volk ein Moment, wo es über sich selbst Gericht hält. Es wird ihm nämlich Gelegenheit gegeben, die Vergangenheit zu reparieren und sich der alten Sünden abzutun. Dann steht aber die Nemesis ihm zur linken Seite, und wehe ihm, wenn es nun noch nicht den rechten Weg einschlägt. So steht es jetzt mit Deutschland." Hebbel (Ende Mai 1848).

Wir wissen es längst: die Gewöhnung an die großen Zahlen der Statistik hat das Ohr auf die großen Worte und die Übertreibungen des Urteils eingestellt; und diese Vergewaltigung der Einsicht wird durch den (dummen oder künstlichen) Superlativismus des Ausdrucks, der das Erbübel der politischen Presse ist, noch gesteigert.

Nur so erklärt sich die staunende Überraschung, die der Ausfall der Wahlen zum Deutschen Reichstag im Januar 1912 sogar im Lager der ehrlich Unparteiischen hervorgerufen hat. Jeder weiß, welche groben Umstände den parlamentarischen Reflex der Wählerstimmung fälschen: die völlig veraltete Wahlkreiseinteilung; der groteske Stichwahlmodus, der die hohe Schule zur Verunsittlichung des Volkes genannt werden darf; endlich der ablenkende Einfluß der Regierungsstellen auf die Unselbständigen. Die ungefähre Stimmenverteilung auf die einzelnen Parteien aber wurde von vielen vorausgesagt, die Stimmungen und Strömungen kannten. Welchen Anlaß gab es sonst zum Staunen? War die große Linke geboren? An die große Linke von Bebel zu Bassermann ist der Glaube auch der Leichtgläubigen vorläufig nicht allzu stark; an die Einheitlichkeit so disparater deutscher Köpfe glaubt kein Deutscher leicht; und das Sinken der Mandatsziffer für den Liberalismus von 106 im Jahre 1907 auf 86 im Januar 1912 ist, trotz erheblichem Stimmenzuwachs, kein Faktum, bei dem man verweilt, weil es imponiert. Aber die hundertundzehn Sozialdemokraten, die erbarmungslose kompakte Verneinung der bisherigen Regierungsweisheit und des bisherigen Mehrheitswillens: sie imponierte und machte staunen. Einhundertundzehn Sozialdemokraten! Wie seltsam. Einundvierzig Jahre sind es her, seit der erste Sozialist in den Reichstag einzog; Bebel wars, der sich auf 102000 Gesinnungsgenossen stützte. Dann stieg die sozialistische

Säule unaufhaltsam; 9, 12, 9, 12, 24, 11, 35, 44, 56, 81, 43, 110 Mandate lesen wir von der Tabelle ab, wobei die geringeren Zwischenzahlen auf Ausnahmegesetze und bürgerliche Kartelle zurückzuführen sind (1878, 1887, 1907); auf künstliche Stauwerke also. Es gibt kaum ein Beispiel stetigeren Wachstums in der Geschichte. Die Anzahl der in Deutschland Wahlberechtigten stieg in den letzten fünf Jahren von 13 350 698 auf 14 441 777. Und fast der ganze Zuwachs floß diesmal der Sozialdemokratie zu, sie erhielt rund eine Million Stimmen mehr. Betrachtet man aber die Zuwachssteigerung in der Sozialdemokratie, ausgedrückt in den Prozentzahlen der auf sie entfallenden Stimmen, so bemerkt man wieder die verblüffende Stetigkeit im Wachstum: 10,12, 19,75, 23,28, 27,18, 31,81, 29,00, 34,82 in den Jahren von 1887 auf 1912; in der sonst stärksten Partei, dem Zentrum, sind inzwischen die entsprechenden Zahlen von 20,11 auf 16,67 gesunken. Wo ist da Grund zur Überraschung? Noch mehr: die Partei der Nichtwähler, die der bürgerliche Optimismus zu den antisozialistischen Reserven zählte, schrumpft beinahe automatisch zusammen: das deutsche Volk politisiert sich (1903 wählen 75,8%; 1912: 84,5%). Jeder Deutsche gerät, aus ökonomischen Ursachen, in die Speichen der politischen Maschine: ein unpolitisches Idyll zu leben ist im modernen Deutschland fast unmöglich. Schlag auf Schlag, mit der Eindringlichkeit eines dialektischen Prozesses, vollzieht sich die Entwickelung der Sozialdemokratie in Deutschland, nachdem die Hauptmasse der Wirtschaftsträger sich in kapitalistische Unternehmer und lohnempfangendes Proletariat gespalten hatte. Sie lebte Jahrzehnte hindurch im Halbdunkel des Bewußtseins; und solange dieses herrschte, flatterten auf den sozialistischen Parteizinnen ideologische Fahnen, wühlten in den Eingeweiden der Proletarier revolutionäre Gelüste, war ihr ökonomischer Wille mit unreifer Politik verquickt. Genau so lange war der Sozialismus eine Gefahr. Mit seinen hundertundzehn Mandaten, deren Inhaber den Revisionismus zum größten Teil im Herzen, wenn auch noch nicht auf der Zunge tragen, ist er eine schwere aber nicht undankbare und unlösbare Aufgabe für eine moderne Staatskunst, dir sich nicht vermessen wird, an ihm vorbei Geschichte zu machen.

Alle Schattierungen bürgerlicher Kartelle und Sammlung sind nunmehr durchlaufen, keine Möglichkeit blieb unversucht, die wirtschaftlichen und politischen Kreuzungen in der bürgerlichen Welt zu überbrücken: umsonst. Der „innere" Feind steht riesengroß vor uns. Wer nach persönlichen Schuldigen sucht, wird auf den Namen Bismarcks stoßen. In dieser selbigen bürgerlichen Welt, deren Einheitlichkeit man heute vergebens predigt, hat er den Kampf aller gegen alle entfacht. Man mußte oft glauben, daß Bismarcks Staatskunst diesen Kampf aller gegen alle wünschte, daß dieser

Kampf der Vater seiner politischen Produktivität war. Es wurde nicht auf Interessenausgleich, sondern auf Interessengegnerschaft hin regiert; und regiert wurde mit denen, die gegen Gewährung von Sondervorteilen (Zölle, indirekte Steuern, Bevorzugung im Heer-, Hof- und Verwaltungsdienst) geneigt waren, die Staatsnotwendigkeiten im geforderten Ausmaß zu gewähren. Was diese Staatsnotwendigkeiten waren, darüber stand nur der Regierung ein Urteil zu, — der Regierung, die allwissend und allmächtig zwar über den Parteien thronte, aber durch ihren Ursprung und die patriarchalisch-autokratische Richtung ihrer Staatsauffassung den Großagrariern und Großindustriellen nahe stand. Das Resultat waren nicht feindliche Brüderschaften, die doch das Gefühl einer tiefern Zusammengehörigkeit nie verlieren, sondern feindliche Gruppen, die wie blutsfremde Rassen einander die Existenzbedingungen streitig machten. Der Liberalismus wurde gedemütigt, dem Fortschritt der Makel der Reichsgefährlichkeit angeheftet, das Parlament zu einem Debattier- und Deklamationsklub degradiert. Der bürgerliche Individualismus, wo er sich in den alten Formen der liberalen Weltanschauung geltend machte und auf staatsbürgerliche Gleichberechtigung drang, war verfemt und gehöhnt. Die bittern Früchte dieser Erziehung zum Hader hat der dämonische Mann noch kurz vor seiner gewaltsamen politischen Entmündigung zu kosten bekommen: gegen den proletarischen Giganten, der sich gegen seinen Willen zu leben und zu wachsen vermaß, konnte er mit den Bürgerlichen keine einheitliche Schlachtordnung herstellen.

Ja, ihm war nie wohler, er war nie schöpferischer, nie erfinderischer, als in dem Spiel mit wechselnden Mehrheiten; die freundschaftliche Beziehung zu den Nationalliberalen bis 1876, die mit der Entfesselung der schönsten deutschen Energien parallel ging, die Politik in die Richtung der Persönlichkeitskultur trieb, den polizeikreatürlichen Untertanen langsam durch den Staatsbürger mit Selbstwürde und Mitbestimmungsanspruch verdrängte: sie blieb eine kalte, blutsfremde Episode in dem autokratischen Gemüt des eisernen Mannes, politisch von so vorübergehender Notwendigkeit wie die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts an die Wähler zum Reichstag des vorbereitenden Norddeutschen Bundes. Der charaktervolle Wille einer großen, kompakten Mehrheit, die Existenz einer fast nebengeordneten Großmacht war der Feind an sich, war der lästige Skorpion im eigenen Fleische; Meinungsverschiedenheiten in Zollfragen waren nur der äußerliche Anlaß zur Trennung. Man hat sich gewöhnt, alle diese Übergänge in Bismarcks „Behandlung" der Parlamente, in seiner parlamentarischen Taktik aus seiner Sorge um Erhaltung und Steigerung der staatlichen Machtorganisation abzuleiten: man grabe tiefer und sage, um das Epigonentum seiner Nachfolger bis auf den Fürsten Bülow zu verstehen: in dem Blute des Mannes, der ja auch mit ein paar unwirksamen Tropfen Professorensaftes behaftet war, wühlte

das ständische Vorurteil gegen die Ansprüche der Repräsentativverfassung. Das tragische Schlußkapitel in seinem Leben darf unser Urteil nicht irreführen, wir kämpfen ja noch im Schatten seiner Größe, wir haben kein Recht, diese als Analytiker zu genießen; als Wollende müssen wir endlich ihre unfrei machenden Fesseln abstreifen. Es ist so dumm wie unwürdig, einen großen Mann auch da zu bewundern, wo die Vorurteile seines Bluts das Genie erstickten. Und das geschah, als Bismarck, solange es noch Zeit war, die deutschen Parlamente verhinderte, wie in England die hohe Schule für die politische Begabung von Besitz und Bildung zu werden, nachdem ja doch einmal das moderne Preußen-Deutschland mit seinen frei flutenden Millionen gebildeter und zuchtvoller Arbeitsbienen aus dem Schema einer ostelbischen Gutswirtschaft herausgewachsen und gegen unübersehbare Scharen sich fühlender und ungestüm wollender Industrieproletarier die Methoden versagten, mit denen die Insten, Kätner und Deputanten in verkehrsfernen Naturallohnbezirken allenfalls noch in Räson zu halten sind. (Aber auch diese zeigten sich im Januar auffallend stark fortschrittlich infiziert und fielen, trotz aller Gebundenheit, politisch von den Herren ihrer Scholle ab.) Solange noch Zeit war: als seine Gedanken sich vom zeitbenagten Ständestaat dem proletarierbedrohten Bürgerstaat mit Repräsentativverfassung zuwandte, sah er schon den Klassenkampfstaat als fertiges Gebild aus dem Nebel treten. Ihm hinterher das Lebenslicht ausblasen zu wollen, mit Hilfe eines planvoll degradierten Parlamentarismus, unter Anrufung einer zerklüfteten bürgerlichen Gesellschaft, deren einzelne Teile systematisch als ungleichwertig behandelt wurden: das war gegen die Logik der Tatsachen. An ihnen zerschellte zuguterletzt der greisende Bismarck. An ihnen zerschellten erst recht — Sanctus Januarius hats von neuem bewiesen — die Sammelrufe ausstoßenden Epigonen. Doch halt — einer, ein einziger breitete die Flügel, um sich über die Schwächen des Titanen zu erheben: Bülow. Sprechen wir vom Fürsten Bülow.

Er ist mit den Worten causeur und Kosmopolit, Weltmann und Portofeuilletonist nicht erschöpft. Die Geschicklichkeiten, mit denen er die Galerie fesselte und die wurzelechten Inhaber preußischer Schwerfälligkeit und preußischen Sachernstes ärgerte, machen hinterher lächeln. Er gab so viel Diplomatie in gefälliger kleiner Münze täglich aus, daß man Anlaß hatte, seinen letzten Ernst zu bezweifeln und sich oft nach dem verzehrenden Feuer der politischen Leidenschaft zu sehnen, die den Staatsmann adelt, auch wenn er nicht von dem Wuchse Steins oder gar Bismarcks ist. Aber der Mann konnte bei allem dem politisch . . . beinahe richtig sehen. Er sah die drei großen Trennungslinien, die unsere Gesellschaft politisch zerschneiden. Er sah die konfessionelle Linie. Er sah die agrarisch-

konservative Linie, die das junkerliche Ostelbien mit seinen ständischen Überresten und Gebundenheiten vom modernen liberalisierenden oder bürgerlich demokratischen Deutschland abschnüren. Er sah die Klassenkampflinie, durch die sich das organisierte Proletariat aus theoretischer Befangenheit und vorgeblich unüberbrückbarer Gegensätzlichkeit von der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft schied. Die Vermischung von Politik und Religion im Zentrum war seiner Modernität zuwider. (Erster Fehler.) Mit einer Sozialdemokratie war nicht zu paktieren, solange sie den Staat als Machtorganisation leugnete, die Wehrforderungen ablehnte und die geläufigen Konventionen des Nationalsinns verhöhnte. Was übrig blieb, die Konservativen und die Liberalen sämtlicher Schattierungen, ließ sich, glaubte er, vereinigen und gegen die rote und die schwarze Gefahr mobilisieren. Er betrachtete, von je mit den wundervollen Typen freien Bürgertums im Auslande vertraut, mit der Persönlichkeitsgeltung, die in Westeuropa jedem polizeilich Unbescholtenen wie etwas Selbstverständliches zugestanden wird, mit dem Gefühl der Gleichwertigkeit, der alle Glieder der dortigen Gesellschaft durchdringt und ihren Verkehr miteinander so ästhetisch macht: er betrachtete die Kulturatmosphäre des Ostelbiertums, ihren Vorrechtsdünkel, ihre antiliberalen Stimmungen als einen grotesken Anachronismus und hielt sie einer politischen Modernisierung für fähig, — wenn ihr zollgeschützter Agrarismus wirtschaftlich unangetastet blieb. (Zweiter Fehler.) Bülow schaute auf unsere politische Verworrenheit aus der Perspektive des gebildeten Europäers und sagte sich, daß unser Parlamentarismus zunächst einmal der bürgerlichen Gesellschaft dienstbar gemacht werden müßte. Er wollte, des Schacherns und der wechselnden Mehrheiten müde, eine Mehrheitspartei nach englischem Muster. Er empfand eine politische Maschine, mit Parteien, die auf Kritik und Stimmenabzählen, nicht auf Verantwortlichkeit und konstruktive Politik gestellt sind, offenbar als unzeitgemäß. Man umschreibt diesen Gedankengang am besten mit dem Wort: Liberalisierung (oder Anglisierung) des deutschen Parlamentarismus, und darf annehmen, daß er in Bülows politischem Programm irgendwie eine Rolle spielte. Lückenlos wie einen Panzer und weit über den unmittelbarsten Aktionszwang hinausgreifend darf man dieses Programm sich ja nicht vorstellen; unsre realpolitischen Epigonen gleichen mit ihren Schubkästen kleiner Mittelchen, kleiner Abzahlungen, kleiner Beschönungspflästerchen, mit ihrer feigen Angst vor dem Übermorgen unsren gelehrten Alexandrinern mit ihren Zettelsäcken. Man darf nur sagen: zum erstenmal seit Jahrzehnten hörte man aus der Rede eines deutschen Staatsmannes westeuropäische Akzente. Das wüste und frivole Spiel mit dem Reichsverräter-Vorwurf gegen Millionen Deutscher, der aus Bismarcks Apotheke stammte, wurde seltener; und wenigstens bis zu den radikaleren Liberalen und den hohen Einkommenstufen der Kapitalisten-

schicht durften sich offiziell die brüderlich-nationalen Gefühle erstrecken. Das besitzende und gebildete Deutschland, das Publikum in der Mitte, die Partei der Nichtwähler horchte begeistert auf den Ton und begrüßte auch ihn schon als schöpferische Leistung. Das alles, die streichelnden Sammetpfötchen, der weichere Stimmklang, die moderne demokratische Gebärde: sie wirkten rattenfängerisch und verkündeten Leichtgläubigen — man war ja nicht verwöhnt — eine neue Ära. In der Tat: in allem dem steckte Originalität und es gehörte, ohne im engeren Sinne politisch zu sein, doch zu den Imponderabilien, die politisch wirkten. Gelang es also, die gesamte bürgerliche Gesellschaft zusammenzuschmeißen, so war die proletarische Bewegung mit parlamentarischen Mitteln in Schach zu halten und vielleicht sogar — wer weiß — zu nationalisieren, zu verbürgerlichen; und das Jonglieren mit wechselnden Mehrheiten und das Erschachern von Gesetz-Aborten hörte auf. So wuchs, in einem wesentlichen Punkte, der Epigone über den Meister; aber in der Ausführung seiner Idee triumphierte sein Dilettantismus. War nicht auch das Zentrum gut bürgerlich, und hatte man nicht jahrzehntelang die Reichsgeschäfte sozialpolitisch, finanzpolitisch, machtpolitisch sogar mit seiner Hilfe besorgt? Gewiß, die Stimmung war gegen die Katholiken und ein eisiger Hauch des Hasses wehte aus dem katholischen Süden auch in die nördlichen protestantischen Gebiete; sie war gegen die unmoderne und lästige Verquickung von Politik und Papismus gerichtet. Wollte Bülow das Schwergewicht seiner Arbeit auf Kulturpolitik legen, auf Trennung von Kirche und Staat etwa, auf Entkonfessionalisierung der Schule, dann war das Zentrum der Feind; aber dann war der Turm nicht mit preußischen Konservativen, sondern mit der gesamten Linken zu berennen. Hier hatte Bülows Rechnung ein (viel bemerktes) Loch; diese Dinge gehören vor die Einzellandtage. Sollte aber die Reichspolitik nach großen neuen Gesichtspunkten orientiert werden, so war der Kampf in Preußen aufzunehmen und zunächst, um den Terrorismus der mächtigen Partei zu brechen, das Preußische Parlament zu modernisieren. Doch diese Modernisierung lehnte Bülow ab, — weil jede Art Wahlreform in Preußen auch den Sozialisten zugute gekommen wäre; dem zweiten Feind, an dessen gesellschaftszerstörenden (!) Satanismus der kluge Westeuropäer zu glauben vorgab. Irrtum über Irrtum.

Der Irrtum größter aber, einen grotesken Wahn kann man ihn nennen, sproß aus seinem Glauben, die preußischen Konservativen, besser: ihr harter junkerlich-ostelbischer Kern, ließen sich liberalisieren. So nur läßt sich der Versuch erklären, sie mit den Liberalen und Fortschrittsleuten vor denselben Wagen zu spannen. Die Erfahrungen Bismarcks aus der Deklarantenzeit waren für Bülow umsonst. Ihrem wirtschaftlichen Agrarismus wollte er dienen, ihn sogar auch vor den wachsenden Freihandelsbedürfnissen von Bürger

und Bauer schützen (er war ja Dilettant im Ökonomischen); aber politisch, was die letzten Motive ihrer politischen Haltung und Orientierung betrifft, sollten sie ihm dienen, — nichts Geringeres verlangte er von ihnen. Ihre Gesinnungen, die so charaktervoll im Ständischen, im Polizeistaatlichen, in Kastengefühlen, im Militarismus, in dem Überlegenheitsgefühl der grundherrlich betriebenen Landwirtschaft vor der kaufmännisch geleiteten Stadtwirtschaft wurzeln, sollten sich also umkehren, ihre Instinkte sollten sie durch einen gewaltsamen Bewußtseinsakt wegwischen, nur damit durch die von Bülow beschlossene Paarung mit den Liberalen eine — Parlamentsmehrheit entstehen und die schiefe Ebene zur Demokratisierung der Verfassung beschritten werden könne. Die Erbschaftssteuer ist ja nur ein Strauchelstein auf dem Wege gewesen: selbst wenn guter Wille ihn beiseite geschoben hätte: der ganze Weg war nicht gangbar. So endete das bülowische Zwischenspiel in schrillsten Mißklängen und der Versuch einer parlamentarischen Mehrheitsbildung mußte von unten und von links her auf geschichtsnotwendiger Basis neu unternommen werden: gegen den natürlichen Bund rückwärts gewandter Gesinnungen und mächtiger Claninteressen. Nicht durch Belehrung, sondern durch Gewalt werden Claninteressen bezwungen.

Bülow war ein dämmernder Anfang. Er erkannte wenigstens, Pseudoagrarier der er war, die liberalistischen Ansprüche der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft an; die Gruppe Rießer stand ihm innerlich offenbar weit näher als die widerlich pöbelnde Dietrich Hahn-Gefolgschaft. Aber ist das heute noch, heute, nach sechzigjährigem Wüten des Kaufmannsgeistes, des Unternehmungsgeistes, der Marktgesinnung, der Materialisierung der Gesellschaft, eine schöpferische Einsicht? Wie bescheiden sind unsere Ansprüche an die leitenden Staatsmänner! Alle Zukünfte, denken sie, sind an das Gedeihen der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft gebunden; diese Erwerbsgesellschaft verträgt einige Aderlässe, einige Kontrolle zugunsten der Schwachen und Enterbten, sie darf mit soviel Staatssozialismus belastet werden, als nötig ist, um Lohnempfänger, Angestellte, die dumpfe und stumpfe Mittelmäßigkeit, die des Aufstiegs nicht fähig ist, lebens- und leistungsfähig zu erhalten und mit der Besitzverteilung und der Produktionstechnik auszusöhnen. Sie ist ferner den machtpolitischen Zwecken des Staates anzupassen, und das geschieht verhältnismäßig leicht, trotz Rüstungsschmerzen, weil Heer und Flotte dem Merkantilismus dienen und die nationale Ehre das Feigenblatt für die aus dem Handel entsprungenen Händel geworden ist. Das organisierte Proletariat widerspricht diesem (bequemen) Schema, es erwartet (in seinen helleren Köpfen) von der Entwicklung eine neue, „gerechtere" Wirtschaftsordnung, eine neue, gerechtere Gruppierung menschlicher Werte; eine Befreiung von der Entwürdigung durch Lohnsklaverei und Maschinendienst, eine Erdrosselung alles mehr-

wertverschlingenden Schmarotzertums, ein Freiwerden für den jedem aufgerüttelten menschlichen Wesen eingeborenen Individualisierungstrieb. Der Geist, der durch die großen sozialistischen Träumereien und Gedankenbauten fließt, ist, wer wollte es leugnen, in recht wenigen Genossen lebendig, und wenn man heute in den Gehirnfalten ihrer zahlreichen Führer nach dem Quantum Fourier oder Proudhon oder Owen oder Marx forschen wollte, das da abgelagert ist, so reichten zur Abschätzung gewiß Apothekergewichte aus. Aber wer ist blind genug, um nicht in diesen Massen, in diesem unendlich geschwächten, ausgeleerten, banalisierten Massenglauben trotz allem eine unabsehbare Zukunft, eine ungeheuere Kraft und — Kraftquelle aufgespeichert zu sehen? Zu sagen: Da ist der Feind, — der Feind aller Gesittung, der Vernichter aller bisherigen Arbeits- und Kulturwerte, ist eine zu bequeme Gedankenlosigkeit, als daß sie noch erlaubt sein dürfte. Das bedeutet in Deutschland, gegen ein volles und täglich anschwellendes Drittel des Volkes regieren, ihre Kräfte nicht nützen, ihren Anspruch nicht gelten lassen, ihren Geltungstrieb ersticken wollen. Keine Macht der Welt ist dazu imstande, weil es zu spät ist; weil sozialistische und demokratische Gefühls- und Gedankenelemente sich tief in die gesamte Volksseele hineingegraben haben, weil gestern noch fremde Vorstellungen: wie Recht auf Arbeit, Recht auf ein anständiges Existenzminimum, Recht der Gesellschaft auf steigenden Anteil an Mehrwert und Profitrate, Recht auf Bildung und Versorgung in Alter und Krankheit usw. heute Selbstverständlichkeiten sind und Bedürfnis und Phantasie einer mit Hochdruck seit der Reformation individualisierten Gemeinschaft unaufhörlich in der gleichen Richtung weiter treiben. Der Staat als Versorgungsanstalt ist vielleicht keine sehr beflügelnde Vorstellung; aber der Staat als Behälter für den liberalen Wirtschaftsgeist, den Kaufmannsgeist, für die respektlose Mobilität des Konkurrenzgeistes ist vielleicht auch keine erhabenere. Und der Wechsel war notwendig; der Wechsel von Kräfteentfesselung und Kräfteregulierung. Grundverkehrt aber ist es, das Walten des Kaufmannsgeistes für aristokratischer, für aristokratisierender anzusehen als den Werksinn des Arbeiters, der irgendwie schaffend im Produktionsprozeß steckt; ein Geist, dem bis in alle Ewigkeit die Eierschalen der Gewinn- und Verlustberechnung ankleben, aristokratisiert weder Haltung noch Gesinnung; erst nach geschehener und erfolgreicher Arbeit kann er und pflegt menschlich zu befreien und zu erhöhen: durch die sorgenlose Muse, die der sichere Besitz gibt. . . Also, um auf Bülow zurückzukommen: sein Block aller Bürgerlichen (aber er begnügte sich ja mit einer Dreiviertel Gemeinbürgerschaft) hätte ersprießlich gewirkt, wenn er ihn ausgesprochenermaßen als Erziehungs-, nicht als Unterdrückungsmittel einer ungebärdigen Sozialdemokratie hätte benutzen wollen; als Mittel, sie an ihre Pflicht zur Aktivität — im weiteren und höheren politischen Sinne — zu erinnern. Immer

mußte die Absicht auf das höchste Ziel eines modernen Staatsmannes gespannt sein: die Sozialdemokratie politisch produktiv zu machen; sie in einer wirksamen Arbeitsmehrheit mit einzubegreifen, in ihr die elementarsten Funktionen des Nationalsinnes zu beleben, und aus der machtverwaltenden Oberschicht den Gedanken zu jäten: als ob zwei feindliche Völker in demselben Hause ein normaler Zustand seien, mit dem glorreiche deutsche Geschichte zu machen wäre. Freilich, um diesen Schritt zu tun, zu dem sich das England schon vor Lloyd George entschlossen hat, muß man die Vorstellung des Staates als einer großbürgerlichen Erwerbsgesellschaft ihres Heiligenscheins entkleiden; muß man die Demokratie nicht als Krankheit noch Verhängnis, sondern als Aufgabe ansehen und die dumme Furcht vor dem Volke besiegen; muß man, gegen Widerstände aus allen Lagern, den Mut haben, Jakobiner von oben zu sein. An allen Wendepunkten der Geschichte stehen solche; England wurde in ununterbrochener Entwicklung von ihnen in die Höhe geführt, das stärkste aristokratische Zuchtblut kreiste oft in den großen Schuttwegräumern und Wegbahnern; Zärtlinge des Salons und der Bücherstube, die vor jedem starken Ruck und Druck des Volksempfindens und -willens erbleichen, sind in der Politik noch weniger produktiv als in der Kunst. Solche Jakobiner von oben hat auch Deutschland gehabt; und zwar vom allerstärksten Format. Stein und Hardenberg mit ihren Bürger und Bauern befreienden Edikten, um lange Jahre dem Zwange zur Tat vorauseilend (das agrarische Preußen lag noch im vorkapitalistischen Winterschlaf; die Bauernbefreiung und Gewerbefreiheit waren Blüten des vorrevolutionären Gedankenstromes), waren solche. Und auch an Bismarck darf man denken, den revolutionären Vollstrecker des Einheitstrebens, der das Legitimitätsprinzip mit Füßen trat und mit deutschen Fürstenkronen Kegel schob. Wir brauchen Jakobiner von oben, nicht zage Zitterer, die das Volk als den Feind denunzieren.

Aber sie melden sich nicht. Man zittert und ruft Finis Germaniae, weil einhundertzehn „Genossen" ins Reichshaus eingezogen sind, — zahme Haustiere, die aus Gewohnheit in atavistischen Rückfällen zwar noch mit den Zähnen fletschen, aber sonst ihre Herde mit vollendeter Gründlichkeit staatsbürgerlich diszipliniert haben. An die Unbequemlichkeiten ihrer Forderungen, ihrer Kontrolle, ihres Mitredenwollens hat sich die bürgerliche Erwerbsgesellschaft gewöhnt; ein feindliches Verhältnis, das sich organisieren läßt, ist, wenigstens grundsätzlich, keines mehr. Alle bürgerlichen Parteien haben mit ihnen paktiert, die Liberalen, die Demokraten, die Katholiken; die Konservativen haben ihnen im Januar, durch wohlberechnete Stimmenthaltung, mittelbar elf Mandate ausgeliefert. Das Privateigentum, das Erbrecht, die Wirtschaftstechnik der bürgerlichen Erwerbsgesellschaft hält nur

der für unmittelbar bedroht, der die Stimmung der Massen nicht kennt; die denken an eine Daseins- und Arbeitserleichterung mit Hilfe der ökonomischen Kategorien, die sie überall am Werke sieht und von denen nur theoretische Köpfe bei ihrer Entwicklungsanalyse abstrahieren können. Sie wollen ein neues Arbeitsrecht, das den Druck des vertrusteten Kapitals bricht. Sie sind Staatsbürger geworden; nun wollen sie, um in Naumanns Terminologie zu reden, aus Industrieuntertanen Industriebürger werden und die neue Arbeitsordnung mit bestimmen. Sie wollen in einem durch Versicherung der Privatangestellten gänzlich verbeamteten Volke ein neues Beamtenrecht, das den Bürger im Beamten nicht erdrosselt. Höhere Einkommen und Vermögen sind in den großen Militärstaaten nirgends mehr vor dem harten Griff des Staatssäckelmeister sicher; aber die Besitzenden und die Produktionsleiter sind noch stark genug, um das Tempo dieser Angriffe zu verlangsamen, und die Sozialisten haben lernen müssen, daß die kapitalistische Wirtschaft noch so lange entwicklungsfähig ist, als es Märkte und Rohstoffgebiete mit billiger Arbeit zu erobern gibt. Sie haben in Deutschland nun die goldene Gelegenheit, sich zur Aktivität zu erziehen, aus dem Sumpf kläffender Anklagen sich in die fruchtbare Atmosphäre nützlicher politischer Kompromisse zu erheben und die tiefe Bedeutung des Nationalsinnes zu begreifen, ohne dessen zusammenfassende Zucht die menschliche Geschichte immer nur das Bild eines Taumelns zwischen Zwang und Anarchie, nie das einer gebundenen kulturgesättigten Freiheit bot. Lebte heute ein Ferdinand Lassalle, er machte gewiß dem deutschen Sozialismus den Weg zu solcher nationalen Demokratie gangbar.

Der nackte Mann
Roman von Emil Strauß

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel

Der Apotheker Michael Grieninger, seine Mutter und seine Braut Pele waren in dem steinernen Gartenhäuschen des großen Gartens im Schlappergäßlein vor dem Brötzinger Tor. Sie saßen bei offener Tür in dem dunklen kühlen Erdgeschoß, das einem Keller glich, zur Aufbewahrung der Geräte, zur vorläufigen Aufschüttung der Früchte und Kräuter und zu allerlei Arbeiten diente, auch einen Kochherd und die Treppe zu dem darübergelegenen luftigen und sonnigen Gartensälchen enthielt. Auf dem Boden standen Körbe und Körbchen voller Äpfel, Birnen und Himbeeren, auf dem Tisch ein steinerner Mostkrug, ein paar Holzbecher, ein irdener Teller mit einem Brotrest und ein zweiter mit Birnenstielen, Pflaumensteinen und Apfelbutzen.

Die drei saßen ausruhsam zurückgelehnt da, die Frauen in hellen Waschkleidern, mit gelüfteten Hälsen, der Mann in Hemdsärmeln. Ihre Gesichter waren immer noch gerötet von der Arbeit in der Sonne, und das Blau und Grau ihrer Augen leuchtete noch einmal so stark; sie blickten aus dem kühlen Schatten durch das weite Tor hinaus auf die sonnigen Beete, in das Farbenspiel der Blumenrabatten, in die fruchtbeladenen Bäume, die so still standen, daß die Glanzlichter der Blätter wie Brennspiegel aus dem dunkelgrünen Laub herausstachen; sie plauderten über die Ernte, über das Einkochen und Aufbewahren der Früchte und horchten manchmal still auf den Kinderlärm in den Nachbargärten.

„Die haben gut vergnügt sein!" murmelte der Apotheker lächelnd.

Pele nickte und horchte, mit träumenden Augen.

Die Mutter aber, die Michels Lächeln empfand, fragte: „Wieso?"

„O," erwiderte er, „weil sie halt schon da sind! — weil ihre Eltern aufgeboten und getraut, und sie selber getauft und in Genuß aller ihrem Alter entsprechenden Heilswahrheiten gesetzt sind, eh es dem Markgrafen oder seinen Räten einfiel, uns den christlichen Brotkorb hochzuhängen."

„Aber, aber!" mahnte Pele, „du sollst nicht über ernste Dinge spöttisch reden!"

„Ich werde bei nächster Gelegenheit über spöttliche Dinge ernst reden, dann gleicht sichs aus. Übrigens rede ich ernst: drei Wochen schon schmachten und bangen wir nach geistlichem Beistand! Seit drei Wochen keine Predigt, kein Aufgebot, keine Trauung, keine Taufe, kein Begräbnis! Die ältesten Kopfwackler hüten sich, zu sterben, der Doktor Müller wagt kein kräftiges Tränklein mehr zu verschreiben, aus Angst, er brachte einen ohne Segen ins Grab!"

„Es sind genug gestorben!" warf Pele mit verweisendem Stirnrunzeln ein. „Der alte Lötterlein, der Hans Frauenpreis".

„Ja, diese gottlosen Schwartenhälse," rief Michel schmunzelnd, „die haben natürlich die Gelegenheit benutzt und sich gedrückt! Die haben schon immer gesungen:

‚Viel lieber ist mir das Pumperleinpum
als aller Pfaffen Gebrumm!'

Aber all die andern, jung und alt, groß und klein, der ganze Käs'! — Nun der Rat Sigwart wirds ja triumphierend nach der Karlsburg vermelden, daß die Stadt wie Hagars Sohn in der Wüste verschmachtend auf dem Bauche liegt und mit der Zunge im Sand wühlt! Und ich wollte ja zu dem ganzen Elend noch gar nichts sagen, wenn es nicht mir selbst an den Bindriemen ginge! Ist das eine Art, daß ein ordnungsliebender Bürger wie ich nicht ordnungsgemäß heiraten kann! Morgen müßten wir aufgeboten werden."

„Es geschieht dir ganz recht!" versetzte Pele mit krampfhaftem Kopfnicken und Stirnrunzeln. „Du gehörst auch zu denen, die nicht wollen. Spür du nur, wie es tut! Wenn der ehrbare Rat Rat annähme, hätten wir längst wieder Pfarrer. Warum wollt ihr nicht reformierte? Sie sind so gut wie die lutherischen."

„Weil wir halt nicht wollen! Wenn wir wollten, so hätten wir nicht auf den Wunsch des Herrn Markgrafen und des Herrn von Münster gewartet!"

„Ihr werdet sie jetzt doch nehmen müssen!" erwiderte Pele hartnäckig. „Die Leute halten es nicht mehr lange so aus, die brauchen eine Kirche und einen Pfarrer: sonst wäre nicht gestern die ganze Stadt auf den Kirchhof gelaufen, wo der Advokat Ebertz sein Kind beerdigt und am Grab gesprochen hat. Wenn sie schon so weit sind, daß sie das für eine Predigt nehmen, dann werden sie Gott sei Dank sagen, wenn ein reformierter Prediger kommt!"

„Holla, holla!" sagte Michel.

„Warum warst du nicht auch auf dem Kirchhof, Pele?" fragte die alte Frau, die bisher stillvergnügt zugehört hatte. „Es war sehr schön. Kein Pfarrer hätte es besser machen können."

„Nein!" lehnte Pele die Zumutung kurz ab. „Ebertz, der ist auch so ein Hetzer!"

„Kein Hetzer!" entgegnete ruhig die alte Frau. „Er ist gut lutherisch und will sich zu nichts anderm zwingen lassen. Das ist recht. Er hat auch ganz ruhig über das Kind gesprochen, das nur acht Tage gelebt und von seinem Vater die Nottaufe bekommen hat und nun auch von ihm beerdigt worden ist. Er hat die Leute durchaus nicht aufgereizt, sondern beruhigt und auf ihren Glauben verwiesen. Er hat ihnen gesagt, daß diese Zeit eine Probe ihres Gottvertrauens und ihrer christlichen Nächstenliebe sei, und daß

sie die Probe nur durch Friedfertigkeit und Standhaftigkeit bestehen könnten. Viel Leute baten ihn nachher, er möchte doch öfter Gelegenheit finden, zu ihnen zu sprechen."

„Wie wärs, Pele," fragte Michel mit unterdrücktem Lächeln, „wie wärs, wenn wir uns von Doktor Ebertz die Nottrauung geben ließen?"

Das Mädchen hätte gerne gelacht, war aber durch den Widerspruch der andern gereizt und verletzt, sie wollte nicht mehr mitmachen, erhob sich mit unbewegter Miene, sagte mit sanft zurückweisender Stimme:

„Nein!" und nahm den Teller mit dem Abfall, um ihn zu leeren.

Michel trat zu ihr, legte die Hand auf ihren Arm und sagte:

„Schatz, versteh mich auch recht! Wir geben natürlich, sobald deine reformierten Prädikanten da sind, unsere Nottrauung bei ihnen in Reparatur!"

Nun mußte sie doch lachen und rief:

„Und so einen Taugenichts soll ich heiraten!"

„Ja, das mußt du!" sagte er und sah ihr ernst in die Augen. „Unbedingt! Du kannst ein gutes Werk an ihm tun!"

Sein ernster Ton tat ihr wohl, sie nickte ihm mit warmen Blicken zu und sprach lächelnd: „Darum ist mirs auch zu tun! nur darum!"

Sie ergriff seine Hand und zog ihn mit hinaus. Er raffte mit der freien Hand eine Gießkanne auf und wandelte mit Pele den Mittelweg hinab zum Mühlkanal, der die untere Gartenmauer bespülte. Durch eine Lücke in der Mauer führten acht bis zehn Stufen hinab ins Wasser. Unwillkürlich setzten beide zugleich, Pele rechts ihren Teller, Michel links seine Gieskanne auf der Treppenwange ab und stiegen hinunter, bis sie auf der Stufe standen, die nur selten durch einen stärkeren Schwall erreicht und eben noch feucht gehalten wurde. Sie neigten sich vor und blickten den Bach hinauf, bis wo er sich rauschend durch das Gatter der Stadtmauer hereindrängte, und hinab, bis er sich auf dem Weg zur Zwingelmühle unter der Vorstadtbrücke verlor. Sie schauten über die Gärten und Zimmerplätze des gegenüberliegenden Ufers auf den Wehrgang der Stadtmauer und auf die darüberragende Waldhöhe, die, von der niedergleitenden Sonne überstrahlt, in hellblauem Dunste stand. Sie netzten die Spitzen ihrer Stiefel in dem klaren Wasser, das über unzählige bunte Scherben dahineilt.

Michel drückte auf Peles Arm und sprach:

„Komm, setzen wir uns!" und sie setzten sich.

Und als sie sich rechts und links von Mauern, hinten von den Stufen und vorn vom Wasser eingeengt wie in einem heimlichen Kämmerlein fanden, da legte der Ratsherr Grieninger den Arm um Pele und zog sie an sich und küßte sie. Dann blickte er sich um, ob auch nicht die Mutter zusähe, und stand auf, ob sie auch nicht den Weg herkäme, und neigte sich vor und forschte nach rechts und links, ob niemand jenseits des Baches nahe,

dann setzte er sich wieder zu ihr, zog sie an sich und schaute ihr ins Gesicht. Und wie ein jedes in den Zügen des andern die Spuren davon sah, daß die Jugendblüte dahin sei, da ward es wehmütig gerührt und nun auch des eigenen Alters bewußt, und im Gefühle von Verlust und Schuld, in Bangen nach Trost und Vergütung umarmten und küßten sie sich mit schmerzlicher Innigkeit, hingegeben und dankbar.

Dann streckte er wieder den Kopf vor und in die Höhe und lugte nach der Sicherheit aus, und Pele sprach, seine Hand drückend:

„Wir sind rechte Kindsköpfe!"

„Man muß alles nachholen!" erwiderte er, „das Leben schenkt einem nichts."

„Nun — diese Pflicht läßt sich ertragen," meinte sie.

Sie sprachen und erzählten sich allerlei Kleinigkeiten, die ihrem Herzen so wichtig waren, daß sie vor der Mutter nicht davon reden konnten, und wurden endlich doch durch die langsam nahenden Schritte der alten Frau aufgeschreckt. Sie blieben Hand in Hand sitzen und blickten nur beide, einander zugewandt, nach ihr um, so daß die Sonne, zwischen ihnen durchscheinend, ihre Wangen beleuchtete und ihr Haar durchgleißte.

„Nun —" sagte die Mutter, „ihr habt es schön hier!"

„Ja, Mutter," erwiderte Michel, „wir habens wirklich schön hier. Kein Wunder, daß wir alles liegen und stehen lassen und vergessen!"

Sie standen auf, Pele leerte ihre Abfallteller auf den Haufen, Michel füllte seine Kanne und ging zu seinen Beeten. Und während er noch vielmal zum Wasser wieder zurücklief, richtete das Mädchen mit hausfraulicher Freude, was sie an Obst und Gemüse mit nach Hause tragen wollte, in den Hängkorb. Damit fertig und zufrieden, sah sie sich nach der künftigen Schwiegermutter um und fand sie an den Rabatten hingehend und einen Blumenstrauß bindend. Sie empfand eine kleine Eifersucht, es kränkte sie, daß sie damit nicht zuvorgekommen sei; aber gleich war sie wieder gestimmt, als die alte Frau sagte:

„Sieh, wie gut es mir geht! Nun hab ich doch wieder eine Tochter, die mir das Geschäft abnimmt, und ich kann Blumen pflücken."

Der Apotheker war bald auch mit Gießen fertig, er zog sich an und trat zu den Frauen:

„Können wir gehen? Es ist Samstag, und da gibt es immer noch zu tun vor Feierabend. Wenn der Jakob den Hof und die Gasse gefegt hat, kann er noch mit dem Karren heraus und die vollen Körbe holen."

Die Frauen nahmen jede ihren Hängkorb, und Michel schloß das Gartenhaus ab. Sie durchquerten den Garten und traten durch das Mauerpförtlein hinaus auf die Schlappergasse, die vom Bach herauf von Gärten eingefaßt war und nur am oberen Ende einige Gebäude zeigte. Langsam schritten sie im Schatten der Mauern hinauf gegen die Häuser der Vorstadt.

Da erschienen auf der Vorstadtstraße von links nach rechts ziehend, mit

kurzklappenden, tänzelnden Schritten zwei schneeweiße vornehmgeschirrte Wagenpferde und hinter ihnen noch zwei ebenso weiße, ebenso geschirrte, ebenso tänzelnde und trappelnde Pferde und dahinter ein großer markgräflicher Reisewagen und darin drei schwarzgekleidete Herren mit Spitzbärten und auf dem bevorzugten Platz ein vornehm gekleideter Mann mit gezwungen ernster Miene. Der Apotheker und die Frauen blieben noch in der Schlappergasse stehen und sahen zu, wie das Gefährt im schrägliegenden Schatten des linken Eckhauses klarfarbig und heiter vorbeistolzierte.

„Aha!" brummte der Apotheker und spähte unter den herabgedrückten Brauen nach den Gesichtern der Insassen.

„Ist das nicht der Herr von Peblitz, der Statthalter?" fragte die Mutter, als der Wagen vorbei war und nur noch ein bunter Schweif von Weibern und Kindern hinterdreinzottelte.

„Das ist der Statthalter!" erwiderte der Sohn, „und er bringt der Pele ihre drei ersehnten kalvinischen Prädikanten! — Sie werden zum Grabentor hinausfahren und oben herum ins Schloß."

„Schöne Pferdchen!" sprach Pele.

Wie sie aber nach rechts ums Eck biegend den Wagen wieder zu Gesicht bekamen, da fuhr er doch nicht links hinauf zum Grabentor, sondern gradeswegs aufs Brötzinger Tor zu, das die Vorstadt von der Stadt schied. Und aus den drei Zipfeln der Vorstadt rannten die Neugierigen zusammen, sahen und blieben schwatzend stehen oder trottelten des weiteren gewärtig in gemessener Entfernung hinter dem langsam dahintrappelnden Gefährte drein.

Dieses rollte die Brötzinger Gasse hin, die schon ganz voll Schatten lag und nur noch mit ihren hohen Giebeln in das Sonnenlicht reichte. Die trippelnden und abgleitenden Hufe der vier Rößlein und die über das Pflaster holpernden Räder erfüllten die enge Gasse mit so dröhnendem und schmetterndem Lärm, daß alle, die in den Häusern waren, an die Fenster und unter die Tür kamen. Mancher Bürger wandte sich mit einem derben Worte wieder ab, Weiber und Kinder aber ließen sich die Schaulust nicht verkümmern. Ging es an einem Herrschaftshause vorbei, so lehnte sich der Statthalter aus dem Wagen und grüßte höflich hinauf, die Grüße der Bürgersleute erwiderte er mit unbeirrbar ernstem Kopfnicken. Plötzlich hielten die Pferde mit einem Ruck und vermehrtem Getrappel an: wo die Scheuerngasse rechts hinabzweigt, hatten sich zwei Stoßkarren ineinander verfahren und sperrten die Bahn, während die Karrenschieber voreinander standen und um die Wette schimpften. Der Wagen des Statthalters hielt gerade, wo links die platzartig breite Zufahrt zum alten Barfüßerkloster hinaufführte und von den besonnten Wipfeln des Barfüßergartens eine Fülle von freundlichem Licht in den Schatten der Brötzinger Gasse herabfluten ließ. Auf dem Rande des großen Laufbrunnens hart neben der Ecke stand mit

gespreizten Beinen ein kleiner Flachskopf, die Hand an der Mündung des Brunnenrohrs. Er vergnügte sich damit, seine Spielkameraden zu spritzen, indem er das Brunnenrohr soweit zuhielt, daß nur ein dünner, aber heftiger und leicht lenkbarer Strahl neben dem Finger herausschnellte, da kamen die vier Schimmel mit dem Wagen angetänzelt, und der Bub starrte wie jedermann auf das prächtige Gespann. Gleich aber merkte der Kleine die herrliche Gelegenheit, die gaffenden Kameraden zu überraschen, er drückte wieder den Daumen vor das Brunnenrohr, zielte jedoch falsch, und ein jäher Strahl klatschte dem nächststehenden Schimmel über Kopf und Hals, so daß er aufbäumte, soweit das Geschirr es zuließ, niederstampfte und wieder aufbäumte und alle andern Pferde scheu machte. Das Büblein war vor Schreck zurückgefahren, von dem glitschigen Brunnenrand geglitten und in dem großen tiefen Brunnenbecken verschwunden. Während der Kutscher zu tun hatte, die Tiere zu beruhigen, und die Karrenschieber vor den scheuenden Pferden endlich geraten fanden, auf weitere Betätigung ihrer Macht über die Verkehrswege zu verzichten, tauchte der Bub aus dem Brunnen wieder auf, strich das Haar aus den Augen, schnob und spuckte, blieb aber dem Hohngebrüll seiner Kameraden zum Trotz im Wasser stehen, legte die Arme auf den Brunnenrand und sah zu, wie der Wagen des Statthalters endlich langsam abzog.

Der Apotheker, seine Mutter und Braut hatten, so gemächlich sie auch wandelten, den weißbespannten Wagen nun doch überholt und gingen vor ihm hin. Manchmal wurden sie angehalten und ein Bürgersmann sagte, mit einem Ruck des Kopfes nach dem Wagen weisend:

„Hm, was meinst?"

Mancher andere aber, der den Apotheker nicht für sicher und scharf genug im Glauben hielt, wich ihm aus und schaute beiseit. So kamen sie zum Marktplatz, der sich rechts vom Straßenzug tief und breit hinunterdehnte, während links die steile Straße zum Schloß hinaufbog.

„Will doch sehen, ob sie auch den Schloßberg so hinauftänzeln!" sagte der Apotheker und ging, statt gleich rechts hinunter zur Apotheke, vor bis zum oberen Marktbrunnen mit dem Steinbilde des Markgrafen Ernst.

Nein, die Pferde ließen ihren spielenden, geräuschvollen Trab, sie legten sich ins Geschirr, senkten die Köpfe, daß die Mähnen vorfielen, hieben die Schärfen ihrer Hufen hart in den Boden ein und arbeiteten sich mit dem schweren Wagen streng bergan, so daß es eine Lust war, zu sehen, wie an den Schenkeln, an Brust und Hinterbacken die Sehnen, Muskelstränge und Muskelknollen unter dem prallen weißen Fell hurtig hin- und herquollen.

Der Statthalter von Peblitz bog sich währenddem wieder aus dem Wagen und spähte grußbereit nach dem Eckhause, wo die liebliche jungverwitwete Freifrau von Menzingen zu sitzen pflegte: und sie saß auch da im

offenen Fenster, aber sie schaute unbeweglich nach der andern Seite. Da runzelte der Statthalter ärgerlich die Brauen, setzte sich in den Wagen zurück und übersah nun seinerseits den Gruß, der ihm von dem weißhaarigen Alt-Peter Gößlin zugedacht war. Dieser alte Herr hatte auf die erste ungenaue Kunde hin befürchtet, sein eigener Sohn, der Hauptmann Leuprant Gößlin käme mit den Geistlichen angefahren. Übermannt von altem Zorn auf den Hungerleider, der seinen Herrendienst dem angeerbten Stand und Reichtum vorzog, und in unversöhnlicher Gegnerschaft gegen Kalvinismus und fürstliche Übergriffe, war sein heißes Herz bereit, den sonst geliebten Sohn feindlich zu empfangen. Von Erregung bebend war er an der Ecke des Schloßbergs stehen geblieben und stützte sich mit beiden Händen auf das vorgestemmte Rohr, das er dem Einziehenden zur Absage entgegenzuhalten gedachte. Als dann des Statthalters Name genannt wurde, da atmete der leidenschaftliche Alte befreit auf, und seine Augen leuchteten. Er blieb, er richtete sich auf, er klopfte sich mit den Handschuhen die Stäubchen von Brust und Ärmel der stets tadellosen Gewandung und begrüßte dann die vorbeifahrenden Herren mit spöttischem Lächeln und mit langsam in weitem Bogen geschwungenem Hute. Peblitz beachtete ihn nicht; ein rotbärtiger Geistlicher aber neigte sich aus dem Wagen und blickte prüfend nach dem weißhaarigen, rotköpfigen alten Herrn zurück.

Die Hufe der Pferde hämmerten, der Wagen rollte schwer bergan dem Bogen des unteren Schloßtores zu.

Der Apotheker und die Frauen wandten sich nach dem Markte zurück und grüßten ehrerbietig zu der Frau von Menzingen hinauf, die freundlich dankend der alten Frau zurief:

„Jetzt wird es ernst werden, Frau Grieningern!“

„'s war schon an der Zeit, gnädige Frau! Sie kommen ja aber mit vier unschuldsweißen Rößlein — und alle vier strümpfig!“

Die Frau im Fenster nickte bedenklich, und die drei unten gingen ihres Weges, während immer noch aufgeregte Leute den Markt herauf an ihnen vorbei und dem Wagen nachliefen. Am Gasthaus zum Adler aber, nur wenige Schritte vor der Apotheke, rief plötzlich eine kräftige Stimme zum Fenster heraus:

„Prost, Grieninger!“

Dieser ließ seine Mutter und Braut vorausgehen und trat an das Fenster zu einem Mann im geistlichen Gewande, der ihm mit schon etwas flackernden Augen zulachte, mit der Rechten das volle Glas anbot und mit der Linken den langen spitzen braunen Bart strich. Der Apotheker tat Bescheid und fragte dann lachend:

„Wo weht denn dich der Teufel her?“

„Bsst!“ machte der Geistliche, „Teufel ist Majestätsbeleidigung!“

„So, so!" rief Grieninger. „Da gehörst du auch noch zu den dreien, die eben den Schloßberg hinaufrumpeln?"

„Ich soll sie bloß investieren."

„Und bist so klug, den Festwein gleich vorweg zu trinken —? das hat was für sich!" Er lachte.

„Ein guter Wein hat immer was für sich!" erwiderte der Pfarrer, „Und so einen Affenthaler —" er nahm bedächtig saugend einen Schluck und schwenkte sich richtig den Mund damit, „so einen Affenthaler kriegt man bei uns nicht zu beißen! — Was ist übrigens? Red einmal ein gescheutes Wort, du weißt ja Bescheid: seid ihr mürb? seid ihr in euch gegangen? seid ihr bereit, das reine Wort Gottes anzunehmen?"

„Ob wir mürbe sind — —?" wiederholte der Apotheker nachdenklich blickend, dann setzte er rasch hinzu: „Ob wir mürb sind! rösch! sag ich dir; knusperig! bröselig! Wir schmachten, sag ich dir!" Er nahm ihm nochmals das Glas weg und tat einen Schluck: „Wir haben alle Öl auf der Ampel! und das hochzeitliche Gewand hängt schon für morgen auf der Stuhllehne."

„Nun —" sagte der Geistliche, der dem Ton Grieningers nicht so ganz traute, — „nun, wir werden morgen ja sehen! Freilich, was wollt ihr denn machen, ihre Dickköpfe!"

„Eben!" erwiderte Michel. „Übrigens — vergiß nicht, mich morgen mit Pela Breitschwert aufzubieten! Ich warte schon drei Wochen, daß ihr das Geschäft wieder auftut!"

„Wirklich —?" rief der Pfarrer, blickte ihn gerührt an und schüttelte ihm endlos die Hand. „Freut mich, freut mich, alter Kunde! — Aber hör, das wollen wir morgen abend begießen! Das soll dich teuer zu stehen kommen."

„Also — morgen!" sagte der Apotheker und verabschiedete sich nun rasch.

Der Superintendent Hoppius blieb sitzen und schaute mit heiteren Augen über den Markt. Die Leute hatten ihre Neugier fürs erste gestillt, trotteten wieder den Platz herab und verteilten sich hurtig in die abführenden Gassen, um die Neuigkeit heimzubringen und möglichst rasch Feierabend zu machen. Diese Aufregung erfreute den Geistlichen, der sich mit als Urheber fühlte, und er ließ sich den Wein noch einmal so gut schmecken. Er war sonst ein überzeugter Kalvinist, jetzt aber gerade nicht in der Stimmung, irgend etwas ohne Not schwer zu nehmen, er empfand die Aufregung der Leute als Bestürztheit und Hilflosigkeit, lächelte darüber in süßem Machtgefühl und dachte: nun, wir wollen es morgen gnädig machen! wir wollen ihnen recht sanft und liebevoll die Köpfe waschen, ihre viereckigen Dickschädel!

Während er aber so, die Hand am Weinglas, vor sich hin sinnierte, ent-

ging ihm, daß die drei neuangekommenen Prädikanten würdigen Schrittes schon auf der andern Seite des Marktes abwärts wandelten, und erst kurz, ehe sie in die Ochsengasse einbogen, ward er ihrer noch gewahr. Er fuhr unwillkürlich empor, sie anzurufen, hielt aber wieder ein und brummte:

„Was! Die sollen zu mir kommen!" Er setzte sich wieder und nahm einen Schluck, um die ärgerliche Aufwallung wegzuschwemmen. Und die Verstimmung dauerte auch nicht lange. Woher sollten die Amtsbrüder denn wissen, daß er da sei? — Ausgehungert von seiner Reise hatte er an nichts als ein gutes Essen gedacht und dann über dem Affenthaler vollends vergessen, seine Ankunft nach dem Schloß melden zu lassen. Übrigens ganz gut: um so länger war er sein eigener Herr!

Die drei gingen jetzt gewiß ihre Kirchen ansehen, wo sie morgen eingeführt werden und predigen sollten. Natürlich! Aber er hatte das nicht nötig; er hatte schon in allerlei Kirchen geredet, kleinen und großen, in guten, wo es eine Wonne war, sich zu hören, und in vertrackten, wo einem das Wort klanglos vom Munde fiel wie in einen Sack hinein, oder gar von allen Seiten schmetternd zurückkam, daß man schier des Teufels wurde. Er mußte lachen, indem er an allerlei ausgestandene Predigtängste dachte, und stellte sein Glas vergnügt aufpochend auf den Tisch.

Aber daß drei Kollegen in der Nähe waren, mit denen er sich ein wenig ausfreuen und ausschimpfen und auch einmal wieder rechtschaffen fachsimpeln konnte, das ließ ihm doch keine Ruhe. Er trank seinen Wein aus, strich seine Kleider zurecht, warf das Mäntelchen um und überquerte mit würdigen großen Schritten den Markt. Daß ihn niemand grüßte, nahm er weiter nicht krumm, er zog nur manchmal lächelnd den langen, spitzen Bart mit der langsam darüberfahrenden Linken noch länger.

Als er zur Stadtkirche kam, waren die Kollegen von der verschlossenen Kirche und der ebenso verschlossenen Meßnerwohnung wieder abgezogen und der Altstädter Kirche zu weitergegangen. Eben trat der Meßner, der sich versteckt gehalten hatte, zur Kirchentür, versuchte die Klinke und schaute profitlich nickend nach rechts und links: plötzlich noch einen Geistlichen erblickend, wollte er sich sachte wieder verziehen; der Superintendent aber stellte ihn und befahl ihm, der von den andern Herren nichts wissen wollte, die Kirche aufzuschließen.

Mit Kennerblicken musternd umwandelte der Prädikant den Kirchenraum, während der Meßner ihm mißtrauisch auf den Fersen blieb. Als er zum Altar kam, trat er die Stufen hinauf, drehte sich um und ließ den Blick durchs Schiff wandern, als habe er eine Gemeinde vor sich.

„Meßner, geh an das andere Ende!" gebot er „und sage mir, wie es klingt!" Der Diener ging zögernd. Dann hub der Superintendent mit mäßiger Stimmkraft langsam an:

„Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz —"

„Hm —?" machte der Meßner und hob ihm mit langgestrecktem Hals das Ohr entgegen.

„Schaffe in uns, Gott, —" sprach der Superintendent stärker.

„Was soll ich —?" fragte der Meßner mit dummem Gesicht.

„Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz —" donnerte der Geistliche, daß die Gewölbe dröhnten.

„So — so ists recht, Herr Pfarrer!" rief der Meßner und eilte wieder zu ihm hin.

„Nicht so einfach!" sagte der Prädikant, „gar nicht so einfach! Da will ichs doch auch von der Kanzel versuchen! Aber — es sind gewiß noch Chorröcke in der Sakristei — gib mir mal einen Chorrock von meinem Amtsbruder Ungerer! wir haben bereits eine Größe. Ich will gleich sehen, wie man sich oben bewegen kann; sonst bleibt man unversehens irgendwo mit dem Ärmel hängen, und das ist sehr störend während der Andacht."

„Ein Chorrock —? Ja, — ein Chorrock ist schon noch da; aber — —"

„Raus damit! Flink! Her!"

„Nein — nein — nein — der Herr Superintendent hat mir ein für allemal hoch und heilig verboten, seinen Chorrock zu verleihen. Das gibts nicht bei uns — 's ist auch ein lutherischer Chorrock!"

„Zur Probe tät ers schon!" meinte der Geistliche.

„Ha — s Mäntele tuts am End auch!" tröstete der Meßner mit einfältigem Gesicht.

Der Superintendent sah ihn mit seinen Weinaugen mitleidig an und dachte: ist das ein Rindvieh! merkt gar nicht, wie unverschämt er da herschwätzt! und stieg die Kanzeltreppe hinauf. Er stützte die Hände auf die Brüstung und sah hinab und umher. Es ward ihm ein wenig schwindelig; aber er bezwangs und da ihm vorhin bei der Wiederholung das Gebet doch nicht mehr ganz passend erschienen war, so sprach er jetzt nur:

„An — dächtig — versammelte — Ge — meinde — Freunde — liebenn — Brüder! Hörst dus, Meßner?"

„Ja, Herr Pfarrer!"

Da wies ihn der Superintendent in das gegenüberliegende Seitenschiff und rief wieder:

„An — dächtig — versammelte — Ge — meinde — Freunde — liebenn Brüder! Hosiannah —"

„Anna —" klang es ihm zurück.

„Ist da ein Echo — oder täusch' ich mich?"

„Ja, ja, Herr Pfarrer!"

„Ja — das ist jetzt nett!" sprach er mit kindlichem Vergnügen. „Gehört ja freilich nicht ins Gotteshaus. — Hosiannah —"

„Anna —" klang es wieder.

„Kuckuck —" machte der geistliche Herr, ganz hingenommen von dem Wunder.

„Kuckuck —"

„Hahaha —"

„Hahaha."

„Jetzt langts, Herr Pfarrer!" fiel der Meßner ein. „Sonst ruft ihr am End noch den Bürgermeister von Wesel —!"

„Meßner, — ich glaub, du bist ein Röhrle! Aber mit dem Echo muß man sich also in acht nehmen, daß nicht auf einmal ein Weibername mitten in die Andacht hineinhagelt!" Damit stieg er von der Kanzel nieder und sah sich nochmals in der Kirche um. „Ja, da wird auch manches anders werden," sagte er zum Meßner, auf die Wände deutend. „Aber die Hauptsache ist die Gemeinde! — die Herzen!" Er packte den Diener vorn am Rock: „Wie stehts? Seid ihr in euch gegangen? Hat die Prüfung, die geistliche Hungersnot, die Gott über euch verhängt hat, euere Herzen gereinigt und geläutert? — eueren Willen und Glauben gewandelt und neugeschaffen, daß ihr bereit und würdig seid, das reine unverdeutelte Wort, die köstliche Himmelsspeise in all ihrer Herbheit zu genießen —?"

Der Meßner lauschte mit weitoffenem Munde und großen Augen und bat nun, da jener ausgesprochen zu haben schien, zutraulich:

„O, schwätzet noch ein wenig, Herr Pfarrer, Ihr —"

Dieser richtete sich atemholend auf, geschmeichelt und bereit, fortzufahren, da setzte der Meßner noch hinzu:

„— Ihr schmeckt so gut nach Wein."

Der Superintendent stand starr und blickte in die Unschuldsmiene des frechen Menschen, der nicht mit der Wimper zuckte, und er konnte nicht antworten: mit würgendem Schmerz empfand er plötzlich seine heitere Trunkenheit, fühlte sich im Unrecht und tief entwürdigt. Ein Stöhnen unter Räuspern verbergend drehte er sich langsam ab, suchte aus seinem Beutelchen eines seiner wenigen Silberstücke, drückte es dem Diener in die Hand und sprach:

„Da, Meßner, du sollst mich nicht um meinen Reiseimbiß beneiden!" Ging dann von einer ehrlichen Traurigkeit gepreßt dem Ausgang zu und verabschiedete sich mit freundlichem Ernst.

Die Lust nach seinen Kollegen war ihm nun vergangen, und unwillkürlich trug ihn sein Schritt wieder zum Markte zurück. Einen Augenblick hielt er hier an und mußte lauschen: denn aus einem offenen Fenster des Amtshauses klang ein kümmerliches Lautenspiel und die gell singende Stimme des Obervogts über den Markt herab. Dann aber bog der Superintendent im Verlangen, allein zu bleiben, in die zur Enz hinabführende

Tränkgasse ein und gelangte auf die Auerbrücke. Mißtrauisch geworden, schielte er nun scharf nach den Leuten und war überrascht, von fast allen höflich gegrüßt zu werden. Diese Freundlichkeit schien ihm unverdient, er ward noch trauriger und trabte gesenkten Hauptes durch die Brückenhalle. Der ungedeckte Mittelpfeiler der Brücke war auf dem unteren Ende des Lindenplatzes aufgemauert und um ihn vereinigten sich die Wasser der Enz und der Nagolt. Wie die meisten Leute, wenn sie es nicht gerade eilig haben, so trat auch der Superintendent hier zum linken Brückenrande, bog sich über die Steinbrüstung vor, sah hinab, wo um den Pfeiler herum die seichten Sommerwellen der beiden Flüsse mit einem kleinen Getümmel gegeneinander stießen, um doch sofort glatt und friedlich als Enz weiterzugleiten, erst noch zwischen den Mauern der Stadt und der Vorstadt Au hin, dann durch Wiesen zwischen gemächlich aufgewölbten Reb- und Waldhügeln. Auf der Auer Seite schwamm eben noch ein langer, schmaler Floß talab, trotz den darauf stehenden Flößern wie ein sich selbst überlassenes Ding, das eben mitfließen wird, soweit das Wasser trägt; da plötzlich kam ein Knirschen, Knarren und Poltern über den Fluß herauf, die Holzschlange zuckte zusammen und verschob sich in allen Gelenken, der Floß war neben dem städtischen Holzgarten an Land gestoßen und wurde von den Flößern für Sonntag festgelegt.

Dieser Feierabend erweckte in dem Geistlichen eine Reihe geläufiger pastoraler Vorstellungen und sentimentaler Seligpreisungen; sie schmeckten seiner Stimmung so bitter, daß er sich umkehrte und nun auf das am Brückenrand hängende Arrest- und Narrenhäuslein und die dahinter dunkelnden Lindenwipfel sah. Die zogen ihn. Er ging an dem Häuslein vorbei und hinab nach dem dämmerigen Lindenplatz, dessen schwarze Stämme nur noch von dem grellen Glanzlichte der Enz umglastet waren. Ein paar spielende Kinder rannten als schwarze Schatten von Baum zu Baum, schienen sich von den Stämmen zu lösen und wieder in ihnen aufzugehen. Der Superintendent ließ sich durch das gleichmäßige Rauschen und Klatschen, das rechts von der Nonnenmühle über die Enz herüber kam, träumerisch befangen, er setzte sich am Fuß eines Baumes nieder und starrte wehmütig hinauf in das blanke Wasser, bis er geblendet die Augen schloß und nickte.

Der Herr Obervogt saß indessen immer noch an seinem offenen Fenster und sang zur Laute:

„Herr, red du in unsere Seelen,
was du uns willst anbefehlen,
selbsten herzbeweglich ein,
daß wir stracks gehorsam sein!
Schmeiß auf uns beim Sündenjammer,
Herr, mit des Gesetzes Hammer,

bis du uns zur Buß zerknirscht
und zermalmet haben wirst!"

Es war nicht Bosheit oder Schadenfreude von ihm; er glaubte, seinem Gott, der nun ja mit dem wahren Glauben in die Stadt einzog, Jubel und Preis, der verblendeten Stadt aber ein begeisterndes Beispiel schuldig zu sein. Es klang mehr nach gutem Willen als nach musikalischem Gehör und Stimme; aber man hörte ihn bis unten am Markt, und die Leute hatten ihr Vergnügen dran. Die Mädchen und Mägde, die sich wasserholend um die Marktbrunnen drängten oder den Platz vor den Häusern fegten, riefen einander Witze über den Sänger zu und ahmten seine Entgleisungen mit übertreibender Lust nach; die Männer und besonders die Weiber, in denen der Einzug des Statthalters und der Prädikanten allen Trotz aufgewühlt hatte, so daß sie sich hitzig verschworen, — durch den wohlbekannten Gesang des Obervogtes wurden sie milder gestimmt, manch eines deutete mit dem Finger nach der Stirn, sprach:

„Der Kerl hat den Wurm!" und wandte sich der nötigen Arbeit zu.

Freilich erneuerte sich, wie die Leute vom Feld, von den Weinbergen und Gärten heimkehrten und die Neuigkeit hörten, die Aufregung immer wieder. Da aber fast alle sich gleichgesinnt wußten und aufs neue erkannten, so floß schließlich Denken und Reden gleich einem ruhigen Strom von stetigem Gefälle dahin. Die Männer begaben sich nach dem Abendessen von selbst auf ihre Zunftstuben, und wenn die Ürtlingesellen, die das Handwerk auf die Herberge zu bieten hatten, noch einen zu Hause trafen, so war es, weil er über die Haltung der Zünfte und Bürgerschaft gar keinen Zweifel hegte. Die Vorsteher der Zünfte bekamen auf ihre Fragen, wie sich das Handwerk der Aufdrängung kalvinischer Priester gegenüber zu verhalten gedenke, von allen Meistern, jung und alt, die Antwort, es bestehe kein Grund und kein Verlangen, das von Vätern und Großvätern in schwerer Zeit erharrte und erkämpfte Bekenntnis aufzugeben; der Wille, den teuren lutherischen Glauben unverletzt und ungeschwächt zu erhalten und auf die Nachkommen zu bringen, sei vielmehr unerschütterlich und bereit, Gut und Blut einzusetzen. Durch vierundzwanzig Zunftstuben, in denen jeder einzelne Meister sein Bekenntnis geben mußte, sprach sich in einfachen und harten Worten der Entschluß aus, keinen kalvinischen Pfaffen auf die Kanzel zu lassen. Ein kräftiger Umtrunk lockte darauf noch manches verwegene Wort draufschlägerischer Freude heraus, dann leerten sich die Herbergen, und der Obervogt hätte an diesem Samstag vergebens nach Übertretern der Polizeistunde geschnüffelt.

Sechstes Kapitel

Die Ankunft der weißbespannten Kutsche war abends noch in verschiedenen Dörfern ruchbar geworden, und sobald am Sonntagmorgen die

Tore Pforzheims aufgeläutet waren, begann sich die Bauernschaft der Umgegend einzufinden, nicht nur aus Neugier und Schaulust, auch aus wirklicher Teilnahme; denn die ganze Landschaft war gut lutherisch. Sie setzten sich in die Schenken, tranken zögernd ihren Wein, und machten mit Fragen, Vermuten und Besserwissen, Fluchen und Drohen den üblichen Lärm, oder sie standen truppweise mit großer Ausdauer an den Straßenecken und auf Plätzen, waren nach allen Seiten aufmerksam, ob was geschähe, und so oft ein Städter vorbeikam, schwiegen sie.

Die Pforzheimer selbst hatten sich frühzeitig bereit gemacht, da durch die markgräflichen Beamten und ihre Dienstboten bekannt geworden war, daß Peblitz noch vor dem Gottesdienste die Geistlichen der Bürgerschaft präsentieren werde. Schweren Herzens, voll Unruhe hielten sich die meisten still in ihren Wohnungen und warteten auf das Geläute, das sie zusammenriefe. Als aber endlich die Glocke anhob und zwar mit vereinzelten Schlägen, da warfen sie den Kopf auf, sprangen empor und sagten:

„Es stürmt ja! Das ist doch die Sturmglocke! Was gibts denn da!" Sie liefen zum Fenster, schauten auf die Straße und nach den Nachbarn: aber es war und blieb das Sturmgeläute.

Und da die Bürgerpflicht hieß, bei Sturmläuten gerüstet auf dem Markte zu erscheinen, so legten die Männer ihr Feierkleid wieder ab, taten ein Lederwams oder einen Harnisch an, gürteten das Seitengewehr um, griffen zu Knebelspieß, Hellebarde oder Büchse und eilten nach dem Markte. Erst einzeln, dann truppweise, dann in dichten Strömen warf die Stadt durch die acht zuführenden Gassen ihre bewaffnete Mannschaft auf den Platz, es klirrte, rasselte, dröhnte von hastigen Schritten, lärmte von heftigen Stimmen allerseits. Einzelne Züge prallten aufeinander, stauten sich, schoben sich ineinander, drängten sich durcheinander, daß das Schüttern und Schmettern des Metalls fast wie ein Handgemenge klang. Die allgemeine Frage:

„Was ist los? Warum stürmt es?" wogte als rauhes Murren hin und her, über das sich Ruf und Gegenruf hell erhoben, wenn gewichtige Personen aus der Ferne gefragt wurden und antworteten.

Kein Mensch wußte etwas anderes, als daß es überall in der Stadt, auf Türmen und an Toren ruhig gewesen war, als plötzlich die Sturmglocke zu gellen anfing. Erst ein Stadtknecht konnte den Bescheid geben, der Statthalter habe befohlen, die Bürgerschaft mit der Sturmglocke zusammenzuläuten und auf das Tanzhaus zu weisen, den an das Rathaus angebauten Festsaal.

„Tanzhaus — Tanzhaus" ging es von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, es erregte Kopfschütteln, Augen glänzten belustigt, da und dort sprang wie ein knallender Flaschenpfropfen ein Lachen in die Luft, und gleich dröhnten die Häuser von dem auf und ab rollenden derben Gelächter, Geschrei und Gejohle:

„Sturm! Sturm aufs Tanzhaus! Zum Tanz!"

Und nun entstand ein Drängen dorthin. Die gerade die vordersten waren, wurden hineingeschoben, die Treppen hinaufgepreßt und standen im Saal, ehe sie sichs versahen.

Da trat ihnen aus der am anderen Ende um die Geistlichen versammelten Gruppe der Statthalter und der Obervogt überrascht entgegen und Herr von Münster rief verweisend zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch:

„Was soll denn das?! Was sollen denn die Spieße! Fort! Weg damit!"

Zufällig waren die Vordersten nicht gerade die mundfertigsten, sie blickten betreten ihre Spieße an und wandten sich gegen die Nachdrängenden. Aus diesen aber rief Hans Aichelin gelassen heraus:

„Nur dageblieben! Nur dageblieben! Das wär noch schöner!" Er arbeitete sich bis vor den Obervogt durch und sprach:

„Nichts für ungut, Herr Obervogt! Es hat uns selbst gewundert; aber wenn es stürmt, dann hat sich die Mannschaft bewaffnet einzufinden. Und so sind wir jetzt da."

„Na, ja," entgegnete Münster, „aber das ist diesmal ein Irrtum! Legt nun die Waffen ab!"

„Hm-m, Herr Obervogt!" machte Lutz mit gemütlich verneinendem Kopfschütteln. „Das gibts nicht. Hin- und herschicken lassen wir uns nicht! Hier bleiben wir, wie wir sind. Ihr braucht aber keine Angst zu haben; wir tun euch nichts!"

„Angst!" näselte Herr von Münster verächtlich. „Alberner Mensch!" und zog sich vor dem unwiderstehlichen Andrang des einströmenden Haufens mit Peblitz wieder nach dem andern Ende des Saales zurück.

Dort beleuchtete die Morgensonne durch breite Fenster der Hofseite lauter schwarzgekleidete Gestalten mit großen schmal oder breit gefältelten Mühlsteinkragen und spitzen und stumpfen, hohen und niedrigen Filzhüten. Nur ein farbig gekleideter war darunter, in hechtgrauem Gewande mit Schleifen, Verzierungen und Bauschärmeln von blauer Seide. Es war der Apotheker. Als er die Markgräfischen aufs Rathaus hatte gehen sehen, war er ihnen gleich nachgeeilt, um sich von dem Kommenden zu unterrichten, und war bei ihnen geblieben, damit, wie er dachte, wenigstens ein vernünftiger Mensch darunter sei. Außer den drei Geistlichen, dem Statthalter und dem Obervogt standen noch da der Sekretär Porphyrius Groll, der Rat Siegwart, der beleibte Schloßkeller Greyß und sein Schreiberlein. Ab und zu trat ihnen auch aus der Bürgerschaft ein markgräfisch oder kalvinisch gesinnter bei, wie des Altbürgermeisters Veit Breitschwert Sohn Hans, der eine Pfälzerin geheiratet und sich seitdem wie seine Schwester Pele dem Luthertum entfremdet hatte, oder wie Egloff Geiger, der es einstweilen mit beiden Parteien zu halten und dann bei der siegenden zu bleiben gedachte.

In kürzester Frist war der Saal gestopft voll, auch der Musikantenerker, der auf halber Höhe zwischen zwei Fenstern aus der Längswand heraustrat, und das zu ihm führende Treppchen waren dicht bestanden: es rasselte und klirrte, es polterte von Schritten, es hallte und brauste von Stimmen.

Da bestieg der Statthalter Wilhelm von Peblitz den breiten Holztritt, von dem er sehen und gesehen werden konnte, es ward still um ihn und nach und nach im ganzen Saal.

Er begann in unwichtigem Tone zu berichten, daß sich Ihre Fürstl. Gnade der Herr Markgraf gezwungen gesehen habe, die bisherigen Geistlichen wegen kanzelwidrigen Verhaltens zu suspendieren, daß er sie jetzt für endgültig abgeschafft und ihn, den Statthalter beauftragt habe, die drei neuernannten Geistlichen der Bürgerschaft vorzustellen.

Während er mit einer Handbewegung die drei aufforderte, die Bühne zu betreten, erhob sich ein Gemurmel und Geklirr durch den Saal und eine derbe Stimme rief:

„Au letz!"

„Ich bitte mir Ruhe aus," warf Peblitz hin.

„Au letz! — Au letz! — Au letz!" riefen immer mehr Stimmen, bis der rauhe Ruf rhythmisch durch den ganzen Saal wogte, von donnerndem Aufstoßen der Spieße und Hellebarden begleitet.

„Ruhe!" befahl Peblitz mit schneidender Stimme. Die stattlichen Geistlichen standen neben ihm und warteten. Aber das Getöse ließ nicht nach und zwischen heraus riefen laute Stimmen:

„Wir wollen keine Spitzbärte! — Wir wollen unsere alten Pfarrer! — Fort mit den Kalvinisten! — Wir nehmen sie nicht — wir nehmen sie nicht — wir nehmen sie nicht!"

Der Statthalter suchte vergebens, dagegen aufzukommen, und die drei Prädikanten sahen mit zornigen und trotzigen Blicken über die ungebärdige Menge.

„Still!" schrie plötzlich eine allen wohlbekannte, durchdringend schrille Stimme; der Lärm verstummte wirklich und ein langer, dürrer Mann in weißem Haar und Bart, der deutsche Schulmeister Eucharius Demut, drängte sich nach vorn, hob ein Büchlein in die Höhe und fuhr mit schmetterndem Tone fort:

„Kinder — laßt mich reden! In diesen Tagen der Glaubensnot ist mir unter den Büchern, aus denen sich mein Vater selig in Zweifeln Belehrung und Stärkung holte, eines in die Hände gefallen, des Titels: Wider den unmilten Irrtumb des Meisters Huldreich Zwingli vom Diaconus Doctor Strauß, der bei uns unter den ersten Lehrern und Verkündigern des reinen lutherischen Glaubens und Stiftsprediger in Baden war. Damit der gnädige Herr Statthalter sehe, daß wir nicht unbelehrt und eigensinnig widerstreben, will ich einige Stellen aus dem Büchlein —"

„O — Schulmeister!" fuhr da Hans Michelin mit freundlicher Grobheit dazwischen: „Schulmeister — o, steck dein Büchle ein, steck dein Büchle ein! Was soll uns das!" Er schob mit unwiderstehlichem Arm den Alten sacht beiseite und wandte sich selbst an Peblitz: „Mit einem Wort, Herr Statthalter, uns gefällt einfach dem Kalvin seine Nas' nicht und uns gefällt auch dem Zwingle seine Nas' nicht; uns gefällt halt dem Luther seine! Es gefällt uns — bis ins Herz und unsern letzten Blutstropfen hinein der ganze Luther, der Luther an der Wittenberger Schloßkirchentür und der Luther mit der Bannbulle, der Luther auf dem Reichstag und der Luther auf der Wartburg, der Luther mit seiner Musik und der Luther, wie er dem Teufel den Blanken hinstreckt — der ist unser Mann! Dem glauben wir, der hat uns, für den lassen wir uns totschlagen! Jetzt wißt Ihrs, Herr Statthalter! — — oder nicht?" Er wandte sich mit fragenden Blicken an seine Mitbürger, und alsbald erhob sich ein Getümmel von Stimmen:

„Ganz recht, Lutz! Grad so! — Grad so! — Grad so!"

Die Spieße wurden auf den hallenden Fußboden gestoßen, die Schwerter wurden ein Stück aus der Scheide gerissen und zurückgeschnellt, daß es knallte, Büchsen rasselten: die Beamten und Prädikanten standen wutbleich und hilflos einer Menge gegenüber, die sich aus ihrem eigenen Ernst ein Vergnügen machte.

Ja — zum allergrößten Erstaunen begann unter fortdauerndem Getöse das Volk den Saal zu verlassen; es floß gemächlich hinaus wie der Wein aus einem Faß, langsam wurde der freie Raum vor dem Statthalter und den Seinigen größer und größer und größer, endlich klirrten die letzten hinaus, während nur die auf dem Musikantenerker inbrünstig weiterlärmten, rasselten und knallten. Plötzlich brachen auch sie auf, tollten wie Schulbuben das Treppchen herab, durchquerten singend und pfeifend, als wären sie allein, den Saal und verschwanden.

Die Zurückgebliebenen starrten bleich und rot vor Wut und Beschämung hinterdrein und im leeren Saal umher. Dann drehte sich der Statthalter zum Apotheker, der sein Behagen unter nachdenklicher Miene verbarg, und fuhr heraus:

„Apotheker, das sollt ihr mir büßen oder der Teufel hole mich!"

„Ich?" fragte Grieninger erstaunt, indem er die rechte Hand aufs Herz legte, „warum nicht gar!"

„Die ganze Stadt, groß und klein, Kind und Kegel, mir sollt ihrs büßen! Und dem Markgrafen werdet ihrs büßen, da könnt ihr Gift drauf nehmen! Noch nie ist solche Frechheit — solche offene Unbotmäßigkeit und — Verhöhnung —"

„Verzeiht, Herr Statthalter," warf der Apotheker ruhig ein, „ich bin nicht vom Luthertum besessen und keineswegs bereit, dafür zu sterben — für

Kalvin und Zwingli auch nicht — aber ich verstehe das Benehmen meiner Mitbürger. Seht ihr doch zu, mit wem ihr sprecht, damit ihrs trefft! Mit nachlässig verfügenden Worten lassen wir uns nicht übertölpeln! Wir lassen uns nicht über den Kopf wegspucken! Von gestern sind wir auch nicht." Er machte eine kleine Verbeugung und schritt langsam zur Tür.

Sofort flüsterte Obervogt von Münster auf den Statthalter ein, worauf dieser dem Abgehenden nachrief:

„Noch ein Wort, Herr Apotheker!"

Der hörte aber nicht drauf und wandte sich erst um, als ihm der Statthalter mit raschen Schritten nachkam und in höflicher Form wiederholte:

„Ich bitte noch um ein Wort, Herr Apotheker."

„Gern, Herr Statthalter."

„Meine Empörung galt natürlich nicht Euch, Herr Apotheker. Ich weiß, daß Ihr ein loyaler Bürger seid, mit dem sich reden läßt. Ich bitte Euch darum auch, mir den Bürgermeister und eine Vertretung der Bürgerschaft hierher zu entbieten, damit ich mich meines Auftrages noch vollends entledigen kann."

Grieninger war bereit, er suchte den Bürgermeister Simmerer, der denn auch nach kurzem mit einem Ausschuß auf das Tanzhaus zurückkehrte.

Der Statthalter von Peblitz war nicht der Mann, die halbverlorene Sache mit rascher Ruhe wieder in die Hand zu bekommen; er hatte sich zwar einige kluge begütigende Worte zurechtgelegt, sobald er aber den Ausschuß mit dem breiten Bürgermeister an der Spitze durch den Saal auf sich zuschreiten sah, übermannte ihn wieder die Erregung und er überschüttete die Männer mit Tadel, Vorwürfen und Drohungen, ja, er machte den Bürgermeister für die Haltung der Bürger verantwortlich.

Simmerer betrachtete mit seinen klugen, raschen Augen, die unter einer breiten, schweren Stirn lagen, prüfend einen der Prädikanten nach dem andern, während er ohne Spur von Erregung zuhörte; dann sprach er:

„Der Herr Statthalter wie der Herr Obervogt haben für gut befunden, weder den Bürgermeister noch den Rat der Stadt von ihrem Vorhaben in Kenntnis zu setzen: ich bin wie jeder andere durch die Sturmglocke hierhergerufen worden. Ich habe der Bürgerschaft ihr Verhalten nicht angeraten, ja, ich mißbillige es durchaus; aber ich bin bereit, es zu verteidigen. Wer — wie die Herren vorzogen — sich unmittelbar an die erregte Menge wendet, darf sich nicht beklagen, wenn sie ihm auf ihre Weise antwortet. — Der Herr Statthalter wünschte dem Bürgermeister und Ausschuß weitere Aufträge Ihr Fürstl. Gnaden des Herrn Markgrafen zu vermitteln, — wir sind bereit."

„Des Herrn Markgrafen Fürstl. Gnaden haben bestimmt, daß die neuernannten Geistlichen lehren und dienen nach der im sogenannten Stafforter

Buch gegebenen Auslegung, ohne indessen die der Pforzheimer Gemeinde teueren kirchlichen Gebräuche und Formen irgendwie anzutasten. Woraus zu erkennen ist, daß es sich nicht um Einführung des kalvinischen Glaubens handelt, sondern nur um Ersetzung unfriedsamer Pfarrer durch andere, die sich ihrer Pflichten gegen ihren Landesherrn bewußt sind."

Simmerer blickte finster den Statthalter an und ebenso die Prediger und sprach endlich:

„Herr Statthalter, wenn ich den neben Euch stehenden Geistlichen mit dem roten Barte, mit der breiten Stirn und dem unerschrockenen Blick — einen Mann, den ich sonst gern in der Stadt hätte — wenn ich den jetzt fragte: bist du lutherisch oder kalvinisch? — so würde er unfehlbar antworten: kalvinisch! und die andern gewiß ebenso! drum frag ich nicht. Ihr sagt, Ihr wolltet nur den kleinen Finger; uns aber, Herr Statthalter, ist der kleine Finger heut so wenig feil wie später die ganze Hand!" Er drehte sich nach seinen Begleitern um: „Ist einer unter euch, meine Mitbürger, der es auf sich nehmen will, diese Geistlichen — wie mir scheint, nicht üble Männer! — der Gemeinde für die ledigen Kanzeln zu empfehlen?"

„Nein!" riefen alle dreizehn Männer.

„Also kann ich Euch, Herr Statthalter," fuhr der Bürgermeister fort, „nur im Namen und Auftrag der Bürgerschaft wiederholen, was sie vorhin selbst auf allzu lärmende Weise kundgegeben hat, daß sie fest entschlossen ist, keinen kalvinischen Geistlichen auf ihre Kanzeln zu lassen, und daß sie aufs neue den Herrn Markgrafen um Wiederzulassung der lutherischen Pfarrer bitten wird."

„So hab ich euch weiter nichts zu sagen. Die Folgen habt ihr euch selbst zuzuschreiben!" sprach Peblitz mit einer entlassenden Handbewegung und drehte sich achselzuckend zu den Prädikanten.

Der Bürgermeister und der Ausschuß verbeugten sich und gingen hinüber zum Rathaus, von dessen Freitreppe Simmerer der Bürgerschaft das Ergebnis der Unterredung mitteilte. Das Volk antwortete mit brausendem Beifall, der schließlich in den Ruf:

„Zur Kirche! — Zur Kirche!" überging.

Und alsbald setzte sich die Masse nach der Ochsengasse hinab in Bewegung. Wer nahe zu Hause war, trug seine Waffen heim; die meisten entledigten sich dieser Last im Schulhof neben der Kirche.

Peblitz und die Herren um ihn warteten zwar, bis die Menge sich verlaufen hatte; aber sie rechneten nicht mit den meisterlosen Burschen und Mägden, die ihnen ums Rathaus herum an allen Türen auflauerten. Und so erfuhren die Herren denn noch obendrein vom Rathaus den Berg hinauf bis zum Schloßtor ein Geleite, das mit Gesichterschneiden, Zungenweisen, Eselbohren, Rübchenschaben, Gecksnasenmachen, Lachen und Höhnen ihre

Geduld schwer auf die Probe stellte. Herr von Peblitz konnte sich nicht bezwingen, unter dem Wappenbogen des Schloßtores mit der geballten Faust nach der Stadt zurückzudrohen und sich hoch und teuer zu verschwören, er werde den Schimpf rächen.

Unterdessen füllte sich die Stadtkirche. So aufgeregt und lärmend die Leute noch eben gewesen waren, so still schoben sie sich nun durch die Bänke, so sorgenvoll und ratlos blickten ihre Augen nach dem Altar und der Kanzel, wo sie auch heute keinen Pfarrer zu erwarten hatten. Jeder kniete an seinem Platze zum stillen Gebete nieder, und der Organist präludierte.

Dann spielte er ein Lied, und die Gemeinde sang all die vielen Verse mit nicht zu ermüdender Hingabe. Aus der Verlegenheit des priesterlosen Gottesdienstes heraus und gleich seinen Mitbürgern voll Verlangen nach Erbauung, nach einem Aufschwung, nach einem Überfliegen dieser Trostlosigkeit der Verwaisung, spielte er nach dem ersten Lied ein zweites und ein drittes, Lieder der Zerknirschung und Reue und Buße und Hoffnung, schließlich ein Trutz- und Kampflied, dessen Feuer die Gemeinde mit entfesselnden Schauern durchrann.

Dann sank alles zum Gebet auf die Knie, und es war still — — Aber plötzlich brach irgendwo ein Schluchzen auf und ward in der ganzen Kirche vernommen. Da faßte sich ein schlichter Mann Mut und erhob laut die Stimme und begann:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz,
und gib mir einen neuen gewissen Geist,
verwirf mich nicht von deinem Angesichte
und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!"

Und als er ausgesprochen hatte, da war es, als klammerten sich alle voll Verzweiflung an das verhallende Wort, die ganze Gemeinde fiel ein und betete laut nach:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz —"

und wie die Scham in noch glühenderer Inbrunst gelöst war, da konnten sie noch kein Ende finden, sie wiederholten, sie beteten sich in Überschwang, in Verzückung hinein, dringend, fordernd schwang sich der Ruf:

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz —"

empor, und der Schrei:

„Verwirf uns nicht —"

schlug wie eine Drohung gegen die hohen Gewölbe.

Überrascht von dem Aufruhr schwiegen sie, blieben auf den Knien und wagten nicht einander anzusehen, bis die Orgel wieder klang und den Herzen half, ihren Sturm zu stillen.

Als die Leute dann stumm und gerade vor sich hinschauend zur Kirche hinausdrängten, traf es sich, daß der Bürgermeister und der mit ihm ent-

zweite Altbürgermeister Breitschwert aneinanderstießen. Breitschwert sah von ungefähr auf, drängte sich in plötzlicher Bestürzung zurück und rief nach einem Momente der Besinnung:

„Simmerer! mir ist, als könnten wir jetzt nicht so aneinander vorbei. Da ist meine Hand, — wenns dir recht ist!"

Der Bürgermeister, der den andern gar nicht in acht genommen hatte, drehte sich erstaunt um, hörte und ergriff freudig mit beiden Händen Breitschwerts dargebotene Rechte:

„Ob mirs recht ist! So ists schön! so ists gut!" rief er, klopfte dem kleinen runden Manne freundschaftlich auf den Rücken und zog ihn mit fort.

Viele sahen es und erinnerten sich plötzlich des eigenen Haders und Hasses, sie ließen ihre Blicke suchend durch die Menge gehen, traten zum Feinde hin und boten die Hand. So wurden in dieser Stunde viele Nachbarhändel und Familienfehden begraben, manche vergiftete Freundschaft, manche Untreue wurde frei bekannt und vergeben.

Siebentes Kapitel

Danach versammelte sich der Rat auf dem Rathause, um sofort, ehe Neues dazwischenkäme, über das Vorgefallene an den Markgrafen Bericht zu erstatten und mit leidenschaftlichen Bitten auf Wiedereinsetzung der lutherischen Geistlichen zu dringen.

Und der Hufschlag des Postreiters schmetterte schon durch die Brötzinger Gasse hinaus, als der Ratsherr und Apotheker Grieninger zum Mittagessen kam, mit dem seine Mutter und Pele als Sonntagsgast lange auf ihn gewartet hatten. Seine Braut eilte ihm nicht, wie er laut hinansteigend erwartet hatte, auf dem Gang entgegen; sie erhob sich eben von der Seite seiner Mutter, als er das Zimmer betrat, und ließ sich seinen herzlichen Gruß mehr gefallen, als daß sie ihn erwidert hätte. Nicht wie sonst wohl ihn umschlungen haltend zog sie ihn zu Tisch, sie ging zwar mit freundlicher Miene, doch so unbeteiligt neben ihm hin, daß er, den Arm um ihre Hüfte legend, ein wenig das Gefühl hatte, als tue er ihr zu nahe. Sie saß neben ihm bei Tisch, war von der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit gegen seine Mutter, gegen ihn aber hatte ihre Freundlichkeit etwas Gewolltes, etwas Nachsichtiges, so daß er sie einigemal erstaunt ansah, ohne daß sie sich jedoch daran kehrte.

„Nun war es mit dem Aufbieten wieder nichts, Pele!" fing er an, als er nach Tisch mit ihr in die tiefe Fensternische trat, während die Mutter im Schatten auf bequemem Lehnstuhl ein wenig nickte.

„Ja — so ists halt," erwiderte Pele teilnahmslos.

„Hat es dich verstimmt, Pele?"

„Verstimmt —? — Nein."

„Was denn sonst? Du bist doch verkrumpelt oder verschnupft!"

„N — ein — das könnt ich nicht sagen."

„Aber Schatz, leg doch los! Du behandelst mich ja schon die ganze Zeit so entzückend überlegen — du weißt gar nicht, wie ich mich nun schon danach sehne, von dir auf- oder abgeklärt zu werden!"

Ihr gezwungenes Lächeln lebte einen Moment unmittelbar heiter auf, doch nur um sofort wieder zu verschwinden und einer ernsten Miene mit hochgezogenen Brauen Platz zu machen.

„Hab ichs irgendwie verfehlt?" fing er geduldig wieder an.

Sie schwieg immer noch; da er aber ganz ruhig wartete, so blieb ihr schließlich doch nichts übrig, als zu antworten, und sie sprach:

„Weißt du, — das bedrückt mich so, — daß du es nicht einmal merkst, wenn du mich übersiehst und vernachlässigst — und vergißt, daß ich auch noch da bin!"

Scheinbar ernst betroffen sagte er:

„Und alle diese Verbrechen hätte ich begangen — bloß heute!" mußte aber hinterher doch lachen.

„Lache du nur!" Sie zog ihre Brauen in die Höhe.

Er faßte ihre Hand, sie wollte sie ihm entreißen, er hielt sie fest und bat begütigend:

„Aber, Schatz, sprich doch deutsch! Ich weiß wirklich von nichts. Es ist mir ja bekannt, daß ein großer Taugenichts in mir steckt; aber jetzt gerade find ich ihn nicht. Hilf mir ein bißchen auf die Spur! Ich verspreche dir, wenn ich ihn erwische, soll es ihm übel ergehen!" Er strich ihr zärtlich über die Hand.

Sie schüttelte langsam den Kopf und stieß einen Seufzer der Trostlosigkeit aus: „Du meinst, wenn du nur zu allem einen Scherz machtest, dann wärs wieder gut."

„Scherz —?" wiederholte er. „Kind, ich glaube, wenn ich dich jetzt, wie du zu meiner Wonne vor mir stehst, mit Knochen, Haut und Haaren fresse, dann wirst du mir auch noch vorwerfen, ich scherze. So mache du doch Ernst!"

„Nun hast du heute etwa an mich gedacht?!

„Und ob! Oft genug!"

„Was hast du denn gedacht?"

„O — wenn nur der Satan diese Stänkereien holte und ich bei meiner Allerliebsten wäre!"

„Das war alles?"

„O — wenn ich doch schon dreimal aufgeboten und eingesegnet, getraut, kopuliert und mit allen Segen, Rechten und Privilegien beladen bei meiner Frau säße —!"

„Sonst hast du nichts gedacht —!"

„Nun — verschiedene Fortsetzungen hab ich noch dazu gedacht —"

Sie entriß ihm ihre Hand:

„Und du willst sagen, du spottest nicht —?!"

„Mein bitterster Ernst!" Er legte die Hand aufs Herz. Dann nahm er die Widerstrebende bei der Hand und fragte:

„Nun, sag: was soll ich noch gedacht haben?"

„Hast du daran gedacht, daß ich reformiert gesinnt bin? Und hast du auch nur ein Wort für meine Wünsche eingelegt? — Nein, das hast du nicht, und das kränkt mich."

Er schaute sie an und war im Begriff, zu sagen: ich pfeife auf Kalvinisten und Lutheraner und meine, wir hätten Wichtigeres zu tun, als uns um derlei Dinge zu streiten; und ich werde nie ein Wort sprechen, das diese Händel verschärfen könnte, — da empfand er aus ihrer beleidigten Miene, daß er mit solchen Worten keinen Frieden zustande brächte, und sagte drum einfach:

„Nein, Kind, da hast du recht, daran hab ich nicht gedacht! Das mußt du mir verzeihen! Schatz, du mußt dich darauf vorbereiten, daß du mir fortwährend, von Tag zu Tag wirst verzeihen müssen!"

Sie drückte seine Hand, und er beugte sich, ihre weiche Anwandlung fühlend, zu ihrer Hand nieder und küßte sie:

„Ich bin mir überhaupt in diesen Streitigkeiten ziemlich überflüssig vorgekommen."

„Eben — — dann hättest du für mich eintreten müssen!"

„Ja —" machte er nachdenklich.

„In der Kirche warst du dir übrigens nicht überflüssig! Hast wenigstens mitgesungen und gebetet wie Einer!"

„Es hat mich gepackt, ich habe mitmachen müssen. Dafür hast du auch nicht geschnauft!"

„Nein, wenn der Seifensieder Max den Pfarrer spielt und vorbetet, — da hörts bei mir auf!" sagte sie mitleidig.

„So, das war der alte Max! Und du hast gleich erkannt, daß es der Seifensieder Max ist! Ich fand das Gebet so schön, daß ich gar nicht auf die Stimme achtete."

„Das wird doch oft gebetet!"

„Aber heute erschien mirs auf einmal schöner als alles, was ich je in der Kirche gehört habe. Da steckt alles drin! Weiter braucht man nichts. Da geb ich das Vaterunser und die Bergpredigt und den ganzen Katechismus dafür."

„Du, du! Rede nicht so leichtsinnig! Es wird dir schon noch kommen!" sprach sie mit dem erinnerungsschweren Kopfnicken der Vielgeprüften. Sie

gedachte sich seiner treulich und streng anzunehmen und umschloß seine Hand warm mit den beiden ihrigen.

„Was ist denn da schon wieder?“ fragte er, sich plötzlich umwendend und auf den Markt spähend, der von zusammenströmenden Menschen laut wurde. Michel fühlte nicht, wie sie gekränkt seine Hand fallen ließ und teilnahmslos stehen blieb, er beugte sich hinaus und rief:

„Lotthammer! Hansjerg! He! was gibts denn wieder?“

„Komm nur runter!“ antwortete jener, mit dem ganzen Arm winkend. „'s geht wieder los.“

„Ja — Pele, da mußt du verzeihen! So gehts, wenn man sich mit Ratsverwandten einläßt! Ich komm aber so bald wie möglich wieder!“ Er küßte sie und schien nicht zu merken, daß sie es wieder mit dem nachsichtigen Lächeln geschehen ließ, mit dem sie ihn bei Tische empfangen hatte, und leise eilte er hinaus.

Sie setzte sich vom Fenster abgewandt hin, sie bezwang ihre Neugier und bemitleidete sich. Da ließ er sie nun wieder allein und lief diesem widerspenstigen Volke nach und freute sich, wenn der reformierte Glaube, ihr Glaube verhöhnt wurde. Da aber ihr kalvinischer Glaube nicht mehr viel mehr als ein Trotz war, so hatte der Widerstand und Trotz gegen Michel keine Kraft. Sie saß da und brauchte allen Stolz, um würgendes Schluchzen und aufdrängende Tränen zurückzuhalten.

Als Grieninger auf dem Wege zum Rathaus am Gasthaus zum „Adler“ vorbeikam, wurde er vom Superintendenten angerufen, der wieder am Fenster saß und von einem Halbkreis von Gassenbuben belagert war.

„Nun, Mann Gottes!“ fragte der Apotheker, „sitzt du immer noch beim Affentaler?

„O — den ganzen Morgen saß ich trocken und wartete, daß man mich zur Kirche riefe; aber ich warte, scheints, umsonst. Jetzt — man kriegt Durst beim Warten — jetzt hab ich mir einen Markgräfler geben lassen. Komm! Komm rein und trink ein Glas mit!“

„Danke!“ sprach Michel, „mit dem Markgräfeln ists heute nichts. Überdies geht wieder was vor und ich muß dabei sein. Ja, alter Freund, ihr habt heute kein Glück bei uns. Kannst dich ruhig wieder aufsetzen und heimtraben!“

„Ohne Bescheid vom Statthalter kann ich das nicht.“

„Ich lasse mich hängen, wenn der noch an dich denkt. Der hat ganz andere Schmerzen! Schick doch einen von den Buben hinauf und laß um Bescheid bitten.“

„Das wäre wenigstens ein Weg, diese Rotte Korah auf eine Viertelstunde loszuwerden! Ihr habt ein nettes Gewächs hier!“

„Ja,“ erwiderte der Apotheker, die Burschen betrachtend, „eine leistungs-

fähige Jugend! Die kennen ihre Talente und sind nicht so gottlos, sie im Acker zu vergraben! — Buben, aufgepaßt! wenn der Herr Superintendent euch jetzt mit einem Auftrag aufs Schloß schickt, so wird alles flink und gut besorgt oder ihr kriegt es mit mir zu tun! — Im übrigen will ich euch nicht hindern, ihn auf euere Weise zu unterhalten."

„Grieninger —" sprach der Geistliche mit ergebener Miene, „ich tröste mich mit der Überzeugung, daß du sie auch nicht hindern könntest!"

„Leb wohl, Hoppius! Horch, wie sie tun vor dem Rathaus drüben!"

Er eilte hinüber und drängte sich durch die Menge und erfuhr den Grund der Aufregung: Rat Sigwart und einige andere, die den Statthalter aufs Schloß begleitet hatten, waren auf dem Rückwege so viel spöttischen Blicken und spitzen Reden begegnet, daß sie, um darauf zu dienen, von der nachträglich noch gewachsenen Wut des Herrn von Peblitz erzählten und von seinem Schwur, sich an der Stadt zu rächen, daß Kind und Kindeskind noch davon erzählen sollten. Ja, der Statthalter selbst hatte sich erst in einem Brief an den Bürgermeister mit Androhung peinlicher Klage und mit Verheißung kriegerischer Züchtigung durch den in seinem Diener beleidigten Markgrafen gründlich die Leber räumen müssen, ehe er nur einen Bissen hatte essen können. Das Gerücht hatte noch vergrößert, man sprach schon von dem Plan eines Angriffs vom Schloß herab auf die Stadt, obschon gar keine hinreichende Besatzung oben war; die Bürger waren erregt und wollten vor allem genauen Bericht über des Statthalters Brief und über des Bürgermeisters Absichten haben.

Simmerer kam, trat mitten unter die Menge, die einen kleinen Kreis um ihn freiließ, und berichtete, es sei ihm wirklich jener Brief zugegangen. Wenn er auch die maßlose Sprache der begreiflichen Erregung und Erbitterung zuschreibe und darum nicht schwer nehme, so bleibe immerhin die ernste Tatsache einer feindlichen Absicht, er habe also dem Statthalter mit wenigen Worten erwidert: er danke im Namen der Stadt für die ritterliche Ansage seiner Feindschaft.

Die gespannten, nach größerer Aufregung verlangenden Mienen der Männer zeigten bei diesen gehaltenen Worten deutlich ihre Enttäuschung und Verlegenheit. Es war eine kurze Weile still, dann erhob sich Gemurmel, dann wurden Stimmen laut:

„Ja, man kann gar nicht wissen —"

„Der Teufel trau dem Kerl —!"

„Nur nichts zu leicht nehmen —!"

und der Flößer Gerwig, der Meister der Schifferzunft, ein Kerl wie ein Baum, rief über die vor ihm Stehenden hinweg:

„Man soll aber doch den Torwachen Meldung tun —!"

„Ist geschehen!" erwiderte Simmerer.

„— und die Schloßtore bewachen, damit wir wissen, was geschieht!" schrie ein anderer.

„Ist geschehen!"

„— und allen Wachen einschärfen, daß Statthalter und Obervogt ihnen nichts zu befehlen haben!"

„Ist geschehen!"

„Wenn aber einer aus der Stadt es mit denen im Schloß hält und die Wachen täuscht —?"

„Ha ja! wir haben verschiedene Unsichere und Kalvinistenfreunde."

„Eintürmen sollte man sie!"

„Eintürmen! — Eintürmen!"

„Kennt ihr sie denn alle?" rief der Bürgermeister dazwischen. „Kann man einem ins Herz sehen?"

„Sie müssen schwören, ob sie zu uns halten wollen!"

„Ja, wer denn? wer denn?" fragte Simmerer.

„Alle Verdächtigen!"

„Und die nicht Verdächtigen? die ganz Feinen?"

„Umgekehrt ist auch gefahren! Wir — wollen schwören!" schrie Aichelin.

„Wir schwören! — Alle müssen schwören! — Schwören!" wiederholte in plötzlicher Begeisterung die Menge, und alle Zwischenrufe wurden von dem hin- und herbrausenden Worte „Schwören" verschlungen.

Der Bürgermeister wartete geduldig die Beruhigung ab, dann fragte er:

„Was — wollt ihr denn schwören?"

„Daß wir zusammenstehen gegen die dort droben im Schloß!"

Der Bürgermeister runzelte bedenklich die Brauen, und Grieninger rief: „Also gegen den Landesherrn — also Aufruhr —?"

„Apothekerle, kannst dir das Reden sparen! du gehörst auch dort hinauf!" rief Aichelin und zeigte nach dem Schloß.

„Was weißt denn du! und wenn! — Gerade, wenn ich zu jenen gehöre, ists für euch wichtig, zu wissen, was ich meine. Also bisher war die Stadt im Recht. Der Markgraf hat uns wochenlang ohne Seelsorger gelassen und jetzt Kalvinisten aufzwingen wollen. Die haben wir nicht angenommen; denn sie sind, von allem andern abgesehen, nicht einmal im Religionsfrieden begriffen. Gut! Wenn wir uns aber jetzt, ehe der Markgraf Weiteres tut, gegen ihn verbünden, dann sind wir Aufrührer! dann hilft uns kein Kaiser und kein Reich!"

Simmerer nickte mit dem Kopf.

„Wartet doch einmal ruhig ab!" fuhr der Apotheker fort.

„— Bis es zu spät ist!" rief Aichelin. „Ja — Scheibenschießen!"

„Nicht warten! Nicht warten!" schrien andere.

„Dann geb ich euch den guten Rat," sagte Grieninger, „zieht wenigstens den Doktor Ebertz, den Advokaten, zu, damit ihr nicht dummes Zeug beschließt!"

Sofort schrien sie nach dem Doktor Ebertz, drehten sich um, stießen einander, suchten ihn hier und dort; denn mancher hatte ihn auf dem Platze gesehen. Endlich trat er langsam in den Ring, ein mittelgroßer Mensch, den sein bartloses schmales Mönchsgesicht jünger machte, als er war. Er hatte sich zeither als Nichtbürger zurückgehalten, aber mit der Neugier und dem inneren Jubel eines leichterregten Menschen den Tumult beobachtet: von dem plötzlich an ihn ergangenen Rufe, von der ihm klar bewußten Verantwortung und Gefahr, der er sich doch nicht entziehen wollte, war er noch blaß, sein Blick wich noch immer zu Boden, und der Stolz, der ihn sofort durchzückt hatte, half noch nicht weiter als zu einem langsamen, scheinbar gelassenen Schritt. Er begrüßte den Bürgermeister und blieb stehen, er senkte nachdenklich den Kopf und stand so eine kleine Weile, während es um ihn still wurde; er sah wieder auf und mit kindlicher Unbefangenheit ruhte sein überlegender Blick bald auf diesem, bald auf jenem des Kreises, jede Scheu schien ihn verlassen zu haben.

„Ihr wollt schwören —" fing er an. „Was denn schwören? — Die Drohung des Herrn von Peblitz ist keinen Schwur wert. Wer weiß, wie er in Karlsburg empfangen wird, wenn er mit seinen hiesigen Heldentaten heimkommt! — Gegen den Markgrafen dürft ihr nicht schwören, das hat der Apotheker ganz richtig auseinandergesetzt. — Um was handelt es sich? — um den Statthalter? — um den Markgrafen? — Um euern Glauben handelt es sich! Dem von unsern Vätern erkämpften Bekenntnis wollt ihr nicht untreu werden, den Gott der Gnade, den wir unser aller Vater nennen, wollt ihr euch nicht nehmen lassen. Wie unsere Vorfahren zu Römerzeiten in einer Verzweiflungsschlacht sich mit Ketten aneinanderschlossen, damit keiner weichen könnte und jeder die letzte Kraft aufbieten müßte, — so wollt ihr euch durch einen Schwur der Treue zu eurem erkannten Gott aneinanderketten, um menschlicher Versuchung und Drohung zu trotzen. Ein solcher Schwur ist euer Recht."

„Schwören —!" rief es über den Markt hin.

Doktor Ebertz trat zum Ausschuß und besprach sich mit ihm über die Fassung der Eidesformel, während der Ratsschreiber Jeremias Fried ins Rathaus lief, um Schreibmaterial zu holen. Als er wieder da und bereit war, mußte ein Bürger seinen Rücken als Schreibpult darbieten und Doktor Ebertz sprach dem Ratsschreiber den Wortlaut in die Feder. Das Geschriebene ward verlesen, begutachtet und durch Zuruf genehmigt.

Ebertz aber stand in dem allgemeinen lauten Drängen zum Vollzug des Schwures plötzlich wieder nachdenklich da, richtete sich dann auf, blickte ernst umher und rief:

„Ich beschwöre — ich beschwöre Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft um Gottes und ihres Heiles willen: wenn jemand einen Grund gegen diesen Religionseid weiß aus Gottes Wort oder aus menschlichen Satzungen, so soll er reden und die Stadt vor Unrecht bewahren!"

Es wurde ganz still auf dem Markte, so daß man das Geschrei spielender Kinder und das Bellen der Hunde hörte, und es blieb still geraume Weile, und alle fühlten den entscheidenden Ernst der Stunde.

Endlich stieß Alt-Peter Gößlin den silberbeschlagenen Stock hoch in die Luft und rief mit ungeduldiger Stimme: „Schwören!"

Und wie auf Befehl brach kurz und trotzig derselbe Ruf aus allen Kehlen. Dann ward es wieder still.

Der Bürgermeister hob an:

„Sobald wir nun miteinander den Eid gesprochen haben, trete jeder herzu und gebe seinen Namen in die Liste, damit wir wissen, wer mit uns ist! Bedenkt euch: wer geschworen hat und wider den Eid handelt, den trifft die Strafe des Verräters."

Er nahm nun dem Ratsschreiber die Eidesformel ab, entblößte sein Haupt und blickte auffordernd umher. Es ward still, alle nahmen die Hüte ab und drängten näher nach der Mitte. Simmerer rief, den Schwurfinger hebend: „Sprecht mir nach! Wir schwören."

Ein Drängen bewegte die dichte Menge, die Köpfe bogen sich nach links, bis die rechten Arme sich aus der Enge emporgearbeitet hatten und zwischen je zwei Köpfen nun eine Schwurhand sichtbar war.

Der Bürgermeister las stückweise den Schwur vor, und stückweise wurde er nachgesprochen:

„Ich gelobe und schwöre freiwillig, ungedrungen und ungezwungen, einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ich zur Ehre Gottes, zur Erhaltung der wohlhergebrachten Augsburgischen Konfession und zur Verhütung alles Vorwurfs bei den lieben Nachkommen, der Pforzheimer Bürger- und beschworenen Brüderschaft zur Behauptung der hergebrachten wahren Religion mit Leib, Gut und Blut treuen Beistand leisten wolle; daß ich, was einem andern Böses begegnet, aufnehmen wolle, als sei es mir selbst geschehen; daß ich den Gegnern, wer die auch seien, nichts Geheimes offenbaren und auf Begehren des von der Bürger- und Brüderschaft erwählten Ausschusses mich an Ort und Stelle, wann und wie ich beschieden werde, einstellen wolle; — jedoch den unserm gnädigen Fürsten und Herrn in politischen weltlichen Sachen untertänig gebührenden Gehorsam vorbehalten! So wahr mir Gott helfe und das heilige Evangelium."

Als es danach noch stille war, nahm der Bürgermeister dem Ratsschreiber die Feder ab und zeichnete an erster Stelle die Schwurliste.

Da erhob sich in den hinteren Reihen ein Stimmengewirr, Heils- und

Hochrufe klangen, Simmerer schaute überrascht auf, die Menge drängte sich überrascht auseinander und ließ ein Häuflein vornehm gekleideter Herren durch, die von Gemmingen, von Remchingen, Schenk von Winterstetten, von Göler, Leutrum von Ertingen, Kechler von Schwandorf und andere, geführt vom Freiherrn von Storschedel, der zum Bürgermeister sprach:

„Wir, alle zurzeit in Pforzheim anwesenden Herren des in der Stadt angesessenen Adels erklären uns mit dem Willen der Bürgerschaft eins, wir haben den Schwur mitgeschworen und bitten euch, unsere Namen in die Liste einzutragen.“ Die Dankesworte des Bürgermeisters wurden vom Freudenruf des Volkes übertönt.

Während danach die Liste ausgefüllt wurde, beriet sich der Bürgermeister und einige Ratsherrn mit dem Doktor Ebertz über die förderlichste Führung der Geschäfte, und da einige vom Rat wie Grieninger nicht mitgeschworen hatten, der Rat demnach nicht zur Vertretung geeignet war, so wurde ein Ausschuß von dreizehn Männern gewählt, der für die Religionsstreitigkeiten zuständig sein sollte. Und damit bei schriftlichen Kundgebungen nicht der Bürgermeister oder ein einzelner sein Siegel anbringen und sich dadurch etwa der Rache besonders aussetzen müßte, wurde beschlossen, für den Religionsausschuß ein besonderes Siegel stechen zu lassen.

„Schober! — Goldschmied! — Ist der Jerg Schober nicht da? — der Goldschmied!“

Er schob sich durch die Menge, ein breitgebauter bejahrter Mann, dem sich vom Sitzen am Werkbrett der Rücken gerundet und der Kopf zwischen die Schultern gesenkt hatte. Er hob sein versonnenes großzügiges Gesicht, das von schwerem eisengrauem Haar und Bart umgeben war, sah mit den ewigblinzelnden Augen zum Bürgermeister auf und sprach nickend:

„Ein Siegel? — 's ist recht!“ und wollte, als wäre nun alles gesagt, wieder abziehen.

„Halt!“ rief der Bürgermeister, „du weißt ja weiter noch gar nichts!“

„Ich weiß schon, was ich mach!“ erwiderte er und blinzelte am Bürgermeister vorbei.

„Ja, das weißt du immer!“ sprach nickend und lachend der Bürgermeister.

„Es soll euch nichts kosten!“ wehrte der Goldschmied mit feinem Lächeln ab. „Ich schenk es euch. Aber ich mach, was ich will.“ Er wandte sich wieder.

„Ja, was willst du denn machen, Jerg?“ fragte Simmerer mit neugierigem Ton. „Laß es uns wenigstens wissen, daß wir uns drauf freuen können!“

„Die Auferstehung!“ sprach Schober, indem er die armen Augen aufriß und mit dem Zeigefinger in die Luft zeichnete. „Unser Erlöser sprengt die Gruft — daß die Sargplatten niederkrachen — und schwebt auf — die Wachen fallen ohnmächtig aufs Gesicht — oder stürzen entsetzt davon! — Das werd ich machen. Auf einen silbernen Stock.“

„Das wird euch viele Arbeit geben, Meister Schober," sprach Doktor Ebertz bescheiden, „und wir hätten es bald nötig."

„Ich gehe schon!" entgegnete der Meister und betrachtete den Sprecher blinzelnd. „Ich werd gleich anfangen zeichnen. Ich werd mich dranhalten. Jaja." Er nickte und drängte sich durch die Menge nach der andern Seite des Marktplatzes. Gesenkten Kopfes und des Weges nicht achtend trollte er dahin, er kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn im Bemühen, das ihm aufgegangene Bild festzuhalten, die Figuren und ihre Geltung zu prüfen, die Linien zu klären, Hell und Dunkel für die Zeichnung zu verteilen. So merkte er nicht, daß vor dem Gasthaus zum Adler ein Auflauf und Halloh war, bis ein vor irgendeiner Faust fliehender Gassenbub ihm blindlings mit dem Kopf in die Seite rannte. Er wankte, er schaute wild um sich, erblickte den Schlingel, rief:

„Hundsknochen, gottverdammter!" und gab ihm einen derben Tritt. Jener fiel auf die Nase. Schober setzte seinen Weg fort.

Der Junge hatte den Tritt und die zerschundene Nase wohl verdient, nämlich um den Superintendenten Hoppius. Eingedenk der Drohung des Apothekers hatte die Bande zwar einen Zettel des Geistlichen redlich an den Statthalter und ebenso dessen entlassende Antwort befördert, dann aber dem armen Herrn, der sich nicht unter die feindliche Menge traute und vor unbefriedigter Neugier nach den Ereignissen vor seinen Augen fast umkam, mit so schnöden Redensarten und Aprilscherzen auf seine Fragen gedient, daß ihm vor ohnmächtigem Ärger nicht einmal mehr der Wein schmeckte. Er wäre gerne abgeritten; solange sich aber alle Welt drüben um den Bürgermeister drängte, würde er mit seinem Rößlein der Straßenjugend auf Gnade und Ungnade ausgeliefert gewesen sein. Er zog sich tief in die leere Schenkstube zurück und drehte den Schlingeln, die nun im offenen Fenster ihr Wesen trieben, standhaft den Rücken. Als sich nach Leistung des Schwurs die Stube wieder füllte, horchte er nur kurz und mit müdem Sinne nach dem Geschehenen, zahlte seine Zeche, ließ sein Tier vorführen und trat mit der Reitpeitsche in der Hand unsicheren Schrittes aus dem Hause. Da stand jener Bengel, drehte ihm mit gespreizten Beinen den Hintern zu, bückte sich, sah ihn zwischen den Beinen durch an und streckte ihm die Zunge heraus. Hoppius schlug mit der Reitpeitsche, jener entfloh und rannte mit vorgerecktem Kopfe den Meister Schober an, der ihn bezahlte. Nun trat der Superintendent an sein Pferd, versuchte den Sattel und, um sicher beim erstenmal in den Sitz zu kommen, gab er sich einen heftigen Schwung, der ihn auch flott hinauf, aber unglücklicherweise auch gleich wieder auf der andern Seite herunter brachte. Nicht daß er zu Boden gestürzt wäre! Seine Freunde, die Gassenbuben, jetzt unter den Augen vorbeischreitender Bürger, empfingen

ihn mit geschickten Händen, trugen ihn mit Triumphgeheul einige Male um seinen Braunen herum, hoben ihn dann sanft in den Sattel und geleiteten ihn weiter, einer sein rechtes, einer sein linkes Bein haltend, einer rechts, einer links das Pferd führend. Am Menzingenschen Hause, ehe sie in die Brötzinger Gasse einbogen, begegnete ihnen, langsam auf seinem Schecken daherreitend und mit geller Stimme singend, der Obervogt Johann von Münster. Der Superintendent, dem der Sturz das weinbenebelte Hirn vollends verwirrt hatte, starrte den Sänger wie einen Spuk an und vergaß den herablassenden Brudergruß zu erwidern. Dann ging es weiter, durch die dämmerige Brötzingergasse, von den Buben verhöhnt und zugleich zärtlich behütet, weiter — —

Johann von Münster aber, durch die Niederlage des Tages in die innerste Burg seines Stolzes und Bekennermutes gedrängt, lenkte den scheckigen Gaul langsam durch die feindlichen Menschen: den langen Oberkörper hochgereckt, stolz und gebieterisch anzusehen, sang er mit herausfordernder Stimme:

„Herr Gott, der du uns Straf auflegest
und deine Rach zu üben pflegest,
laß sehen deine Macht einmal:
du Richter über alle Welt,
erhebe dich du starker Held,
den Hochmut stolzer Leut bezahl!

Wie lang soll das sein zugelassen,
daß die Gottlosen aufgeblasen
sich also stolz erheben hoch?
Wie lang soll ihn' das sein gestatt',
daß sie sich ihrer Übeltat
also fein dürfen rühmen noch?!"

Er versagte sich diesmal, die Witwe von Menzingen zu grüßen, unter deren Fenster der Schecke gewohnheitsmäßig Halt machen wollte, — er war erfüllt vom stolzen Verlangen, seinem Gott zu dienen, dem Feinde Trotz zu bieten, sein Leben zu wagen. Mit ungeschwächter Stimme singend umritt er den Markt, durch die aufgeregt auseinanderlaufende Menge hindurch und verschwand schließlich wieder in seinem Hause unten am Schloßberg.

Die Leute schauten ihn an, deuteten mit dem Kopf nach ihm und grinsten.

(Fortsetzung folgt)

Reise durch Kanada

von Arthur Holitscher

Ontariofahrt

Der Ontario ist der kleinste von diesen fünf Meeren im Innern Nordamerikas. Wenn man ihn an seinem westlichen Zipfel durchquert, vom Niagara hinauf nach Toronto zu, so ist dieser Zipfel noch breit genug, daß ein paar Stunden lang die Ufer rings unter den Horizont hinuntergehn und Himmel und Wasser um das Schiff sind, vielleicht noch ein Fetzen Rauch in der Ferne.

Ich weiß, ich fahre über einen See, und ich kenne auch die Landkarte Kanadas gut genug, um zu wissen, daß die Grenze Kanadas und der Staaten ein gerader Strich ist, wie mit dem Lineal quer durch den Weltteil gezogen, und doch stellt sich dieses feierliche Gefühl von innerem Erstaunen wieder in mir ein, das mich damals beherrschte, als ich unterm so und so vielten Breitengrad plötzlich wußte — nun bin ich der Neuen Welt näher als der Alten.

Kanada ist eine neue Welt in der neuen. Schade, daß ich nicht länger mich in den Staaten aufhalten durfte; hätte ichs gedurft, sicher wär mir der Kontrast stärker bewußt geworden. Ich erinnere mich, hörte ich als Kind von jemandem sagen: er sei nach der Neuen Welt, um ein neues Leben zu beginnen (die meisten, von denen man das erzählte, hatten ihre guten Gründe, Welten und Leben umzutauschen!), mit einem Mal war da alles sonderbar um diesen Menschen herum! Er selbst. Dann dieser Begriff: die Neue Welt. Und dann: das neue Leben! Ein erwachsener Mensch beginnt in einer neuen Welt ein neues Leben! Es war so etwas wie ein Märchen und der arme Bankrotteur, der gebückt auf dem Stuhl gegenüber den strengen Onkeln saß, war ein Märchenprinz, nichts weniger.

Was damals die Neue Welt war, ist inzwischen, der Technik und der Konkurrenz und all den übrigen Segnungen sei Dank, ziemlich alt und schon äußerst selbstverständlich geworden — aber jenes nördliche Land unter dem graden Strich durch Nordamerika hindurch ist heute noch so etwas wie ein Märchenland, etwas frisch zur Welt Gekommenes, fast Unwahrscheinliches. In Wahrheit ists ein Kontinent, von dem kaum die etwas Genaues wissen, die in ihm leben; für mich, da ich über dieses Binnenmeer dorthin treibe, etwas absolut Rätselhaftes; meine Augen blinzeln; ich möchte schon Toronto sehn!

In Neuyork ist mir auf einem Bahnhof ein kleines blaues Heft in die Hände gefallen, der Titel heißt: „Fünftausend Tatsachen über Kanada". Jetzt, während es Abend wird und Himmel und Wasser und die rauchenden

Schiffe wie Nebelwände ineinander sich schieben, blättere ich im Heft und probiere die Landkarte Kanadas im Winde aufzuspreiten. In diesem Abendlicht eines schönen Augusttages wird die Statistik und die Landkarte unversehens zu einer einzigen Nebelwand mit Lichtern hier und dort, unwahrscheinlich und die Phantasie aufregend, so wie der Horizont dort im Norden jetzt geworden ist — wie eine ungeheure, haardünne Schildkrotplatte, hinter der eine Kerze brennt irgendwo.

Dieses Land Kanada, in dessen Norden sich die Linien der Landkarte zag und ungewiß auf dem Papier verlieren, hat vor Jahrzehnten noch als ein Land des ewigen Winters gegolten, als ein Tummelplatz von Felljägern, Fallenstellern, Indianern und spärlichem Abenteurergesindel über unermeßliche Wüsteneien. Jetzt fängt man an, zu ahnen, was es ist — — Kanaan!

In dieser englischen Dominion leben acht Millionen Menschen und es ist Raum in ihr für hundert. Heute schon sind durch die Eisenbahnen, die das Land erschlossen haben, 250 Millionen Acres für landwirtschaftliche Zwecke aufgemacht worden. In ein paar Jahren werden neue Bahnlinien noch einmal so viel Land aufgemacht haben. Aber es sind bis heute erst 80 Millionen Acres urbar und unter Kultur. Vor zwei Jahren stand Kanada als weizenbauendes Land an zehnter Stelle unter den weizenbauenden Ländern der Erde, heute schon an fünfter Stelle.

Unermeßliche Wälder warten auf die Axt. Unermeßliches Prärieland, von der Fäulnis der Faunen und Floren von Urzeit her gedüngt und wieder gedüngt, warten auf die Pflugschaar, die die schwarze Erde zum erstenmal umdrehen soll. Erz ist in den Bergen. Die Ströme und Seen sind schwarz von Fischen; Wild lebt in den Bergen und hat nie seinen Jäger gesehn. Auf rollenden Hügelländern, Tage und Tage weit, kann das Vieh im Freien weiden in all den vier Jahreszeiten. Und es gibt im Westen, in der Nähe des Pazifik, Hügelabhänge, auf denen die Bäume zweimal im Jahr Früchte tragen.

Die „fünftausend Tatsachen" sagen dies in einem minder biblischen Stil, als ich es hier tue, aber mir ist das Wort Kanaan in den Sinn gekommen; ich schreibe heute, in Vancouver, am Stillen Ozean, zehn Wochen nach der Ontariofahrt dieses Wort mit gutem Gewissen nieder und in diesen zehn Wochen hab ich das Land gesehn.

Ich war in den Städten und bin über Land gefahren. Ich war in den Bergen, wo das Gold wächst, und war bei den Weizenbauern auf der Prärie. In Alberta habe ich mit Ramhorn gespeist und in Saskatchewan auf Farmen übernachtet. In dem Felsengebirge haben mir Jäger und Bergsteiger ihre Abenteuer, und in den Tälern westlich von dem Felsengebirge haben mir Siedler ihre Kämpfe in den ersten und ihre Erfolge in den nächsten Jahren erzählt. In Ottawa, in dem wunderschönen Re-

gierungspalast, und in Winnipeg in der nicht minder schönen Einwanderer-halle hat man mir Zahlen und Daten geliefert, die ich ernsthaft in mein Notizenbuch hineingeschrieben habe. Mehr wert, als Zahlen zu hören, war's mir, das Leuchten in den Augen der Menschen zu sehen, die vor wenigen Jahren noch arm und verstoßen und verzweifelt aus der Alten Welt (und auch aus der „Neuen") herübergekommen waren und heute froh von „Our Country!" zu mir sprachen.

Und wie könnte ich je den Nachmittag vergessen, an dem mir das tiefste Geheimnis dieses Landes offenbar geworden ist, im südlichen Alberta, auf der Ranch der Familie McGregor, bei Bow Island, inmitten einer Wüstenei. Durch den Willen der Menschen ist dort eine Oase entstanden, im Sand, im ödesten grauen Weideland, — mitten in meilenweiter Heide ein viereckiges Stück Land, auf dem Obstbäume, Nutzholz, Blumen und Kakteen, Getreide und Feldfrüchte von fünfzehn Arten gezüchtet worden waren: Eine Experimental-Farm, ein Beweis für die Fähigkeit des Bodens, anderes herzugeben als bloß Futter für Vieh- und Pferdeherden.

Ich habe Kanada im Sommer gesehen und weiß nicht, wie es im Winter ausschaut. Ich denke mir, die Erde schläft hier tief und lange, um sich für die Arbeit zu stärken, die sie für die hundert Millionen leisten müssen wird. Für die hundert, von denen sie jetzt erst acht die Nahrung und Fülle des Lebens gibt. Aber dieses Sommerland Kanada, das ich kenne, sollte ich heute in Vancouver es mit Namen nennen, ich wüßte keinen anderen, tauglicheren dafür zu finden, als den aus dem Alten Testament.

Wie gesagt, es hat Raum und Brot und Hoffnung für hundert Millionen Menschen. Hier ist augenblickliche Hilfe, Erde übrig für die Hungernden, die Arbeitslosen, die Zurückgewiesenen, die Fabriksklaven und die Gehirn-sklaven der heutigen Gesellschaft. Sieht man dem Lauf der Welt zu, wie Irrtümer über Irrtümer den notwendigen Gang der Entwicklung auf-halten, und wie Generation um Generation todwund und verzweifelt die Augen von der Zukunft abkehrt und sich niederlegt, um zu sterben; sieht man selbst vor Mitleid mit den Liegengebliebenen kaum das Rot am Himmel mehr, das langsam aber unaufhaltsam herbeikommt, näher, näher; dann wünscht man: es möchte doch ein Gelobtes Land da sein, das augenblickliche Hilfe in seinen Grenzen hätte für die Menschen, die an der Gegenwart zu stark zu leiden haben.

Die Welt geht wahrscheinlich ihren Gang, auch wenn nicht 92 Millionen unterwegs verhungern. Wer kann mich denn überzeugen von der Theorie, daß es notwendig sei, die Massen total zu verelenden, durch das Nichtmehr-weiterkönnen die Massen zur plötzlichen Abschüttelung, zum endgültigen Fertigwerden mit der Unerträglichkeit ihres Zustandes aufzustacheln? Ich

sehe nur: daß das Übermaß des Elends aus dem Leidenden keinen Revolutionär, sondern einen genügsam-zynischen Bettler macht. —

Kanada gehört dem Staat England, dieser aber weiß allein damit nichts anzufangen und gibt es daher einem Jeden hin, der herbeikommt und es haben und bebauen will. Ein Jeder, woher er komme, kann 160 Acres von der Regierung haben (der Acre gleich 0,7 Hektar) und muß den Leuten, die in ein paar Jahren von der Regierung ausgeschickt werden, um nachzuschauen, was er mit dem Land angefangen habe, nur zeigen: ich hab einen Teil des Landes bebaut und seht her, hier ist die Hütte oder das Häuschen, in dem ich wohne. Aus den Fabriken, den Bureaus, aus den Massenquartieren können die Gestalten, die man in Europas großen Städten schon gar nicht mehr anschaun kann vor Herzleid und Ingrimm, hierher zur Erde kommen und mit dem Himmel über sich leben! Sie können hier auf etwas gesündere und reinlichere Art zu ihrem Brot und dem Genuß ihres Lebens gelangen, als die Proletarier, die ihre Partei durch kleine Versicherungen und den Herrschenden abgerungenen Konzessionen und Konzessiönchen in Kleinbürger verwandeln. Ohne demütigende Wohltätigkeit und Komiteebeschlüsse können die Legionen der verschämten Armen und der Ärmsten, die ihre Scham schon verlernt haben, von den ekligen Rinnsteinen der Vorstadt hierher zu den Jahreszeiten der Erde zurückkehren. Sie dürfen sich Engländer nennen und den schönen bunten Union Jack über ihrem Giebel aufpflanzen, — gezwungen werden sie nicht dazu. Ich werde sogleich berichten, wie ich bei Leuten war, die hier selbst bleiben durften und die der Staat England nicht gezwungen hat, sich jenen Gesetzen anzupassen.

Von all der Statistik behalte ich mir nur ein, zwei Ziffern. Hundert Millionen Menschen brauchen nicht mehr zu hungern. Dieses Land hier ist um 112000 Quadratmeilen größer als die Union. Achtzehnmal so groß wie Deutschland.

Ich erinnere mich gut an diese Fahrt über den Ontario. Die Sonne war untergegangen und im Norden erschienen die Lichter Torontos. Am Ende dieser Lichtkette am Ufer stand eine aufrechte Linie von Lichtern, — man sagte mir, das sei der Turm und Vergnügungspark Scarboro Beach. All dies sah aus wie eine Zeile, ein geschriebener Spruch aus Licht mit einem Licht — Ausrufungszeichen am Ende. Ein paar Möwen flogen über unserm Schiff, und eine Minute lang noch ein anderer Vogel, ein Süßwasservogel, ein schwarzes, schlankes Tier, ein Kranich. Rasch flog er davon über unserem Schiff, nordwärts gegen Toronto zu.

Während er grad in die Lichterschrift am Horizont vor uns hineinflog, dachte ich mir, dieser Vogel ist ein rechter Märchenvogel. Und ich dachte mir auch: schöner als das schönste Eswareinmal-Märchen im Grimm ist das Märchen, das so anfängt: Es wird einmal sein!

Auf den ersten Blick glaubt man, man ist wieder in Europa. Kaum eine halbe Tagesreise weit von den Staaten, mit einem Wasserzipfel zwischen dem Staat Neuyork und der Provinz Ontario, glaubt man sich nach Europa zurückversetzt, aber in einen seltsamen Winkel von Europa, irgendeine Wartehalle mit weither zusammengewürfeltem Völkerkunterbunt.

Um es gleich herauszusagen: es ist ein schauderhaftes Kunterbunt, das sich da zusammengerottet hat. Man sagte mir später in Ottawa, in Winnipeg und auch hier in Toronto sagten es mir die Leute von der Heilsarmee: der Einwanderer, der hier in den großen Städten des Ostens, in Toronto, Quebec, Montreal bleibt, ist der am wenigsten erwünschte Typus des Einwandrers. Er hats auf die leichteren Chancen abgesehen und gibt sich auch mit den geringeren Chancen zufrieden. Ihn ziehts nicht zur Erde sondern zum Asphalt. Das Meer hat er umsonst durchquert. Er hat nur einen Rinnstein um einen andern eingetauscht. Er hätte daheim bei seinem alten Rinnstein bleiben können. Im Westen schießen Städte wie Pilze fabelhaft über Nacht in die Höhe, dieser Unerwünschte aber ist alles, nur kein Städtebauer. Statt im Westen ein Herr zu sein, ist und bleibt er ein Schmarotzer im Osten. Er wird aus diesem kanadischen Osten bald denselben unerträglichen, überwimmelnden Fäulnisherd gemacht haben, der seine Heimatsstadt im alten Kontinent war.

An den Straßenecken kleben riesige Plakate mit Aufschriften, die wie Kanonenschüsse, aber auch wie Notsignale klingen!

50000 Farmarbeiter sofort nach dem Westen!
30000 Ernteleute für Manitoba verlangt!
Die unerhörteste Ernte, seit Kanada
Weizen baut! (Ich weiß nicht mehr
wieviel) . . . hundert Millionen
Bushels warten auf den Schnitter!

Eine gesunde Prahlerei, die anzeigt, daß das Land Menschen braucht. Aber die Menschensorte, von der ich grad sprach, zieht es vor, jahraus jahrein in ungesunden Fabrikhallen sich krummzuschwitzen bei der Fabrikation eines und desselben Maschinenbestandteils und läuft an den grellen und verheißungsvollen Plakaten blind und taub vorüber.

In dieser relativ kleinen Stadt kommt es einem so vor, als dominiere das fremde Element, aber das ist eine Täuschung. Sie wird durch die Liberalität hervorgerufen, mit der der Engländer den Fremden in seinem eignen Lande schalten und walten läßt nach Herzenslust. Ganze Straßen tragen armenische Aufschriften. Das Ghetto ist von beträchtlichem Umfang. Russen und Griechen bewohnen ganze Stadtteile, ebenso Syrer. Im allgemeinen hat es den Anschein, als sei die Einwanderung aus dem östlichen

Osten Europas und aus Kleinasien hier stärker als die aus dem Westen. Sonntag nachmittag ergehe ich mich in dem Vergnügungspark Scarboro Beach — nicht ein gutes, freudiges Menschengesicht. Nicht einer von den selbstbewußten positiven Köpfen, denen man drüben in den Staaten so oft begegnet. Kleine gierige Kleinstadtbürger, gelblich bittere Proletariergesichter. Abstoßende Roheit in den Vergnügungen. Den stärksten Zulauf hat der „Splasher", — man wirft mit Bällen nach einem armen Kerl, der auf einem Brett über einem Bottich sitzt. Trifft der Ball ein Brett, so gibts ein Hallo, der arme nervöse Kerl (aus Barmherzigkeit hat man ihm eine Maske umgebunden!) fällt ins Wasser und muß dann naß und mühsam wieder aus dem Bottich auf sein Brett hinaufkrabbeln. Daran vergnügen sich diese Leute.

Kommt man aber in die guten Viertel, wo die eingesessenen Engländer zu Hause sind, so merkt man gleich — o ja, das ist Old England. Die Häuser sind aus Ziegeln und Stein und nicht aus Holz wie drüben in den Staaten, wo sogar in den Villenvierteln, ein „Frame-House" neben dem andern Straßen und Straßen lang zu finden ist. Etwas zeigt hier, in Jarvis Street, in Rosedale, an, daß diese Häuser den Menschen als Heime dienen. Drüben in den Staaten wird man das Gefühl nie los, daß die Wohnhäuser provisorische Zelte sind, heute aufgerichtet, morgen abgebrochen. Sogar jetzt im Hochsommer, wo allüberall die Vorhänge hinter den Scheiben heruntergezogen sind, sieht mans den hübschen, gepflegten Gärtchen an, daß die Sorge und Freude ihrer Eigentümer bei ihnen ist, und daß ihre Eigentümer in der Fremde die Photographie ihres Hauses auf dem Tisch ihrer Hotelzimmer vor sich stehen haben.

Etwas anderes, das stark an „the old country" drüben in England gemahnt, ist die Anzahl der Kirchen in Toronto. Ich fahre mit der Straßenbahn über die Ringlinie und traue meinen Augen nicht. Ich zähle in 41 Minuten 22 Kirchen, — fast an jeder Haltestelle eine. Ich höre dann von einem wohlinformierten Herrn, daß Toronto bei einer Einwohnerzahl von etwa 300000 Seelen 250 Kirchen besitzt.

Dann gibts aber andre Einzelheiten, die anzeigen, daß man allerdings weit weg ist von dem alten Lande. Unter rohen, hin- und hergebogenen Baumstämmen, die als Telegraphenstangen dienen, stehen ebenso ungeschlachte Wildwestburschen, mit einer beträchtlichen Patina über ihrem Engländertum, in unbehaglichen Berufen von der Pionierart erworben, Kräfte um Kräfte. Der westlüsterne Reisende kann sich unter diesen breiten gelben Hüten und rauhen Hemden alle die romantischen Berufsarten vorstellen, die in den Wäldern Ontarios, in den Goldgräberlagern von Britisch-Kolumbien, an den Strömen im unerforschten Yukon und auf den ungeheuren Viehweiden des südlichen Alberta im Flor stehen.

Merkwürdiger aber und charakteristischer für diese englischeste Stadt der Dominion ist ein Typus von Menschen, dessen Anwesenheit die Atmosphäre Torontos bestimmt; wenn ich mich an Toronto erinnern werde in späteren Jahren, wird diese Menschensorte ganz vorn an der Rampe der Erinnerung stehen in mir.

In meinem Hotel wimmelt es von „jüngeren Söhnen," und draußen in der Stadt, am Hafen, in den eleganten Straßen, in den Warenhäusern, in den Bureaus der Schiffahrts-, Eisenbahn-, Landgesellschaften, überall sehe ich und erkenne ich sie wieder. Überall stehen sie, sitzen sie herum, rauchen, gähnen sie herum, sprechen sie Mister wie Mistah aus und haben ihren Stempel auf allem, was sie tun und lassen: die „jüngeren Söhne".

Sie sehen aus wie Exilierte und wirklich — schon als sie geboren wurden, als zweite und dritte Söhne alter englischer Adelsfamilien, waren sie ganz und gar exiliert und enterbt; nach dem englischen Gesetz erbt der Erstgeborene Titel und Gut und der jüngere Sohn ist auf die Gnade der Eltern und des Erstgeborenen angewiesen. Der jüngere Sohn ist der Zukurzgekommene; vom Gesetz hat er nichts zu erwarten; er muß sich resigniert oder empört durchs Leben schlängeln. Die Tage dieser unglückseligen Menschensorte sind gezählt, wenn Gott Lloyd George Leben und Gesundheit gibt. In diesem Falle wird eine mittelalterlich grausame Anomalie aus den Sittengesetzen des ersten Volkes der Erde ausgestrichen sein — die Ausgeburt nicht des englischen Geistes, sondern einer todgeweihten und dem Untergang entgegentreibenden Kaste der Alten Welt.

Immerhin haben die unglücklichen Exemplare dieser Menschensorte, wenns beim Militär und in dem Klerus keinen Platz mehr für sie gibt, die großen Kolonien Britanniens als Tummelplatz zu ihrer Verfügung. Sie finden in diesen Kolonien Raum und Freiheit genug, ihr Rößlein zu tummeln, Gold zu graben, in Boden und Erzeugnissen des Bodens ihr Gold zu verspekulieren, Weizen und Melonen zu züchten, wenn sie das lieber mögen, — auf einmal, sie wissens selber kaum wie, sitzen sie auf einer guten, dampfenden Scholle der Mutter Erde, statt in einem morosen Klubsessel in St. James bei Piccadilly! und was die Hauptsache ist, sie sind der verhaßten Notwendigkeit enthoben, dem ältesten Bruder Viscount oder Lord Soundso von Angesicht zu begegnen, dem Herrn, der nichts weiter zu seinem Glück zu tun brauchte, als . . zuerst zur Welt zu kommen.

Genau beschnüffelt sieht der jüngere Sohn in seiner physischen Existenz wie ein desperater Klubmann aus, der nach einer verlorenen Partie im Straßenkot dasteht, mit der Alternative vor sich: Soll ich mich nun im Whisky besaufen, soll ich zu den Mädchen gehn, oder soll ich mich nicht lieber ein für allemal und definitiv mit einer Kugel totschießen?

Er kann Aviatiker werden oder Sportkorrespondent über See. Wenn

er klug ist und seine Fäuste taugen was, so fährt er mit der „Expreß of Ireland" nach der Dominion. Und da strecken wir auch schon alle beide, er und ich, die Füße unter denselben Hoteltisch. Haben beide, aber aus ungleichen Gründen, die Taschen voll von Prospekten über Farmländer, Viehzucht, Reiserouten, Grundstückspekulation, — Prospekte und Broschüren, die hierzulande in schweren Mengen hergestellt und unter die Leute geworfen werden; und die der trägen Phantasie des jüngeren Sohnes nachhelfen, Wege und Möglichkeiten zur Existenz zu finden.

Gegenwärtig hat er es leicht, seine Unschlüssigkeit hinter langen Gesprächen zu verbergen, die sich sämtlich um das garstige Wort „Reziprozität" herumbewegen und politische Gespräche sind.

Ich werde, Gott sei's geklagt, dieses Malefizwort jetzt sieben Wochen lang in allen Tonarten hören müssen. Am 21. September finden in Kanada die Wahlen statt und die Frage ist: ein Reziprozitätsverhältnis oder keines mit der Union? Eine liberale Regierung oder eine konservative? Sir Wilfrid Laurier oder Mr. R. L. Borden?

In diesem Land der Zukunft, in dem die ungeduldige Erde nach Befruchtung schreit, werde ich ein politisches Gezeter anhören müssen sieben Wochen lang. Ich beschließe, mich gut und rasch im vorhinein zu anästhesieren und tue das gründlich.

Ein sympathischer junger Kanadier, Sproß der berühmten Familie, die ganz Kanada mit Erntemaschinen versorgt und mit Konzertsälen und Orgeln beschenkt, ist mein Cicerone in Toronto. Ihm verdanke ich es, daß ich im York-Klub und später im Golf-Klub Gast einiger gelehrten und einflußreichen Herren bin, denen ich Dinge Deutschlands berichten soll und von denen ich Dinge Kanadas erfahren kann. Es ist eine feine Gelegenheit, zu reden und zuzuhören, bei Gott!

Nun, ich merke es gleich und die Herren merken es auch gleich — es ist da so was wie ein Sozialist in ein Nest von Konservativen geraten. Aber es läuft alles gut ab und wir haben alle „a good time" miteinander, unten in dem schönen Haus in der Stadt und oben auf den Golfhügeln, von denen man den Blick auf den Ontario hat.

Heute, 27. September, da die liberale Regierung unter dem „Erdrutsch" (the landslide, wie die Affäre hier pittoresk benannt ist) begraben und die Konservativen obenauf sind, heute, da alles vorüber ist, weiß ich es: in der Gesellschaft befand sich ein älterer, liebenswürdiger Herr, der jetzt, in der neuen Regierung, einen der drei obersten Posten in der Dominion bekleiden wird. Ich hätte also die Ohren spitzen und gut aufpassen sollen, um über die wichtige Frage Reziprozität oder nicht die definitivsten und maßgebendsten Ansichten zu hören und mit mir zu nehmen auf meinen Weg durch die sieben Wochen.

Statt dessen habe ich, in mich hinein, versteht sich, ein paar Monologe gehalten, als einer, der in Dingen der Politik auf dem einigermaßen primitiven Standpunkt eines Sonntagnachmittagspredigers im Hyde-Park steht und stehen bleiben wird. Die Amerikaner brauchten die Farmprodukte Kanadas, das als Farmland eben mitzuzählen begonnen hat, und die Amerikaner möchten ihre Industrieprodukte in Kanada los werden, das eben als konsumierendes Land mitzuzählen begonnen hat. Kanada könnte durch den Freihandel sein Frühstück billiger besorgen und in billigeren Kleidern bei seinem Frühstückstisch erscheinen. Der amerikanische Vierteldollar ist zudem ebensogut wie der englische Schilling und näher; das ist ein berühmter Ausspruch Sir Wilfrid Lauriers, des liberalen Expremiers. Andererseits aber ist man, sozusagen, eine englische Dominion und, wie die Konservativen behaupten, ist der Grenzstrich zwischen den Staaten und der Dominion ein Trennungsstrich, während der Atlantische Ozean ein Meer ist, das die alte Heimat mit der neuen verbindet! Der englische Scherenschleifer drückt den kanadischen Konsumenten an sein brüderliches Herz und schielt über seine Schulter nach dem Land unter dem Strich hinüber, ob von dort keine Scheren herübergezückt werden, die das Meer auseinander schneiden würden. Was zur Folge hätte, daß die beiden Hälften von Nordamerika zusammengepappt werden müssen usw. usw.

Ich frage mich in mich hinein: was bedeutet es schon für die Menschheit, ob Rezipo oder nicht? Geht sie durch, wird's den Interessen der einen, fällt sie, wird's den Interessen der anderen politischen Partei dienen. Rückt die Welt einen Hahnenschritt vorwärts, wenn die Liberalen am Ruder bleiben, oder einen zurück, wenn man sie fortjagt? Wird es weniger ausgebeutete Menschen, weniger Frauen, die sich prostituieren müssen fürs Brot, weniger arbeitende Kinder, weniger Verbrechen, die kein Gesetz bestraft, weniger systematische Verdummung durch 250 Kirchen an jeder Trambahn-Haltestelle geben? Ha, der Wille des Volkes, Urlüge der Weltgeschichte!

Ich bin ein paarmal über den Strich, the boundary, zwischen Kanada und der Union hinüber- und herübergefahren, und wirklich, die Berge gingen über den Strich, und die Saat schwankte so im Winde, daß die Ährenspitzen die Linie hinüber- und herüberbewegten, und die Sonnenblume, der Kopf der Sonnenblume wußte nichts von Reziprozität in seiner sehnsüchtigen Wanderung, schaute sich weder nach Sir Wilfrid noch nach Mr. Taft um. Also wozu diese Narrheiten.

Ich bemühe mich zu den Ausführungen meiner Wirte das aufmerksamste Gesicht zu schneiden, dessen meine Larve fähig ist, und gehe erst aus mir heraus, als man mich allen Ernstes fragt (es ist Anfang August und von Marokko noch keine Rede): Also bitte, heraus mit der Sprache, will Deutschland den Krieg mit England, oder will es ihn nicht?

„Ha!" sage ich. „Ha! wer ist denn dieses Deutschland, das will oder nicht will? Ich glaube wohl, wenn man Deutschland sagt, so ist darunter das deutsche Volk zu verstehn? Das deutsche Volk aber will, wie das Volk anderer Länder, vorläufig nichts weiter als ein Bankkonto und ein Sparkassenbuch und ein Mittagsschläfchen Sonntag nach Tisch. Den Krieg sicherlich nicht. Der Herr Unter-Schlächtergeselle an der Ecke möchte gern Ober-Schlächtergeselle werden und denkt nicht im entferntesten daran, Herrn Tommy Atkins zu schlachten oder in den „Dreadnought" ein Loch zu bohren. Man wollte also das deutsche Volk nicht mit den Augenbrauen-in-die-Höhe-Ziehern und den Leuten vom gerollten R im Worte Krieg verwechseln." Und daran knüpfend halte ich einen kurzen Vortrag, den ich hier nicht wiedergeben kann.

„Good!" sagen die gelehrten Herren und schmunzeln und der einflußreiche Herr, der inzwischen solch hoher Würdenträger geworden ist, sagt „Good!". Und ich freue mich dieser Zurufe, die mich an die Rufe erinnern, womit man bei Boxer-Matches die Burschen im „Ring" nach einem gelungenen upper-cut oder einen left-swing anzufeuern pflegt.

Zum Glück ist nicht lang von Politik die Rede. Jemand fängt an, von der deutschen Literatur zu sprechen. Der Geschichtsprofessor der Universität Toronto erzählt mir, was ich schon in der Cornell Universität gehört habe, daß auf den hohen Schulen Storms „Immensee" das meistgelesene deutsche Buch ist, und nicht nur auf den Schulen, in ganz Amerika. Als klassisches Buch erfreut sich Freytags „Soll und Haben" der größten Popularität. Von den heutigen Autoren aber ist es Gustav Frenssen, der am meisten gelesen wird.

Dann kommen wir auf Gerhart Hauptmann zu sprechen. Es wird spät, und an diesem Tage ist von Krieg und Reziprozität weiter keine Rede mehr.

Montreal, die französische

Fährt man, von Buffalo herkommend, nordwärts nach Toronto, so ist's, als führe man aus Amerika nach Europa, fährt man aber von Toronto ostwärts nach Montreal, so ists, als führe man aus England nach Frankreich. Torontos Villenstadt sieht auf ein Haar Londons reizendem Vorort Hampstead gleich, in Montreal aber um Notre Dame herum (der Policeman, den ich nach dem Weg frage, spricht das Wort Natterdämm aus) glaubt man sich in das Pariser Bondieuserie-Viertel um St. Sulpice, Rue Madame, Rue Bonaparte versetzt.

Schon auf dem St. Lawrence, wenn man zu Schiff von Toronto die zahmen Stromschnellen nach Montreal hinunterfährt, merkt man auf: Frankreich! An den Ufern stehen Kirchen in großer Zahl, Kathedralen aus Holz im Stil der steinernen der Normandie und der Bretagne. Die Klöster am

Wasser aber sind aus haltbarerem Material, gute steinerne Häuser neuen Ursprungs; von Combes' und Clémenceaus Gnaden hierher an den Strom Kanadas verpflanzte graue, blaue und schwarze Männlein wandeln die Gartenpfade entlang, spazieren ans Ufer hinunter, in wohlgepflegter Beschaulichkeit.

Die Kirchen und Klöster in Montreal hab ich nicht gezählt, weil die Trambahn nicht so bequem an ihnen vorüberfährt wie in Toronto, ich kann nur sagen, daß ich genug Kirchen und Klöster in Montreal gesehen habe. All dies aus dem richtigen Frankreich fortgetriebene Volk sitzt an den schönsten Punkten der schönen Stadt tüchtig und zäh inmitten alter Gärten und komfortablen Neubauten fest und läßt sichs gut gehen im falschen Frankreich dahier.

Der Engländer läßt sie leben, wie er alle Menschen in seinen Grenzen leben läßt (im Orient macht er's ja anders). Der junge Riese Kanada hat einen guten Magen und wird das indigeste Zeug schon verdauen. Immerhin geht ihm von den Pfründen auch gewiß nicht wenig Fett in den Leib über und somit ist alles gut.

In Montreal erzählt einem jeder Pflasterstein, daß der Osten Kanadas ein französisches Land war, ehe es eine englische Dominion wurde, und daß der Habitant früher dagewesen ist als der Settler. Maisonneuve, Cartier, Champlain, Frontenac sind einige Namen der Geschichte, Quebec heißt: welch eine Mündung! Und Montreal hört sich auf französisch ausgesprochen auch besser an als: Mantreohl, wie es die Engländer aussprechen.

Montreal ist eine französische Stadt, von seinen 450000 Einwohnern sind rund 350000 französisch sprechende Kanadier. Das exotische Element, das sich in Toronto so breit bemerkbar macht, ich meine Russen, Juden, Syrer usw., tritt hier ganz zurück, ob zwar es in der Bevölkerung im Verhältnis ebenso zahlreich vertreten ist. Der Typus des französischen Kanadiers ist nicht sehr verschieden vom Typus des Kleinbürgers des alten Frankreichs, den der ausgezeichnete Menschenschilderer Charles Huard gesehen, konturiert und auf eine definitive Formel gebracht hat. Der verderbliche Einfluß des Katholizismus auf die äußeren Merkmale der Rasse macht sich hier unangenehm bemerkbar, ein Duckmäuservolk von kleinen Sparmeistern und Beichtstuhl-Habitués läuft an den vornehmen und rassigen Bekennern der High Church und des Methodismus vorüber.

Ihr Französisch hört sich komisch an. Kanada-französisch ist überhaupt eine merkwürdige Sprache. Französische Kanadier auch der gebildeten Klassen, die ich sprach, behandelten ihre Sprache so, wie französische Komiker französisch radebrechende Touristen des alten Englands karikieren. Andre sprachen den harten Dialekt von Rouen oder St. Malo, aber mit Worten und Akzenten untermengt, die die jahrhundertelange Abgetrenntheit vom Mutterland ins Idiom hineinpraktiziert hat.

In Ottava habe ich mir im Parlamentspark die Aufschrift notiert:

„Pick no flowers!

Ne cassez pas ces fleurs!"

Ich dachte immer es heiße cueillir? Und gar der Titel der Senatoren auf der Tafel vor dem Verhandlungssaal:

„The Honourable Messieurs!"

Geschäftsschilder, Trambahnschilder, Steininschriften auf Regierungsgebäuden und Monumenten in Montreal tragen französische Worte zur Schau; Amts-, Unterrichts-, Gerichtssprache ist französisch; an vielen Stellen sieht man die französische Trikolore friedlich sich mit dem Union Jack im gleichen Winkel von einem gemeinsamen Halteschaft zur Seite biegen; in den Reden, die in Ottawa gehalten werden, kommt es zuweilen vor, daß einer oder der andere der Honorable messieurs, bildlich gesprochen, den Union Jack mit der linken Hand herunterholt und in die Hosentasche steckt, um gleich darauf mit der rechten Hand in seine Brusttasche zu greifen und die französische Fahne über dem Kopf zu schwingen.

Das wäre interessant, sagte ich mir, einmal einen französischen Kanadier über sein National- und Rassenbewußtsein auszuholen. Und es wäre nicht gar so schwer gewesen, Herrn Bourassa oder Herrn Lemieux oder im Notfalle einen Redakteur der „Patrie" mit diesem Anliegen aufzusuchen.

Als ich grad aus dem Telephonbuch mir die Adresse des Herrn Bourassa und der „Patrie" herausgeschrieben hatte und vor dem Fenster, meinen Hut bürstend, auf die Place Viger hinunterblickte, da sah ich unten auf der Place Viger einen Mann mit der guten klerikalen „Presse" in der Hand auf einer Bank sitzen und beschloß, zu diesem Mann zu gehen und die Bourassa und Lemieux und alle offiziellen Nationalisten Kanadas ungeschoren zu lassen. Denn was könnte ich bei denen schon einheimsen als ein paar offizielle und für solche Gelegenheiten extra hergerichtete Redensarten?

Ich ging also auf die schöne alte Place Viger hinunter, die mit ihren Springbrunnen und alten Häusern, von denen schmale Freitreppen zwischen geschwungenen Gittern aufs Pflaster niedersteigen, mit ihrem Domjouhotel und mächtigen Platanen wie ein alter Platz in einem Provinznest der Touraine aussieht; ich ging hinunter und setzte mich auf die Bank zum „Presse"-Leser, und war bald in ein Gespräch mit ihm geraten.

Er war ein Mann aus dem Volke, ein braver alter Menuisier, in Montreal geboren, aus einer Familie, die vor Menschengedenken aus Frankreich herübergekommen war; und seither hat keiner der Familie das Geld, aber auch nicht den Wunsch gehabt, die alte Heimat drüben wiederzusehen.

„Ganz merkwürdig ist es," sagte ich, „wie man hier sofort jedem Menschen ansieht, ob er französischer Kanadier sei oder was anderes. In der Union drüben amerikanisiert sich der Deutsche, Russe, Jude in wenigen

Monaten und die Kinder dieser fremden Rassen kommen auf amerikanischem Boden schon mit amerikanischen Schädelformen zur Welt, hab ich gehört — hier aber hat sich der Typus des Franzosen von Anfang her ganz rein konserviert."

„Wir sind keine Einwanderer. Nous sommes chez nous."

„Nun, so ganz chez vous doch nicht, dies ist hier eine englische Dominion, nicht wahr?"

„Man erinnert uns aber nicht daran. Wir fühlen uns wohl unter der englischen Flagge, wir haben absolute Freiheit. Im Grunde gibts gar keine kanadische Nationalitätsfrage. Diese Wahl im nächsten Monat wird die erste sein, bei der die Nationalitätsfrage mitspielen wird — que voulez vous, Machenschaften der gens de la politique!" Er lächelt und ich auch. Merkwürdig, über die Reziprozität haben wir auch dieselbe Anschauung, dieser Leser der klerikalen „Presse" und ich.

„Aber, unter der Nationalitätenfrage gibt es doch die Rassengegensätze, die nicht von der Räson und auch von den Interessen nicht wegdisputiert werden können?"

„All dies ist hier gemildert, spielt sich in den mildesten Formen ab — außer jetzt natürlich, in der Wahlagitation. Nous ne sommes pas aigris! Der materielle Aufschwung ist großartig, Handel und Industrie blühen und gedeihen, das Land ist das reichste der Erde und uns allen geht es gut. Wenns den Leuten gut geht, fragen sie nicht viel nach der Rasse."

„Aber die alten Familien; es muß sich hier doch so etwas wie eine Aristokratie gebildet haben?"

„Die alten französischen Familien hierzulande denken gar nicht daran, sich als Aristokratie zu etablieren. Die Lords, die vor Jahrzehnten aus der „old country" hierher gekommen sind, probierten so etwas, konnten sich aber nicht lange halten. Schauen Sie her: jetzt schickt man uns den Herzog von Connaught hier herüber, damit da so etwas wie ein Hof eingerichtet werde. Das ist ein Mißgriff der Regierung. Der Herzog wird sich, passen Sie auf, in der kürzesten Zeit bis in die Knochen hinein blamiert haben. Dieses Land hier ist durch und durch demokratisch. Hier haben wir zwei Klassen — die der arbeitenden und die der nichtarbeitenden. Wir haben es besser als die in der Union, weil hier, wer arbeitet, rascher viel Geld machen kann als drüben in den Staaten. Das liegt daran, daß wir jünger sind."

„Halten die Franzosen nicht irgendwie gegen die Engländer zusammen? Indem sie zum Beispiel ihre Menuiserie lieber von einem französischen als einem englischen Menuisier anfertigen lassen?"

„Das wäre die größte Torheit. Der Handel befindet sich zu neun Zehnteln in Händen der englischen Grossisten. Die Leute kaufen bei dem, der billigere und bessere Ware liefert, nicht bei dem, der ihre Sprache spricht.

Sie hören darauf, was der Artikel, und nicht, was der Verkäufer ihnen sagt."

„Ein französischer Kaufmann stellt aber doch lieber einen französischen Clerk in seinem Geschäft an als einen englischen?"

Das versteht er nicht. Ich wiederhole die Frage in einer anderen Form: „Was ist einem französischen Kaufmann lieber: ein englischer Clerk, der französisch kann, oder ein französischer Clerk, der perfekt englisch spricht und schreibt."

„Der Tüchtigere . . . aber vielleicht doch, der Franzose von den beiden."

Darüber lachen wir beide ein bißchen. Dann aber verschieße ich mein letztes Pulver und zeige mit dem Finger auf „La Presse".

„Ihr Klerus aber! Sie werden doch nicht leugnen können, daß der französisch-katholische Priester unter einer nationalenglischen Regierung nationalfranzösisch fühlt?"

„Jawohl, das tut er, aber einfach darum, weil der katholische Priester von Natur aus ein Intrigant ist. Der Engländer läßt den Katholiken und den Mohammedaner und den Sonnenanbeter seinen Kult ruhig ausüben. Alles ist in Ordnung. Wir schielen auch nicht nach den Staaten hinüber, das lügen nur die Konservativen, wir hören genug von der politischen Korruption in der Union drüben, wozu sollen wir uns nach dort hinübersehnen? Wir haben es besser hier."

(?? Jetzt habe ich sieben Wochen lang ihre Morgen- und Abendblätter gelesen und weiß wirklich nicht, ob der Mann recht gehabt hat.)

Dann stellt er die stereotype Frage: ob ich zum erstenmal in Kanada bin und wie mir das Land gefällt? Als ich ihm erzähle, ich komme aus Toronto, fragt er mich nach dem Lacrosse-Match zwischen den Tecumsehs und dem National Team letzten Sonnabend zu Harlons Point. Ich habe diesem Ereignis zufällig beigewohnt und muß nun, so gut ichs kann, erzählen, wie es zugegangen ist dabei, und jetzt, da von Sport die Rede ist, merke ich an der aufgeregten Teilnahme dieses ältlichen Mannes auf einmal, daß dieser Franzose da schon ein Engländer ist!

Die laufende Straße

In Ottawa stehe ich um drei Uhr nachts auf dem Perron und warte auf den Expreßzug Quebec-Vancouver, der mich nach Winnipeg mitnehmen soll. Die großen Städte des Ostens haben mir wenig gegeben, ich habe mich auch mehr aus Pflichtgefühl in ihnen aufgehalten und war dankbar für jeden ungehobelten Telegraphenpfahl mit einem Rothemd und Cowboyhut darunter, der mich an den Westen gemahnte. Die alte stillvolle Stadt Quebec aber habe ich gar nicht aufgesucht. Alte stilvolle Städte gibts in Europa genug, sagte ich mir; jetzt nur rasch nach dem Westen, wo der Stil noch nicht angefangen

hat und das Leben uferlos, uneingeengt, auf keine Formel noch gebracht, über die Stränge schlägt.

An der Wand des Wartesaales hängt die Karte der C. P. R. Jedes Kind in Kanada weiß, was diese mysteriösen Buchstaben bedeuten: Canadian Pacific Railway. Eine starke, heiße Freude überläuft mich, da ich die dicken Striche betrachte, die auf der Karte quer durch den Kontinent vom Atlantischen zum Stillen Ozean gezogen sind und die Schienenwege versinnbildlichen, über die die Züge dieser Gesellschaft fahren.

Ich weiß nicht: aus welchem dummen atavistischen Trieb eines geborenen Vagabunden und Nomaden soll ich mir diese sentimentale Aufwallung erklären, die mir immer wieder den Verstand trübt, wenn ich eine Landkarte oder ein Kursbuch, ja auch nur irgendeinen ordinären Fahrplan für fünfzehn Pfennige in die Hand nehme? Von Konrad Dreher habe ich einmal einen Lustspielnarren dargestellt gesehen, der das Reichskursbuch im Kopf hatte; aber wie bei mancher Lustspielfigur lags auch bei dieser nur an dem Gesichtswinkel, aus der sie betrachtet wurde, daß sie nicht wie eine richtige und echte Figur der Tragödie dastand. Bei einer Eisenbahn oder großen Dampfschiffsgesellschaft bin ich leichter als bei der Betrachtung irgendeines auf kapitalistischer Grundlage basierenden Getriebes geneigt, die Zusammenhänge und Konsequenzen zu übersehen, die mich schon bei der Betrachtung einer Dampfkessel- oder Lokomotivenräderfabrik fanatisch machen würden. Ein Eisenbahnzug und ein Dampfschiff sind die großen Werkzeuge der unaustilgbaren Sehnsucht des Menschen, und ohne daß dies Instrument sich seines fernerliegenden Zweckes bewußt wurde, einfach dadurch, daß es den Drang des Menschen nach der Welt und der Weite stillt, dient es dem Endziele jeder Sehnsucht, der Verbrüderung des Alls, all der Menschen auf diesem allen gehörenden Erdball, dessen Gesetzen wir alle gleich untertan sind, an allen Punkten und in allen Klimaten unseres Planeten.

Dieser Eisenbahnzug, mit dem ich da in den Westen hinausfahren werde, gilt mir mehr, als wofür mir ein bequemes Vehikel allein gelten würde. Und wenns eine Bahn gibt, so ist es diese mit den mystischen drei Buchstaben, die aus unserer heutigen Zeit, aus der Nähe besehen, mehr als bloß eine Aktiengesellschaft mit Kapital, Dividenden, Landbesitz und gut und schlecht bezahlten Angestellten vorstellt. Ich bin nicht der erste, der sie ein Weltwunder nennt, und ich bin auch nicht der erste, dem sie einen gelinden Schauer der Begeisterung den Rücken hinunterjagt.

Auf einer Farm in Saskatchevan habe ich ein Notenheft auf einem Harmonium gefunden, in dem unter allen möglichen nationalen und geistlichen Gesängen eine Hymne: „The C. P. R. Hymn" mit Text und Noten abgedruckt stand. Ich hab mir die letzten Zeilen gemerkt, sie lauten:

„The Railroad cars are going humming

Through the great north-West,
We'll sacrifice our hats, we will,
Four Dollar hats, brand new!"

Wenn der gute Farmer seiner Begeisterung einen neuen vier Dollarhut zum Opfer bringt, so darf ich wohl das Gleiche mit einer Druckseite meines Buches anfangen! —

Man setzt sich in den Imperial Limited am Ufer des Atlantic und fährt einen Tag lang durch die Normandie und die Bretagne. Man geht in der Bretagne schlafen und erwacht in Thüringen. Man geht im Harz schlafen und erwacht in Sibirien. Man legt sich in Sibirien zu Bett, erwacht in Ungarn und fährt zwei Tage und zwei Nächte lang durch die Weizenfelder Ungarns. Man legt sich in Vorarlberg in seine Klappe und fährt beim Aufwachen durch die Schweiz, die sich Stunde um Stunde mit sich selber und mit sich selber solange multipliziert, bis man froh und atemlos die Dämmerung auf diese haarsträubendste Gebirgslandschaft herunterkommen sieht. Zwischen den träumerisch milden Seen und Hügeln des schottischen Hochlands wirds wieder Tag. Die Nacht aber und den nächsten Morgen fährt man durch ein zerklüftetes, donnerndes, unwahrscheinliches Felsengeröll, dessengleichen man nur aus den Bildern Gustave Dorés zum „Inferno" kennt. Zum letztenmal erwacht man zwischen Obst- und Blumengärten, in einem tropischen Land der turmhohen Zedern, Erlen und Schlingpflanzen, sieht in der Ferne das Meer schimmern, sieht an den beiden Seiten der Bahn bärtige Hindus, bezopfte Chinesen, mit Speeren nach Fischen zielende Indianer stehen und weiß bei Gott keinen Vergleich mehr für Britisch-Kolumbien anzuführen, in dem man angekommen ist und der Zug nicht mehr weiter kann.

Wirklich, es geht nicht an, von dieser Märchenbahn wie vom Orienterpreß zwischen Paris und Konstantinopel oder dem Nordsüdzug zwischen Petersburg und Palermo zu sprechen, die ja auch durch alle Wunder der Erde im Hui hinwegfegen. Denn diese kanadische Bahn verbindet nicht große Städte und verschiedenst geartete Zentren der Kultur miteinander, sondern sie hat sie geschaffen. An dieser Bahn, die sich durch Wald, Wüstenei, Fels und Tal ihren Damm gelegt und ihr Geleise festgenagelt hat, ist Leben aufgestanden und dagewesen Zoll für Zoll zwischen zwei Meeren. Menschen sind ihr gefolgt, Zoll für Zoll, und haben aus ihren neuen Heimstätten zugesehen, wie die Bahn sich langsam gegen Westen zu von ihrer Heimstätte entfernt. Zwei andre große Symptome gibts noch in Kanada, die Grand Trunk Pacific und die Canadian Northern und beide leisten der Menschheit Pionierdienste. Beide sehen an ihrem Weg durch den Norden, durch den Westen Hoffnungen und Erfüllungen aufschießen, Zoll für Zoll bei ihrem Vorwärtsdringen. Aber Kanada ist durch die C. P. R. erschlossen worden

und darum darf man in ihr von Ozean zu Ozean mit anderen Gefühlen fahren als in einer xbeliebigen Bahn über lange Strecken.

Sie gebietet gegenwärtig einschließlich der zirka tausend Meilen, die sich unter Konstruktion befinden, über einen Schienenstrang von 11700 Meilen im Innern Kanadas. (In den Staaten der Union stehen weitere 4300 Meilen unter Kontrolle der Gesellschaft.) Ihre Schiffe fahren zwischen Liverpool und Montreal und zwischen Vancouver und Yokohama. Von Liverpool über den amerikanischen Kontinent bis Yokohama umspannen diese drei Buchstaben den Weltverkehr. Die Regierung hat die Gesellschaft für die Erschließung ihres Landes mit einem Geschenk, einer Verleihung von fünfundzwanzig Millionen Acres belohnt. Um hieran eine Bemerkung zu knüpfen, fehlt es mir an Autorität und nationalökonomischen Kenntnissen; ich erwähne dies nur, weil ich auf dieses Detail später zurückkommen muß. Auch über die Gefahren für die politische Verwaltung eines Landes, das einer privaten Gesellschaft ein solches ungeheures Territorium überlassen hat, über die Gefahren, die dieser „grant" für Kanada mit sich bringt, kann ich aus dem erwähnten Grunde nicht urteilen. —

Um drei Uhr nachts fühle ich in Ottawa auf dem Perron eine starke, heiße Freude in mir sieden, wie sich in der Ferne der milchweiße Schein des Zuges zeigt, das kalt forschende Auge des Scheinwerfers auftaucht, das sich den Weg durch Kanada sucht. Hinter Häusern und Bäumen verschwinden Auge und Schein zuweilen, und dann liegt eine gespenstische Wolke allein in der Nacht da. Aber plötzlich ertönt das lang gezogene Heulen des Zuges ganz in der Nähe und der Scheinwerfer wirft zwei silberne Linien, die parallel bis zu meinen Füßen herlaufen, auf den Boden vor sich. Ich gehe den Perron entlang, dem Neger nach, der mein Gepäck trägt.

Plötzlich bleibt der Neger stehen und schaut auf den Boden vor sich nieder. „What's the matter?" Und der Neger erzählt mir, mit weißbeleuchteten Zähnen in seinem Nachtgesicht, daß hier auf diesem Fleck vor drei Stunden ein Mensch überfahren worden ist, einem Menschen beide Beine abgerissen worden sind vom Zuge. Es ist um Mitternacht geschehen; er wird jetzt wohl schon tot sein. Er war erst vierzig Jahre alt, hatte Weib und Kinder. Er war kein Neuling und kein Springinsfeld, sondern ein alter, treuer und erfahrener Bediensteter der Gesellschaft.

Während der Neger mit meinem Gepäck auf den Schlafwagen am Ende des Zuges losgeht, bleibe ich auf dem Fleck stehen. All meine gute Gotteslaune ist verflogen im Augenblick. Mir ist der Preis eingefallen, der für jede Freude jedes Menschen, für jeden Zollbreit Lebens auf dieser Erde gezahlt werden muß. Ich denke an die Tausende und Tausende, die draußen im lockenden Westen ihr Leben lassen mußten, damit die Bahn gebaut werden könne; damit sich Menschen an der Bahn niederlassen können

in Heimstätten; damit eine freudige Gotteslaune aufflackern könne für einen Augenblick im Herzen eines Weithergekommenen.

Es nicht vergessen! Daran denken, wer das Leben der Welt schafft heutigen Tages und um welchen Preis! Es nicht vergessen. Es keinen Augenblick lang vergessen!

Hinten, am Ende des Zuges, in den Schlafwagen ists finster, schläft schon alles. Aber hier vorn in den „Kolonistenwagen" hinter dem Gepäck und Postwagen ist jetzt mitten in der Nacht noch Leben, Lärm und Licht hinter den heruntergelassenen Fenstern.

Indes der Neger mein Gepäck dort hinten hin trägt, bleibe ich vor einem dieser Wagen stehn und sehe in der Nacht eine Szene, die ich nicht vergessen werde.

Drin im Wagen steht ein riesiger dürrer Kerl — ich kann ihn nur von der Hüfte aufwärts sehn — mit nacktem Oberkörper mitten im Gang da und hält zwei nackte Beine, die vom oberen Schlafbrett herunterbaumeln, mit den Händen fest. Drei gespenstische Gestalten torkeln um diese Gruppe herum.

Der Kerl ist tätowiert vom Adamsapfel bis an den Nabel hinunter. Ich sehe eine blaue und rote Schlange unter der linken Achselhöhle auf die Brust hervorkommen. Auf dem linken Oberarm ist die französische Fahne, auf dem rechten ein fingerlanger Dolch, der nach oben steht mit der Spitze, tätowiert. Auf Brust und Bauch und um den Nabel herum das obszöne Bild eines nackten Frauenzimmers. Der Mensch hat auf seinem roten schrumpfigen Hals den pomadisierten Kopf eines Jahrmarkts-Ringkämpfers sitzen und redet mit einer schaurigen syphilitischen Stimme auf den Menschen oben auf dem Schlafbrett ein, dessen strampelnde Beine er mit seinen rohen Fäusten festhält.

Auch die anderen drei, die ganze Gesellschaft ist offenbar betrunken, gestikulieren und schreien dort hinauf. Einer schwenkt eine Flasche in der erhobenen Hand über seiner Mütze, es ist nicht zu erkennen, will er sie dem oben anbieten oder will er mit ihr auf den oben losschlagen.

Der Neger kommt, er kann sich nicht erklären, was mit mir geschehen ist.

Nächsten Morgen gehe ich durch den ganzen Zug und sehe mir die Leute in jenem Kolonistenwagen an. Die ganze Gesellschaft scheint unterwegs ausgestiegen zu sein. Es führt da, von North Bay, eine Seitenlinie nach Cobalt zu den neu entdeckten Goldminen in Porcupine, Nordontario, hinauf. —

Ich erwache spät, und in meinem Wagen ist schon alles auf.

Wir fahren durch eine öde Strecke, steinigen Boden, Nadelholz, ver-

wildertes Gebüsch, um verlassene Seen und Teiche. Zuweilen durchqueren wir ein reißendes Wasser, das Holz mit sich führt, systematisch und eckig behauene Scheite, die sich an den Biegungen und Buchten stauen und zuweilen ganze Seen zudecken. Stundenlang Steine, Nadelholz, Wasser, Steine. An den Stationen ein Blockhaus, aus dem ein paar verwahrloste Menschen, zerlumpte Kinder dem Zug nachglotzen. Einmal eine kleine Gruppe von Blockhäusern mit einer kleinen Holzkirche dazwischen.

Ich versuche es, mir vorzustellen, wie es dem Einwanderer zumute sein mag, der aus der alten Heimat in diese neue kommt, denselben Weg nach dem Westen fährt wie ich jetzt und, aus dem Fenster des Zuges schauend, mit Erschaudern sich sagt: in diesem Land soll ich mein Leben neu beginnen?! Einen Tag und zwei Nächte lang wird er durch diese Einöde fahren, Hügel, Wasser und Wald sehen. Man müßte ihm die Augen verbinden; das Herz muß ihm brechen vor Angst — in diesem Land?!

Aber auch für den, der als simpler Tourist aus dem schönen Aussichtswagen am Ende des Zuges das Land sich anschaut, gibt es Verstimmendes hinter den Fenstern zu sehn, nicht nur zwischen Ottawa und Winnipeg, sondern auf der ganzen Strecke, vom Atlantik zum Pazifik. Und auf den Landwegen und Bergpfaden, wo nicht die Bahn durchfährt, sondern Wagenstraßen führen, auch. Ich meine die Art und Weise, wie man in diesem Lande Platz und Raum für Bahndämme, Straßen, Dörfer, Telegraphenstangen, Pfade und Pfädchen macht.

Es wird einfach jeder Baum, jeder Baumstamm und jede Handvoll Gebüsch, die im Wege steht, niedergebrannt oder mit Dynamit aus dem Wege gesprengt. Unbarmherzig, barbarisch und frevelhaft unsinnig zugleich.

In diesem reichen Kontinent kommt es, scheints, auf ein paar tausend Quadratmeilen verbrannten Waldes wohl nicht an. Und so ist der Weg der Canadian Pacific und der Grand Trunk Bahn, über die ich gefahren bin, von verkohlten Waldstrecken und zerrissenen Baumrümpfen gezeichnet im weitesten Umkreis, den größten Teil des Weges lang, der ja, mit der Ausnahme der Strecke durch die Prärie, durch Wald und Wald und Wald führt vom einen Meer zum anderen.

In den Bergen des Kootenay, British Kolumbien, nachdem wir vier Stunden lang durch einen vernichteten Urwald von fünf Mann dicken Zedern, Erlen und Hamlock gefahren waren, erklärte mir ein Ingenieur, daß das Wegsprengen der Bäume und Wurzeln auf einer Strecke, deren regelrechte Ausgrabung einen Tagelohn von vierthalb Dollars erfordern würde, sechzig Cents Dynamit kostet. Und auf demselben Wege klebten alle hundert Schritte weit die offiziellen Plakate des Ministerium des Innern, Verhaltungsmaßregeln zur Verhütung von Waldbränden enthaltend, an den zerrissenen und verkohlten Stämmen!

Stellenweise hats den Anschein, als hätten die Menschen dieses Wüten gegen den Wald von den Stürmen gelernt, die mit Blitzschlägen und verheerenden Brünsten ganze Bergkuppen meilenweit in eine Einöde von grauen, entlaubten und toten Lanzen- und Masten-Forsten verwandelt haben.

Dieser schwarze zersprengte Wald hier unten und dann, hinter dem Urwald landeinwärts, diese graublauen toten Lanzen gegen den Himmel geben ein Bild der trostlosen Vernichtung, an das man sich lange erinnert.

Aber die Natur, die fruchtbare, triumphierende, treibt auch in dieser Vergewaltigung ihr Spiel und ihren überlegenen Scherz mit dem törichten und anmaßenden Menschlein. Von der Glut der brennenden Wälder reifen die Samenkapseln der Blumen des Kleinkrauts, in wenigen Minuten, bersten, und ihr Inhalt fliegt in weitem Bogen auf den Boden rings, wo er sich in den Ritzen der Erde verkriecht. . . . . Die verkohlten Stümpfe ragen aus einem tropisch wuchernden Gewirr von buntem Unkraut hervor, in dessen undurchdringlicher, üppigster Fülle sich die Tiere des Waldes bis an die Schienenstränge hervorwagen! Im Westen sah ich sonderbar geformte Maschinen vor die Lokomotiven gespannt — „weedburner", Unkrautverbrenner, die das bunte Gezeug mit Feuer übergießen und wohl auch die Schwellen ein bischen mit anzünden dabei.

Die „Imperial Limited" fährt mit achtzehn Wagen von Ozean zu Ozean. Ich gehe einigemal durch den ganzen Zug und schaue mir die Menschen an, die in dieser laufenden, sausenden Straße mit mir wohnen; unsere Wohnung bewegt sich unaufhaltsam dem Westen zu, der unser aller Ziel ist.

Die Lokomotiven, die diese Straße hinter sich herschleifen über die ungeheuren Strecken, die Lokomotiven sind Unterseeboote, die auf mannshohen Rädern einherlaufen. Ein komisches, kleinwinziges Schlötchen ragt aus ihnen vorn in die Höhe, dahinter zwei Buckel, wie kleine Observationstürme, und zwischen diesen Buckeln schwingt eine Glocke unaufhörlich hin und her — die entsetzliche Panamerikanische Eisenbahnglocke, die den Unglücklichen, der in der Nähe der Bahn haust, bis in seinen Schlaf hinein verfolgt und martert. Auf dem Schlot sitzt vorne das Polyphem-Auge, das ich auf dem Perron in Ottawa erblickt habe, und das ich dann in die Prärien, in Abgründe, Ströme und Felsenrisse und endlich auf die Welten der Meerenge von San Juan de Fuca habe starren sehen, in den Wochen, die kamen und die nun dahingegangen sind. Noch ein Instrument sucht der Lokomotive den Weg freizumachen und zu sichern durch die Weiten, es ist ein riesiges, pflugartiges Eisengestell, der Kuhfänger, cowcatcher, und dieses hybride Wesen, vorn wie ein Pflug, hinten wie ein Unterseeboot an-

zusehn, ist also der Straße vorgespannt, in der die wohnen, die nach dem Westen wollen!

Eine Straße in Wahrheit. Eine lange sonderbare Straße, die in einem ärmlichen Arbeitervorort anfängt, durch das Viertel führt, wo die bescheidene Wohlhabenheit ihren Wohnsitz hat, und hinten in der Villenstadt der Reichen, der Muße und des Luxus aufhört. Laufe, wunderbare Straße, lauf' nach dem Westen!

Die Kolonistenwagen vorn im Zuge sind wie richtige Wohnräume eingerichtet. Ein Gang geht durch die Mitte der Wagen. (Alles amerikanische Wagen, von den Pullmanns bis hinab. Abteile kennt man nur in eigens dazu gebauten Wagen, die für den Bedarf der oberen Vierhundert eingerichtet und deren Preise auch danach sind.) Rechts und links sind Bänke mit je zwei Sitzen. Ein aufklappbarer Tisch ist an der Wand befestigt, über den Bänken aber sind Bretter an die Diele geschraubt, die man bei Nacht herunterlassen kann, und die sich als Schlafbretter an Ketten erweisen. Jeder Wagen der Kolonistenklassen hat eine richtige Küche am Ende; zu allen Tageszeiten sitzen da die Mütter, Töchter und Frauen und kochen das Essen für die Familie. Drei, vier, fünf Tage lang wird in diesen Räumen gekocht, gegessen, geschlafen, gespielt, gelebt — gehofft.

Und gesungen! In all den Gegenden, durch die ich gefahren bin, in all den rollenden Straßen, durch die ich durchgelaufen bin, hat es einen Mann, eine Frau, meist aber ganze Familien gegeben, die mit lauter Stimme Psalmen gesungen haben. Einmal, an einem Sonntagabend hoch oben im Nordwesten, habe ich einen ganzen Kolonistenwagen:

„Nearer, my God, to Thee!"

singen gehört.

Unaufhörlich kommt und geht der Candy-Junge durch den Zug, mit monotoner Stimme: „Chiclets, Choc'lates, Chewing-gum!" „Books, Magazines!" die Zeitungen aus den Städten auf der Strecke, Obst und Biskuits anbietend. Die Neger in ihren grauen Uniformen, die armen Neger, die für einen Dollar Taglohn dienen und oft drei Nächte hintereinander kein Auge zumachen dürfen, lehnen gähnend in den Übergängen zwischen den Wagen. Der weiße Kondukteur setzt sich zwischen die Reisenden, macht seine Rechnung oder sein Schläfchen oder einer allein reisenden Dame, die sichs gefallen läßt, den Hof. Drei Schreibmaschinen klappern von frühmorgen bis spät in die Nacht hinein vor armen rastlosen Sklaven, die das Wunder des Reisens nie kennen werden. Hinten in dem bequemen Aussichtswagen hat alles schon Bekanntschaft miteinander geschlossen. Die rotlackierte „Person" ist in feste Hände geraten. Zwei „jüngere Söhne" haben sich gefunden und verraten mir naiv und liebenswürdig im Rauchzimmer ihre Pläne, die sie aus Landkarten und Farmprospekten sich zusammenspeku-

liert haben. Die kleinen Kinder laufen umher und stiften Freundschaften zwischen den Eltern. Meine Tage vergehen mir angenehm zwischen den jüngeren Söhnen, einem guten und warmherzigen alten Ehepaar aus Montreal und einem jungen Japaner, der nach Nagasaki heimreist.

In den Kolonistenwagen hab ich weniger Glück. Die Leute sind müde, verschlafen und wortkarg. Auch leben sie so ziemlich in Dreck und Speck dahin all diese Tage und ziehen mürrische Mienen über ihre Gesichter, wenn jemand aus der Pullmann Welt dahinten den Schmutz besichtigen kommt, der sich um sie angesammelt hat. Genau wie die Zwischendecker auf den Schiffen den Besucher von „oben" anknurren, wenn er sich in ihre Mitte wagt.

An den Stationen, den spärlichen Haltestellen der Strecke, steigt alles aus, um sich die Beine ein bißchen einzurenken auf dem festen Boden nach dem Rütteln und Schüttern der endlosen Fahrt. Die ganze Bevölkerung der kleinen Orte um die Haltestellen tummelt sich auf dem Perron und mengt sich unter die Reisenden, während der Zug hält. Die Reisenden blicken neugierig auf diese Menschen, die hier inmitten der Wildnis ihr Leben verleben. Dann heult das Signal auf, die Neger erscheinen bei den Schemeln, über die man in die Wagen zurücksteigt, und die zurückbleibenden Bewohner der kleinen Orte in der Wildnis blicken ohne Neid dem davonfahrenden Zug nach, dessen letzter Wagen, der Aussichtswagen, über seiner offenen Veranda in transparenten Lettern die Worte trägt: „Imperial-C. P. R.-Limited".

Rossini und Meyerbeer
von Oskar Bie

Aus meinen Opernstudien versprach ich Essays über Mozart und über die opéra comique hier zu geben. Ich möchte vor diesen Delikatessen ein paar ordentliche warme Schüsseln hinsetzen, die eine — ich tausche die Epitheta der Speisekarte um — mit Oeufs a la Rossini, die andere mit Tournedos a la Meyerbeer. Ich habe das Gefühl, daß beides uns heut sehr angeht, als Ja und als Nein. Die meisten früheren Opern Rossinis werde ich dabei unterschlagen, wenigstens an dieser Stelle. Sie sind tot. Musik lebt und stirbt heftiger als Dichtung. Ich werde vom Barbier zum Tell springen. Den Ausgang nehme ich von den Zeiten der Großen Pariser Oper, da die „Stumme", „Tell" und „Robert" in rascher Folge diese Kunstgattung zu einem europäischen Vergnügungsprogramm machten, mehr noch: zu einem Glaubensbekenntnis der Kultur.

Aus einer ganz anderen Gegend als Aubers „Stumme" stammt Rossinis „Tell". Die Tat Aubers war eine sachliche Notwendigkeit: die musikalische Geberde, der volkstümliche Rhythmus mußte einmal seine tragischen Hintergründe entdecken, eine tragikomische Oper im Großen, was die blutig-heitere, naiv-grausame Chanson im Kleinen ist. Der „Tell" war eine persönliche Angelegenheit, die Abwendung eines begabten Menschen von seiner leichtsinnigen Vergangenheit, die einmalige Überlegung, seine Kräfte zusammenzunehmen und die Eitelkeit des Könnens zu befriedigen. Ich weiß noch nicht, was mir lieber ist, die guten Stellen im „Tell" oder dieses spielende, launige Leben, das Rossini heißt. War Spontini ein Tyrann, so war Rossini ein Liebhaber des Lebens, jeder in seiner Art ein Herrscher, aber dieser durch den Zauber und nicht die Gewalt eines Temperaments. Wir möchten ihn fassen, wie er existierte, durch seine Existenz wirkte und entzückte. Wir vergessen seine Opern und laufen seiner Person nach. Wo finden wir sie? Mazzatinti und Manis gaben seine Briefe heraus. Sie enttäuschen. Es ist ein dickes Italienisch, von einer geschäftigen Lebendigkeit, aber barock im Witz und im Urteil von süßlicher Phrase oder von ungebildeter Verständnislosigkeit. Nichts Geschriebenes spiegelt solche Naturen, nur das Wort von Mensch zu Mensch, das verlorene Wort, das im Leben so aufleuchtet, wie es im Tode verblaßt. Da ist ein Porträt vor dieser Briefsammlung: es ist unvergeßlich, spricht mit halb offenem Munde, die scharfen stechenden Augen über der gebogenen Nase, die Winkel des Zynismus um die Lippen, ein durchgearbeiteter substanzieller Kopf, gehärtet vom Genuß, gestählt vom Erfolg. Wie Mendelssohn von

ihm schrieb: ich kenne wenig Menschen, die so amüsant und geistreich sein können wie der, wenn er will. Er tut ehrfurchtsvoll, aber man muß sein Gesicht sehn! Wo ich diesen Rossini fand, das war ein wenig im „Barbier von Sevilla", aber viel mehr noch in Stendhals Buche über ihn, das 1823 herauskam, also vor dem „Tell", und ein so keckes Spiegelbild seines Wesens gibt, daß ich beinahe darauf hereingefallen wäre. Stendhal hat sich zu Rossini bekehrt, fast kehrt er sich von ihm schon wieder ab, denn die letzten Werke sind ihm schon zu deutsch (soll heißen: französisch); vor dem „Tell" hat er sich sicher dann bekreuzigt. Man muß dies halbvergessene Werk lesen, um die Atmosphäre kennen zu lernen, die um Rossinis Jugend lag. Es ist eine der reizendsten Plaudereien, die je über Musik geschrieben wurden, auch jene Musik, die geheim in unseren Nerven liegt, die man summt, die man spielt, wenn man sonst nichts tut. Geschrieben von einem, der die Zeit von 1800 bis 1820 mit seinen Sinnen erlebte, mit allem Gerede um Papa Paisiello, Cimarosa, Paer, Mayr, Dalayrac und den hehren Mozart, „der vielleicht einst der Große sein wird, wenn Rossini erbleicht." Mozart und Rossini müssen ständig verglichen werden, das Genie der Melancholie und das der Melodie. Wie ein Märchen liest sich das, historisch so leichtsinnig und so geistreich falsch, und doch so sprühend aus dem Wort, wie Rossinis Melodie aus der Kehle, so impressionistisch im Glitzern der Aperçus, wie die Koloratur aus Neapler frohem Gesangsgetändel, und manchmal so skeptisch, wie ein Blick in die vorhanglosen Logen von San Carlo, so gierig auf alle großen Premieren, die er wirklich sah und beschrieb, auf alle großen Sänger und Sängerinnen, den leichten Tenor David, den Buffobaß Paccini, die Pacchiarotti, Marchese, Crescentini, die Marcolini, für die die Pietra del paragone geschrieben war, den Galli, für den die „diebische Elster" und der „Mahomet II." gemacht war, und nichts war, klagt er noch, für die Pasta gemacht, mit ihrem schönen Portamento, ihrem ausgedehnten Organ, ihren farbigen Registern, aber Velluti — der große Velluti improvisiert soviel Koloraturen über die Melodien Rossinis, daß er sie selbst nicht mehr wiedererkennt, und so beschließt er jetzt den Sängern nicht mehr so freie Bahn zu lassen und schreibt die Variationen ganz genau hin, so wie sie gesungen werden sollen. Werden sollen! — wie beklagt das Stendhal, vorbei ist das Persönliche aller schönen Sängerlaunen, die nach ihrer Veranlagung die Melodie ausschmückten, nach ihrer individuellen Natur, nach der Kaprize des Abends, und kleine zerrissene Phrasen stehen nun für das alte breite Legato. Wer macht das noch mit? Stendhal versenkt sich in die Jugendzeit Rossinis, da er, der Sohn eines Orchesterhornisten und einer seconda donna, zwischen den Theatern und Impresarii herumzieht, je nachdem er eine scrittura hat, um die ersten Vorstellungen selbst zu dirigieren und rauschende Erfolge

oder entsetzliche Skandale zu erleben, wie es gerade kommt. Und wie er dann von Barbaja für Neapel engagiert wird, eine opéra à jeu, und wie er dort für die Colbrand die Elisabetta schreibt, diese rassige spanische aufregende Schönheit, an der sich Stendhal nur literarisch zu begeistern braucht, während Rossini an ihr hängen blieb, mit ihren 20000 Lire Rente und dem Bologneser Landhäuschen. An ihr allein, denn die Weiber laufen ihm nach, aber er versteht sie fortzupflanzen. Dann hat er sich scheiden lassen und die Olympia Pelissier geheiratet. Die Rente konnte er entbehren, er stellte sich in Paris arm und bescheiden, aber Barbajas Spielbank hat ihm abgeworfen, die Börse funktionierte zu seinen Gunsten, aus England brachte er 250000 Frank mit, als Geschenke, Gehälter und Privathonorar, die Pariser Gage betrug 20000 Frank, auch als er bloß noch „Generalgesangsinspektor" war, für den „Moses" hatte er schon 4200 Frank bekommen, die Partitur des „Comte d'Ory" brachte 12000, die des „Tell" 24000 und sogar den Prozeß um die Pariser Pension von 6000 Frank, die durch die Politik ihm gestört wurde, gewann er. So läßt sich leben. Selbstgebackene Pasteten, eigene Schweinezucht, ein ausgesuchter Weinkeller — Opern? Rossini brüllt auf einer Reise lauter schreckliche Melodien auf eigne Texte, und gibt sich als einen Antirossinianer aus. Er nimmt für einen Durchfall in San Mosé die Rache, daß er die Violinisten im Takte an das Leuchterblech schlagen läßt. Er verändert eine auf Murat geschriebene Hymne nach der politischen Drehung sofort im Text auf den Österreicher, und erhält seinen Neapler Paß. Er ahmt vor dem englischen, dem englischen König einen Kastraten nach! Nehmt das Genie als selbstverständlich, den Gewinn als Lebensziel, den Humor als einzige Philosophie, das gute Essen als unbestreitbare Wahrheit und die Kunst als ein Concubinage — und ihr werdet seinen Schatten fassen. Was kann an ihn heran? Die Pariser Musiker in der Akademie sind alle gegen ihn. Gut. Den Text des „Mahomet" macht der Herzog von Ventignano, ein jettatore, ein mal' occhio. Gut. Er hat keine Ouvertüre, er pumpt sich eine alte. Er hat keine Arie, er bestiehlt sich selber. Er braucht schnell noch eine Musik zu einer Weinlagerplünderung, er nimmt eine alte Schlachtmusik dazu. Göttliche Faulheit, nimm mich in deinen Schoß auf. Sie lachen über das Rote Meer zum Schluß des „Moses" in Neapel. Rossini liegt im Bett. „Ich habe ein Mittel gefunden, dieses Lachen zu verhindern", ertönt die Stimme eines Besuchers. „Und welches wäre das?" „Ich habe ein Gebet gedichtet, das die Hebräer vorher zu singen sich entschließen müßten." Der Mann hat eine merkwürdig tiefe Stimme. „Ich habe dieses Gebet im Zeitraum einer Stunde fertiggestellt." Rossini springt aus dem Bett. „Und ich werde es im Zeitraum einer Viertelstunde in Musik setzen." Am nächsten „Moses"-Abende lachte kein Mensch mehr, außer Rossini, der sich wieder ins Bett legt.

Das letzte Rokoko atmet im „Barbier von Sevilla“. Wir hören mit Vergnügen und heiteren Sinnes diese Töne, die keine neuen, die nur die besten ihrer Zeit waren, und denken zurück an die Tage der galanten Welt, der Welt Casanovas, die im Spiel ihre Existenz fand und in der Liebe ihr Spiel. Warum kommen uns solche Träume? Substanzlos schwirrt diese Musik an uns vorüber, ein gläsernes Spiel blinkender Rhythmen, eine transparente Form, unirdisch, unsentimental. Eine späte Blüte, und darum die reizvollste und bunteste. Mieten wir uns einen Garten in der Zuecca, verborgene Liebesabenteuer zu bestehen? Wie flirrt dieses beinahe posaunenlose Orchester, von der Pickelflöte erhellt, im Wurf der leicht gewordenen, sich jagenden Instrumente. Leise, leise, ein Gitarrenständchen. Schlag C, E, D, G und sofort D, A, G, C — Figaro, Figaro ist da, plötzliche Tonarten, plötzliche Schläge, mit dem Grafen in reißenden Triolen. Lächelnde Verschwörung mit einer süßen Melodie. Der Walzer seines Ladens, mit dem Grafen duettiert. Es ist Karneval, das Publikum sitzt in Masken. Wer lüftet sie? Wer ist wirklich da vorhanden? Una voce poco fa, heut in der Tonart, morgen in einer andern, heut mit dieser Koloratur, morgen mit jener — wer ist Rosine? Ein schwebendes Figürchen, das nur in den Kehlen der Sängerinnen lebt, schon durch hundert Jahre: faßt sie nicht, sie geht in Luft auf. Lüftet die Masken nicht, ihr werdet erkannt und die Zuecca rächt sich. Groß ist die Malerei der Verleumdung, die dieser Basilio herrichtet — aus drei Zeilen Beaumarchais' macht er ein Gebirge von Musik, zum Totlachen, von ganz unten bis ganz oben, von ganz leise bis ganz stark, die rhythmische Landschaft der steigenden Calomnia und des abziehenden Calunniato — wie wir ihn abziehen sehn, wie er das mimt. Noch lebt Harlekin und Pantalone und noch ist aller Dramen Inhalt dieselbe listige Heirat und aller Musik Geberde dieselbe drastische Tanzfigur. Figur wird alles: Rosinchen in G-Dur, die lange Doktorarie Bartolos, die Architektur des Finale. Almaviva als Soldat, als Betrunkener — zerrissener, rhythmisch funkelnd geschlagener Takt (denkt ihr noch aller alten Soldatenlieder?), kletternde Ensembles, der rutschende Bartolo eingebaut, der walzernde Figaro (signor, prudenza per carità unisono a la Mozart), die Erwartung geheimnisvoller Akkorde beim Erscheinen der Wache, der schüttende Kanon der Beteiligten vor der Polizei (o Rosenkavalier!), der stockende Kanon der aus der statuarischen Verschnupftheit niesend Erwachenden, ein Streicherzwischenspiel, als ob auf zwei Takte Schubert Rossini besucht hätte, der unisono punktierte und triolenwirbelnde Schluß —, ach, ich habe meinem Fräulein Teresa oder Christine oder Henriette oder C. C. die Hand zerdrückt. Fein, fein — das gibt es nicht mehr, diese italienische Buffomusik ist eine körperliche Musik, das ist Laune, Takt, Leben, Tanz, Freude, Schmuck, Zärtlichkeit, Besitz, Abwechslung, Morgenröte.

Ja, körperlich gemimte Musik, gerade weil sie so himmlisch luftig ist. Vorhang, Foyer. Wir lachen mit den Sängerinnen, wir besuchen sie in der Garderobe, in der Ecke wird eine Pharaobank aufgelegt. Wir kommen zu spät, aber diese Arie ist ja gar nicht von Rossini — diese Gänseleberpastete ist eher von ihm. Lassen wir den Grafen als Gesangslehrer Herrn Bartolo begrüßen, welche Farce pace e gioja sia con voi, er wird nicht fertig und wird nicht fertig. Gesangsstundenscherze klingen durch die Logentür. Rosine singt ihre Einlage — was singt sie da? Cherubins Non so piu cosa son, cosa faccio. Ich werde einen Augenblick sehr nachdenklich. Was trifft mich, was erinnert mich? Aber schon stößt mich C. C. mit dem Fuße, ich muß lachen und weiß, was ich zu erwidern habe. Jawohl, Sie haben ein Koloraturfieber, lieber Basilio, buona sera, buona sera, mein Herr, sehr lustig, das reine buona sera-Vaudeville. Seifenschaum und Violinsechzehntel. Eine Triolenjagd durchs Zimmer. Es klopft jemand an die Logentür, Marzellina wird geschenkt (immer wird diese arme Marzellina geschenkt!) und das Gewitter, ein Operngewitter Nummer 333 seit Marais' Alcyone geht vonstatten. Ich höre noch das fliegende Terzett, wo die Instrumente Rosine und dem Grafen nachmachen, und Figaro ihnen nachmacht, und ich mache Figaro nach. Zitti, Zitti — entzückend hüpft es mir im Blute, sachte, sachte, Fräulein C. C., kommen Sie, noch zwei Viertel, noch zwei Viertel, Staccato, kommen Sie. Polonaise. Der Wagen rollt davon.

Ich erkläre Fräulein C. C., daß hier schon Ahnungen von Donizetti und Verdi sind, Arientanzlieder, Unisoni mit solchen feurigen Melodien — sie lacht. Ich spreche ihr von der Herrschaft der bloßen Form und dem nackten Rhythmus — sie lacht noch mehr. Ich schwärme von den Instrumenten und will ihr erklären, wie berühmt einst der Opernkomponist Simon Mayr in dieser Kunst gewesen sei, den aber Rossini vollständig aus dem Felde schlug — sie findet den Namen abscheulich. Sie brauchte nicht lange Zeit, bis ich ihr in allem recht gab, und sie lehrte mich lieben, ohne zu denken. Addio, Pulcinella, sagte ich ihr, das waren gute Stunden. Pace e gioja sia con voi.

O könnte ich mit Stendhal um Rossini plaudern, aus den Logen unter schönen Frauen (deren Geschichten er kennt), aus den südlichen Landschaften (deren Musik er versteht), aus diesem fliegenden, unterhaltenden, augenblicklichen, passionierten Temperament, das an eine Arie einen politischen Exkurs knüpft, an eine Impresarioreise eine Novelle und an eine Koloratur die Analyse einer Schönheit — ich würde mich im Jahre 1912 tödlich blamieren. Harte, kalte Luft ist um uns und eine unüberwindliche Ernsthaftigkeit. Ich kehre zurück, ich höre zum letztenmal dies Vogelsingen einer Kunst, die nichts als ein Gleichnis des Lebensgenusses sein wollte

und winke diesem göttlichen Leichtsinn mit dem tränennassen Taschentuch. Er ist weg, weit weg. Jetzt verachte ich ihn und bekämpfe ihn, voll und ganz, mit aller Loyalität, die ich unserer vortrefflichen Zeit schuldig bin.

Die Unlyrik und Seelenlosigkeit, die in Rossinis äußerer und innerer Karriere gegeben war, prädestinierte ihn für die französische große historische Oper, wenn er etwas von seiner Gesangsfreudigkeit nachließ. Er hat das ganz entschieden im „Tell" getan, die Koloratur beschränkt sich, die Melodie verfeinert sich, das Rezitativ kräftigt sich, die Szene substanziiert sich. Freilich verspricht die unsterbliche Ouvertüre mehr noch, als das Stück hält. Ohne melodische Beziehung zu ihm, in einer symphonisch-szenischen Abbreviatur des Inhalts gibt sie ihre vier Abschnitte: Das Celloidyll, das Gewitter, den Alpenreigen und den Sturmmarsch als Bilderdrama für sich, nicht beethovensch verinnerlicht, sondern pariserisch veräußerlicht, aber mit einer Kraft der Erfindung und Souveränität des Temperaments und der Expression, daß wir uns im Stück selbst erst langsam von diesem genialen Ansturm erholen. Wir hören einen reizenden Landchor mit der Fischerbarcarole, werden sofort auf Tells ernste Größe eingestellt, fühlen Melchthals oberpriesterliche Erhabenheit in einem hehren punktierten Rhythmus, der für alle überirdischen Charaktere dogmatisch blieb, betrachten die reichliche, volle Ensemblelandschaft der großen Chöre, wägen den halbitalienisch frohen, halbfranzösisch stolzen Stil Arnolds mit Tells geschlagenen Rhythmen ab, ergötzen uns sehr an dem ausgezeichneten Hochzeitszug und Schweizersang, mit den keuschen Hymnen, mit Melchthals einfachem, in wenig Strichen gezeichnetem Segen, beloben die gute Schützenfestmusik und gratulieren zum Finale, das nach altem Muster aus einer breiten Gebetsmelodie und einer kurzen rollenden Kampfphrase sich aufbaut, in der Haltung noch ein wenig von Gluck, in der Emphase und in den Protuberanzen der Tonarten ganz das neue Paris. Das Deutsche, merken wir, ist Kostüm geblieben wie alles Ethnologische in diesem Genre, und Tell ist nicht schweizerischer als Moses hebräisch war. Das Französische ist Stil und Gebärde geworden, nicht innen pulsierender Takt und Tanz, wie bei Masaniello und Fenella. Das Italienische ist Vergangenheit, wie einst bei Jomelli in Stuttgart, Gluck in Paris und Mozart in Wien. Aber, seit die Ouvertüre aufhörte, die diese Bedingungen ausschaltet, ist für alles dies keine neue zwingende Anschauung eingetreten, keine Offenbarung des Genies, kein persönliches Gesicht, nur eine starke Anspannung der Kräfte, eine geübte Reliefierung der Charaktere, eine staunenswerte Konzentration der Aufgabe, eine allgemein neutrale, epikureische Meisterlichkeit. In diesem Sinne hören wir weiter den Jagdchor und die sanft abklingenden Hörner, verstehen, daß Mathildes Liebe sich nicht isoldesch aus diesem Jagdnachtweben ablösen darf, horchen auf ihre ruhrsamen Zwischenspiele, freuen uns über jeden beliebten melodischen Sextaufstieg,

der die Phrase so gut ins Rollen bringt, und genießen das Liebesduett nach Paragraphen. Aus dem Terzett Tells, Walthers und des wiedergewonnenen Arnold klingen uns bald mozartsche Reminiszenzen, bald Ahnungen meyerbeerscher melodischer Gesten und das Tremolo der Septimen zur kommenden Rache gruselt uns ein wenig romantisch an. Wir sind auf dem Rütli. Ein Motiv, stolz und selbstbewußt, charakterisiert Unterwalden, ein zweites, aufrüttelnd, Schwyz, ein drittes, geschäftig, Uri. Der große Schwur wird in den Farben der geltenden Pariser Schule gemalt: ein kontrapunktisches Sichfinden, das in die stoßende punktierte breite Melodie mündet, wachsend in seiner fortreißenden Flut, mit den Forzati-Katarakten auf den verschieden harmonisierten Es, mit unheimlicher Pianissimoschwüle und dem starr aufgerichteteten Felsen des Schlußakkords, Es-dur über C-moll in Es-dur im Schlage aller Stimmen. Die wechselnden Bilder gleiten weiter. Merkwürdig, wie viel Oper doch aus dem Schiller zu holen war. Tiroliennen und der fesche Soldatentanz. Plötzlich die grausame Apfel-Schußszene, von einigen Liebenswürdigkeiten der Melodien besänftigt, die solenne Tellarie mit dem Cello, ein erregtes Doppelchorfinale, das feuernde Kampflied Arnolds, das merkwürdige Terzett der Frauenstimmen auf Bläsern als klassisches Intermezzo, das übliche, die Aufmerksamkeit konservierende Gebet, das dekorative Schiffsgewitter und die Apotheose mit dem breiten zweitaktig durch alle Tonarten geschlungenen Motiv im letzten Crescendo — alle Trümpfe der bunten Schauoper sind der Reihe nach ausgespielt. Merkwürdig, wie leicht der Schiller zu entseelen war. Er hatte Freiheit gepredigt, jetzt sang man sie auf allen Gassen der Oper. Rossini aber hatte mit dieser populären Wirkung — sich selbst großartig verloren. Darum schwieg er. Es war der einzige Effekt, der noch übrig war, ein Effekt witzig genug, um die Perspektive seines Lebens zu erheitern, und doch wahr genug, um ihm Absolution zu verschaffen.

Bis jetzt haben wir bei diesem Genre der großen historischen Oper ziemlich stille gehalten. Aber nun, da wir in die Regionen Meyerbeers eintreten, wird es bedenklicher. Hier lehnt sich etwas auf in uns, hier haben wir etwas zu bekennen. Spontini hatte noch genug glucksche Tradition, Rossini viel zu viel Liebenswürdigkeit, als daß wir ihm ernstlich böse sein können. Aber Meyerbeer war ein so großer Verführer, daß er das Genre der Oper vor allen Gewissenhaften kompromittieren mußte. Es mußte das einmal geschehn, jawohl, und es geschah mit ihm kräftig genug, aber es ist eine Schwäche, alles zu verzeihen, weil man alles versteht. Meyerbeer besaß die szenische Kraft, die Spontini noch anstrebte, er besaß den Ernst des Berufs, den Rossini erst gar nicht suchte, und aus beidem zusammen machte er in ruhiger und reifer Überlegung einen Prachtbau der Oper, der alles ein-

fangen mußte, was lüstern war nach Sensation. Er kennt kein anderes Prinzip als: das äußerlich Dankbare. Seine Texte sind raffinierte Möglichkeiten schlagender Wirkungen, wie ein Variétéprogramm zusammengesetzt aus Effekt auf Effekt. Scribe übertrifft sich darin selber. In seinen komischen Opern hatte er dankbare Situationen geliefert, die eine anspruchslose, geistreiche Musik umspielen sollte. In seinen tragischen Opern verfuhr er nach derselben Methode, doch in dem Bewußtsein, daß die kommende Musik seine Texte nicht besänftigen, sondern nur unterstreichen würde, arbeitete er dieser Wirkung mit doppelten Kräften entgegen und häufte die blendenden Szenen zu monströsen Gebilden, die im Augenblick ihren Eindruck nicht verfehlten, aber jedem inneren Gefühl widerwärtig werden mußten. Welche Kluft spaltete sich zu Metastasio, der immerhin die Allüren der klassizistischen Aristokratie zu wahren wußte, oder zu Calzabigi, der aus einem abenteuernden Dilettantismus eine demokratische Reinigung erfand und durchsetzte. Je größer der Aplomb dieser historischen Opern war, je anspruchsvoller sie bedeutende Bilder der Geschichte zu malen vorgaben, desto windiger war ihr Druck, eine Luftbewegung, die alles niederriß, und doch nur Luft blieb. Ein mäßiger Text, der eine gute Musik findet, geht schließlich in dieser, als seinem Kleid einher. Aber ein hohler Text, der nur eine wirksame Musik findet, verrät sich gegenseitig mit dieser Musik, sie gibt sich zu einer Art Reklame äußerlicher Sensationen her, und er leiht ihr die lügnerische Maske des Historischen. Damals fühlte das fast niemand, man warf sich bäuchlings vor diesem Doppelmoloch auf den Boden. Wagner hat zuerst im großen Stile das Opfer geweigert, etwas heftig, aber doch aus einem ehrlichen und tiefen Ekel, der zuletzt mehr gilt als aller Schaubudenlärm.

Meyerbeer, der nur seinen Vornamen Jakob italienisierte, aber seinen Glauben niemals wechselte, hatte als Sohn eines reichen und geistig belebten jüdischen Berliner Hauses zu wenig Schwierigkeiten zu überwinden, um seine große musikalische Veranlagung genügend im Feuer zu stählen, die viel reproduktiver, assimilativer war als diejenige Mendelssohns. Mendelssohn hatte bald sein eigen Gesicht, Meyerbeer hat es nie ganz bekommen. Er war ein bedeutender Klavierspieler und schwankte lange, ob er es nicht bleiben solle. Er ging zum Abt Vogler nach Darmstadt und komponierte voglersch, deutsch, kontrapunktisch. Er ging auf Salieris Rat nach Italien und komponierte rossinisch. Er ging nach Paris und komponierte französisch. Zwischen diesen Wandlungen zeigt sich immer eine Epoche innerer Verstimmungen, sei es über Mißerfolge, sei es über Familienverluste, aber schließlich bringen diese Gährungen doch eben nur Wandlungen hervor, keine Selbstfindungen, wie Wagners Exil. Dies ist der Typ des meyerbeerschen Lebens. Er hat es nicht beherrscht, wie Spon-

tini oder Rossini, sondern er ist von ihm angestellt worden, im Kostüme eines Herrschers es zu dirigieren. Es ist nicht falsch, von ihm zu sagen, daß er den Mantel gedreht hat, nur darf man nicht vergessen, hinzuzufügen, daß er den Wind dazu oft selbst in Szene setzte. Denn er war sehr begabt, klug, kannte sich und seine Zeit und diente ihr mit technischer Meisterschaft. Er hat nichts erschaut oder geschaffen, aber alles, was an wirksamen Kräften da war, auf die letzte Spannung gebracht. Seine Struenseemusik, viele Stellen seiner Opern, manche plötzliche Einfälle, Blitze der Phantasie, im ernsten Genre wie im heiteren, zeigen seine Ressourcen — doch ist sein Werk nichts als eine intellektuelle Steigerung vorhandner Elemente. Nicht er wirkt in diesem Werk, das ist das Unsympathische, sondern seine Mittel wirken, und das ist das Gefährliche. Noch heute: da er immer noch lebt und keiner kam, der ihn an Brutalität der Maschine übertroffen hat. Das ist das Große.

Meyerbeers italienische Ära liegt am besten gesammelt vor in seinem „Crociato in Egitto", der 1824 in Venedig herauskam und sich von diesen Jugendopern (er war immerhin schon 33 Jahre) am längsten gehalten hat. Es ist der freudigste Rossinistil, eine willenlose Hingabe an die sinnliche Mondänität der italienischen Melodie, die immer wieder, ob sie lyrisch wiegt oder marschmäßig feuert, in die Roulade flieht, ob sie nach dem Schema der Erhabenheit oder der Tändelei oder der taktierten Leidenschaft beginnt, kein ander Ziel hat, als uns Liebesgenüsse mit der unterhaltendsten aller Musen zu kuppeln, auch in den Chören, die als Akkorde leicht stützen oder als Melodien leicht erzählen, auch in den Ensembles, die sich imitatorisch fortpflanzen oder zum eng gefügten Pavillon einer Rokokokontrapunktik sich zusammenschließen. Der Autor beherrschte darin alle Überlieferung und verstand nicht nur alle herkömmlichen Formen an rechter Stelle anzuwenden, sondern er wandte sie auch gut an, baute die Stimmen trefflich zusammen, oft auffallend wirksam, und warf verschwenderisch die bunten Wunder der Arien aus. Der „Crociato" war in seiner Zeit ein glänzendes Zeugnis der Schulreife. Die Forzati, die sotto voce der Chöre, die Evolution der Ensembles schielten schon nach Paris, das Ballett wurde ja in Italien extra besorgt. So scharf sind die Grenzen gar nicht.

Meyerbeer zieht 1826 nach Paris, um diesen „Crociato" dort einzustudieren. Er erlebt die „Stumme" und den „Tell". Er schreibt den „Robert le diable", der 1831 erscheint — sozusagen eine romantische Oper, aber doch sehr unromantisch, voller Spektakel und Gefuchtel und Grimassen, und ein kolossaler Erfolg. Noch ist er musikalisch gar nicht so gallisiert, wie er es in seinem dramatischen Interesse ist. Er liebt die wirksame Szene über alles, aber seine Musik ist mindestens so italienisch noch, wie der „Crociato" schon französisch gewesen war. Ein durch den Teufel Gezeugter und Besessener soll

durch reine Liebe heil werden. Man denke nicht an die Erlösungsängste der deutschen Romantik. Hier wird alles zur Szene, Kapital wird geschlagen auf Kosten der Psychologie, die den Franzosen weniger interessiert als den Germanen, wenn nur das Parfüm des schönen oder geistvollen Wortes oder mindestens der Stallgeruch einer kräftigen Situation unsere Nerven beschäftigt. „Robert der Teufel" ist ein Paradigma der falschen Empfindung, die keine Musik rettet, diese mäßige Musik am wenigsten. Die Musik betäubt die Unwahrscheinlichkeit, unter der hier jede einzelne Szene leidet, so daß eine laute Unterhaltung mit dramatischen Gegenständen übrig bleibt statt eines Dramas. Alles, was vielleicht feiner, poetischer werden könnte, wird von dem Raubtier Musik gefressen, ehe es noch um Erbarmen flehen kann. Der Zirkus tost von Beifall.

Eine Ouvertüre auf das Beschwörungsmotiv: damit man sein Gesicht einstelle.

Erster Akt: Thema Verlust im Leichtsinn, tanzende Tragik bewährter Maske. Wie Liszt sagt: Schwindelgefühl der Antithesen. Trinken und Spielen, bis alles verloren ist, unter dem Rat des Teufelintriganten Bertram. Diese falsche musikalische Freudigkeit! Ist Robert lustig? Nein, er ist traurig, singt lustig, wodurch er erstens uns nicht unnötig aufregt, zweitens bei der italienischen Schablone bleiben kann, drittens eine pikante Mischung erzeugt. Ich rieche Eau de vie. Die Szene führt zu den wichtigsten Ingredienzien dieser Pariser Odeurs: Trinkchor, Sizilienne, motivische Ballade vom irrenden Herzog Robert, Auftreten einer jammernden Solistin Namens Alice, eine Verhaftung, gleich darauf eine Befreiung, ein abziehender Chor (retirons nous), eine Mutterromanze, eine Wutstretta, alles flüssig gehalten durch periodische Zwischenschläge mit der großen Trommel. Musikalisch nichts zu bemerken. Aber permanente Plastik, auf Kosten jeder störenden Nachdenklichkeit oder Gefühlshemmung. Schlagwort: Das Gold ist eine Chimäre. Das Publikum wird behaglich.

Zweiter Akt: Die Liebhaberin solo, erst traurig, dann freudig, jedenfalls sehr koloraturwütig. Schema Feierlichkeit: Waffenherold (man denkt von ganz weitem an zwei Takte aus dem „Lohengrin"). Tanz. Turnier. Kriegslieder. Ein Duett im feurigen Stil: Wird gewöhnlich gestrichen. Zu bemerken: Leitmotivische Erinnerung des teuflischen Zaubermotivs. Das Publikum wird leidenschaftlich.

Dritter Akt: Buffoduett Bertram-Raimbaud mit Imitationen. Imitationen sind entweder ironisch oder bestätigend, in allen Ensembles. Höllenwalzer, also Hölle und Walzer. Und Gewitter. Kontrapost: Alices Romanze mit der berühmten, sehr gemeinen Melodie. Duett Bertram-Alice, geschrieben für den esprit gaulois, denn es geht von Galanterie über Dämonie in Galanterie zurück — der Teufel als Kavalier. Ein Neapella-

terzett: Robert, Bertram, Alice — auch das muß sein, als Zeugnis einer wirklich guten Arbeit. Das Publikum wird entzückt.

Verwandlung: Beschwörung der Nonnen, die Balleteusen waren und sind. Das große Nonnenballett im Kloster als Verführung des Robert, in immer verführerische Etappen eingeteilt; zuletzt so vollkommen verführerisch, daß er den heiligen Zweig bricht. Dieser Regisseur Bertram kennt seine Pariser. Er will nämlich Robert durchaus in seine Gewalt bringen, aber er hat nur bis zwölf Uhr Termin, Alice hat diesen Pakt mit der Hölle gehört, sie soll nichts sagen, sonst kriegt sie ihren Raimbaud auch nicht, der Romanzen singt und schrecklich dumm ist, doch das tut ja nichts zur Sache. Die Hauptsache ist das Nonnenballett. Eine geradezu zinsentragende Idee. Hier kann man schon soupieren gehn.

Vierter Akt. Es fehlte noch ein Frauenchor, da ist er, nachher kann er ruhig gestrichen werden. Es fehlte noch ein Schlummerlied, da ist es. Denn von dem Zauberzweig schlafen sie alle, was wieder zu einem guten morendo Anlaß gibt. Aber es fehlt ja noch die große Liebesszene, da ist sie, und zwar die wirksamste aller Liebesszenen, nämlich die Liebesszene in Gefahr! Da quellen die meyerbeerschen melodischen Emphasen, die die Senkung von der Tonika zur unteren Quart lieben, da gibt es allen italienischen Furore, da schmeißen sich die Gesangszüge nur so, und das rien oder non oder viens knallt dazwischen, Steigerungen reißen uns in ihren Strudel, plötzliche neue Harmonien lenken uns in ihre Häfen — die berühmte Gnadenarie, die auch noch fehlte, wird eingeschoben, sie ist ausgezeichnet theatralisch. Tamtam, alle erwachen, Finale mit melodiösem Solointermezzo und treibender Stretta, auf Septimenakkorden in der federnden Sekundenlage — nun also die Klaue des Löwen. Wer noch nicht soupieren ging, rast vor Beifall, und geht jetzt bestimmt soupieren.

Fünfter Akt: Es ist Zeit zum Gebet. Die Mönche sind zur Stelle. Acapellasoli gegen Chor, Stil archaistisch. Muttererinnerung plus Frömmigkeit. Der Teufel ringt um ihn über der Orgel. Stolze Entwickelung des Tenors. Terzett: Alice fromm, Robert schwankend, Bertram intrigant. Also die Katastrophe des Dramas. Des Dramas? Es mündet ja doch alles in eine Musik, mag sie noch so zärtlich die Figur umschmeicheln. Eine Trompete bläst zum Muttermotiv. Französische Glocke. Französische Apotheose. Robert ist gerettet, denn Meyerbeer-Scribe haben aus einem Zylinderhut eine ganze Feerie sämtlicher existierenden Szenentypen über ihn ausgeschüttet. Das wirkte bis nach Havanna, Mexiko, bis nach China.

Ich habe nur zu zeigen gehabt, wie dankbar diese Mache für die Musik ist, Musik als Plakat genommen. Von der Musik selbst hatte ich wenig zu sagen. Sie ist nicht nur äußerlich, auch recht erfindungslos, ja oft unaus-

stehlich. Anders muß ich von den „Hugenotten" sprechen. Die Zeiten sind vorbei, da man mit Heine in „Robert dem Teufel" ein geniales Abbild der schwankenden Julirevolutionäre sah, oder gar in den Foyers der „Hugenotten"-premiere Vergleiche mit Goethe wagte (ich kann nicht dafür) — aber daß diese „Hugenotten" den Nagel auf den Kopf trafen, ist sicher. Spontini lief, ein Gespenst seiner selbst, in Paris umher und, vom Verfolgungswahnsinn gegen Meyerbeer getrieben, band er jedem, der es glauben wollte, das Märchen auf, ein Postbeamter hätte dessen Opern geschrieben. Rossinis Koch hatte sich selbständig gemacht, er eröffnete vis-a-vis der Oper ein Lokal, in dem er jedermann mit seinen berühmten Parmesan-Ravioli bediente. Die „Hugenotten" machten Spontini verrückt, Rossini melancholisch, Heine patriotisch. Von allen Schlägen der Schlagopern war dies der mächtigste, ein Erfolg ohnegleichen, die Lösung eines Zeitideals, der Siegesruf aller Virtuositäten, die gerade diese erwachende Epoche aufregten, das wahrhafte Ereignis des Jahres 1836. „Robert der Teufel" war ein Aufblasen eines Märchens gewesen, hier war einer der brutalsten Akte der Weltgeschichte zum Stoff selber geworden. Und gerade darum schien er nicht so verwegen zu sein. Was war in der Bartholomäusnacht schon alles gegeben! Religiöse Motive, Kampfszenen, Verschwörungen, Rachegesänge, alles lag offen da zum Komponieren. Die Parteien des Kampfes selbst strotzten nur so von musikalischer Dankbarkeit: hier der üppige polyphone Katholizismus, dort der strenge und monophone Protestantismus, der gleich den motivischen Choral von der Festen Burg für die Ouvertüre und das ganze Stück lieferte und die Figur des Marcel gebar, des eisernen Marcel, der seine starren und reinen Cantus firmi, von unerbittlichen Bläsern begleitet, in das Gewebe der vielfältigen Oper hineinkontrapunktiert. Gegeben waren die feindlichen Elemente, die die Finales bewegen, gegeben alle willkommenen Soldatenrhythmen, Schlachtgesänge, Schwurchöre. Ohne Schwierigkeit wurde auch die Liebe hineinprojiziert. Der Protestant Raoul liebt die Katholikin Valentine. Damit daraus eine Tragödie wird, konstruiert man das Mißverständnis von Raouls Täuschung über Valentines Gespräch mit Nevers — es ist eine notwendige, aber unglückliche Idee, sie wird schnell in den ersten Akt versteckt, doch sie erzeugt dann wenigstens zwei oder drei dankbare Musiken: die Liebesszene in Gefahr, die Hochzeitsszene mit dem andern und die rustikale Segnung der beiden Wiedervereinten durch Marcel. Es ist nur noch nötig, die Extreme ein wenig auszuziehen und die Milieus zu bevölkern. Auf der einen Seite wird die Königin Margarete zu einer freundlichen Dame gemacht, die Zeit hat, Koloraturen zu singen und von einer naiven, anmutigen Frauenschar umgeben ist. Auf der andern Seite werden die Kavaliere aus Brutalität und Leichtsinn gemischt — was schon zur reichlichen Füllung des ersten Akts genügt. Der erste Akt hat die „Orgie".

Die Kavaliere vergnügen sich und fühlen sich zu einzelnen hübsch gesetzten Chören veranlaßt. Es gibt drei Intermezzi: Raouls Valentinenerzählung, mit der Viola d'amore; Marcels Schlachtgesang, recht originell in seiner knorrigen Härte, von der großen Trommel, dem Becken, dem Pikkolo illustriert, und die Pagenarie, die in gewissen Wendungen mit der Grazie Boieldieus wetteifert. Klugerweise wird auch der dritte Akt, in der Mitte der Tragödie, zu einem ähnlichen Milieufest ausstaffiert. Wir sind auf derselben Schreiberwiese, auf der einst Herold schon den Versuch seiner hybriden Tragödie des französischen Rittertums machte. Jetzt geht es mit demselben Volke und denselben Duellanten etwas heftiger und kräftiger zu und tolle Bilder bewegter Szenen jagen sich ab. Bois Rosés meisterlich straffes Soldatenensemble mit dem überaschenden Dolcissimoschluß, den Meyerbeer aus dem pp versteht. Hinein die weihrauchende Prozession. Hinein die Zigeunertänze. Die Szene der Valentine mit Marcel als dramatische Schwierigkeit so überwunden, daß er aus seiner Rolle fällt und ein Buffo wird, während sie sowohl in ihrer Hingebung als in ihrer Angst sich ganz fein italienisiert. Also einfach auf das Konto der Musik gesetzt. Reizende kleine Figuren nicht zu vergessen, wie beim Auftreten von St. Bris und Raoul. Dann das Septett: sicherlich viel zu vergnügt und hopserig, doch von klugen Mittelstimmen schattiert, wieder von plötzlichen Dolcissimi besänftigt und in einen Schluß auslaufend „Nun stellet euch", dessen reiche und weihevolle Akkordbiegungen zu Meyerbeers glänzendsten Einfällen gehören und bis in die Siegfriedwelt fortgewirkt haben. Jetzt, um den Rahmen des Milieus wieder zu schließen, treten die Studenten in den Kampf ein: in einer Wutlust, in einem Galgenhumor, der ein echt französisch Kind Auberscher Muse ist, der Hochzeitszug wirft seine unschuldigen Rhythmen hinein, Hochzeit und Krieg stoßen sich ineinander und wirbeln das Finale auf, das schließlich doch wieder alle Parteien in einen einzigen Gesang vereinigt, wie es die Oper seit alten Zeiten wünschte.

Ist dies alles im wesentlichen Episode oder Mache, so liegt die musikalische Potenz, nach der man Meyerbeers artistische Begabung immer wird abschätzen müssen, im zweiten und vierten Akt. Die Margaretenszene — ich höre unsere Hempel singen — hat etwas paradiesisch Heiteres, Blumenhaftes und Südländisches, wenn sie nicht durch ängstliche Striche entstellt wird. Die Duette der Königin mit der Flöte, inhaltlich nicht bedeutend, geben die schmeichelnde Suggestion einer lichten Farbe, der die spielerische Virtuosität der Koloraturfontänen nicht übel steht. Das Niveau hebt sich in dem Terzett, dessen Rhythmen von raffinierter Kultur sind, ein Echozwischenspiel schafft den pittoresken Horizont, das Terzett spiegelt sich in einem Chor, die Soprankontur der Königin läuft darüber, wie über dem Chor der Badenden die Kontur des sich entfernenden Pagen läuft: das sind

außerordentliche Parkkünste der Musik. Raoul tritt ein und einige melodische Züge von birkenschlanker Anmut verdecken fast die Stillosigkeiten, in die ihn Margarete bald verwickelt. Die Herren versammeln sich und überwinden ihre anfängliche Banalität in dem äußerst glücklich gesetzten Schwur, ein hartes Unisono mit Akkordsäulen, eine unermüdliche Dominantensteigerung, ein Acapella, ein feierliches Hornnachspiel, worauf ein Finale sich erhebt, aus rhythmisch gestoßenem Staunen zu einer Riesenwut wachsend, nur durch Valentinens Schmerz und Marcels Frömmigkeit koloriert, sonst so fausthart, so einstrichig, wie es in dieser Gewalt noch nicht erlebt worden war.

Meine Resultate sind keine anderen, als die der Geschichte: der vierte Akt ist Meyerbeers Höhe. Er besteht aus zwei bedeutenden, gut abgesetzten Teilen. Erst der Schwur und die Schwerterweihe, eine glaubliche, echte Situation, die von allen punktierten, akzentuierten Verschwörungen der französischen Oper, mit den üblichen Zwischenrufen Gott! Ihr! Wir! die eindringlichste Musik erhalten hat und ein Schema zum Typ führte. Der Marseillaisenrhythmus des Hauptmotivs, dazwischen der breite Edelmut des Nevers, die schleichenden Terzenschritte der Mönche, die großen Akkordtafeln des enharmonischen E und As, das satanische Furioso als Mittelsatz, die Kolossalentwickelung des Themas mit der Flut und der Ebbe des Orchesters: war dort im zweiten Akt das Paradies, so ist hier die Hölle, die Schmiede aller Opernrache, die Teufelei aller Bigotterie. Wie bedacht ist das alles eingesetzt und changiert! Wie bedacht folgt a tempo die große Liebesszene, aus dunklen Orchesterfarben allmählich sich zum Lichte findend, zweimal in Gefahr stilistisch zu entgleisen, aber endlich mündend in das ebenso fein instrumentierte, wie vokalisierte Ges-Dur: die unsterbliche Melodie Meyerbeers, sein ergebungsvolles Sinken zur Dominante hinunter, sein sehnsuchtsvolles Streben zu ihrer Septime hinauf, Valentinens zarte, herzenseinfache Kantilene, von einer Oboe wehmutsvoll über ihrer Ohnmacht wiederholt, da Raoul zum Lärm hinausstürzt, dessen Überschüsse den fünften Akt füllen.

Diese Ges-Dur-Stelle ist die einzige in den Werken Meyerbeers, da ein innerlicher Punkt berührt wird. Wir vergessen die Bühne, wir sehen Herzen. In allen andern Fällen, auch den faszinierendsten, beobachten wir, daß sich seine Musik nicht nach innen, sondern nach außen wendet. Sie macht sich nicht zur Sprache der geheimen Empfindungen, sondern der sinnlichen Szenen. Sie offenbart nicht, sondern sie unterstreicht. Sie führt nicht die Regie der Wahrheit, sondern des Scheins. Sie schafft und prägt Gebilde von ungeheurem Bühnenleben, dadurch, daß sie das Drama nicht auf die Psychologie prüft, sondern die Psychologie auf das Drama. Sie ist darin von einem konsequenten künstlerischen Kapitalismus, der seine moralischen Defekte nicht wahr haben will. Sie führt die Oper so nah an den schwindeln-

den Abgrund, daß die Nerven im Taumel der Eindrücke zwischen Tanz und Tod Sensation und Gefühl verwechseln müssen. Gerade diesen Reiz will sie. Sie ist unübertroffen in allem Sensationellen der Materie. Nur die Oper konnte ihr solche Orgien bieten, die einmal in der Welt durchgekostet werden mußten.

Die optische und akustische Materie wächst ins Maßlose. Die 120 bis 140 Bilder, die einst die Scala sich rühmte in einer Saison ihren Opern zu liefern, sind nichts mehr gegen die Architektur, Choreographie und Zoologie dieser Szenen, die einen unstillbaren Hunger nach dekorativen Irrationalitäten zu haben scheinen. Das Personal der Sänger steht in einem überirdischen Glanze, der oft in gar keinem Verhältnis zu ihren Leistungen ihre Namen zu Sternen erhebt. Hier ist der Ort, diesen Sängerhimmel der französischen großen Opernwelt zu spannen, auch außerhalb Meyerbeers, in seiner ganzen europäischen Ausstrahlung. Vergessen sind die lodernden Wettkämpfe der Mara und der Todi, die einst die harmloseren Sinne der Altpariser erhitzten. Auch der Ruhm der vielgewanderten Catalani verblaßt, sie sitzt bei Florenz junge Mädchen zu unterrichten. Aus Barbajas Unternehmertum gehen der Bassist Tamburini, der Tenor Rubini über die Bühnen. Die Persiani, die beiden Grisi, der Baß Lablache bilden mit ihnen das weltberühmte Ensemble des italienischen Theaters in Paris: ein Vogelzwitschern, das Heines Lutetiabriefe erheiterte. Langsam und sicher dringt die Pasta durch, deren Technik nicht auf der Höhe ihres Vortrags steht. Nourrit, der erste Raoul, ist der tenorale Stern der Großen Oper, Roger, der erste Johann von Leyden, Lavigne, Duprez konkurrieren, dieser oft ebenso angezweifelt wie die Stolz, die in den redseligen Memoiren jener Zeiten vielleicht einen besseren Klang hatte als auf der Bühne. Die Wienerin Lucca, Berlins Liebling, ist nur vorübergehend in Paris, kreiert bei uns die Afrikanerin, keine klassische Stimme, aber eine Freude der Sinne. Die vergötterte Schwedin Jenny Lind — die Vielka in Meyerbeers „Feldlager" — im Ausdruck, in der Technik, im Timbre unvergleichlich, schlug sie alle, alle vor ihr und nach ihr! Sie schlug die Bielefelderin Sophie Cruvelli, die Susanne der Lind die Gräfin der Cruvelli in London. Die Cruvelli wurde zuletzt für 100000 Frank an die Pariser Oper engagiert, von der einst Jenny Lind abgewiesen worden war; man hatte ihre Kunst in Paris nicht erkannt und sie blieb mit der Großen Oper böse, wofür sie die übrige Welt entschädigte. Bei Garcia hatte sie gelernt, von dem Generationen ausgingen. Garcia, geborener Sevillaner, selbst Komponist zahlreicher Opern, berühmter Tenor des italienischen Theaters in Paris, mit dessen Direktrice, der Catalani, er sich verkracht, um nach ihrem Bankerott dorthin zurückzukehren, ein chanteur voyageur größten Stils, auf irgendeiner seiner bunten Reisen alles Besitzes beraubt, eröffnet die europäischeste aller

Gesangsschulen in Paris: seine Töchter, die Malibran und die Viardot, sein Sohn Manuel sind seine nächsten Schüler, Manuel wieder mehr ein Lehrer als ein Künstler, der jetzt erst im Alter von 101 Jahren gestorben ist. Ein anderer Schülerzweig: die Marchesi, geborene Graumann, durch ihren Gatten Mitglied einer italienischen Sängerfamilie. Ein neuer vielverästelter Zweig: die Artot, Schülerin der Viardot, einer der Sterne der Meyerbeerschen Oper, selbst aus einer alten stolzen Künstlerfamilie, dem Baritonisten Padilla vermählt, in ihrer Tochter, unserer lieben und feinen Lola fortlebend, deren Erzählungen aus der Ahnenreihe ihrer Gesangskunst uns ebenso ergreifen, wie die Anmut ihrer wohlgebildeten Stimme und die tänzerische Geistigkeit ihres Körpers uns die Erziehung einer Rassenkultur lehrt. Was wissen wir von all diesen weltwandernden Stimmen der großen Pariser Zeit? Sie waren das Gespräch des Tages, der Genuß einer wirklich theaterfrohen Gesellschaft, hinüber über den Kanal, hinüber über das große Meer, die Literaten gossen ihre Entzückungen über sie aus, sie selbst schwärmten in den Memoiren und alles Äußere, Rastlose, Ruhmsüchtige, Sternenglänzende, Schicksalstolle, Arbeitsvolle und Lebensphantastische schwirrt vor unserer historischen Erinnerung, die es tausendmal nacherzählen könnte, aber nichts, nicht einmal ein Grammophon kann uns die leeren Beschreibungen ihrer Stimme, ihres Timbres, ihrer Kunst ersetzen — was wissen wir von der zart gefärbten, verinnerlichten, phänomenalen Technik der Lind, von der stolzen Stimmschönheit der Catalani, den schwingenden Registern der Pasta, der ausdrucksvollen Leidenschaft der Viardot, die die Fides kreierte, dem weiten Alt der Malibran, die wie ihre Schwester selbst wieder neue Musikerfamilien einging, — Rubini kaufte sich ein Herzogtum, das Schicksal der Garcia würde einen Roman füllen, aber ihre Stimmen, das beglückende Mittel ihrer Erlebnisse, hören wir nicht mehr. Es ist als Diamant einzusetzen in den Glanz dieser Opernzeiten.

Nicht bloß der Gesang, auch das Orchester als „akustische Materie" versinnlicht sich jetzt außerordentlich. Die Orchesterqualität des Komponisten hängt nicht unbedingt damit zusammen: Leoncavallo, auch ein Schlagopernmacher, hat keinen besonderen Sinn dafür, Simon Mayr, ein Halbitaliener, hatte ihn und Richard Strauß hat ihn ebenso und steht doch diesem Genre ganz fern. Aber es ist das Machtgelüst der Virtuosität, das ihn bei der ganzen Gruppe von Autoren, von denen wir sprechen, erzog und pflegte. Meyerbeers Orchester war eine technische Steigerung, wie alle seine Künste. Seit der mediocritas des Gluckschen Orchesters war es längst in alle Dimensionen gewachsen, in einer reizenden Detaillierung bei den Schöpfern der Comique, in einer weiten Auseinanderfaltung bei den Tragischen. Von Glucks letzten Opern bis in die ersten der großen französischen Zeit wächst das Schlagwerk reichlich, Rossini in der Belagerung von Korinth exzelliert

mit der großen Trommel, dem Becken, dem Triangel und im „Moses" klagte man, es sei fast soviel Schlagwerk als Gesang. Rossinis große Trommel-Effekte werden für den Lärm stilbildend, jene dumpfe Erregung, die so in die Tiefe geht, daß sie gar keinen Ton mehr findet. Etwas von animalischer Brutalität liegt in diesen Raubtierakzenten, ein Heraufholen der Instinkte wilder Kriegsvölker. Costa fügte in London aus diesem Bumbum der Mode sogar dem „Don Juan" und „Figaro" Schlagwerk, Posaunen, Ophikleiden hinzu. Die Entwickelung in den höchsten Pikkoloregionen war Kraftsache, viel bewußter, aber auch tastender steigt sie in die tiefsten Abgründe; in Paris ist das tiefe Klappenhorn, die Ophikleide, ein gewöhnliches Instrument geworden, in Berlin statt ihrer die Baßposaune, deren Exemplar Berlioz so bewundert, an der Stelle, da er in seinen Memoiren die Berliner „Hugenotten"-Aufführung unter Meyerbeer genau beschreibt, mit einer wertvollen Orchesteranalyse. Diese tiefen Gegenden des Orchesters sind dem Wandel unterworfen, sie sehen heut schon wieder anders aus, damals trieb die Lust an grandiosen tiefen Blaswirkungen, die die tragische Oper brauchte, vielseitige Experimente hervor, erst recht unter Berlioz, dessen Gruppenorganisation noch schärfer ausgebildet war als Meyerbeers, der mehr ein Charakteristiker ist. Meyerbeer hat ein scharfes Organ für die Sprache jedes Instruments, für seine Farbe, seinen Gestaltungswert, für seine Bühnenbedeutung. Er isoliert sie gern, er schichtet sie zu extremen Lagerungen, nur tief, nur hoch, er zieht ihre Mittelschichten selbständig heraus, er dirigiert sie ganz frei und souverän, nicht mehr als Begleitung des Gesanges, sondern des Milieus, der Stimmung, der Charaktere und der Szene. Darin ging er weit über alles italienische Spiel hinaus und arbeitete der deutschen Sinfonieoper vor. Seine Partituren sind nicht mehr Bucheinbände, sondern Bücher selbst. Wie kann ich sie im einzelnen illuminieren? Die berühmten Bläserfarbeneffekte aus Spontinis Vestalin verblassen gegen Meyerbeers Kombinationen mit der Baßklarinette und dem Englischhorn, die Saxophone in allen vier Lagen als Bühnenmusik zum Prophetenmarsch, die Vereinigung der tiefen Saiten von Streichern oder dreifach geteilter tiefer Streicher mit mehrfach besetzten dunklen Bläsern, durch die er in der „Afrikanerin" ungewohnte Farben erzielt. Die Beschwörungsszene im Propheten wird von Klarinetten, Fagotten, Celli, Bratschen dunkel eingeleitet. Johann singt zur Baßklarinette, der sich in raffinierter Mischung andre dunkle Instrumente gesellen. Vorher hat er die Mutter zu hoch tremolierenden Streichern hypnotisiert, jetzt antwortet sie zu derselben Farbe. Es malt sich die dämonische Mutterverleugnung grell und scharf in Instrumenten, die einen unerhörten Kolorismus bekennen, eine Unterstreichung der Musik, die wieder die Szene unterstreicht — und der Wirkung ist kein Rest mehr gelassen.

Der Prophet kam 1849 heraus und war von Scribe wieder auf den bewährten Effekt der szenischen und musikalischen Ironie angelegt. Scribe sagte, der Priester müsse vom Altar leben — er hatte ein Jahreseinkommen von 200000—300000 Frank. Dies war selbst eine „Ironie", als welche die Zwiespältigkeit aller Charaktere und Situationen ist. Aber die „Hugenotten" erreichte er doch nicht, auch Meyerbeer nicht. Die Ironie des Wiedertäuferstoffes sollte im dankbaren Gegensatz ihrer scheinbaren Religiosität und wirklichen Mordbrennerei liegen, doch blieb dieser „Schwindel der Antithesen" eben nur ein Schwindel. Denn weil sie beides in Wahrheit waren, Lumpe und Freiheitshelden, Schwärmer und Räuber, weil sie sich verstellten und andere zu Verstellungen verführten (dieser Text ist ein Eiterherd von Lügen), versagte die Musik, die sich nicht verraten darf, die nur dann ihren Stil rettet, wenn sie die Ironie wie eine höhere Erklärung in die Geschehnisse hineinträgt, in den Fischeraufstand von Portici, in den Leichtsinn des teuflischen Robert, in die Satanismen der Bartholomäusnacht, also in Flächen, die sie zu Körpern macht, in Fakta, die sie zu Ereignissen erhöht. Diese Ironie war zu direkt, zu vielseitig — zu phantasielos. Es war ein aufgelegter Bluff. Äußerlich schien genug Material gegeben: Religion, Mord, Volkslust, Krönung, Rache, Empörung, eine Geliebte und eine Mutter war leicht hinzuerfunden, die erst verleugnet, dann wieder anerkannt werden müssen — aber niemand glaubt den Wiedertäufern, also auch niemand ihrem König Johann, also glaubt man ihm auch die Mutter und Braut nicht, wenn er selbst noch so sehr daran glauben würde. Eine bengalische Kunst will eine Wirklichkeit beleuchten, die selbst schon bengalisch ist. Das gibt die Verzerrung, die Unmoralität und die Unsicherheit — als natürliche Strafe. Interessant zu beobachten, wie die Partien der Oper, in denen dies Widerspiel aktuell wird, stilistisch versagen. Das Quartett Johanns mit den Wiedertäufern, die ihn zu ihrem König machen wollen, bleibt ohne innere Wahrheit, ein rhythmisches Spiel, nach dem Schema A + B C D, das nur an der einen Stelle der Mutteranrufung einen äußeren melodischen Klang erstrebt. Das Terzett der Wiedertäufer mit dem verkleideten Tyrannen Oberthal will die ironische Doppelstimmung festhalten, aber sie wird ein Buffoeffekt, ganz schabloniert, unwahrscheinlich und schließlich von einer ärgerlichen Aufdringlichkeit, die keine Musik findet. Der Mordtanz der Revolutionäre, der den dritten Akt beginnt, hat etwas von mexikanischer Grimasse, trotz allem äußeren Lärm bezahlte Leidenschaft. Der Schluß der Oper, die Explosion mitten im Tanze, das Trinklied als Todeslied, kompromittiert allen Glauben Johanns an die Heldenhaftigkeit seines Schicksals, das er so dummen Gläubigen anvertraute. Er ist doch nichts als ein Meyerbeerscher Tenor gewesen. Er sollte knien vor Masaniello.

Man kann unter diesen Umständen seine Gesänge und Szenen nicht mehr ernst nehmen, sie werden Konzertstücke, Aufführungen, Bravourleistungen des Podiums, ein übles Getue, an das die besten Einfälle dieser Musik verschwendet werden. Sein Traum ist das straffste und belebteste Stück der ganzen Oper, aus dem er sich in die Banalität des B-Dur-Pastorale flüchtet. Seine Harfenhymne am Schluß des dritten Aktes zeichnet sich durch eine stolze hebräische Melodik aus, Akkordfeierlichkeiten, die sich auch sonst immer dankbar erweisen. Der Krönungsmarsch beginnt in einem starken und trefflich reliefierten Rhythmus, versüßt sich aber in seinem melodischen Mittelsatz und verliert sich, beladen mit italienischen Vorhalten, in unverständliche Galoppgeberden. Ist hier immer noch ein unpersönliches Interesse vorhanden, so fällt das bei den Szenen der Fides und Berta auch fort, die nichts als Schminke, Aufputz, Kontrast und Stillosigkeit sind. Die gerettete Fides benimmt sich geradezu virtuos mit ihren Gesangsfloskeln und Stimmrutschern (nein, für jüdischen Familiensinn ist das zu pratschig), ihre Bettlerinarie ist schwach wie ihr Geist, ihr Duett mit Berta verlogen, ihr letztes Duett mit dem Sohn noch neapolitanischer als ihr Anfang, das Terzett aller drei von einer verdächtigen Pastoralität und Bertas Tod noch kitschiger als ihr Leben. In den Ensembles findet sich mancher Versuch gegen das Herkommen, Empörerrhythmen in $^6/_8$, interessante Faktur des Krönungschors mit dem Kindermotiv, das Finale mit der schluchzenden Figur, die sich aus der Klage der Fides hineinflicht, worein die Beschwörung gesetzt ist: an dieser Stelle, am Schlusse des vierten Aktes, liegt sicherlich der meiste äußere Glanz, der Pomp der Schauoper. Die Milieus bedeuten nicht gar viel. Weder der Bauerntanz in Johanns Wirtshaus noch das Eisfest und Schlittschuhballett geben soviel Musik her als Trubel.

Die vierten Akte sind immer Meyerbeers Höhe, die Glanzpunkte, auf die die Opern hingeführt werden. Auch in der „Afrikanerin". Das indische Ballett, mit dem der vierte Akt dieser Oper beginnt, hat eigenartige Farbe und Rhythmen, mehr als irgendein anderes von ihm. Die schwärmerische Ansingung Indiens durch Vasco, seine melodische Klage ist wirksam und doch reinlich. Beim Brahmaanruf entwickelt sich eine der breitgestrichenen, monophonen Melodien, die für dies Werk charakteristisch sind, wie der ritterliche Männerchor im ersten Akt, von Verdischem Typ. Manche Monodien, diese einsamen in der Luft stehenden Gesänge einer Solostimme, — vorher schon auf dem Schiff hörte man sie — bleiben im Ohr, am schönsten der originell-fremdartige Abschiedsruf der Ines, ihr Romanzenmotiv. Das Duett zwischen Vasco und Selika ist gut, ein lebhaft paralleles Allegretto, ein fein verlorener Schluß. Hier sind Wendungen eines Neuitalienismus, die der Afrikanerin ihr Gepräge geben. Nicht mehr die Lied- und Marsch-

phrase Rossinis, sondern diese aufschwellende Emphase, diese kurzen starken Feuer der Erregung, die sich in engen Kreisen bedrängen und fortschieben, — wir denken wieder an Verdische Art, fast an das spätere Mailand, aber wir sind philologisch über die Afrikanerin zu wenig unterrichtet, um zu wissen, wann und woher Meyerbeer die einzelnen Anregungen aufnahm. Denn daneben finden sich entsetzliche Altitalienismen. Was sie in der Versammlung des ersten Aktes, im Kerker des zweiten zusammensingen, wie Vasco im dritten auf Don Pedros Schiff kommt, das grenzt oft an Karikatur. Die „Afrikanerin" ist nicht uninteressant als Studium, im 4/4-Finale des ersten Aktes, in der Sturmballade Neluscos, in einigen Partien des Duetts Ines-Selica sind aparte Ideen, aber daneben stehen die schlimmsten Trivialitäten, die bei einer Aufführung die ganze Oper ruinieren. Auch der berühmte Tod der Selica unter dem giftigen Manzanillobaum ist eine mäßige Musik. Ich kann von diesem Stück nur so hin und her sprechen, denn es ist so hin und her. Meyerbeer begann es in den dreißiger Jahren, vollendete es 1860, aber erlebte die Aufführung nicht mehr. Durch solche Intervalle erklären sich die Schwankungen. Der Stoff ergab genug Dankbares, Schiff, Indien, Ruhm, Liebe, Rührung, Opfer, Gebete, Aufzüge, aber er hat selbst die Mängel gefühlt, die sich im Laufe der Jahre nur immer fühlbarer machten. Diese italienisierenden Afrikaner aus Indien, die so rührend den Portugiesen ihr Land zeigen und nach allerlei unmöglichen Schicksalsfällen den Tenor und den Sopran verlobt wieder nach Hause schicken, blieben zwischen den Stilen stecken, in einer Zeit, die längst eine ganz andere Farbe bekannt hat als die einiger musikalischer Einfälle, eklektischer Routine und instrumentaler Effekte.

Zwei komische Opern existieren von Meyerbeer, etwas spät für die Gattung, deren Früchte sie nur pflücken, aber die spätere doch die bessere. Der „Nordstern" kam 1854 heraus, es ist der durch eine sentimentale Melodie verewigte Stern der Katharina, die nach drei Akten von Bühnenschicksalen Zarin wird. In das Stück ist ein großer Teil der Musik des „Feldlagers in Schlesien" aufgenommen, das Meyerbeer, der nunmehrige Generalmusikdirektor in Berlin, Nachfolger Spontinis, 1844 für das neu eröffnete Opernhaus geschrieben hatte. Die Übernahme war polizeiwidrig. Dort flötete Friedrich der Große, hier flötet der Zar, Katharina muß sich als Zigeunerin verkleiden, und die Russen singen den Dessauer Marsch. Gute kalmückische, böhmische, russische Soldatenrhythmen schwärmen herum, Würfel- und Trinkcouplets, viel Buffoneskes, am besten das reizende Fluchtduett Georges-Arascovia, und ein allgemeiner Hochzeitschor mit musikalischem Interjektionsblödsinn, der den Offenbachschen Winkel in Meyerbeer angenehm enthüllt. Katharina duettiert mit Peters Flöte, wie Dinorah mit ihrem Sackpfeifer, Katharina erinnert sich im Wahnsinn ihrer

gesamten Jugendmusik, das ist des ersten Opernteils, den ihr der Zar wieder aufgebaut hat, um sie gesund, gerührt und zu seiner Frau zu machen — erinnert sich der Jugend wie Dinorah —

Aber Dinorah, erst 1859 geboren, ist mir lieber. Sie hat nichts mit falschen Revolutionen und preußisch-russischen Musikallianzen zu tun, sondern nur mit einer Ziege, die ein hübsches Motiv bekommt, mit einem Hirten, den sie liebt, und einem Sackpfeifer, der ihm einen Schatz graben soll, der sie schließlich selbst ist. Auch sie wird ein bißchen wahnsinnig, aber in der angenehmen Form, daß sie mit ihrem Schatten einen entzückenden virtuosen Walzer mit Echokoloraturen tanzt. Durch einen Brückeneinsturz, den sie den dekorativen Ansprüchen opfert, wird sie wieder gesund. Sonst ist alles eine Folge ganz reizender Stücke, die zwar die üblichen Schemata der Comique nur wiederholen, aber mit so guter Laune und frischen Einfällen musikalisch beleben, daß wir Herrn Meyerbeer kaum erkennen — oder vielleicht nun erst ganz erkennen? Das Wiegenlied der Ziege, die ländlichen Chöre, der Dudelsack mit der falschen Septime, die kurzgeschürzten Couplets, die Magiespäße und Schatzgrabereien, das Muttrinken, die Rückkehr aus der Schenke mit einem famosen Gedudel und Geschlenker der Stimmen, das Dalayracs würdige Liedcouplet Le vieux sorcier, die erschütternde Stumpfsinnsarie Corentins über die Wochentage als Schnadahüpfl mit Angstanfällen, das gute alte Motiv des Liebespaars, das sich an einer Romanze erkennt, das Duett Hoel-Corentin „quand l'heure sonnera", eines der graziösesten Buffostücke der ganzen französischen Literatur, die malerisch spezialisierten Chöre der Jäger, Mäher, Hirten, ihr Gebet und der aus der Jugenderinnerung heraufklingende melodiöse schlichte Gesang an die heilige Jungfrau mit dem religiösen Marsch — was ist das? Aus fernen Zeiten vielgespielte Szenen ziehen da an uns vorüber, und der Herr der großen tragischen Oper ließ als alter Mann eine berückende, süße, graziöse und tänzerische Musik aus ihnen tönen, die alles widerlegte, was er gemacht hat und was wir über ihn schrieben. Ich möchte ihn einmal fragen, was er darüber meint. Er würde sagen: Spielerei, Nebenbeschäftigung, Sonntag Nachmittag. Ich würde nicht weiter fragen. Am Sonntag Nachmittag duettierte Dinorah mit ihrem Sackpfeifer, erinnerte sich ihrer Jugend, tanzte mit ihrem Schatten — —

Meyerbeer hat zwischen Italien, Paris, Berlin äußerlich nicht viel erlebt. Vielleicht hat er sich selbst nie ganz gegeben. Er war anders. Gütig, glaube ich, auf Vorteil bedacht auch für andere, nicht diktatorisch, eher ängstlich, vorsichtig und von einer leisen Klugheit. Er starb nicht wie Spontini verärgert, wie Rossini resigniert, er starb, 73 jährig, mitten in der Arbeit für die Aufführung der „Afrikanerin". Berlioz hat von ihm gesagt: er besaß nicht bloß das Glück Talent zu haben, auch das Talent Glück zu haben. C'est ça.

Der Einäugige

Novelle von Jakob Schaffner

Der Schreinergeselle Peter Schäublin aus Sissach im Kanton Baselland, genannt das Baselbiet, faßte den Gedanken, zu seiner Ausbildung nach Zürich zu gehen, und führte ihn aus. Er wollte ein braver und tüchtiger Möbelmacher werden, der seinen Schrank zu bauen verstand. Eines Tages mußte er im Auftrag seines neuen Meisters mit der Straßenbahn in die Stadt fahren, um messingene Beschläge einzukaufen; weil die Arbeit eilte, machte er den Rückweg ebenfalls in einem elektrischen Wagen. In der Bahnhofstraße, als dieser von einer Haltestelle zu früh wieder anfuhr, bemerkte man eine hübsche Dame, die zur Wagentür wollte, durch die Wirkung des plötzlichen Ruckes den Stand verlor und dem kleinen Handwerksgesellen seitwärts an die Brust fiel; bei der Gelegenheit verletzte sie ihn mit ihrer zufällig hervorstehenden Hutnadel am Auge. Die so Betroffene, durch Peters leise klagenden Schmerzensruf und die Sensation unter den mitfahrenden Herren aufmerksam gemacht, erkannte nur eben das Mißgeschick, als sie sich schon des Verletzten annahm, die Glockenleine zog und entschlossen ein leer vorüberfahrendes Privatauto anrief. In der dritten Minute nach dem Unfall befand sie sich mit Peter nach einer Augenklinik unterwegs, die man ihr genannt hatte; sie hielt sich nur vorübergehend als Gast des Stadttheaters in Zürich auf, und war eine bekannte und beliebte deutsche Sängerin. In der Klinik machte man zuerst verwunderte Gesichter, das Weltkind mit dem pockennarbigen Schweizerknaben anfahren zu sehen; aber dann wandte sich schnell die Aufmerksamkeit nach diesem, als der berechtigten Hauptperson. Dem Auge war aber durch alle Gemütstüchtigkeit nicht mehr zu helfen; der Arzt erklärte es nach kurzer Untersuchung für verloren. Auch jetzt hielt sich die Dame nicht mit Klagen und Selbstvorwürfen auf. Sie strich mit ihrer welterfahrenen und verwöhnten weißen Hand dem Schreinergesellen über die tränennassen Wangen, sprach ihm Mut und Vernunft zu, verpfändete ihm ihre drei Abendgagen am Theater und hinterlegte eine runde Summe für die Pflegekosten in der Klinik. Am Abend sang sie so siegreich und spielte so berückend wie immer, und außerdem brachte ihr die anständige Handlungsweise an dem kleinen Schreiner, die sich rasch herumgesprochen hatte, eine Extrahuldigung ein.

Nach drei Wochen verließ Peter Schäublin die Klinik, um ein Auge ärmer und um einige tausend Franken reicher. Außerdem war er in die schöne Sängerin verliebt und fühlte sich über alle Schreinergesellen der Welt bedeutsam herausgehoben. Sein erster Gang war nicht zu seinem Meister, sondern nach der Haltestelle, an der sich das glückhafte Unglück

zugetragen hatte. Dort stand er lange, dachte an die deutsche Schönheit und suchte sie sich vorzustellen, während sein lebendiges braunes Auge einem elektrischen Wagen nach dem andern träumerisch folgte. Aber immer erblickte er auf den Plattformen nur einen schwarzen Federhut mit großen, stolzgebogenen Straußenfedern und einen langen schwarzen Samtmantel, der oben mit braunem Pelz besetzt war; das Gesicht schien aus aller Pracht wie herausgestohlen. Traurig wandte sich Peter ab und kam sich jetzt zum erstenmal wirklich geschädigt vor; er glaubte, daß die Erinnerung just im andern Auge aufbewahrt sei, das man ihm herausgenommen hatte. Aber dann dachte er daran, daß er dafür ein kunstvolles Glasauge besaß, welches niemand von einem wirklichen unterscheiden konnte, und das machte ihn stolz.

Da die Sachen nun einmal so bei ihm standen, konnte er nicht in die Werkstatt seines bisherigen Meisters zurückkehren, um seine unterbrochene Ausbildung fortzusetzen, und weil er sich ebensowenig zu denken vermochte, was er sonst anfangen sollte, beschloß er, vorderhand einmal in die Welt hinauszureisen; irgendwo würde ihm schon eine Idee begegnen. Vorher stellte er sich bei einer Wahrsagerin ein, um zu erfahren, wie es ihm ungefähr gehen werde. Diese Weise trieb zurzeit ein halb wissenschaftliches Wesen als Medium in einer Meßbude, in die man durch Bezahlung von vierzig Rappen Zutritt erlangte. Zuerst fand eine allgemeine Vorstellung statt, in deren Verlauf das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, eine müde, blasse Frau, mit verbundenen Augen Namen, Besitztümer, Gedanken und Eigenschaften von anwesenden Leuten aussprach. Es war der bekannte telepathische Vorgang, aber Peter Schäublin kam er zauberhaft vor. Vollends als er selber aufgefordert wurde und dem Budenbesitzer, einem dicken, heftigen alten Kerl, sein Glasauge zeigte, lächelnd und mit hochroten Backen, vergaß er seine ganze profane Umgebung. Die blasse Frau erriet auch diesen ungewöhnlichen Gegenstand, zwar mit einiger Mühe, aber endlich doch richtig. Nun konnte er es kaum erwarten, bis die Vorstellung zu Ende war und er über das Podium hinweg in die Privatkammer treten durfte. Dort hörte er von der Frau, die nun den Schlucken hatte, was man fast immer in diesen Umständen zu hören bekommt, und es erschien ihm alles nur immer sonderbarer, lockender und unbegreiflicher. Er fragte, wie es aber denn mit der Dame beschaffen sei, die ihm zum Glasauge verholfen habe, und erhielt den Bescheid, daß sie noch sehr unglücklich werden müsse. Daran anschließend erkundigte sich die Frau, wie es bei diesem Verlust zugegangen sei, und er erzählte ihr die ganze Sache voll Stolz und Genuß. „Ich hoffe aber doch, daß es der Opernsängerin nicht gar zu lang schlecht gehen wird," sagte er. „Es wäre unrecht, mein Seel; sie hat sich nobel benommen; das stand in allen Zeitungen." Die

Frau erwiderte: „Wissen Sie nicht, daß die Schlechten das Glück allein haben? Wenn die Dame so schön an Ihnen gehandelt hat, so wird sie ganz bestimmt von Unglück heimgesucht werden, so sicher wie der naß wird, der im Regen geht.“ In diesem Augenblick schrie der dicke alte Kerl nach der Wahrsagerin. „Kassandra, arbeiten; das Zelt ist voll!“ Sie senkte flüchtig die Augen. Es schien Schäublin, daß sie müde sei und am liebsten sitzen bleiben und ein wenig plaudern möchte. Dazu kam ihm vor, als ob sie einen Gram habe und ihn nur nicht merken lassen wolle, weil sie als Frau vor einem jungen Kerl stolz sein mußte. Endlich wandte sie ihm wieder das Gesicht zu und sagte: „Bleiben Sie noch hier; wollen Sie? Ich komme bald zurück.“ „Ja, gern,“ antwortete Schäublin gutmütig. „Aber wenn Sie wieder einen Kerl mitbringen, der geweissagt haben will?“ Sie stand auf. „Das geschieht nicht oft,“ sprach sie und verschwand durch die Portiere, während der alte Hitzkopf im Gang polterte und wieder zu schreien anfing.

Peter Schäublin war vierundzwanzig Jahre alt. Die Pockennarben bedeckten sein ganzes treuherziges Gesicht und gaben ihm jenes erfahrene und gründliche Ansehen, das die Pockennarbigen immer haben. Er sah sich mit seinem lebendigen Auge in der Kammer um und suchte darin die wahre Existenz der blassen, mutlosen Frau. In der Kammer war eine dicke und stockige Luft, weil nirgends eine Öffnung hinausging; man konnte sie nur auf dem Weg über das Podium verlassen. Ein kleiner Rohrtisch und zwei eiserne Gartenstühle machten das ganze Mobilar darin aus. Auf dem Tisch lag ein Spiel französischer Karten. An einem Haken hingen die Straßenkleider der Wahrsagerin und ein Kopftuch, sowie der steife Hut des Alten. Peter hörte ihn in der Bude schreien: „Medium, wieviel Augen hat die Dame geworfen? Beeile dich; die Herrschaften wollen sehen und hören; sie haben nicht Zeit zum Verlieren. Du kannst heute nacht wieder schlafen.“ Er ärgerte sich über den zornmütigen grauen Lümmel, und wünschte ihm einen Possen spielen zu können. Darauf wurde geklatscht. Nach zwei Minuten trat die Wahrsagerin wieder in die Kammer. Sie ließ sich wie verwirrt auf dem zweiten Gartenstuhl nieder. Ihr Blick war leer, ihr Kopf vollständig ohne Gedanken. Sie stützte das Kinn auf eine Hand und sah mit einem verwüsteten und halb verwunderten Gesichtsausdruck nach dem steifen schwarzen Hut am Haken. Dann erschien in ihren Zügen ein schmerzlich zweifelndes Lächeln, von dem ihre Augen nichts wußten; zugleich bekam sie, wie nach jeder Vorstellung, den Schlucken. Der Baselbieter hielt dies erbärmliche Spiel nicht länger aus. „Frau Kassandra,“ sagte er hingenommen, „mir kann man alles sagen. Ich habe auch mein Teil durchgemacht. Und wenn ich wie ein dummer junger Hund aussehe, so kommt es nur davon her, weil mir die Blattern

den Bart zerstört haben. Warum machen Sie dem alten Poltrian den Pudel? Sind Sie seine Frau?" Sie wandte den stillen Kopf nach ihm und schien sich zu besinnen. „Ich bin seine Tochter," erwiderte sie mechanisch und blickte ihn neugierig an. „Dann laufen Sie ihm doch einfach draus," schlug er vor. „Sie sind wahrhaftig volljährig; er kann Sie an keinem Zipfelchen halten." Sie wurde aufmerksam. „Das ist nicht leicht," erwiderte sie belehrend. „Ich bin seine Profession." „Was sind Sie?" fragte der Schreiner. „Sein Geschäft. Ich bin krank und nervös und sollte operiert werden, weil ich ein Leiden habe. Aber es kostete etwa sechs Wochen, bis ich wieder arbeiten dürfte, und er will nur Geld verdienen mit mir. Wenn er mich ruiniert hat, setzt er mich auf die Straße. Ich kann viel mehr, als er ahnt; aber ich halte es geheim, sonst bin ich in einem Monat schon fertig. Was ich Ihnen vorhin wahrsagte, ist alles Dummheit. Nach der nächsten Vorstellung will ich Ihnen richtig Ihr ganzes Leben darlegen, daß Sie sich wundern sollen. Mir selber ist prophezeit, daß mein Unglück nicht mehr lange dauern wird; wahrscheinlich sterbe ich bald. Manchmal habe ich Schmerzen, während ich den Leuten wahrsage. Dann geht es langsam und er schimpft mich vor dem Publikum." Peter blinzelte erkenntnisreich. „Haben Sie jetzt auch Schmerzen?" fragte er, und sein rundes pockennarbiges Gesicht sah sie teilnehmend an. „Ja," gestand sie betreten. „Warum fragen Sie?" „Einfach. Er schimpfte vorhin," erwiderte er. „Ach so," machte sie erleichtert und lachte leise. „Ich dachte schon, ich hätte Gesichter geschnitten." „Es dauert diesmal länger, bis Sie gerufen werden," stellte Peter, der auf alles achtete, fest. „Ja, es regnet nicht mehr," gab sie zur Antwort; „der plötzliche Regen trieb die Leute in die Buden." Aber gleich darauf polterte es wieder im Gang und der Alte schrie: „Kassandra, arbeiten. Das Zelt ist voll." Sie nickte dem Schreiner zu und ging.

Als sie wieder kam, war Peter um einige Zoll gewachsen. Während drinnen der Alte immer weiter schrie und die arme Frau mit Worten und mit der Stimme peitschte, war ihm ganz einfach eingefallen, wie ihr zu helfen sei. Diesmal brachte sie Tränen in den Augen aus der Vorstellung zurück; aber bei Peter erkannte man nun sehr deutlich, was Glas und was gewachsen war; das Gewachsene überblitzte das Glas wie Kristall einen Kieselstein. Er wartete kaum, bis sie sich unter der lumpigen Portiere hindurch gebückt hatte; da stand er schon auf seinen Baselbieterfüßen vor ihr. „Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Kassandra," erklärte er in ihre Tränen hinein und ergrimmte darüber: „Hier sind wir nicht in Preußen oder in Rußland, sondern in der Schweiz. Da ist der Mensch frei. Sie kommen aus Deutschland und sind es nicht gewöhnt. Ziehen Sie Ihre Fastnacht aus, die Sie anhaben, und legen Sie das richtige Kleid an, das am

Nagel hängt. Besinnen Sie sich nicht lang; nachher gucken wir weiter. Die Opernsängerin hat mich ausgestattet; so kann ich auch einer Wahrsagerin ein bißchen helfen. Ich kehre mich jetzt um und zähle auf hundert; dann müssen Sie angezogen sein. Eins — zwei —."

Die überraschte Frau wollte Einwendungen machen, aber er hörte sie nicht an, sondern zählte gemessen und fest: „Drei — vier — fünf." Ihr schwindelte vor Verwunderung über diesen kleinen Schweizerknaben, der eine so große Haltung einzunehmen verstand, sowie vor Schreck angesichts des Glückes, das er ihr zu bereiten entschlossen schien. Sie griff sich fragend an den Kopf, ob auch sie, Kassandra, das Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts, diese Geschichte wirklich erlebe, bejahte die Frage und lachte wieder. Wenn Peter gesehen hätte, wie hübsch und jung sie dabei drein blickte, so hätte er sich sicher verzählt; aber er hielt sich die Augen zu, aus Gewohnheit auch das gläserne, und numerierte ohne Wank weiter: „Neun — zehn — elf." Da riß sie sich mit fliegenden Händen das Fähnchen vom Leib, warf ihr Straßenkleid über, schlüpfte in ihre Lederschuhe, und ehe Peter bis hundert gekommen war, legte sie eine ihrer magern Prophetinnenhände auf seine linke Schulter und nickte ihm aus dem schwarzen Kopftuch mit leichtgeröteten Wangen zu. Er guckte sie erstaunt an und vergaß weiterzuzählen. Dann freute er sich, nahm seinen Hut vom Tisch und sagte lachend: „Also fort mit Schaden."

Es kam genau so, wie Schäublin voraussagte; der alte Sklavenhalter konnte gegen den Willen einer mündigen Person nichts ausrichten. Es gab einen Tumult in der Bude, in dessen Verlauf Peter dem dicken Halunken, dem Publikum und der Polizei den Sachverhalt klar machte. Die Polizei bestätigte Peters Auffassung von der Freiheit des Menschen in der Schweiz, und alle Schweizer freuten sich über die erregten Proteste des tschechischen oder polnischen Ehrenmannes. Der Baselbieter schritt mit schiefgerücktem Hütchen hinter der blassen Frau her an der Kasse vorbei ins Freie. Soviel Manns war er sein ganzes Leben noch nicht gewesen. Die Empfindungen seiner gesunden Brust gefielen ihm außerordentlich gut. Sein gewachsenes Auge blitzte unternehmend in den Zürcherischen Tag hinein, aber das gläserne glinzte traurig und zänkisch vor sich hin. Sobald man aus dem Gedräng heraus war, rief er, wie damals die Sängerin, ein Automobil an, zwar nur eine Droschke, aber es ging auch damit sehr rasch. Voll Stolz fuhr er die fremde Frau zur Augenklinik, in der er gelegen hatte, und es machte ihm nichts, daß er dort ausgelacht und zu einer andern Adresse geschickt wurde.

Die Operation ging glücklich vorüber. Die Rekonvaleszenz brachte keine jener gefürchteten Überraschungen. Nach drei Wochen verließ Kassandra das Spital, um nach dem Rat des Chirurgen sich in einer Sommer-

frische völlig zu erholen. Schäublin bezahlte die Rechnung und fuhr mit der verehrten Frau nach Churwalden in Graubünden. Dort nahm er im Hotel Krone Quartier. Er bewegte sich trotzig und geringschätzig zwischen Engländern, Franzosen und Deutschen, führte die noch recht zarte Genesende auf ihren kleinen Spaziergängen, hütete ihren Schlummer, wenn sie auf einem Liegestuhl im Garten ruhte, und verliebte sich bis über die großen Ohren in ihr wiedererwachendes Frauenleben, das auf ihren Wangen freundlich kam und ging und schon ziemlich unverhohlen aus ihren blauen Augen leuchtete. Nur selten unternahm er einen Ausflug auf eigene Rechnung ohne sie, und dann rannte er so wütend die Berge hinauf und herunter, daß er immer zwei Tage nachher Herzstiche und wunde Zehen hatte.

Eines Nachmittags kam er von einer solchen Gewaltstour verbrannt und halb verdurstet zurück und fand einen fremden Menschen bei seiner Kassandra stehen, einen eleganten Herrn mit schwarzen, ölglänzenden Haaren, schweren Augendeckeln, bleichen, frauenhaften Zügen und knallroten Lippen. Kassandra stellte ihn Peter mit schüchternem Lächeln vor: „Carlo Bomelli aus Italien," und sagte dazu, daß er sich für ihr Fach interessiere und selber schon viel darin gearbeitet habe. „So," erwiderte Peter, sonst nichts. Sein gewachsenes Auge funkelte den Italiener herausfordernd an. Der Mensch erfüllte ihn auf den ersten Blick mit einem unabweislichen Verdacht, und ein urwüchsiges Leid um Kassandra erschütterte ihn auf dem Platz bis in die Knochen hinein. Später kam seine sonderbare Seele, welche die reine Natur war, zu Einsichten. „Der Lump ist für die noble Schurkerei begeistert," schoß es ihm hellseherisch durch den Kopf, und er trauerte heftig darüber, daß die Hellseherin selber hier ein Brett vor den Augen zu haben schien. Aber dann beschloß er, nicht zornig zu sein, sondern mit seinem einzigen Auge doppelt aufzupassen. Er tat es und erlebte wenig Freude davon. Er sah deutlich, wie sie nach dem Italiener ausblickte, wenn er nicht neben ihr saß, und mit was für Augen sie an seinem gewichsten Schnurrwisch hing, wenn er mit ihr über die Geister redete. Er erkannte zwar richtig, daß das neue Licht darin viel weniger irdisch verliebt, als überirdisch gebannt flackerte, aber er blieb insofern doch im Recht, daß es ihm geradeso zuwider war, sie an den geölten Schwätzer zu verlieren, wie an die bleichen Gespenster. Endlich gestand er sichs zu, daß es keine Besserung gebe, bevor entweder der noble Feind von ihr oder sie von ihm entfernt sei.

Um mit allen Fragen auf einen Schlag aufzuräumen, erklärte er eines Tages Kassandra, während der Italiener mit Bergstock und Tirolerhütchen auf eine Damenalp hinaufkletterte, daß es jetzt seiner Meinung nach Zeit werde, das Quartier in Churwalden aufzuheben und, wie der Arzt es ver-

schrieben habe, noch einige hundert Meter höher zu steigen. Er habe da einen sehr schönen Platz ausgefragt, den er aber noch nicht verrate; er wolle sie damit überraschen. Ob es ihr recht sei, in drei Tagen den Ort zu räumen? Er erwartete, sie werde Einwände machen; doch zu seiner großen Zufriedenheit stimmte sie seinem Vorschlag augenblicklich zu und schien darüber sogar erleichtert und irgendwie besonders erfreut zu sein. Sie spürte seine Eifersucht und noch etwas tiefer seine treue Liebe in der Anordnung, und die rührte sie. So kündigte er beim Portier die Zimmer, kaufte Andenken, und am letzten Tag war er seiner guten Sache so sicher, daß er die lange ersehnte und immer verschobene Partie auf das Parpaner Rothorn ausführte. Er bekam einen prachtvollen Ausblick. Am Himmel ging gerade so viel einzelnes Gewölk, um die unfaßbare Höhe über der ganz klaren Bergwelt räumlich und begreiflich zu machen, und diese selbst durch jene bekannten und lieben Erscheinungen mit seiner jungen Seele in Verbindung zu bringen. Obwohl er nur ein Baselbieter war, jodelte er aus vollem Hals und lobte Gott für die schöne Welt, die er erschaffen hatte. Aber als er wieder ins Hotel kam, mußte er hören, daß seine Kassandra inzwischen mit dem Italiener abgereist sei. Der Portier überreichte ihm ein Briefchen von ihrer Hand. Sie schrieb mit steilen, etwas geisterhaften Buchstaben: „Lieber Freund, verzeihen Sie einer armen Besessenen, daß sie so ohne Abschied von Ihnen fliehen muß; Sie haben Besseres um mich verdient. Aber wie soll ich Abschied von Ihnen nehmen! Alles, was meine Kunst und die Geister mir übrig gelassen haben, gehört Ihnen. Ich liebe Sie, weil Sie gut sind. Aber ich habe den Befehl erhalten, Sie zu verlassen. Warum durfte ich nicht länger bei Ihnen bleiben? Hier war ich glücklich. Sie schenkten mir die schönste Zeit meines Lebens. Haben Sie tausendfachen Dank für alles Gute. Und wenn Sie, wie ich fest glaube, so unschuldig sind, wie Sie mir scheinen, dann muß (das folgende war unterstrichen) das Bewußtsein Sie heben und trösten, daß ich immer an Sie denken werde, als den edelsten und liebsten Menschen auf der Erde. Ich weiß auch, daß Sie den Herrn hassen, mit dem ich in die Welt hinaus gehe. Vielleicht wird er mich mißbrauchen, wie jener andere Mann, der nicht mein Vater war (ich mache Ihnen dies Geständnis zum Zeichen meiner fortdauernden Freundschaft), mich mißbraucht hat; aber ich muß ihm folgen. Verstehen Sie das? Er wird mein Impresario sein. Mein Talent ist jetzt vollständig rein und frei. Aber immer bin und bleibe ich Ihre dankbare Kassandra. N. B. Es droht Ihnen ein Unglück durch Hosenträger. Suchen Sie sich zu schützen: oft können wir uns einem Geschick durch Klugheit entziehen. Tragen Sie jedenfalls keine solchen Hilfsmittel, sondern Gürtel. Was wäre ich ohne Sie. K."

Peter merkte wohl, daß der Brief in großer Erregung verfaßt war und

daß Kassandra dabei geweint hatte. Er wußte auch, oder glaubte zu wissen, daß ein Dutzend Worte von ihm imstand gewesen wären, sie völlig zu beruhigen und ihre Tränen zu trocknen; er traute sich nicht mehr wenig zu. Aber jetzt war der Italiener Meister geworden und Kassandra fort. Nachdem er das gründlich eingesehen hatte, packte er seine Siebensachen und verschwand aus der Gegend. Er suchte sich in den Menschen zurückzuverwandeln, der er vor Kassandras Dazwischenkunft gewesen war, und trat nun die große Reise an, die er damals im Sinn gehabt hatte. Zuerst fuhr er nach Basel, sah den Rhein und das Münster und besuchte den Zoologischen Garten. Dann kaufte er eine Fahrkarte nach Straßburg, wo er vierzehn Tage blieb, obwohl er sich fortgesetzt langweilte und Sehnsucht litt; die Sehnsucht zog ihn so schmerzlich rückwärts, daß er zunächst nicht weiter vorwärts konnte. Aber darauf tauchte er plötzlich in Köln auf und ließ sein gewachsenes Auge den schönen Dom hinanfliegen. Er bemerkte zufrieden, daß man ihm überall mit Sympathie entgegenkam, und verbesserte seine Haltung. Später erschien er in Aachen, Hamburg, Berlin, München, Wien und Budapest, immer anschauend, rückwärts gezogen und innerlich ratlos. In Belgrad gab er seine letzte Krone aus, ohne sich dadurch nötigen zu lassen, seine frühere Lebensart wieder aufzunehmen. Er wollte lieber ein fahrender Handwerksbursch und Vagabund werden, als wieder wie ehedem unbedeutend und ganz ohne Verklärung irgendeinem gleichgültigen Meister für Geld Bretter hobeln. Jedoch glücklich machte ihn auch das Landstreicherleben nicht. Wenn er den Schmerz um Kassandra scheinbar zu verwinden anfing, so wich dieser nur, um dem andern über eine verdorbene und mißratene Existenz Platz zu machen. Sah er in einem städtischen Schaufenster seine verlumpte und herabgekommene Gestalt vorbeischleichen und erinnerte sich daran, wie gut er sich früher trotz seiner Pockennarben immer darin gefallen hatte, so faßte ihn eine bodenlose Trauer und Wut, und als er nur einmal eingesehen hatte, daß der Vorfall mit der deutschen Sängerin auf dem Straßenbahnwagen den Angelpunkt seines Unglücks darstellte, begann er diese zu lästern und zu verfluchen und wünschte, daß ihr Kassandras Prophezeiung recht kräftig in Erfüllung gehen möge. Aber nun trat plötzlich zu seiner Verwunderung dasselbe Gesicht, das ihm früher auf keine Weise erscheinen wollte, stolz und ruhig vor sein übriggebliebenes Auge, um ihn aus seiner unreinen Wut in die Reue und Scham zu werfen und ihm seine hoffnungslose Niedrigkeit zu wissen.

In einer solchen verzagten Stunde erinnerte er sich der seltsamen Warnung Kassandras vor den Hosenträgern, und es wurde ihm klar, daß sie in einer Beziehung zu seinem Ende stand. „Denn mit Hosenträgern kann man sich aufhängen," dachte er, und sah den Einfall lange Zeit fest und aufmerksam

an. Er sagte sich, daß sie die Möglichkeit vorausgesehen habe, und erkannte ohne Widerrede einen Schicksalsspruch darin! „Wenn die Zeit kommt, hänge ich mich an meinem Hosenträger auf.“ Und an einem Wintertag machte der arme Bursche, dem Hunger, Kälte, Jammer und Läuse vereint zusetzten, einen ernsthaften Versuch, den Spruch auszuführen. Er stand schon hemdärmlig mit dem Hosenträger um den Hals unter einem Bäumchen im Wald, da trat ein neuer Mensch in seinen Weg, und gab diesem, zum viertenmal, eine andere Richtung. Es war ein mittelgroßer Herr in den dreißiger Jahren, an dessen selbstgefälligem, rotwangigen Gesicht ein gekräuselter brauner Backenbart wie angeklebt hing und ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit gemalten französischen Kürassieren verlieh. Er tauchte unbefangen neben Peter auf, betrachtete interessiert dessen Todesvorbereitungen, besah diesen selber, und richtete endlich das Wort an ihn. „Sofern nur Hunger und Ungeziefer die Ursache Ihrer tristen Absicht sind,“ verlautete er, „so könnte ich Ihnen eine einträglichere Verwendung Ihres schätzenswerten Daseins vorschlagen. Sind Sie sonst gesund?“ Er brachte die kurze Rede in einer unendlich gezierten und wichtigtuerischen Weise vor, aber Peter fand den ganzen gespreizten Kerl selbstverständlich. Er ließ, kaum etwas verwundert, die Hände sinken, und weil ihm in Wahrheit sein Leben immer noch lieber war, als sein Tod, gab er Antwort. „Ja, Herr, gesund bin ich. Womit kann ich dienen?“ Es begann zu schneien; der Fremde spannte seinen Schirm auf. Die Bäume standen kahl und winterlich um ihn herum. „Haben Sie die Güte, Ihren Rock wieder anzuziehen,“ erwiderte er gehalten. „Es hört sich frierenderweise nicht aufmerksam zu. Wenn Sie mit mir arbeiten wollen, werde ich Sie binnen zwei Stunden neu einkleiden. Ich bin ein Künstler. Ich schleudere kupferne Messer mit unfehlbarer Sicherheit. Sie brauchen nur jeden Abend fünf Minuten an einer Wand zu stehen, die ich um Sie her mit Dolchen spicke; sonst sind Sie ein freier Mann und haben auskömmlich zu leben. Mein bisheriger Kompagnon fängt mit seinem ersparten Geld eine Obsthandlung an. Scheint Ihnen mein Angebot konvenabel?“

So wurde Peter nun auf eine ganz andere Weise das Ziel von Messern, während gleichzeitig mit dem Wiedereintreten seines Wohlbefindens die moralischen Dolche aus seinem Fleisch zurückwichen, und er an seinem neuen Beruf vor den Augen eines schaulustigen Publikums innere Haltung gewann. Seine ausgehöhlten Backen füllten sich mit Blut und rundeten sich auf, und wie er seinen Herzschlag an die fliegenden Messer vor seinem Gesicht gewöhnte und zu blinzeln aufhörte, begann er desto interessierter wieder nach dem Leben zu blinzeln, von dem er so lange ausgeschlossen gewesen war, und damit frische Fühlung zu nehmen. Er machte Späßchen mit den Chansonetten, kniff die Dienerinnen in die Wangen, wenn sie jung

waren, und bewies jetzt in seinem Umgang alles in allem eine nette, liebenswürdige Verdorbenheit. Diese war während der Zeiten seines Elends wie Wasser zwischen Steine in seine Seele gesickert; die Liebenswürdigkeit aber flog ihm von allen Seiten aus den Kulissen und Ankleideräumen zu. Er war nun ein anderer Peter Schäublin, als der einst ein Auge an die deutsche Sängerin und das ganze Herz an die Wahrsagerin verloren hatte. Er wußte, wie der helle Tag und wie die wilde Nacht aussieht. Weil er weder hier noch dort auf seine Rechnung meinte gekommen zu sein, bekannte er sich mit halbbewußter Gemeinheit zum Zwischenlicht, als ein gefallener Mann, den er jetzt vorstellte.

Peter hatte alle weise Überlegung so gründlich verabschiedet, daß er dem Boden, auf dem er stand, genug Festigkeit zutraute, um ein bürgerliches Glück darauf bauen zu können. Er verband sich ein kleines Wiener Mädchen, an dem alles rund war, und das ihm wie eine lustige Strumpfkugel ins Gesichtsfeld und sofort zwischen die Trümmer seines Herzens hineinrollte. Diese seine dritte Frau lernte er kennen als die Zofe einer berühmten Tänzerin. Sie sofort poussieren, sich in ihre behaglichen Reize verlieben, das Persönchen verführen und seiner Herrin abspannen war das Werk von zwei kurzen Wochen, und er tat sich nicht wenig zugut auf den Streich. Er kam sich jetzt künstlermäßig vor, aber er liebte wie ein gefühlvoller Hamster, tänzelte und spreizte sich wie sein Herr, und tat alles, was er von jenem sah und hörte; er versuchte ihm mit seinem tiefen Baselbieterrachen sogar das gezierte und schwebende Hochdeutsch nachzusprechen. In seltenen Stunden brach bei ihm seine treuherzige angestammte Natur durch, und trieb seine handwerkerliche Gemütstüchtigkeit plötzlich irgendeinen völlig grund- und nutzlosen Existenzbeweis an den Tag hervor. Aber spielerisch, wie er sich seine dritte Frau ausgesucht hatte, nahm sie solche Gelegenheiten als Kegelstände, zwischen die sie mit ihrer putzigen Wienerkugel hineinfahren konnte; und da er sich dann selber der unartistischen Regung schämte, verleugnete er sich und lachte mit ihr. Am meisten Unfug trieben sie mit den Hoffnungen, um welche sie die Natur durch ihren Überwitz betrogen. Die kleine Frau führte große Komödien auf von dem Kindchen, das sie aus Liebe zum Wohlergehen vom Leben ausschloß, und nach welchem sich Peter im Grund sehnte, trotzdem er verdorben genug war, ihre Verdorbenheit mitzumachen. Bei solchen Anlässen mußte er sich aufs Hotelsofa legen und Säugling spielen. Sie nahm seinen Kopf auf den Schoß, streichelte und prügelte ihn abwechselnd, gab ihm die Brust und trieb in aller Nettigkeit ein ziemlich entartetes Wesen mit ihm und ihrer beider Zukunft. Nachher waren sie schwermütig und gingen ins Cafe, wo sie die illustrierten Zeitschriften lasen und sich wieder als Künstlersleute fühlten. Dabei ereignete sich fortlaufend das Merkwürdige, daß die kleine Verderbnis ihrem Mann

treu blieb und mit andern Herren auch nicht einmal mehr kokettierte. Dies Wunder bewirkte der gesunde Schweizer Faden an ihm, der ihn anders und in ihren Augen wertvoller machte, als alles, was sie sonst von Mann kannte.

An Kassandra dachte Peter nicht mehr oft, und er sprach gegenüber seiner Frau nur in allgemeinen renommistischen Ausdrücken über sein Abenteuer. In Leipzig wurde er jedoch unerwartet an sie erinnert und zugleich, das konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, durch den Kontrast mit jener schönen Zeit auf seine gegenwärtige flache Verkommenheit hingewiesen. Er las eines Nachmittags im Kaffeehaus, als bereits der Aufenthalt seines Herrn in jener Stadt dem Ende zuging, das nachfolgende Halbmonatsprogramm, und entdeckte unter den Namen, die er zum großen Teil nun schon kannte, plötzlich auch den seiner blassen Freundin Kassandra, mit dem neuen Zunamen: Die Seherin von Saloniki. Diese Begegnung gab seinem Glück einen Stoß. Augenblicks schien ihm alles öde und widerlich, was er gegenwärtig trieb, und nur als eine letzte und widerrechtlich in die Länge gezogene Station vor seinem unausbleiblichen Untergang. Er wurde wortkarg und spielunlustig, und seine kleine Geliebte beschwerte sich über ihn. Am dritten Tag dieses neuen Zustandes, als Peter im Café das Inserat mit dem geliebten Namen wieder und wieder las, begann sie mitten unter allen Leuten zu weinen vor Verlassenheit und Langeweile; sie hatte nicht viel Widerstandskraft. Aber Peter faßte den festen Entschluß, Kassandra wiederzusehen, mochte daraus folgen, was wollte. Er fühlte tief die Notwendigkeit, noch einmal einen Blick in sein besseres Selbst, das sie in ihrem Sein darstellte, zu tun, und noch einmal mit ihr auf dem gleichen Fleck Erde zu stehen. Nachher konnte ihn diese verschlucken oder der Himmel ihn totschlagen. Das Wahrscheinlichste schien ihm, daß er dann ihre Prophezeiung vom Hosenträger wahrmachte, und er hoffte schmerzlich, dazu noch gut genug zu sein. Zu seiner kleinen Frau sagte er: „Weine nicht, Toneli; du verdirbst dir deine Schönheit. Ich habe nur einen verdorbenen Magen; das wird sich geben. Morgen fresse ich dich auf mit Haut und Haaren.“ Das Wort tat seine Wirkung; sie lächelte ihn durch Tränen an und sagte erlöst: „Ich wünsche dir auch gute Besserung, Peterle.“

Am Abend dieses Tages, als Peter an seiner Wand stand und der Messerwerfer in Frack und Zylinder mit kupfernen Dolchen spielte, passierte es diesem, daß er ein Messer verfehlte, und es zur Erde fiel. Er bückte sich rasch danach und bemerkte dabei, daß sein Hosenträger unter der zu plötzlichen Beugung riß. Dieser Zufall machte ihn unruhig und nervös; er wußte nun nicht, ob er bis zum Schluß der Vorführung jenes untadelige Exterieur haben werde, auf das er Gewicht legte. Da er ganz von Äußerlichkeiten abhing und ihnen hilflos preisgegeben war, wurde es möglich, daß

der Unfehlbare fehlte und seinem Kompagnon eine kleine Wunde am Hals beibrachte. Peter zuckte mit keiner Miene; aber der Artist, der das Versehen bemerkte, erblaßte bis auf die Zähne. Der Vorhang war kaum gefallen, so stürzte er sich auf den Baselbieter, und beruhigte sich erst ein wenig, als er sich davon überzeugt hatte, daß die Verletzung ganz unbedenklich war. Er zitterte noch an allen Gliedern, während Peter schon mit seiner kleinen Geliebten nach Hause ging. Diese hatte merkwürdig wenig zu dem Vorfall gesagt; sie war nur still geworden. Unterwegs streifte sie immer wieder mit einem scheuen Blick den Verband, der über Peters Kragen heraussah, und das Lachen war ihr ganz und gar vergangen. „Peterle, Peterle", sagte sie ein einziges Mal, guckte ihm mit nassen Augen ins Gesicht, und schmiegte sich eng unter seinen Arm. Aber infolge einer Infizierung durch metallische Gifte stellte sich bei Peter noch im Lauf der Nacht eine schmerzhafte Schwellung des Halses ein. Am nächsten Tag lag er im Spital. Am Abend dieses Tages trat Kassandra im neuen Programm auf.

Der Messerkünstler ließ sein nächstes Engagement verfallen. Wie alle selbstgefälligen Menschen war er gutmütig und leicht aus der Fassung zu bringen. Er besuchte Peter am ersten Tag dreimal; die übrige Zeit irrte er planlos in der Stadt herum. Die Wiener Frau wich keinen Schritt von Schäublins Krankenbett; sie bewachte ihren Baselbieter mit einer zähen, bangen und stumm leidenden Zärtlichkeit. Alles Spielerische und Törichte war von ihr abgefallen; sie dachte eine ganze Anzahl ernsthafter und würdiger kleiner Gedanken. Peter wurde an diesem Tag zweimal operiert; man trug ihn vor ihren Augen aus dem Zimmer nach dem Operationssaal, und brachte ihn ihr bewußtlos wieder. Man holte ihn noch einmal in der Nacht; am nächsten Morgen sahen die Ärzte, daß ihm nicht mehr zu helfen war, und fragten ihn, ob er einen besonderen Wunsch habe. Peter blickte sie eine Weile aus seinem schon etwas überklaren gewachsenen Auge an, und man konnte bemerken, daß er sie richtig verstand; aber zugleich dachte er einen Gedanken, der für ihn eine überaus tröstende und verheißende Macht enthielt. Er lächelte sein altes, treuherziges Schweizerlächeln, und aus dem Berg von Verbänden heraus klang seine Stimme zart und hoffend: „Die Kassandra soll mich besuchen." Er schloß die Augen und fing sofort an zu warten. Toni weinte haltlos auf. Der Artist ging, um Kassandra die Bitte vorzutragen.

Nach einer kleinen Stunde hörte Peter einen bekannten, langsam schwebenden Frauenschritt auf sein Bett zukommen und da anhalten. Er ließ die Lider noch eine Weile geschlossen, um das einfache erfüllte Dasein der verehrten Frau zu genießen; aber sein graues Gesicht verklärte sich, und als er endlich die Augen öffnete, war alle Gewöhnlichkeit und alles Unglück der letzten Jahre aus seinen Zügen weggewischt; der einfache, ehrliche Peter

Schäublin aus Sissach im Kanton Baselland schaute befreit daraus zu der berühmten Seherin von Saloniki auf. Auch diese war keine neue Erscheinung, obwohl ein wertvoller Pelz ihre Schultern schmückte und ein schöner Federhut sich mit ihrem blassen Kopf über ihn beugte: das bekannte unveränderte und unveränderliche Weltwunder von Leid, Genie und Glückssehnsucht legte ihm die kühle Hand auf die Stirn und sprach ihn mit vertiefter Stimme an. „Was für Kummer machen Sie mir, Peter. War es denn nicht möglich, daß Sie an dieser Gefahr vorbeikamen? Gewiß, Sie haben nicht beherzigt, was ich Ihnen damals zum Trost und zur Erhebung schrieb." Sein Lächeln dauerte fort; aber es fiel ein Schatten darein: der Tod war unterwegs. Er wollte den Kopf schütteln; das eine Auge wankte ihm vor Schmerzen, und er biß sich hastig auf die Lippe, um nicht aufzuschreien. Aber dann eilte er, damit er sich nicht das letzte Glück verkürzte. Er tastete nach ihrer schmalen Hand und umklammerte sie mit seinen beiden. „Sagen Sie mirs noch einmal!" bat er mit dünner, kindlicher Stimme, und lächelte sie wieder an. Erschüttert neigte sie sich über sein zerfallenes Krankengesicht, das ihr gläubig entgegen sah, und sagte langsam und mit Nachdruck: „Sie sind der edelste, beste und liebste Mensch auf der Welt." Darauf kamen ihr die Tränen. Sie wollte sich abwenden; er hielt sie mit sanfter, aber dringender Gewalt fest. „Danke," erwiderte er und sein gewachsenes Auge nickte ihren beiden brüderlich zu. „Jetzt wollte ich ja wohl daran vorbeikommen."

Bald nachher setzte der Todeskampf ein. Er dauerte bis zum Abend. Kassandra half ihrem Freund, so gut der Lebende einem Sterbenden helfen kann. Seine kleine Geliebte verstand sich demütig in die Rolle der Handlangerin; sie glitt still und selbstlos hin und her und diente der fremden Frau. Peters Leben erlosch mit dem Tageslicht. Toni weinte ihm nach wie eine lebendige Quelle; sie fühlte sich fürchterlich verlassen und verarmt. Der Artist war kalkweiß im Gesicht; sein Bärtchen sah noch angeklebter aus als vorher; seine Lippen zitterten. Aber Kassandra übertraf sich den Abend selber. Sie erregte Stürme von Bewunderung, und am nächsten Tag war die ganze Stadt voll von ihrem Genie.

Die Deutsche Schillerstiftung zum dritten und letzten Male
von Hans Kyser

Spiegelfechtereien oder die Kunst zu antworten, ohne zu antworten

Der Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung hat geantwortet. Bloß dreimal. Zum ersten versandte er eine vorläufige gedruckte Erklärung an alle Zeitungen voller Beschimpfungen gegen mich, ohne eine einzige meiner Behauptungen sachlich zu widerlegen. Zum zweiten gab Dr. Oscar Bulle, derselbe Sekretär, im „Literarischen Echo" lange Antworten auf Fragen, die ich nicht gestellt hatte, ohne eine einzige meiner Behauptungen sachlich zu widerlegen. Zum dritten (siehe „Süddeutsche Monatshefte") rannte ebenderselbe Bulle zornschnaubend gegen alle jungen Dichter Deutschlands an, nicht ohne sich in weitem Bogen um meine gefährlichen Behauptungen abermals triumphierend herumzudrücken. Wie und wo fasse ich nun die Deutsche Schillerstiftung an, daß sie mir endlich Rede stehe auf das, was ich glaube nicht unzweideutig gesagt zu haben: daß sie das Stiftungsgeld in zahllosen Fällen zum Nachteil Würdiger an Unwürdige gegen die Satzung und gegen den Geist der Stiftung verausgabt habe. Das Abwehrprinzip der Schillerstiftung scheint zu sein, mit unbestrittenen Behauptungen und Gleichgültigkeiten die öffentliche Meinung zu ermüden. Ich werde hier also Fragen formulieren, die nur ein klares Ja oder Nein als Antwort zulassen, und ich werde wie bisher die Deutsche Schillerstiftung zum Kronzeugen gegen die Deutsche Schillerstiftung anrufen. Zuvor aber soll Dr. Oscar Bulle Weimar Luisenstr. 19, — von mir bisher mit keinem Worte erwähnt, — der sich dennoch als bezahlter Sekretär der Schillerstiftung verpflichtet fühlte, mir „Unehrlichkeit", „offenbare Lügen", „Verleumdungen", „Plumpheit und Leichtfertigkeit" öffentlich und wiederholt ohne jeden Beweis vorzuwerfen, — er soll nicht ohne Heiterkeit, doch nach Gebühr abgestraft werden. Auf in den Kampf, Torero!

Der gereizte Bulle contra Kyser
Erster Stoß

Bulle behauptet: Nur mit „guten und ehrlichen Beweismitteln" darf man so schwere Anklagen wie die meinigen gegen eine öffentliche und nationale Einrichtung schleudern. Er gibt zu, daß die Göhlersche Geschichte der Deutschen Schillerstiftung „im großen und ganzen ein getreues Bild von der Entstehung und Wirksamkeit der Schillerstiftung gibt". Er widerlegt keine einzige der von mir angeführten Bewilligungen, er streicht keinen der von mir namentlich angeführten „Dichter" aus den Listen der mit Ehrengaben

Bedachten. Meine Beweismittel sind also wohl „gute und ehrliche" gewesen, meine Anklage gegen die Deutsche Schillerstiftung von ihrem Generalsekretär selbst gerechtfertigt.

Zweiter Stoß

Bulle behauptet: „In dem Abschnitt „Phrasen" zitiert Kyser eine törichte Äußerung („daß durch die Deutsche Schillerstiftung die deutsche Literatur aus den Banden des Beamtentums befreit werden soll") aus irgendeinem gänzlich unkontrollierbaren „Geleitwort zur Einführung in die Geschichte der Stiftung" — es scheint sich um einen buchhändlerischen Waschzettel zu handeln." — Diese gänzlich unkontrollierbare törichte Äußerung befindet sich in einem sehr wichtigen Aufsatz „Schillerlotterie und Schillerstiftung" von Robert Prutz (lebenslänglicher Pensionär der Stiftung) im „Deutschen Museum" 1862. Hätte Bulle bei der Muße, die ihm die Schillerstiftung durch seine Ernennung zu ihrem Sekretär beschieden hatte, sich einmal die besoldete Zeit genommen, diesen Aufsatz zu lesen, er hätte dort außerdem noch die Belehrung erfahren können: „daß die Unterstützungen, welche die Schillerstiftung gewährt, keine Almosen, daß sie im Gegenteil als eine Ehre aufzufassen sind, sogar als die höchste Ehre, die es gibt, nämlich als eine im Namen der gesamten Nation zugesprochene Belohnung"; — daß „die Nation in ihren Pensionären, den Würdeträgern des Volkes, die Ehre und Größe unserer Literatur anzuerkennen sucht"; — daß eine Verschmelzung der Zweigstiftungen mit der Hauptstiftung schon damals — 1862! — als ein „entschiedener Fortschritt" betrachtet wurde. Das ist der buchhändlerische Waschzettel Bulles.

Dritter Stoß

Bulle rennt nunmehr zornblind gegen den Geist und die Satzungen der Deutschen Schillerstiftung selbst an. Er begeht als ihr Sekretär die unglaubliche Taktlosigkeit gegen alle von dieser Stiftung bedachten Dichter diese als Almosenempfänger hinzustellen. Er leugnet nämlich, daß die Stiftung in allen von mir angeführten Fällen Ehrengaben verliehen habe und behauptet, daß sie mit dieser Bezeichnung, die er in Anführungszeichen setzt, nur in ganz besonderen Fällen Gebrauch mache, in den meisten Fällen aber von „Zuwendungen" spräche. Der Generalsekretär dieser Stiftung hat also keine Ahnung von ihrem satzungsgemäßen Zwecke: Deutsche um die Nationalliteratur verdiente Dichter durch Hilfe und Beistand zu ehren. — Hätte Bulle das Göhlersche Werk überdies genauer studiert, so würde er wissen, daß immerfort von Ehrengaben dort die Rede ist. — Wer von dieser Stiftung Geld bekommen hat, sollte also als anständiger Schriftsteller augenblicklich nach dieser Äußerung ihres verantwortlichen Sekretärs seine Gabe der Stiftung zurücksenden oder fordern, daß dieser unfähige Mann von seinem Posten zurücktritt.

Vierter Stoß

Bulle behauptet: daß eine Abschätzung der Dichter durch die Höhe der Gaben erfolge und ob diese einmalig oder als Pension gewährt wird. Es erscheinen also der Stiftung etwa: die Schwiegertochter von Ludwig Deinhardtstein oder die Schwiegertochter Wilhelm Schröders oder der Dichter Emil Kneschke oder der Dichter August (!) Ferdinand Meyer oder der Dichter Franz Lubojatzki usw. usw., die zum Teil lebenslängliche Pensionäre gewesen sind, zum Teil sehr oft Ehrengaben empfangen haben, werter und würdiger zu sein als etwa Fontane (einmal), Paul Rosegger (einmal), Gustav Falke (zweimal), Peter Altenberg (einmal), Paul Scheerbart (einmal), Hans Hoffmann (einmal), Bruno Wille (einmal), Wilhelm Holzamer (einmal) usw.

Fünfter Stoß

Bulle stellt gegen meine Behauptung: es wäre das Geld der Schillerstiftung zum Nachteil Würdiger in zahllosen Fällen an Unwürdige verausgabt worden, den Beweis: es hätten aber auch viele Würdige Geld aus der Stiftung erhalten. Ein Beispiel für alle, die solche Argumentation mitmachen: Ich habe eine Mark und gebe einem Jungen den Auftrag: kaufe mir für dieses Geld Kuchen. Er kauft für fünfzig Pfennig Kuchen, für fünfzig Pfennig Zigaretten. Ich schüttle ihn, weil er für fünfzig Pfennig Zigaretten gekauft hat, und er beteuert immer: er habe doch für fünfzig Pfennig Kuchen gekauft. Hat er deswegen für eine Mark, wie mein Auftrag lautete, Kuchen gekauft? Man wird einen besonderen Kursus der Logik für den Generalsekretär der Schillerstiftung lesen müssen.

Sechster Stoß

Bulle sagt wörtlich: Kyser „verschweigt schließlich, daß es der Verwaltung der Stiftung häufig unmöglich war und noch ist, zu wissen oder zu erfahren, ob ein stark hervortretendes Talent mit der Lebensnot zu ringen hat oder nicht.“ Ja, wozu bekommt denn der Sekretär jährlich mehrere tausend Mark aus dem Stiftungsvermögen, wenn er nicht einmal weiß, oder zu ungeschickt ist, diese wichtigste Frage sich selbst zu beantworten? Er lerne aus meinem zweiten Aufsatz (ich gebe der Stiftung die Ratschläge umsonst), wie er sich künftighin in dieser schwierigen Frage zu verhalten hat.

Der siebente Stoß

Bulle zitiert eine Wendung Hans Hoffmanns, daß „auch die Größen nicht einsam auf einem leeren Blachfelde wachsen, sondern reich umblüht zu sein pflegen von einer schönen Fülle, zwar niedriger Gewächse, die ihnen nicht gleich zu achten, aber doch nützlich und gut zu lesen sind“. „Recht treffend“ nennt Bulle diese Ausdrucksweise. Aber diese „gut und nützlich zu lesenden niedrigen Gewächse“ soll die Deutsche Schillerstiftung ja gerade nicht

ehren, sondern um die Nationalliteratur verdiente Schriftsteller. Bulle begreift den Paragraph 2 der Satzungen nie.

Bulle versucht es mit einer Finte

Bulle sagt: „Auf die Frage, wann jemals die Schillerstiftung einen wirklich bedeutenden Dichter irgendwelcher Richtung, der als hilfsbedürftig zu ihr kam, abgewiesen habe, kann Kyser keine Antwort geben". Der Sekretär der Deutschen Schillerstiftung hat also wiederum keine Ahnung, — aber er tut nur so, — daß die Namen der Abgewiesenen im Geheimarchiv der Stiftung liegen und daß sie nur durch gewissenlose Indiskretion in den Besitz von Kyser kommen können. Welch ein Beweis für Kysers „auffällige Verschweigung"?! Aber nun fordere ich die Veröffentlichung der Abgewiesenen.

Achter Stoß

Bulle betont mehrere Male in den Satzungen das Wörtchen „haben". Die Schriftsteller müssen verdienstlich gewirkt haben. „Also ein Perfektum, nicht ein Futurum!" — sagt er. Bulle beherrscht die deutsche Sprache nur insofern, als er glaubt: ein gutes Werk geschaffen zu haben, ist ein Futurum, mit zwanzig miserablen Werken aber für die Zukunft den Geist der deutschen Sprache zu verhunzen, ein Perfektum. Bulle!

Die letzten Luftstöße Bulles

Nachdem also der Angriff Kysers widerlegt ist, kann Bulle nicht mehr und faßt seine Abwehr hart und klar zusammen: „Was hat denn eigentlich Kyser in seinem Angriff auf die Schillerstiftung wirklich beweiskräftig und „mit zwingender Logik" festgestellt? Daß die Schillerstiftung nur minderwertigen Schriftstellern ihre Hilfe zuwendet?" — Nein! — (Aber Bulle! Das habe ich ja nie behauptet. Wir haben uns doch schon am Anfang unseres Kampfes geeinigt, daß die Schillerstiftung zuviel Minderwertigen, nicht nur Minderwertigen Gaben verteilt habe.) — 2. „Daß ihre Verwaltung in schlechten und unfähigen Händen liege?" — Bulle sagt: Nein! (Er begreift nicht!) — 3. „Daß ihre Mittel nicht im Sinne der Spender verwendet worden seien?" — Bulle beteuert: Dieses ganz gewiß nicht! — (Er kann sich als besoldeter Generalsekretär nicht helfen!) — 4. „Daß das literarische Urteil über die Gabenempfänger von ihr leichtfertig vorgenommen werde? — Hier hat Kyser mit unehrlicher Kritik gearbeitet, also auch nichts bewiesen". Wir kommen demnach zu den Gutachten.

Bulle wird abgestochen

Ich habe von meinen Gutachtenproben beileibe nicht alle gegeben, die ich gegen die Schillerstiftung hätte ausspielen können. Es leitete mich bei der Auswahl derselben der Grundsatz, allerlei Varianten der Gesichtspunkte zu

geben, die für den Verwaltungsrat der Stiftung genügten, eine Ehrengabe zu bewilligen. Da ich fast alle Namen der begutachteten Dichter fortgelassen habe, so wäre aus dieser Tatsache für klardenkende Köpfe zu erkennen gewesen, daß ich mit diesen Proben nicht so sehr die Dichter, wie den Geist der Begutachter habe charakterisieren wollen. Stellt ein Staatsanwalt z. B. ein unzüchtiges Buch unter Anklage, so gibt er in seiner Anklageschrift, wenn er kein Dummkopf ist, die Proben an, die seine Anklage stützen sollen. Wohl ihm, wenn er mit seinen Proben den Geist des ganzen Werkes so trifft, wie ich mit meinen Proben den Geist, der in der Schillerstiftung herrscht. Aber Bulle behauptet, daß meine herausgehobenen einzelnen Sätze „in keinem (die Sperrung ist von ihm) der neununddreißig Fälle den wahren Inhalt des Gutachtens auch nur einigermaßen kennzeichnen." Ich kann also nicht umhin einzelne Gutachten hier ganz anzuführen, wobei die Sperrung der Worte meine herausgehobenen Proben widergibt. Des Raumes wegen muß ich die kurzen Gutachten bevorzugen.

Barach, Moritz (P. S. Märzroth.)

Märzroths Name ist in Österreich ziemlich bekannt. Er hat eine bunte Reihe humoristischer Kleinigkeiten geschrieben und ist heute noch tätig in den Fliegenden Blättern, wo man ihm häufig als Verfasser kleiner, drolliger Novellen begegnet. Bekannt sind wohl sein Liederbuch ohne Goldschnitt, seine harmlosen Satiren unter dem Titel „Satans Leier", „Bilder, Lieder und Geschichten" in niederösterreichischem Dialekt, ferner „Geister und Gestalten aus dem alten Wien", allerhand Schnurren und ausgeführte Anekdoten. Im ganzen prägt sich in diesem leichtlebigen Österreicher, wenn auch kein Dichter von Bedeutung, doch ein munterer, liebenswürdiger Spaßmacher aus, dem man gern zuhört. Es ist eine Natur, wie sie im heiteren Wien bis 1848 nicht allzu selten gewesen sein mögen. Seitdem ist ein etwas ernsterer Geist über die Gemütlichen gekommen, doch ist es gut, daß neben den modernen Pessimisten die alte Phäakenrasse nicht ganz ausstirbt. Märzroths Talent scheint mit außerordentlicher Leichtigkeit zu arbeiten, die Reihe seiner Romane, Novellen, Lustspiele, Skizzen, Lieder und Feuilletons ist beträchtlich und haben ihm einen beliebten Namen erworben. Dresden, 28. 8. 1877. J. Grosse

Obwohl mit dem Worte „Im ganzen" die Erscheinung dieses Märzroth von Grosse zusammengefaßt wird, behauptet Bulle, daß „in keinem der neununddreißig Fälle der wahre Inhalt des Gutachtens auch nur einigermaßen gekennzeichnet wird" und wirft mir in allen Zeitungen „unehrliche Kritik" vor. Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.

Bequignolles, Hermann von.

Wenn im „Blondel" (epische Dichtung 1851) das Vorbild der Amaranth unverkennbar ist, tragen „die Katzensteiner" (Drama 1854) Spuren einer jugendlichen Sturm- und Drangperiode mit Shakespeareschen Aspirationen. Den Intendanten verrät die Fauststudie „Hilario" und den Hofmann die Königsfestspiele (Wiesbaden 1867). Als Kritiker tritt er mit gemäßigtem Ton, höflicher Unparteilichkeit und dem Bestreben auf, allen möglichst gerecht zu werden. Als einen neuen oder bedeutenden Dichter wird B. wohl niemand proklamieren wollen, aber

als strebsamen, liebenswürdigen Autor wird man ihn gern gelten lassen und es bedauern, daß er uns zu früh entrissen wurde.

Weimar 7. 7. 1874. J. Grosse

Wird in dem Schluß dieses Gutachtens nicht die Erscheinung des B. als Dichter zusammengefaßt? Aber Bulle, der behauptet, daß „in keinem der neunundreißig Fälle der wahre Inhalt des Gutachtens auch nur einigermaßen gekennzeichnet wird", wirft mir öffentlich vor, daß ich mit meinen Proben „das Musterbeispiel einer unehrlichen Kritik" gegeben habe. (Beiläufig: Und dieser selbe Mann behauptet in den „Süddeutschen Monatsheften", daß: „irgendwelche Selbstkritik" — wo nicht vorhanden sei? — „unter den jüngeren Dichtern Deutschlands".) Und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.

Gleich das nächste Gutachten über Wilhelm Berger ist zwei Seiten lang. Meine Probe lautete: „W. B. hat viel Vorzüge der allerbesten und beliebtesten Erzähler gleichsam probeweise — ohne sie jedoch zu überragen". Diese Probe wird von Grosse also eingeführt: „Soll ich alles zusammenfassen, so muß ich sagen: Wilhelm Berger hat" usw. — Wenn man alles zusammenfaßt, meint Bulle, wird „in keinem der neunundreißig Fälle der wahre Inhalt des Gutachtens auch nur einigermaßen gekennzeichnet", weswegen er mir „unehrliche Kritik", „das Musterbeispiel unehrlicher Kritik" und „offenbare Unwahrheiten" vorwirft. Doch Brutus bleibt der ehrenwerte Mann.

Bornstedt, Luise von.

Eine Dichterin der vormärzlichen Zeit, von Lenau, Beck und Heine etwas angekränkelt. Obwohl die Epoche der Weltschmerzpoesie glücklich überwunden, ist es nicht ganz uninteressant, das weibliche Genre dieser Art kennen zu lernen. Viele Nummern der Gedichte sind von eigentümlichem Reiz, so zum Beispiel „Der Gottesacker" S. 39; in allem webt eine tief poetische Stimmung; auch wenn sie häufig nicht den rechten Ausdruck findet und mit der Sprache ringt, die volle Empfindung verleugnet sich nirgends.

Weimar, 16. 3. 1870. J. Grosse

Es ist also ihre Genre, auf das es Grosse ankam, in meiner Probe wiedergegeben worden. Aber niemand kann bezweifeln, daß „irgendwelche Selbstkritik" — wollte sagen, Brutus ein ehrenwerter Mann ist.

Diez, Katharina.

Katharina Diez ist allerdings ein achtbares Talent, dessen Weise sehr vorteilhaft von den Schreibereien unserer schriftstellernden Damen abweicht. Sie schreibt keine Leihbibliothekenromane, sondern versucht sich in Lyrik, Epik und Romanen mit einer religiösen, vorzugsweise auf reifere junge Mädchen berechneten Tendenz. Dem westfälischen Boden entstammt, hält sie sich wohl an das Vorbild der Droste-Hülshoff, ohne indessen im mindesten deren Genie zu erreichen. Doch in magnis et voluisse sat est. Ihre langatmigen Epen „Joseph" und „Agnes Bernauer" sind wenigstens Beweise des Fleißes und eines dem Edlen nachstrebenden

poetischen Sinnes. Auch ein Bändchen Märchen gehört, ohne besonders interessant zu sein, doch der edleren Richtung an. Weimar, 19. 4. 1862. Gutzkow

Es ist in meiner Probe also die Tendenz ihres gesamten Schaffens, nämlich in Lyrik, Epik und Romanen nach Gutzkow gegeben worden. Doch Bulle meint, daß „in keinem der neununddreißig Fälle der wahre Inhalt des Gutachtens auch nur einigermaßen gekennzeichnet wird" und redet deswegen von den „Musterbeispielen unehrlicher Kritik", „von offenbaren Unwahrheiten", von „spitzfindig zusammengesuchten Verleumdungen". Aber, „irgendwelche Selbstkritik" . . . Brutus! . . Brutus!

In meiner Gutachtenprobe: „Fehlt es auch an Feuer, Schwung, Originalität, so entschädigt dafür salonfähige Glätte und Wohlredenheit — — — — Faßt man alles zusammen, so muß man G. zu den achtbarsten und vielseitig anempfindendsten Poetennaturen zählen", faßte also Grosse wiederum, wie er selbst sagt, den Sinn seines anderthalb Seiten langen Gutachtens selbst zusammen. Wenn man aber alles zusammenfaßt, so ist natürlich der Inhalt des Gutachtens durchaus nicht auch nur einigermaßen gekennzeichnet, meint Bulle, derselbe Bulle, der . . . „irgendwelche Selbstkritik" . . . mir „unehrliche Kritik", „offenbare Unwahrheiten", „spitzfindig zusammengesuchte Verleumdungen" und „grundlose Schmähungen" öffentlich vorwirft. Was also ist Brutus? —

Zieht in einer anderen meiner Proben Grosse „schließlich die Bilanz zwischen dem ästhetischen Soll und Haben" des von ihm begutachteten Dichters, so kennzeichnet das nach Bulle nicht im geringsten auch nur einigermaßen den Sinn meines Gutachtens, aber Bulle, der mir „unehrliche, höhnische und unwahre Kritik" dazu „offenbare Unwahrheiten," „spitzfindig zusammengesuchte Verleumdungen" und „grundlose Schmähungen" wiederholt vorwirft, ist durchaus ein . . . „irgendwelche Selbstkritik"!?

So vergleiche man von meinen 40 Gutachtenproben (nicht einmal richtig zählen kann Bulle!) die Gutachten, die auf Seite 12, 13, 16, 34, 52, 54, 58, 65, 99, 113, 115, 129, 154, 171, 172, 193, 200 stehen, und man wird in jedem der angeführten Fälle erkennen, daß die von mir angeführten Proben die Quintessenz des Gutachtens enthalten. Das ist das Musterbeispiel der unehrlichen Kritik, das sind die offenbaren Unwahrheiten, das sind die spitzfindig zusammengesuchten Verleumdungen, das sind die grundlosen Schmähungen, die der Selbstkritiker Bulle mir vorwirft. Es prüfe also künftighin jeder, der solche unerhörten Beschuldigungen öffentlich weiterverbreitet, vorher nach, ob sie auch wahr sind. Ich erhoffe aber, daß die redlich denkende Presse noch nachträglich diese von mir verlangte Prüfung vornimmt, (falls meine Beispiele nicht genügen), und es wird sich alsdann erweisen, daß der von der Stiftung bezahlte Generalsekretär mir, einem unabhängigen, jungen, deutschen Dichter, der sich der Stiftung gegenüber „auf

den harten Boden der idealen Forderung gestellt hat" (ich zitiere das „Berliner Tageblatt") — die literarische Ehrenhaftigkeit in allen großen Zeitungen ohne den geringsten Grund abgesprochen hat. — Als einzigen unwidersprechlichen Beweis hat Bulle nur die Tatsache erbringen können, daß — um es gelinde zusagen — „irgendwelche Selbstkritik", nein daß alle seine dreisten Lügen, seine ehrantastenden Beschuldigungen und Verleumdungen — eine nach der andern — von mir auf ihn, diesen ehrenwerten Kritiker, zurückgefallen sind. —

Erstes Zwischenspiel: Auferstehung und Tod Eduard Hillers

Es gibt einzelne Gutachtenproben, die ich (aufpassen!!!) nicht angeführt habe, das Gutachten zu charakterisieren, sondern als außerordentlich bemerkenswerte Einzelzüge entweder im geistigen Bilde des Gutachters selbst oder der von ihm geübten Technik des Begutachtens. Zur Charakterisierung der letzteren gehört die Probe, die ich aus dem Gutachten über Eduard Hiller herausgezogen habe, und die heißt: „So wird man bei H. starke Leidenschaft, hinreißendes Talent, packende Wucht des Ausdrucks vergeblich suchen, — aber wer heißt uns das überhaupt suchen?" Es ist die widerwärtige Technik, mit einer Entschuldigung in der Schillerstiftung sofort da zur Hand zu sein, wo die Kraft fehlt. Ist man zu einem Lobe in der Schillerstiftung ebenso schnell bereit, wo sich diese starke Leidenschaft, das hinreißende Talent, die packende Wucht des Ausdrucks offenbaren? — Aber wer kennt denn nun Eduard Hiller, der sich mit zwei Gedichtbändchen bis in ein Goethesches Alter hinaufgedichtet hatte? In welcher Literaturgeschichte ist ihm ein Platz eingeräumt? Wer hat diesen „jedenfalls ganzen Dichter" gelesen? Nun, ich kenne sein Gedichtbuch „Wintergrün", von dem in dem besagten Gutachten Hoffmann „den günstigsten Eindruck gewonnen hat". Ich habe freilich den ungünstigsten gewonnen: es sind flache Epigonenreimereien, nichts sonst! Und wer sagen kann: „Was Hiller gibt, ist in feinster, reindurchgebildeter Form eine Fülle sinnvoller Betrachtung, stiller Naturfreude, naiven Humors, ernster und fröhlicher Ermahnung, kurz alles dessen, was etwa unter den Begriff des „Sinngedichts" fällt, daher ihm denn unter anderen das Sonett musterhaft gelingt, während auch das singbare Lied, obgleich seltener, keineswegs fehlt, vielmehr oft ganz reizend gelingt," — wer so 1905 über diese kindischen Poesien urteilt, dem tun wir weniger unrecht an, wenn wir behaupten, Unsinn ist Unsinn, als wenn wir solche törichten Äußerungen „recht treffend" finden. Mag selbst Mörike seinem Landsmann Hiller ein paar anerkennende Worte gegönnt haben: der Große hat es leicht des Kleinen nicht zu spotten! Es handelt sich hier aber um die Wahrheit und nicht um Komplimente. Soll ich Proben bringen? Hier ist der Anfang eines „der musterhaft gelingenden Sonette": „Mond".

O Mond, du treuer, guter Kamerade
Wer sang dir nicht ein Lied in seinen Tagen?
Du wirst ja wohl noch dies Sonett vertragen,
Nicht hinter Wolken schlüpf' — es wäre schade.

Genügt der Anfang?

Also beginnt eines der „reizend gelingenden" Lieder:

Was ist es mit Frau Sonnen,
Wo steckt sie heut so lang,
Und läßt uns grau umsponnen,
Daß uns am End' wird angst und bang'.

Da streckt sie doch sich sachte,
Voll Schlafs noch blinzelt sie,
Und meint, sei erst um Achte,
Weil noch der dicke Nebel hie.

Es schließt so:

Und darf ich drum sie strafen,
Mit indiskreter Frag,
Wenn sie einmal verschlafen
Will einen lieben ganzen Tag?

Genügt es?

Hier ist der „Naive Humor": „Auf den Strumpf gebracht" (heißt nämlich das Gedicht):

Wie treu du meiner eingedenk
Sagt mir das prächtige Geschenk,
Das deine zarten Fingerlein,
Zusammenstrickten schmuck und fein.

Daß du's mit Freuden hast getan,
Das seh' ich gleich den Strümpfen an,
Und daß die Liebe dir's gebot,
Drum sind sie ja so feurig rot."

Und Hiller nennt sie (nämlich die Strümpfe) „die herrlichen", die „königlichen". — Aber ich ringe die Hände, daß man mir glauben soll: ich finde nicht viel Besseres im ganzen Buche; aber ich ringe nicht mehr die Hände, weil die Schillerstiftung diesen Strickstrumpfdichter wirklich für „einen ganzen Dichter" hält.

Die jungen Dichter Deutschlands und der Bulle von Weimar

Der (weiland) Bulle zitierte in den „Süddeutschen Monatsheften" gegen die jungen Dichter Deutschlands das glückliche Wort: „Jeder Lausbub hat heute Talent". — Aber die jungen Dichter Deutschlands haben ja niemals behauptet, daß der Bulle von Weimar kein Talent hat. Und habe ich etwa gesagt, daß die Nationalliteraturdichter der Schillerstiftung Lausbuben sind? So argumentiert Bulle! —

Bulle beteuerte (zu seinen Lebzeiten) weiter in den „Süddeutschen Monatsheften": „Die Vorstellung von dem deutschen Sängerwalde, in dem auf jedem Baum ein Vogel sein Lied erklingen läßt, der eine lauter, der andere leiser, entsprach nicht nur dem Sinn jener Generation, die die Schillerspende zusammenbrachte, sondern sie entspricht auch heute noch dem Denken und Fühlen des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Die Betonung des Artistentums in der Dichtung (Bulle meint den Sängerwald) ist im Grunde undeutsch. Und zum Schutze auch der kleineren Vögel im Sängerwalde waren und sind ja die Zweigstiftungen recht eigentlich berufen. Welch großer Teil unserer Nationalliteratur verbirgt sich doch in den nicht immer nur gut gemeinten, sondern oft auch wirklich gut gelungenen Bemühungen der sogenannten Lokaldichter!"

Schiller gibt den Abgesang mit einem (posthumen) Xenion:

Der Bulle als Poet

„Ach, wie so lieblich der Sängerwald zwitschert!" — flötet ein Bulle.
„Bulle!" —: flötet der Wald kritisch zurück und verstummt.

Pause und Umschau

Was geht uns ferner Herr Bulle an? Nichts! Nur in seiner Eigenschaft als Generalsekretär mußten wir ihn wichtiger nehmen, als er ist. Zugleich als Exempel, daß niemand in einem sachlichen Kampfe seinem Gegner die Ehrenhaftigkeit ohne lückenlose, unzweideutige und offenbare Beweise ungestraft antasten soll. Da aber Herr Bulle weder etwas von der Kunst versteht, (was sein gutes Recht ist), noch von der deutschen Schillerstiftung, was ich bewiesen habe, interessiert er uns nun nicht weiter. — Wir kehren zu dem Wichtigeren: der Deutschen Schillerstiftung zurück. Fast alle großen Zeitungen haben sich eingehend zur Sache geäußert. Wer das Material nachgeprüft, hat „die tatsächlichen Angaben Kysers bei der Durchsicht bestätigt gefunden". Von der Ehrlichkeit meines Wollens sind auch die letzten überzeugt. Die Zeitungen, die sich gegen die Form meines Angriffes gewandt haben, müssen trotzdem zugestehen, daß die Schillerstiftung „modernisiert werden muß". Nur die Weimarer Zeitungen haben noch keine Bresche in die chinesische Mauer gelegt, die Weimar in Fragen deutscher Dichtkunst noch immer von Deutschland abschließt.

Der letzte Jahresbericht oder der Todesstoß

Vorbereitung: Es ist mir oft der Vorwurf gemacht worden, daß ich ohne Kenntnis der Literaturverhältnisse früherer Jahre wäre, in denen viele

Namen, heute verschollen, große Geltung hatten. Wollen wir über unsere gegenseitige Kenntnis dieser Literatur nicht streiten. Zugleich scheint auch die Schillerstiftung von dem gefährlichen Göhlerschen Buche ein wenig abzurücken. Ich lege also meine Hand zur Ehre der Wahrheit, zum Tod der Lüge auf den letzten Jahresbericht Weimar im März 1911, für den der Verwaltungsrat der Deutschen Schillerstiftung selbst verantwortlich zeichnet. Hier gibt es kein Ausweichen mehr. Wer meine Angaben nachprüfen will, braucht nur drei Seiten zu lesen. Ich fordere alle öffentlichen Kritiker zu solcher Nachprüfung auf. Alle angeführten Dichter sind im letzten Jahre von der Hauptstiftung mit Unterstützungen, die im Sinne der Statuten „ehrenvolle Anerkennungen" sind, bedacht worden. Ich habe natürlich nicht alle diese Werke nachlesen können. Wer sich aber mit der deutschen Literatur ernsthaft jahrelang beschäftigt hat, erkennt den Hahn auch schon an seinen Federn. Ich bin jedoch bereit, sofort mit den ergötzlichsten Proben aus diesen Werken aufzuwarten. Man glaube ferner nicht, daß es sich hier etwa um junge aufstrebende Talente handelt. Sie haben fast alle ihre silberne Hochzeit mit der geschändeten Muse lange hinter sich. Und nun will ich kommentieren:

a) Lebenslängliche Pensionäre: Sie blenden auf den ersten Blick, und es stehen gute Namen hier. Aber von manchen fällt ihr Nimbus ab, fasse ich sie fester an. Man findet unter anderen: die Tochter von Eichendorffs Tochter und zugleich eine Schwiegertochter; die Frau des Enkels von Herder, dazu die Urenkelin von Claudius, dazu die Tochter des Sohnes Arndts aus erster Ehe. — Man fragt sich weiterhin: War Erwin Schlieben, den man in der Literaturgeschichte des letzten Jahrhunderts nicht findet, ein so hervorragender Dichter, daß seine Witwe lebenslängliche Pensionärin werden mußte? — War Wilhelm Zimmermann ein so verdienter Schriftsteller, daß seine Tochter seit 1900 gleicher Ehre gewürdigt wird? — Darf man August Becker einen so bedeutenden Dichter nennen, daß er selbst zehnmal Ehrengaben erhielt und seine Hinterbliebenen seit 1891? — Man findet auch Martin Greif oder Wilhelm Raabe (auch von diesem könnte ich einen argen Streich der Schillerstiftung erzählen) oder Rückerts Tochter unter diesen Pensionären. Ich behaupte aber nicht, daß diese etwa solche Ehre nicht verdient haben. Ich habe behauptet und behaupte nochmals (aufpassen!!!): daß Urenkel, Schwiegertöchter usw., dazu Witwen und Töchter mittelmäßiger Dichter mit Unrecht hier zu finden sind und daß unsere besten Dichter fehlen.

b) Vorübergehende (auf ein oder mehrere Jahre bewilligte) Pensionen: Wir finden hier u. a.: Die Witwe des Pfarrers Hermann Albrecht — in welcher Literaturgeschichte wird er genannt? — Die Tochter von Ludwig von Alvensleben, der selbst nichts erhielt, dafür aber in keiner Literatur-

geschichte einen Platz hat! — Die Witwe von Emil Barthel, der von 1885 bis zu seinem Tode Ehrengaben erhalten hat und von dessen Werken ich nur habe ermitteln können: „Scherzhafte Verse“, „Scherz und Humor“, Gedichte, „Heiliger Ernst“, Gedichte. In welcher Literaturgeschichte spürt man ihn auf? — Frau Professor Clasen-Schmid, die u. a. folgende Werke schrieb: „Hell und Dunkel“, Roman, „Musterbuch für Frauenarbeiten“, „Aus russischen Kreisen“, Roman, „Lehrbuch für Maßnehmen, Zuschneiden und Anfertigen von Damenkleidern“, „Geheimnisse des Ehemanns“, „Frauenkostüme“, „Schicksalswege“, Roman, „Die bürgerliche Küche“. Verdienst um die nationale Literatur! — Frau Pfarrer Eberhardt-Bürck (christliche Liederkränze); Frau Helene Fischer, als Schwester der Enkelin von Kerner, der Frau Pfarrer Anna Mauer, die ohne christliche Liederkränze von 1886 bis zu ihrem Tode gleichfalls Gaben erhalten hat. — Frau Marie Giese-Itzenplitz, die schon 1874 eine Ehrengabe als Verfasserin der Novelle „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ und „Eva“ bekommen hatte. Wo findet man sie sonst noch? — Die Witwe von Karl Görlitz, — er selbst erhielt von 1880 bis 85, dazu 1890 Ehrengaben. Er ist der Verfasser u. a. von „Das erste Mittagessen“, Lustsp., „Subhastiert“, Schwank, „Im Fragekasten des Fremdenblattes“, Lustsp., „Madame Flott“, Posse, „Ein Frühstücksstündchen“, Schwank. Verdienst um die Nationalliteratur. — Die Mutter von Emil Gött, — sehr gut! — aber Emil Gött hat nie etwas erhalten! — Die Witwe von Hanstein, — gut! — aber er hat nie etwas bekommen! — Heinrich Harts Witwe, — gut! — aber ihm ward keine Gabe! — Frau Fanny Hildebrandt, Urenkelin von Mörike, was sonst noch? — Siegfried Kallenberg, Urenkel Jean Pauls, zugleich für sein Verdienst der Enkel des früheren Verwaltungsrat-Mitgliedes Ernst Förster zu sein. — Gustav Kastropp, Verfasser u. a. von „Dornröschen“, Dramatisches Gedicht, „Suleika“, Dramat. Gedicht, „Das vierblättrige Kleeblatt“ (Lustspiel mit Roltsch verfaßt). — Heinrich Köhler, Verfasser u. a. von Humoresken, Kriminalgeschichten und „Salonnovellen“. Wo findet man ihn? — Frau Marie Marr, Witwe Wilhelm Marrs, der die Plauderei „Blaustrumpf Rieckchen“, die Kriminalnovelle „Meerschaum“ und das Lustspiel „Kavalier und Emporkömmling“ der Schillerstiftung eingereicht hatte. Literaturgeschichte? National? — Frau Ute Müllenbach, Witwe Ernst Müllenbachs, die selbst unter dem Pseudonym „Scholastika Schnurcks“ Humoresken schreibt. — Karl Neumann-Strela, Verfasser der humoristischen Erzählung „Wer ist von Gottesgnaden“, dazu „Wilhelm I.“, „Wilhelm II.“, nochmals „Wilhelm II.“, dazu eine Festschrift „Zur Vermählung des Kronprinzenpaares“, nochmals „Unser Kaiserpaar“ usw. Er erhielt schon 1881 eine Ehrengabe, dazu 1880 in Berlin, dazu 84 in Dresden, 86 in Weimar, weil man hier wirklich einen gefunden zu haben schien, der ein unbestreitbares

Verdienst um die Nationalliteratur hatte. — Moritz von Reymond, den Göhler den „Schöpfer der wissenschaftlichen und literarischen Satire in episch-lyrischer Form“ nennt und der u. a. schrieb: „Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer“; „Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer“; „Wo steckt der Mauschel?“; „Der poetische Reichsjurist in der Westentasche“; „Der gesunde und kranke Herr Meyer in der Schweiz“; „Der kleine Schweninger oder keinen Schmerbauch mehr“, Reimbrevier; dazu eine „Weltgeschichte“ und ein „Illustriertes Knobelbrevier“, dazu „Das Weltall“ und „Onkel Lustigs Namentagebuch“! Schiller! — Frau Sophie Rosenthal-Bonin, seit 97 Pensionärin und Frau jenes Dichters, der u. a. „Die Rache der Muse“, „Der schlaflose Kommis“ und „Tutti frutti“ dichtete. — Alexander Rosts Witwe, zugleich in Weimar geehrt, Frau eines Dichters, der 64, 70—73 Ehrengaben erhielt, von 74 an lebenslänglicher Pensionär wurde, sechs Bände Dramen schrieb und in keiner Literaturgeschichte rühmend erwähnt wird. — Doktor Hugo Schramm-Macdonald, zugleich in Dresden bedacht, Verfasser gemeinverständlicher Schriften etwa „Das Feuerversicherungswesen“; „Der Weg zum Wohlstand“; „Der Weg zum Erfolg“. — Die Witwe von Jean Baptista von Schweitzer, der selbst im Jahre 1876 seine Ehrengabe bekam, weil er in eben demselben Jahre der Nationalliteratur folgende sechs Werke schenkte: „Die drei Staatsverbrecher“, Lustsp.; „Die Eidechse“, Lustsp.; „Epidemisch“, Schwank; „Großstädtisch“, Schwank; „Theodelinde“, Schwank; „Kousin Emil“, Schwank. — Frau Helene Stöckel, schon 1882 bedacht, Verfasserin von Erzählungen für die Mädchenwelt, wie „Aus der Mädchenzeit“, „Schneerose“, „Das Lorl“, „Er, sie und es“, „Die Frau nach dem Herzen des Mannes“. — Wer kennt sie sonst noch? — Karl Teschner, trotz der Pseudonyme Bodo Cornelius, Hellmuth Kottwitz nicht bekannt. — Welcher Literaturprofessor klärt mich über die Verdienste von Frau Marie Bunge, Frau Marie Geißler, Frl. Helene von Gerhard, Frau Käthe Nagy, Ludwig Oldenburg, Ernestine Rommel, Bernhard Scholz und Karl Schultes auf? — Endlich erhielt auch die Witwe von Adolf Winterfeld, der von Göhler also charakterisiert wird: „Er hat den Soldatenhumor nach den verschiedensten Seiten hin schriftstellerisch verwertet, ohne freilich sein Vorbild Hackländer zu erreichen“. Von seinem Vorbild Hackländer urteilt R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts: „Anspruchsloser Unterhaltungsschriftsteller“. Winterfeld aber, der dieses Vorbild nicht erreichte, verleugnen alle deutschen Literaturprofessoren, obwohl er bloß 235 Bände schrieb. — Verdienst um die Nationalliteratur! Schiller!

Alle diese Dichter und Dichterinnen sind im Besitze einjähriger oder mehrjähriger Pensionen der deutschen Schillerstiftung, also von ihr als besonders würdig anerkannt.

c) „Einmalige Verwilligungen“: Es erhielten in bezeichnetem Jahre 1910 von der Hauptstiftung außerdem einmalige Gaben unter anderen: Ballewski, Engler, Justus Flöthe, Hermann Heck, Alexander Hermann, Krohmann, Frl. Neumann, Theodolinde von Taschwitz, Renners, Riebeling, L. Schumacher, Stade, Stelkens, Paul Georg Tabler. — Wer hilft mir diese um die National literatur verdienten sonst gänzlich unbekannten deutschen Dichter zu ermitteln? Ich frage alle Kritiker, alle Professoren, ob diese Namenlosen es verdient haben, vor allen andern deutschen Dichtern, die in schwerer Sorge leben, mit Recht bevorzugt zu werden? — Ferner finden wir den Ritter Ernst von Dombrowski, Verfasser von „Wildpflege“, „Die Wildschäden“, „Jagdabc für Alle, die Jäger werden wollen“, „Die Treibjagd“, „Die Birsch“ und ein Bändchen „Waldmärchen“. — Adolf Flachs, der unter dem Pseudonym Alexander Partout, A. Dolff, Felix Mumm die deutsche Literatur mit Schwänken, Humoresken und Romanen versorgt. — Frl. Luise Glaß, die etwa in der „Kränzchenbibliothek“ mit den Werken „Das Montagskränzchen“, „Gustel Wildfang“, „Annele“, „Schwärmliesels Wunschglocke“ unsterblich prangt. — Frl. Amanda Klock, die außer in den Akten der Schillerstiftung mit ihren Leistungen sonst nirgends auffindbar ist. — Erich Kloß, der an Kunstwerken „Seine Freunde vom Brettl“ und „Vom Brettl und Manege“ sich abrang. — Die Tochter von Emil Kneschke, der 1888 die erste Ehrengabe erhielt, von 1900 Pensionär der Stiftung wurde, außerdem von der Berliner Stiftung öfters mit Gaben geehrt wurde und künstlerische Werke nicht hinterlassen hat. — Die Tochter von Rudolf Menger, der es bis zu einer von dem Verwaltungsrat der Augsburger Schillerstiftung als „preiswürdig“ anerkannten Tragödie „Otto der Dritte“ gebracht hat und dafür von 1868 bis zu seinem Tode öfters Ehrengaben erhalten hat, desgleichen bis zu ihrem Tode seine Witwe, desgleichen nun seine Tochter. — Und endlich etwa Friedrich Meister, der unter den Pseudonymen Philipp Moreno, Friedrich Berner, Fr. von Baruth, F. M. Viator folgende Meisterwerke der deutschen Nationalliteratur schenkte: „Im Kielwasser des Piraten“, „Schatzsucher im Eismeer“, „Im Kampf mit Sklavenfängern“, „Hung-li-tscheng oder Der Drache am gelben Meer“, „Muhareo rikarera oder Die beiden Schiffsfähnriche“. Armer, elend verspotteter, großer, toter Schiller!! —

d) Die Zweigstiftungen: Es stehen mir nun noch die etwa 130 von den Zweigstiftungen bedachten „Lokaldichter“ zur Verfügung. Ich begnüge mich mit den Versen Grosses:

> Ich heb' mein Glas den fernen Bundesgliedern
> Den Zweigstiftungen, unsern zwanzig Brüdern.

Ich schenke sie alle der Deutschen Schillerstiftung, aber ich warne diese zugleich auch, daß man mich nicht mehr reize: ich kann zu jeder Stunde mit

ihren Werken herauskommen, denn ich habe sie alle unter meine Lupe genommen. — Deutsches Volk: das sind deine Schützlinge! Das sind deine um die Nationalliteratur verdienten Dichter! Das sind deine Würdenträger, deutsche Dichtkunst! Das sind deine Jünger, Friedrich Schiller! Bessere und deiner würdigere Brüder und Schwestern hat die deutsche Schillerstiftung in Deutschland nicht auffinden können.

Was man nun nicht soll

Weil ich (unbesoldet) in wenigen Wochen eine Arbeit leisten mußte, die der besoldete Generalsekretär in Jahren nicht geleistet zu haben scheint, halte ich es nicht für unmöglich, daß mir unabsichtlich in meinen Angaben irgendein kleiner Irrtum mitunterlaufen ist, obwohl ich alles mit unbestechlichem Gewissen nachgeprüft habe. Man soll also nun nicht gegen meine Angriffe einen Druckfehler oder einen eventuell geringfügigen Irrtum als niederschmetternden Beweis anführen (wie es geschehen ist: es war einmal 1900 für 1906 gedruckt, oder herrje, war es etwa 1906 für 1900, ich weiß nicht mehr; und einmal fehlte das Wörtchen: „auch", — was freilich eine Widerlegung „auch" aller anderen Fälle bedeutete, — ich weiß!). — Man soll zum zweiten nicht abermals mit dem Trugschluß kommen: es hätten etwa auch Gustav Renner oder Gustav Schüler oder Paul Scheerbart und wenige andere Ehrengaben in diesem Jahr nach Verdienst erhalten. Ich verweise nachdrücklichst auf mein Beispiel von der einen Mark, für die Kuchen gekauft werden sollte! — Man soll zum dritten nicht mit Werken herausrücken, die ich hier nicht angeführt habe. Ich habe die Werke genannt, die meine Anklagen stützen, wie es meine Pflicht ist, und die ihren „Schöpfer" besser als alle Urteile charakterisieren. — Man soll zum vierten sich nicht wieder hinter die erweislich unwahre Behauptung verstecken, daß die Deutsche Schillerstiftung in erster Linie zur Unterstützung von „invaliden Poeten" da sei. Sie ist satzungsgemäß zur Ehrung und Unterstützung deutscher um die Nationalliteratur verdienter Dichter — ob sie nun jung oder alt sind — bestimmt. (Wie oft soll ich es sagen?). Und darf andere Schriftsteller nur berücksichtigen, wenn es die Mittel erlauben, niemals aber deren Hinterbliebene!! — Man soll zum fünften nicht glauben, daß in den Satzungen der Deutschen Schillerstiftung ein Wort stehe, wonach sie verpflichtet wäre, Bettelbriefe abzuwarten und kein Recht habe, selbst an die Dichter heranzutreten. Keine Silbe! Dieses Verwaltungsprinzip ist eine leichtfertige Bequemlichkeit, nichts sonst! — Man soll zum sechsten nicht mehr in dem Geschwätze von meinen Beziehungen zur „Kleiststiftung" fortfahren. Meine Beziehungen zur Kleiststiftung erstrecken sich bisher auf das Mitanhören einer Vorbesprechung und die Unterzeichnung des Aufrufes. Sonst weiß ich nichts von ihr und habe meinen Angriff gegen die Deutsche Schillerstiftung

nicht unternommen für die Kleiststiftung, (um für eine Stiftung Geld zu bekommen, deckt man bekanntlich auf, wie schmachvoll auch die beste Stiftung verwaltet wird,) — ich habe meine Angriffe an den Namen Kleists herangehoben, weil es in jenen Erinnerungstagen mir vornehmlich wichtig schien, unser liebes Vaterland an seine üble Gewohnheit zu erinnern, seine (auch heute lebenden) Dichter in Not zu lassen .... trotz der Schillerstiftung. — Zum siebenten soll man nicht mehr unter den „ringenden Talenten" nur die Säuglinge verstehen. Jeder Künstler (auch mit weißem Haar) ringt, bis Gott ihm sein Werk aus der Hand reißt!

Und zum Schluß soll man mir nun nicht etwa das Recht anzweifeln, die Namen jener hier zu veröffentlichen, denen im Auftrag der Nation Ehrengaben und fördernde Anerkennung geworden sind. Die Jahresberichte sind öffentliche, und die Nation muß ihre Schützlinge endlich einmal kennen lernen.

Letztes Schwankintermezzo: Auf der Durchreise

Nach demselben Rechenschaftsbericht (1911) haben Geld von der Hauptstiftung unter der Bemerkung: „auf der Durchreise" erhalten: Ballewski, Engler, Heck, Krohmann, Renners, Riebeling, Stade. — Wie wird man also ein Nationalliteraturdichter? Man reist im Namen Schillers nach Goethes Stadt; man ißt und trinkt gut im „Elefanten", steht alsdann bei der Deutschen Schillerstiftung im Vorzimmer herum, beteuert dem Generalsekretär in dem Maße Talent zu besitzen, wie man kein Geld hat, und dieser keine Zeit zur Nachprüfung solchen Talentes, — und im nächsten Jahr entpuppt man sich etwa neben Raabe oder Martin Greif als ein von der Schillerstiftung anerkannter Nationalliteraturdichter. Als besondere Eigenschaften seines Talentes braucht man nicht in jedem Falle anzuführen, daß man im selben Jahre auch schon in Offenbach und Frankfurt am Main (siehe etwa die beiden Kollegen Ballewski und Stelkens) mit Erfolg gewesen ist. — In der Dresdner Zweigstiftung aber finden wir den wissenschaftlich hochinteressanten Fall, daß Frau Johanna Herbert noch im Jahre 1910 eine Gabe erhalten hat, obwohl sie im Jahre 1909 (laut Göhler) gestorben ist. Gewiß erhielt auch sie die letzte Ehrengabe des deutschen Volkes in einer spiritistischen Sitzung „auf der Durchreise".

Die endgültigen zwölf Fragen: Ja oder Nein

Die Deutsche Schillerstiftung antworte!

1) Ist das Vermögen der Deutschen Schillerstiftung vom deutschen Volke unter der Voraussetzung gesammelt worden: Beistand und Hilfe den deutschen Dichtern zu gewähren, die wie Schiller mit schwerer Lebenssorge zu ringen und wie er sich „dem Genius unseres Volkes" gewidmet haben? Ja oder Nein?

2) Ist dieser Gedanke in dem Paragraph 2 der Satzungen der Deutschen Schillerstiftung nicht unzweideutig ausgedrückt: Um die Nationalliteratur verdiente Schriftsteller und Schriftstellerinnen dadurch zu ehren, daß man ihnen Hilfe und Beistand in schweren Lebenssorgen gewährt? Ja oder Nein?

3) Sind Abweichungen von diesem Paragraphen nicht ausdrücklich nur dann gestattet, wenn es die Mittel der Stiftung erlauben, gewiß aber niemals gestattet, wenn es die Würde unserer Literatur nicht erlaubt? Ja oder Nein?

4) Erlauben es die Mittel der Schillerstiftung andere Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu bedenken, wenn es dieselben Mittel nicht erlauben, den meisten deutschen Dichtern von Ehre und Verdienst Ehrengaben und zweckvolle Hilfe in den schweren Sorgen ihres Lebens zu gewähren? Ja oder Nein?

5) Ist in den Satzungen der Deutschen Schillerstiftung nicht ausdrücklich betont worden und entspricht es nicht dem Geist der Stiftung, daß es sich in jedem Falle um Ehrungen und Ehrengaben handelt und nicht um Almosen oder Bettelpfennige? Ja oder Nein?

6) Steht ein Wort in diesen Satzungen, daß es Bewerbungen von seiten der Dichter sein müssen und keinesfalls Angebote von seiten der Stiftung sein dürfen? Ja oder Nein?

7) Habe ich in meinen Anklagen nur einen einzigen Namen genannt, der nicht in den Rechenschaftsberichten der Stiftung steht, und hat nicht jeder der Genannten Unterstützungen, die im Sinne der Statuten Ehrengaben sind, erhalten? Ja oder Nein?

8) Sind unter diesen mit Ehrengaben bedachten nicht: Possenwitzler und Romansudler, Pegasusschinder, Kolportagesabberer, Dichterschmarotzer und pfäffische Finsterlinge; dazu jede Art jedes übelsten Dilettantismus, jeder übelsten Erfolghascherei? Ja oder Nein?

9) Kann es eine Ehre für einen um die Nationalliteratur wirklich verdienten Dichter sein von dieser Stiftung eine Ehrengabe zu erhalten, wenn dieselbe Ehre jedem Dutzendschreiber zuteil wird? Ja oder Nein?

10) Verträgt sich die von mir gerügte Art der Verwaltung dieses Nationalvermögens mit dem Geiste und den Satzungen einer im Namen Schillers begründeten Stiftung und muß nicht jedem Deutschen, ob er nun jung oder alt, ob er ein Dichter ist oder nicht, — Schmerz und Empörung ankommen, wenn er solche Zustände „durchaus studiert mit heißer Müh?" Ja oder Nein?

11) Hat man also nicht mit der Begeisterung unseres Volkes für einen verehrungswürdigen Dichter, Friedrich Schiller, ein frevelhaftes Spiel getrieben und mißbraucht man nicht diesen erlauchten Namen jahraus, jahrein zum Deckmantel der kunstfeindlichsten Taten? Ja oder Nein?

12) Ist ein Verwaltungsrat, — ich frage die Spender: das deutsche Volk, — noch weiterhin an der Spitze dieser Stiftung möglich, der durch seinen Generalsekretär solche Mißstände gar verteidigen läßt, und der zugleich duldet, daß diese schmählichen Verteidigungen mit dreisten Lügen und Verleumdungen geschehen? Ja oder Nein?

Noch ein Prophet

So hat also Jakob Grimm doch recht behalten, der der Deutschen Schillerstiftung in seiner berühmten Schillerrede am 10. November 1859 in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihre Zukunft also prophezeit hat: „Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet, eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre, als sie noch aufzumuntern? Wohl Mühe haben sollten die Verwaltungsräte öffentlich Rechnung ablegend, zu rechtfertigen, wer ihrer Wohltaten nach Verdienst teilhaftig geworden sei.“ —

Holder Friede, süße Eintracht

Alle echte Polemik ist ein Umweg, produktiv zu sein. Ich fasse also das Positive noch einmal zusammen: Verschleudert das Geld nicht an die Vielzuvielen! — Tretet mit Ehrengaben (nicht unter dreitausend Mark) an Dichter — D i c h t e r!! — heran! — Stellt an die Spitze der Verwaltung als Generalsekretär einen Mann, der das Wesen des dichterischen Kunstwerkes begreift, Wert und Unwert sachlich zu unterscheiden weiß und sein Amt im Geiste der Stiftung ausübt! — Zur Durchführung dieser Vorschläge sind Satzungsänderungen nicht nötig. Der Friede kann also zur Ehre Schillers und zum Segen der deutschen Literatur morgen geschlossen werden.

Bang der Künstler

von Felix Poppenberg

Einen zermürbten Körper reißt Phantasie und unruhvolle letzte Eroberungssehnsucht, für seine Werke zu werben, auf weite Weltfahrt, und in einem amerikanischen Expreß schlägt ihn der Tod. Dies Finale des seltsamen Bangschen Lebens berührt mit eigenem Sinn. Und in die Bestürzung und die Trauer über den Verlust mischt sich das nachdenkliche Gefühl, wie hier in diesem Ende des Unstäten das Künstlerische und Menschliche noch einmal bedeutungsvoll zusammenklingt.

Man denkt an Waggonszenen jenes letzten Romans, der „Vaterlandslosen", den wir in diesen Blättern lasen. Man denkt an jenen Grafen Joan, in dem sich Bang doppelgängerisch spiegelte, gleich ihm Abkömmling alten Geschlechts und Künstler, der auf den Grands trains Européens ein Nomadendasein führt, — „Chrétien errant", wie es Hans von Bülow nannte — und vor dem Publikum auf dem Podium auftritt . . . Der „Edelmann des Schmerzes", wie es mit leichter Selbstironie heißt, der nie ohne Kammerdiener reist, der seine Wachskerzen für die Bettbeleuchtung bei sich führt und dessen Garderobe, „seines Kummers Kleid und Zier", in London gearbeitet wird.

Bangsches Heimatsweh spricht hier von Dänemark, wo es „keinen Rücken gibt, der nicht von dem Hiebe eines Freundes blutet", wo „man sich so scherzhaft mit dem Ruf und dem Leben des Nächsten beschäftigt", und doch heißt es dann: „die, die umherschweifen, sind vielleicht die Treuesten" und ein Wunsch klingt durch, in Dänemark ein Grab zu finden.

Ein anderes beziehungsvolles Wort steht noch hier. Jean Roy, der Sänger, der überall sein Karikaturenalbum füllt, spricht es aus: „Wir, die wir immer umherziehen, sehen stets die Lächerlichkeiten; daß man dies alles sehen kann, macht einen heimatslos auf Erden".

Diesen bitteren Blick hatte auch Bang, er sah die Menschen unter dem Joch, ihr elend unnützes Narrentum und die Grimasse. Mit selbstquälerischem Spürsinn fand er immer jene Seiten des Daseins heraus, von denen Schopenhauer sagte: „so muß, als ob das Schicksal zum Jammer noch den Spott fügen wollte, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir können dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten, sondern müssen im breiten Detail des Lebens unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein".

Alltags-Tragikomödien sucht Bang auf, er schildert die in Kleinkram-Misère Verstockten und Vertrockneten, in denen eine letzte Sehnsucht kümmerlich die Flügel regt, die Abgearbeiteten in der Tretmühle, zu denen vielleicht

ein Schimmer fernen, glänzenderen Lebens, der Duft der Reisen und der Abenteuer auf kurze Frist dringt, durch eine Begegnung oder einen Besuch, um sie dann nur noch trostloser und ärmlicher in ihrer engen Dumpfheit zurückzulassen.

Mit einer „artistischen Grausamkeit" — Bang gibt diesen Zug selbst zu — malt er das unendliche Grau und die Verrenkungen und gehetzten Bewegungen der Geschöpfe, die wie ängstlich gescheuchte Nachtvögel unter trübem bleiernem Himmel hilflos hin und her schwirren in zweckloser Mühsal.

Aus einer wunden leicht verletzlichen Seele, aus dem enttäuschten Gefühl heraus rettet er sich in den Zynismus. Die alte Exzellenz im „grauen Haus" — sein Großvater war das Modell davon — der Greis in seiner gespenstischen Schattenexistenz, der die jüngeren Frauen der Familie „mit seltsam leerer Gier" küßt, meint, man müsse alle die verwirrenden Schmuck- und Zierworte der Erotik aus der Sprache ausroden, in allen den Attrappen stecke nichts weiter als der nackte Trieb, mit dem die Natur ihren Willen erfüllt. Und dieser Gedanke kehrt immer wieder in den Gesprächen der wissenden Männer und Frauen, die auf dem Abstieg sind, vieles genossen und nun ihren einsamen Weg ins Nichts gehen.

Der Desillusionist, der sich selbst immer wieder von den bunten Trugbildern einfangen ließ, — sein letztes war Atlantis und ein neuer Ruhm — ließ aber auch mit Klang und Farben alle Illusionen gaukeln und führte die Jungen in den verwirrenden Blumengarten der Gefühle. Er schrieb eine Novelle „Vom Glück", in der er zum Schluß ein strahlendes Frühlingspaar zusammenbringt. Er selbst glaubt nicht an dies Glück, denn die beiden anderen Geschichten, die diese klammernd in die Mitte nehmen, werfen Todes- und Vergänglichkeitsschatten auf die Blüte. Und so wird auch diese leuchtende Idylle mit dem bei Bang so ungewöhnlichen „guten Ende" indirekt zur tragischen Ironie auf die menschliche Glückseinbildung, die im Rausch des Augenblicks an Ewigkeiten glaubt und der kein Wort groß genug für ihren Überschwang.

Der Zyniker und Desillusionist hegt dabei das zarteste Empfinden für arme verwunschene Seelen, für die Stummen des Himmels, die lieben und leiden und sich nicht zurechtfinden, deren Gefühl stärker als ihr Verstand, die sich nicht mit sich selbst auseinandersetzen können und von ihrer Sehnsucht verbraucht werden. Die Geschichten solcher Seelen haben meist gar keinen greifbaren, erzählbaren Inhalt, es gilt von ihnen, was an einer Stelle in den „Vaterlandslosen" steht: „es war ein seltsamer Tag und doch ist nichts geschehen".

Mit ganz leichten Fingerspitzen und leisen Zügen wird da manchmal eine Geschichte unter der Geschichte zwischen den Zeilen hingeschrieben, eine

Geschichte von Unwiederbringlichkeiten, wie zwei Menschen zu spät merken, daß sie einmal einander etwas hätten sein können; oder die hilflose Bedrängtheit, wenn über das Beieinander von Liebenden das erste Frösteln kommt, quand l'amour meurt ...; das kraftlose Versiegen des Glückswillens, das Verlöschen, wenn plötzlich im Flackertempo einer ahnungslos-lustigen Gesellschaft eine Frau merkt, wie der Mann, den sie liebt, ihr fremd und fremder wird und ihr alles, was sie zu halten glaubte, aus den Händen gleitet. Lebens- und Gefühlssituationen, ohne alles Katastrophische, aber von unsagbarer fassungsloser Trostlosigkeit. Oder wenn aus der Freundschaft der Haß aufsteigt, wenn aus der allzu großen Nähe und allzu sklavischer Wesens-Unterworfenheit, wie im „Michael", plötzlich in einer leidenschaftlichen Zerstörungs- und Einreißungssucht die bösesten Worte des Vorwerfens, des Abrechnens, gleich vergifteten Pfeilen hervorschießen.

Doch das Gefühl, das Bang in unendlich lyrischer Melodie der traurigen Weise immer wieder verdichtet, ist das unfruchtbare Sehnen, die schmerzliche Gebärde des Einsamen an steiniger Küste: Man langt nach was ...

In einem Mann gestaltet er es, jenem Grafen Joan, der aus unbezwinglichem Trieb in der Heimat seiner Mutter, in Dänemark, in einem kleinen Landstädtchen ein Konzert gibt. In der kleinbürgerlichen Gesellschaft begegnet er einem jungen Mädchen, in dem Musik von seiner Musik ist. Eine Schwingung schwebt unausgesprochen zwischen beiden, aber er wagt auch nicht den Finger nach ihr auszustrecken, für ihn, den Unbehausten, den Mut- und Hoffnungslosen gibt es kein Glück. Er muß einsam weiter. Und sie wird den Geschäftsführer ihres Vaters, nachdem der sieben Jahre gedient, zu freudloser Pflichtenehe heiraten und eine mehr von den verdorrten, fröstelnden Frauen werden, die Bang in früheren Büchern so schicksalsvoll begriffen und gestaltet.

Unvergeßbar bleiben drei von ihnen: Katinka Bai („Am Wege"), die Scheue, Gefühlsbange an der Seite des lärmend behaglichen, plump zugreifenden Ehebett-Mannes, der die Liebe durch Schnarchen besiegelt. Stella Hög (aus den „Hoffnungslosen Geschlechtern"), das Kind-Weib, die dem welken Hög angetraut ward, und Thora (aus dem „weißen Haus"), die Frau des stillen blaß- und blutlosen Pfarrers, die Unerweckte mit ihrem unklaren Lebensdrang, vor dem der Mann scheu und wie im bösen Gewissen in seine Bücherstube zurückweicht. Sie alle sind in ihrem Liebesleben betrogen, die Schwärmerei ihrer Mädchenjahre wird an ihnen heimgesucht, und sie quälen sich, beschämt und gedemütigt mit der einen Frage: „Ist das nun alles?"

Aus Desillusion und Sehnsucht entwickelt sich in solchen Frauen ein phantastisches Anbetungsspiel mit selbstgemachten Idealen, sie möchten gerne sich betrügen, wenn es nur länger dauerte, sie verschwenden ihre Gefühls-

kräfte an Träume und werden lebensunfähig. Bang verdichtet diese „Sentimentalitäten", ohne selbst sentimental zu werden. Er erkennt ihr Gewebe und bildet es rein und mitfühlend ab.

Wir wissen, daß bei diesen Gestalten Bang die eigene Mutter vorschwebte. Sie kehrt ja auch zart und traurig „mit dem Zug der Gefangnen im Gesicht" im „Grauen Haus" wieder, und Bang selbst ist jener John William, den Stella Hög gebar, der letzte Sproß hoffnungsloser Geschlechter, und schon greisenhaft und voll unstillbaren Verlangens.

Bang, der Künstler, immer voll artistischer Neugier auf sich selbst, zeichnete für diese Gestalten die Empfängnismomente auf, und da ist es für seine impressionistische Art, die noch zu betrachten sein wird, charakteristisch, daß diese durch die Mutter angeregten Gefühlsmotive weniger durch eine Gemütserinnerung ausgelöst wurden, als durch die sinnfälligen Eindrücke eines Porträts und der Alabasterstatue der schwarzverhüllten Trauernden.

Im „Grauen Haus" sagt der dämonische Alte das schwere Wort: „es heißt, wer Jehovah sieht, ist des Todes. Aber ich sage dir, sähe ein einziger Mensch einem andern ganz bis auf den Grund der Seele, er würde sterben. Und wäre es denkbar, daß man sich selber auf den Grund seiner Seele sähe, man würde es als eine geringe, aber notwendige Strafe betrachten, selbst und ohne einen Laut sein Haupt auf einen Block zu legen." Bang hat sich zu solchen Blicken ungestraft vermessen, weil er bei diesen Höllenfahrten der Medusa den bändigenden künstlerischen Spiegel vorhielt. Sein eigenes feminines Empfinden, in das er sich selbstquälerisch und selbstgenießerisch versenkte, erschloß ihm die leisesten Regungen der Frauenseele. Ins dunkle Reich schritt er hinab, in das Inferno der Triebe, zu den okkulten Mächten der Vorstellung, die durch den Gedanken töten und wahnsinnig machen können. Das Grauen lockt ihn, die Schauer des Todes, er sieht die Schatten der Toten, die wie Bettler am Rand unseres Weges sitzen, doch mit noch stärkerer Gewalt beschwört er die lebendigen Leichen, die nicht sterben können, lemurische Existenzen, Gespenster von Menschen, die im Tageslicht unheimlich durch die Gänge alter Häuser schlürfen. Die Häuser sind dem Untergang geweiht, mit dem Vernichtungskreuz gezeichnet. Morsch, bröckelnd, verwesend. Und furchtbar, wenn in solchen Phantomen alter Haß krallend sich noch einmal aufbäumt, wie in jener Szene des Grauen Hauses zwischen den beiden Alten, der Exzellenz, deren grimmiger Mund „zwischen den Runzeln wie ein zusammengeklapptes Messer liegt", und jenem anderen, dem Konferenzrat, einer Gestalt, wie aus dem Totsünden-Kreis Balzacs, dem Wucherer, gelähmt, mit Beulen am Kopf, dem „mißgestalteten Steinhaupt der Sphinx", dem stieren heraushängenden Auge und dem schrillen Vogellachen.

Spukhafte Kartenpartien zwischen verrosteten Hofmännern gibt es, der alte Major mit den Pulswärmern unter den Manschetten mit den silbernen Knöpfen, die ein Andenken an den Landgrafen von Hessen, kommt wackelköpfig zum Lever des Barons, der den Frühtee aus der großen chinesischen Tasse, dem Andenken an die hochselige Majestät, trinkt. Und die beiden Fossilien legen sich die Patience, die sie vom Herzog von Augustenburg gelernt; sie lesen sich die Todesanzeigen vor und rollen die Genealogien erloschener Geschlechter auf.

Und alte hexenhafte Frauen erscheinen, sie liegen geschminkt und von schweren Essenzdüften eingehüllt in breiten Empirebetten unter dem Sammetbaldachin, gleich den wohlerhaltenen Leichen, die man bisweilen finden kann, wenn man Kirchenböden aufbricht. Und im Schlaf tanzen sie auf Bällen mit Durchlauchtigen, die lange vermodert.

Und wie die Herrschaft, so sind die Diener: schlotternd in altmodischen Livreen, Puppen eines Wachsfigurenkabinetts, die Köpfe von den hohen steifen schwarzen Halsbinden festgehalten.

Tief leuchtet Bang in die Lebensängste des Künstlers, in die Passion der Schaffenden hinein. Er schildert jene aufreibenden Beklemmungen, die vor Beginn der Arbeit den Künstler bedrängen, er spricht als ein Wissender von den „Kniffen, die ein Künstlerhirn ersinnt, ihn von seinem eigenen Werke abzuhalten", von jenem Doppelspiel zwischen dem Künstler und seinen heuchlerischen Nerven, die aus Angst vor all den Anstrengungen, die ihrer harren, durch tausend Kunstgriffe seinen Plan vereiteln wollen.

Er zeichnet im Claude Forel allen Glanz und Ruhm des Meisters auf der Höhe größten Lebens und die tiefste Erschlaffung des am Boden im Staube Liegenden, von den Schwären der Seele, von fressenden Zweifeln und ohnmächtiger Erschlaffung Geschlagenen, jene Martyriumsstunden verzweiflungvollen Versiegens, wo die Hoffnung, jemals wieder etwas zu gestalten, rettungslos versinkt; jene Stunden, die am erschütterndsten der de profundis-Schrei Baudelaires anruft: „oh, Seigneur, mon dieu, accordez-moi la grâce de produire quelques beaux vers qui me prouvent à moi — même que je ne suis pas le dernier des hommes, que je ne suis pas inférieur à ceux que je méprise."

Und dann jenes andere ewige Kainsgefühl des Künstlers, vom wirklichen Leben ausgeschlossen zu sein, gehetzt und aufgesaugt zu werden von dem Dämon, abgejagt im unersättlichen Wettlauf mit sich selbst.

Bang bannt die Atmosphäre, die um seine Gestalten hängt, und seine Räume erfüllt er mit einem seelischen Fluidum. Manchmal denkt man an Edward Munch und die Sterbe- und Krankenzimmer seiner Blätter, die scheinbar kahl alltäglich sind und in denen an den Wänden und Decken

dumpfes Grauen hängt und l'Intruse-Flügelschlag schwebt. Im Roman Ludwigshöhe wird so die Luft des Spitals verdichtet, das Gespenstische, Jenseitige des Lebens, wenn durch die Nacht die Schreie der Irren dringen, als kämen sie von tief, tief unten . . . von unter der Erde.

Aber auch die beseelten „stillen Stuben" des dänischen Malers Hammershoi kommen in die Erinnerung. Ihnen gleichen manche Interieurs Bangs, so jener Gartensaal im „Grauen Haus" mit den Möbeln aus der Zeit Christian VIII., „die so merkwürdig steif dastanden zwischen den Korbspalieren mit dem vielen Efeu; vor den Fenstern sah man den Garten, und der Schnee gab dem Raum ein eigentümliches Licht wie vom Schein eines aufgehängten Lakens."

Dies Gleichnis kehrt in der künstlerischen Welt Bangs öfters wieder, er spricht ein andermal davon, wie das Leben ihm als verhuschendes Schattenspiel auf einem aufgehängten Laken erscheint, und darin liegt indirekt eine Erklärung seiner darstellerischen Technik, die bei ihm ganz wesengeboren und von innen geworden ist. Direkt gab er darüber Aufschlüsse in der Einleitung zu seinem Buch der Jugend: Tine.

Die Unruhe und das Gewimmel, das in seinen Büchern herrscht, deutet er durch den frühen schreckensvollen Kindeseindruck der flüchtenden dänischen Truppen, durch jene unvergeßliche wilde Nachtmelodie der Alarmsignale und fliehenden Fußtritte von Horsens.

Diese Vision bleibt ihm im Blut und solch jähes aus dem Dunkel Auftauchen und wieder Versinken, solche zuckigen Augenblickimpressionen werden dann auch für seine Konzeption bestimmend. „Ich sehe meine Personen nur Bild für Bild und höre sie nur in einer Situation nach der anderen reden", bekannte der Dichter, „ich muß oft stundenlang warten, bis sie durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort mir ihre wirklichen Gedanken verraten, die ich ja nur ahnen kann, gleich wie man die anderer lebenden Menschen ahnt, die derer, mit denen man umgebt, und die man kennt."

Auf Bangs Bühne herrscht ein Flirren und Flimmern wie auf einer Kino-Leinewand, es flitzt und surrt in Staccatorhythmus. Wie zu Beginn mancher Erzählungen die Vorgeschichte in atemlos gleitenden fieberhaft abrollenden Situationsszenen vorüberjagt, das läßt an die letzten Momente der Abgestürzten denken, die in Sekunden ein ganzes Leben im rapiden Kreislauf halluzinatorisch schauen. Worte schwirren und summen, Fetzen von Unterhaltungen fliegen durch die Luft, scheinbar Zufälligkeitsreflexe, als hörte man durch ein offenes Fenster beim Vorübergehen die abgerissene Polyphonie einer großen lärmenden Gesellschaft. Aber Bang weiß unter diesen Nebengeräuschen die heimlichen Wesenstöne und unter dem chaotischen Gewirr das verborgene Schicksalsgewebe mit leisen und indirekten Mitteln, durch die leichte Belichtung des unbewußten Selbstverrats der Personen sichtbar zu machen.

Bang ist dabei ein Meisterregisseur — der stille Lyriker hatte ja auch den Hang zum Theater — für das Tempo durcheinander wirbelnder Gruppen und Ensembles. Er bringt das ebenso illusionshaft heraus, ob es eine wie eine Taubenschwarm klappernde und flatternde Kleinstadtfête ist, eine Rezeption in der großen Welt, im Grandseigneurstil, ein aus Adel und Bohemiens zusammen gewürfeltes Feld- und Reiselager im Salon des Luxuszuges, oder eine Pariser Rejane-Premiere der gefährlichen Amoureuse des wissenden Porto-Riche mit dem verborgenen Widerspiel der Bühnenvorgänge im schwülen Dunkel der Logen. Bang erreicht mit Absicht dabei die Wirkung, die Massen automatisch, mechanisch, marionettenmäßig erscheinen zu lassen, als ein pantomimisches Puppenspiel mit grammophonischen Nebengeräuschen. Das Bedrückende, verzweifelnd Sinnlose, das Bangs Lebensthema ist, drängt sich dadurch quälerischer, eindruckstärker in das Gefühl der Leser. Und unter den Larven der aufgezogenen Mannequins, die ihre Rollen abhaspeln, sehen uns dann mit einmal im Schwarm vereinsamt frierende Menschenaugen an, einen Herzschlag spürt man in der Wüste, und man hört das „Seufzen der geängsteten Kreatur".

Durch Bewegung, durch Gesten charakterisiert Bang. Er hat einen hellsichtigen Blick dafür, wie schmerzvolle innere Erlebnisse sich oft in mechanischen, an sich gleichgültigen monotonen Bewegungen nach außen kundgeben. Eine Frau, ein verpfuschtes verelendetes Wesen, „führt die mageren Hände über das dünne Haar und preßt sie gegen die Schläfe. Das war ihre Gewohnheit, wenn etwas Besonderes, Peinigendes über sie kam. Im Lauf der Jahre war es, als hätte sie die armen Schläfen zu ein paar Löchern ausgegraben, so ausgehöhlt waren sie."

Totentanz der Schatten, auf ein weißes Leichentuch geworfen, das ist das Werk Bangs. Voll Unruh zerweht das Schicksalslied seiner Geschöpfe, denen gegeben auf keiner Stätte zu ruhen, die schwinden und fallen wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen . . . .

Und ihr Geschick erfüllte sich an seinem eigenen Leib, an seinem Erdenwallen gescheucht durch die Welt, an seinem Ende weit überm Meer im ratternden durch die Steppe jagenden Expreß.

Requiescat.

Rundschau

Graf Eduard Keyserling*

von Herman Bang

Als ich zum erstenmal Graf Eduard Keyserlings Bücher gelesen hatte und zwar in einem Atemzug, eins nach dem andern — fragte ich auf einer Abendgesellschaft in Berlin: Ist Graf Keyserling aus Reval? Nein, war die Antwort. Ich glaube, er ist aus Westpreußen.

Also doch wenigstens von der russischen Grenze. Ich hätte darauf wetten können. Graf Eduard Keyserling ist ein Iwan Turgenieff, der noch lebt. Es ist hier nicht von Nachahmungen die Rede. In aller Kunst wird überhaupt viel zu oft von Nachahmung geredet. Künstler ahmen einander nicht nach; aber sie sind verwandt — wie Iwan Turgenieff und Eduard Keyserling es sind.

Beider Stil hat dieselbe Farbe, ein melancholisches Silbergrau, in dem ihre Erscheinung sich schwermütig spiegelt. Ihre Sprache hat denselben Rhythmus, das gleitende leise Singen eines Flusses, wenn es dämmert. Ihre Worte haben dieselben Töne, wie ein wehmütiges Erzählen von Wanderern, die über Felder ziehen, weiße Felder an dunkeln Abenden. Stille schildern sie vor allem. Turgenieff läßt die ewigen Ebenen atmen, Keyserling kennt auch das Meer. Vor seinem schauenden Blick ruht seine Fläche unendlich, stumm wie das endlose Leid. Ich habe eine deutsche Ausgabe von Turgenieff neben Keyserlings Werke gelegt, und selbst bis auf die Wahl ihrer Worte sind sie einander ganz überraschend ähnlich. Seltsam ist es nicht.

Denn beide sind, jeder auf seiner Seite einer geographischen Grenze, aus derselben Gesellschaft hervorgegangen. Sie stammen aus Schlössern. In Schlössern haben sie gelebt, und ihre Heimat verlassen sie nicht. Ihre Heimat ist eng, aber gerade darum kennen sie sie, wie Kinder den Garten vor ihres Vaters Hause kennen. Sie kennen Alleen und Rasenplätze, die Teiche und den Küchengarten mit seinen Gewächsen, die Saat auf den Feldern

* Als Keyserlings „Wellen“ bei uns erschien, fragte Herman Bang: „Darf ich in der Rundschau über Wellen schreiben? Ist das ein schönes und echtes Ding.“ Es wurde eine seiner letzten Arbeiten, die wir hier veröffentlichen.

und die Tiere in ihrem Stall und die Wiesen, die grün sind in der Sonne. Sie kennen die Stuben und Gastkammern und die langen halbschläfrigen Mahlzeiten und Kaffeestunden auf der Veranda unter dem herabgelassenen Zeltdach. Sie sind zu Hause hier, und sie bewegen sich hier wie Menschen, die zu Hause sind.

Just dies ist die Stärke ihrer Kunst. Ihr Zuhause-Sein macht sie unendlich sehend. Sie haben ihre Welt von Kindheit an gesehen, und alles Treiben und alles Wesen dieser Welt hatte Zeit, sich bis in die Tiefe ihres Seins zu senken. Sie beobachteten nicht ihre Gesellschaft, sie lebten mit ihr und in ihr.

Die Leser empfinden das als eine stille Sicherheit. Wir fühlen uns zu Hause, weil Graf Keyserling es so ganz ist. Und doch ist die Welt, die er schildert, uns so fern und so fremd, daß Graf Keyserling in der deutschen Literatur der einzige ist, der die Pforte zu ihr auftut. Aber er öffnet die Tür so vollständig, daß wir im „Haus der Junker" so frei und so sicher atmen, als wären wir selbst darin geboren. Wir empfangen unwillkürlich das Heimatgefühl, das der tiefe Quell und das Eigengepräge jeder Kunst ist.

Graf Keyserling kann seine Figur mit zehn Worten hinritzen, weil er jeden seiner Menschen so genau kennt, wie man die kennt, mit denen man sein ganzes Leben gelebt hat. Ein Strich ist ihm genug, denn er kennt den Strich, der jedes einzelne Gesicht zeichnet und gestaltet.

Wie eng die Welt und wie mannigfaltig die in diesem kleinen Gesellschaftskreis enthaltene Menschengalerie! Ein Gebiet, in das wir zum erstenmal eindringen. Denn keine Gesellschaft ist bis heute so streng abgeschlossen, wie diese. Die Pforte ist jahrhundertelang verriegelt gewesen, und der wilde Wein der Legende rankt sich um die Angeln.

Aber Graf Keyserling hat die Tür eingeschlagen und viele Legenden welken.

Unsere demokratische Zeit hat ein Großkapital von Dummheiten auf Thronen und ihren Stufen angelegt. Man hat es noch nicht soweit gebracht, den Adel abzuschaffen, aber man hat sich an ihm gerächt, indem man ihn lächerlich machte. In der Literatur und auf dem Theater war der Adel durch eine unzählige Schar von Narren, Schwachköpfen und fast Idioten vertreten. Die Älteren sind verknöcherte Gliederpuppen, die Jüngeren aufgeblasene Laffen. Die ganze Gesellschaft ist ein Karikaturenkabinett, in dem die menschlichen Torheiten, überdeckt mit Staub, zur Schau gestellt sind. Man denkt nicht einmal an Affen: dies sind Skelette von Affen.

In dieser Darstellung der adeligen Kreise (die eine stärkere Waffe in der Hand der Demagogen war als man glaubt!) sind alle Literaturen überraschend einig. Eigentlich bildet eine Ausnahme nur die Literatur des republikanischen Frankreich.

In Deutschland dürfte Graf Keyserling allen Hohlspiegelbildern der so- genannten Junkerwelt ein für allemal ein Ende gemacht haben. Denn Graf Keyserling zeigt sie uns, wie sie ist — nicht besser, aber auch nichts weniger als schlechter als alle andern Gesellschaftswelten.

Diese Menschen sind nicht dumm, aber sie sind beschränkt. Sie besitzen häufig Tüchtigkeit und selbst Tatkraft. Sie sind loyal und treu; aber ihre Loyalität und ihre Treue gehören ihrem „Kreis“. Sie haben Ideen, die ihre Götter sind. Aber sie haben auch Vorurteile, die zuweilen diese Götter zu Abgöttern machen. Sie haben eine aufrichtige Vaterlandsliebe, aber ihr Vaterland heißt der König, was zuweilen den Begriff einengt. Sie haben wahre Gefühle, aber die Konvention wird bisweilen stärker als ihr Gefühl. Sie haben einen sehr hohen Begriff von Verantwortung, aber in erster Linie von Verantwortung ihrer Familie und ihren Standesgenossen gegenüber.

Inmitten einer demagogischen Zeit, die allerhand neue Ideen wie Räuber auf die Landstraßen ausschickt, lebt diese Welt — geistig gesprochen — in ihren Burgen, die sie, nicht ohne ein gewisses Recht gegen die Umwelt befestigt.

Eduard Keyserling schildert uns das Leben in diesen Burgen. Vielleicht hat er das nie so meisterhaft getan wie in „Wellen“.

Es ist in erster Linie eine Erzählung davon, daß die „Burg“ bindet. Doralice ist an einen alten Diplomaten verheiratet worden. Als Gemahlin des Gesandten hat sie am Hofe von Dresden getanzt und die bunte Lange- weile empfunden wie einen feuchtkalten Nebel. Später dämmerte sie im Halbdunkel eines komfortabeln Landschlosses dahin. Dann, eines Tags, bricht sie aus. Sie verliebt sich in die Stärke und den Kulturmangel eines Bauernmalers. Aber die Burg rächt sich; denn die Burg ist ein Netz von Gewohnheiten, Anschauungen, Lebensforderungen, von Arten zu sehen und zu hören, ein Netz von Tausenden von kleinen Maschen, das uns unrettbar festhält. Die außerhalb der Burg denken, reden, fühlen, wünschen anders als die in der Burg, mehr als das: sie essen anders, putzen ihre Nase anders, schlafen anders. Und Hans ist außerhalb der Burg geboren. Das ist das Geheimnis der Burg, daß ihre geringfügigsten Dinge uns am stärksten binden. Just die kleinen Dinge, die nur in der Burg zu finden sind, und die uns draußen am heimatlosesten machen. So heimatlos, wie Doralice ist in der Hütte, wo die Suppenterrine, die nach Zwiebeln duftet, die unübersteigbare Mauer wird zwischen ihr und dem Geliebten, der die Suppe zu tief über seinen Teller gebeugt und ohne Kragen hinunterschlingt. Heimatlos wird sie unwiderstehlich zur Heimat, zur Burg zurückgezogen. Hilmar begegnete ihr. Hr. Hilmar ist Leutnant. Aber welch eine Wiederauf- erstehung für alle Leutnants! Nie hat Graf Keyserling eine Gestalt mit solch sprühendem Leben, so überzeugendem Reichtum geschildert wie diesen

jungen Revoltanten, den eine Gardeuniform deckt. Man sieht und hört ihn, und Hilmars kochendes Blut siedet vor unsern Ohren.

Überall ist es bei Keyserling die Sehnsucht eines gebrochenen Mannes, die seine Jugendgestalten so reich macht an rinnendem Blut. Aber nirgends ist der junge Mann so ganz, in seinen tausend Zügen gegeben, wie in Hilmar, diesen verkörperten zwanzig Jahren, die unruhig durch die Reiche der Liebe eilen, ohne zu rasten, ohne satt zu werden. Die letzte Geduld unter des Lebens bittern Umständen hat uns diese schöne Leinwand von der hastenden Ungeduld gemalt.

Geduld ist die Seele der Keyserlingschen Dichtung. Eine erkämpfte und milde Geduld schuf diesen Blick auf Menschen und Leben. Graf Keyserling urteilt über niemand; auch nicht über das Leben. Seine Umstände müssen getragen werden. Allerdings — diese Umstände sind geringfügig, so geringfügig, daß jede einzige Seite in Keyserlings Büchern eine milde Traurigkeit ausstrahlt, die wirkt wie ein eigenes Leuchten. Seiner Dichtung Grundakkord ist die weiche Trauer, die abgeschlossen hat. Und die des Lebens Ziffern wiegt mit einer wehmütigen Skepsis, der wehmütigen Skepsis, die viele Ahnen dem Spätgeborenen als schmerzliche Wiegengabe schenken. Diese Skepsis durchdringt alles und verdammt doch keinen: sie sieht den Zug des Lebens als den bunten Leichenzug, der er ist.

Dieser Ausblick auf alles und alle verleiht der Darstellung Keyserlings einen ganz eigenen und persönlichen Ton, der wie der Klang einer menschlichen Stimme wirkt. Dieser Klang ist das Wesen von Keyserlings Stil, der seine intensivste Kraft erlangt, wenn er Sonnenuntergänge oder Dämmerstunden — oder die Nacht schildert.

Dabei fallen mir ein paar merkwürdige Worte ein, die ich einmal gehört habe. Ein junges Mädchen sagte sie, das, der Tiefe des Volks entsprungen, als Adoptivtochter in ein uraltes Geschlecht aufgenommen worden war. Wenn Mutter redet, sagte sie, so versteh ich sie nie; ja — vielleicht versteh ich die Worte, aber nie den Klang in ihren Worten.

Dieser Klang war die durch Jahrhunderte erworbene Resignation.

Und dieser Klang ist der Keyserlingschen Dichtung innerste Seele.

Bangs Maske

von Paul Barchan

Bruchteile von Gedanken tauchen spukend auf . . .

. . . so daß man beim ersten ungefähren Anblick des Kreuzleins hinter dem Namen erschrickt, ohne zu begreifen und ohne die Bedeutung und Wirklichkeit aufzunehmen, die Tragfähigkeit abzumessen und erst allmählich von der nagenden Bitterkeit gelähmt, aber auch getrieben wird . . . Und ein sich jetzt erst loslösendes Mitleid mit diesem vielgeprüften, bizarren Menschen, der fern von seiner undankbaren Heimat . . . Wie sein Bauernaristokrat Claude Zoret, mit dem er sich in Gedanken spielend identifizierte, an dem störrisch fremden Michael laborierte und zugrunde ging, in der Todesstunde einsam unter den hastenden Eitelkeiten dieser Welt, mit sich allein, voller kranker Sehnsucht seiner bäuerlichen Heimat gedenkt — so mochte in des gehetzten Bangs entsetztem Hirn, da der Bote des Todes ihm das rebellische Blut auswürgte, ein Heimweh blitzartig, spukhaft aufzucken, das Weh nach einer Heimat, das ihm vielleicht doch nicht in der Ganzheit bewußt war, denn . . .

Denn irgendein fremder Blutkörper rumorte durch seine Adern, die Schatten eines fremden Ahnen lagerten zeugend auf dem Gesicht des adligen Sohnes Dänemarks. Er hatte die stolze Struktur des nordgermanischen Aristokraten und die zerrenden Nerven des Zigeuners: den bestimmten Knochenbau der Rasse, der er angehörte, und das wogende Blut und den vagen Blick jenes erotisch-exzentrischen Stammes, der wandernd mit seinem wandernden Geiste hie und da auf aufnahmefähigem Boden atavistische Regungen weckt, kreuzt und löst. Aus dieser zwiespältigen Mischung ergab sich sein Wesen, das umstrickte, fesselte und doch fremd blieb. Er hatte das Rückgrat des Aristokratischen und das Herz des Zigeunerhaften. Den Stolz, den Sinn für Tradition, den Instinkt für das Hergebrachte der Art seiner alten Rasse und das anarchistisch Mißachtende (nicht Rebellische!) im Innern seiner Natur, das er von ungefähr geerbt.

Er war schön. Der naive, kindlich sich gefällige Zigeuner an ihm trug den adligen, knappen Knochenbau mit dem gewölbten Brustkasten stolz, nonchalant spielerisch, mit erotischer Geschmeidigkeit zu Schau. Dies war nicht das, was man affektierte Pose nannte, es war der natürliche Ausdruck des Zigeunerischen, das er pflegte, und wie bewußt es ihm war, es war noch stärker in ihm begründet. Doch der Adelsmensch in ihm, den er nie bewußt zitierte, beherrschte ihn ganz und äußerte sich von selbst. Er

liebte es bis in die letzten Jahre, eine akkurate Haarlocke über die knappe, harte Zigeunerstirn zu tragen und ließ sich stets mit gesenktem Kopf photographieren, die Augen aufwärts gerichtet, fast gebrochen, tierisch-traurig, dulderisch und doch animalisch. Trotzdem er diesen Ausdruck so hartnäckig markierte, so war er noch wahrer, als er selbst vielleicht glaubte. Vor ein paar Jahren überrede ich ihn, durch die photographische Pose, die sein Gesicht gleichsam versteckte, geärgert, sich von mir mit erhobenem Kopfe knipsen zu lassen, was ihm durchaus nicht passen wollte. Auf diesem Bilde, wo er so einfach und beherrscht dasitzt, schaut man ihm gerade ins Gesicht und sieht, wie ihm Mund und Kinn kräftig und edel geformt sind. Seine Züge waren knochig und knapp behauen, die Haut südlich-braun und die tief schattierten Ränder unter den müden Augen kaffeebraun und von jener Geripptheit, wie sie die äußersten Blätter von Marechal-Niel-Rosen am untersten braungetrockneten Rande aufweisen, von jenen schweren, schwülen, satt- und warm-gelben und ebenso duftenden Marechal-Niel-Rosen von alten Stämmen. Das eine Auge war ihm tot, doch wenn er einen anblickte, so wußte man nicht, welches das sehende war. . . Aber auf seinen Jugendbildern hat er etwas Narzißhaftes. Und dieser narzißische Schimmer verklärte ihn bis in die letzten Tage, trotzdem er seit Jahren geborsten und gebrochen mit stiller, doch berechneter Eleganz sein Leid pflegte, wodurch er es jedoch nicht verhindern konnte, daß er tief rührte.

Man nannte ihn kokett. Doch das Wort ist viel zu schwächlich, um diese impulsive Kraft in ihm zu deuten, diese üppige Lust, sich zu produzieren. Die jähen, fremden Blutkörper in ihm, das Zigeunerische, das in seinen Adern spielte, zogen all das Altadlige in ihm herbei, lockten dies hervor, um sich zur Geltung zu bringen, sich auszuatmen, den verborgenen Lebensdrängnissen zu ihrem Rechte zu helfen, die Möglichkeit durch Spiel und Schein auszukosten. Wie bei einem Zauberer war man bei ihm zu Gaste, entwaffnet und entwillt, umstrickt und gefesselt, wenn er zur Schau spielend sich zum besten gab. Nicht daß er sich für jemand anders ausspielte, ein Besserer, Komplizierterer erscheinen wollte, sondern es war, als ob etwas in ihm rang, das sich äußern und formen mußte, irgendein Wesen innerhalb der irdischen Erscheinung Herman Bang aus Dänemark, etwas Wesentliches, das nach außen tastete. Und wenn man vor ihm dasaß, überwunden und voller Verwunderung, glaubte man ein Phantom vor sich, unfaßlich, stofflos, eine emporgeschraubte Sehnsucht. . . Es war, als sei er von andern Zonen, aus andern Epochen hierher verweht, als flattre er umher, übertrumpfend, und doch nicht ahnend, wie er ergriff; denn er war, so schien es, mit andern Werkzeugen ausgestattet, als daß er hier unter uns und jetzt mit uns den Kampf hätte aufnehmen können. . .

Dann führt er in das Zimmer seines Sekretärs und zeigt mit seiner müden Ironie, mit der er seine Krankheit und Torheiten, all seine Leiden, kokett und wohltätig zur Schönheit erleichterte — allerlei Sachen, die jener ihm gemaust hat: „Er hält mich für sehr dumm und ist überzeugt, daß ich nichts davon merke.“ Und er lacht jäh auf, hart, grotesk: dieses sein Auflachen, das so fremd klang und gemahnte, daß er überall nur Gast war. . .

Dieser Zug umriß vielleicht den ganzen Bang und mit ihm eine Menschenkategorie, die man lieben soll. (Jener domestikenhafte Plebejer sah grinsend zu, wie der Herr sich vor dem Spiegel die Kravatte band, und er hielt ihn für dumm und tölpelhaft, weil dieser nicht die physische Kraft aufbrachte, ihm einen Fußtritt zu versetzen.)

Er war klug und naiv. Von jener besseren Klugheit, die aus den Augen, durch das Sehen, ins Herz geht, fast ohne das Gehirn zu streifen; und von jener großen Naivität, der Kindlichkeit, die sie wehrlos erhält, nicht gewachsen den Mächten, die sie erkennen. Er gehörte zu den Menschen, die sehen, doch nicht greifen können. Ein Dämon zeigte ihm, stachelte ihn an, führte aber nicht seine Hand, stützte nicht seinen Arm. Er hatte eine Hilflosigkeit dem Leben gegenüber und gemahnte an einen Sehenden, der abwesenden Geistes bei hellichtem Tage tastend sich fortbewegt. Er war gütig und edel; nicht aus Wille zum Guten, durch kategorische Imperative, durch ethische Forderungen, nicht durch sich-selbst-Überwindung; er war gütig und edel, weil das Böse in ihm atrophiert war, das animalisch Selbstsüchtige, der Instinkt für das Zweckmäßige. Ohne Pathos war er, hemmungslos, der Schönheit der Güte hingegeben, hatte sich von ihr tragen lassen. Das goldne Herz, das wahrhaft pure, goldne Herz ist weich und unscheinbar, wie das pure Gold selbst, biegsam und dehnbar. Er war gütig aus „Schwäche“.

Er gehörte zu jenen seltenen Menschen der phantastischen Linie. Zu jenen Erscheinungen, die gespenstisch zwingend auftauchen, wenn man fern von ihnen; Menschenphantome, die unsere Sehnsucht heraufbeschwören, weil wir von ihnen, nicht ahnend, Erfüllung erhoffen in Minuten, da Stille und Schmerz uns adelnd streifen. Zu jenen Fremden, die außerhalb von Gesetzen stehen, deren Leben sich nicht nach Satzungen entwickelt, deren psychische Wandlungen sprunghaft, lockend, spukhaft sich vollziehen, deren Äußerung, Linie und Bewegung uns als Wohltat geschenkt wird, damit sie in unserm Alltag Reste von Wundersehnsucht erlösen.

Man soll sich dazu erziehen, die traurige Schönheit der romantischen, problematischen Naturen zu sehen und sie in Dankbarkeit zu lieben, jener fremden Naturen, die, trotzig und doch willenlos, wie weicher, schwerer Schnee durch die gelblich ergraute Luft zu Boden rieseln.

Tolstojs Nachlaß*

von Moritz Heimann

Von den nachgelassenen Schriften Tolstojs ist soeben eine deutsche Ausgabe, zugleich mit der russischen, in drei Bänden erschienen. Die Übersetzung liest sich sehr angenehm, flüssig und charaktervoll, wie nicht alle neuere deutsche Übersetzungen. Trotzdem hoffen wir, daß dieses nicht die abschließende Ausgabe der nachgelassenen Schriften Tolstojs sein werde. Wer die Schuld trägt, weiß ich nicht: sicherlich nicht der deutsche Verleger, vielleicht auch nicht der russische, sondern vielleicht wirklich die eigene Familie des großen Dichters, die die Erinnerung an die praktischen Folgen der Tolstojanischen Philosophie auf alle Weise zu verdunkeln bemüht ist; jedenfalls hat man sich die Arbeit sehr leicht gemacht, man hat Kraut und Rüben in die Säcke gestopft, und bietet, ohne Ordnung, ohne System und ohne Aufklärung, Werke an, die insbesondere dieser Aufklärung bedurft hätten, um ihre ganze Bedeutung zu enthüllen. Der Nachlaß Tolstojs, so sollte man meinen, ist eine europäische Angelegenheit; und sicherlich wird er es einmal sein, wenn wir ihn nur erst in der richtigen Weise haben. Daß hierzu die Tagebücher und Briefe das meiste beitragen werden, ist natürlich; aber auch ohne sie hätte eine weniger dilettantische Art der Herausgabe uns mehr zu bieten haben müssen, als eine bloße zufällige Vermehrung der Schriften Tolstojs. Es liegt uns in diesem Falle nicht daran, zu vielen Bänden noch ein paar Bände zu haben, sondern das, was wir haben, besser zu verstehen. Wichtiger, als zum Beispiel bei Ibsen, wo die ausgegossenen Werke und alle Vorbereitungen dazu, als Skizzen, Entwürfe und Stufen, in demselben Bereiche, der Kunst, verbleiben, würde es bei Tolstoj sein, zu verfolgen, wie die Eindrücke seiner Erfahrung und der bewußte Wille seines Lebens sich zu Frieden oder Feindschaft streiten mit dem Formwillen der Kunst. Wir hätten gerne seine (zweifelhafte) Wahrheit es mit ihrer (zweifelhaften) Wahrheit ausmachen sehen.

Es ist dieses nicht ein künstlich in die Verhältnisse hineingesehenes Problem. Der Einleiter der deutschen Ausgabe, C. Hagberg Wright, teilt mit, daß Tolstoj, außer andern Gründen, darum „den lebenden Leichnam" bei Lebzeiten nicht habe erscheinen lassen, weil er zweifelte, ob es „ein Ding sei, das Gott billige," mit einem Wort, weil es der Tendenz entbehrte. Das ist einer der Fälle für viele, wo wir für unser Leben gern erfahren hätten, ob sein Gewissen Tolstoj nur hinderte, das Werk herauszugeben, oder schon, es zu vollenden. Wie es jetzt gedruckt vorliegt, sieht es nicht nach viel mehr

* Im Verlage von J. Ladyschnikow in Berlin. Die Übersetzung ist von August Scholz und Alexander Stein besorgt.

aus, als nach einem ersten, absteckenden, disponierenden Plan. Ist es so geblieben, weil dem Dichter die Hände müde und unfrei waren, zu formen? oder weil Rußland noch auf wer weiß wie viele Jahrhunderte, die freilich bei dem heutigen Welttempo sich zu Jahrzehnten verdichten können, diesseits des europäischen Dramas ist? oder endlich, weil Tolstoj nicht die Handhabe daran fand, es in die unmittelbare Tendenz seiner Religiosität zu rücken? Bis wir zur Beantwortung solcher Fragen eine Tolstojphilologie haben, bei der wir dann einige Eigenschaften deutscher Gelehrter wünschen, müssen wir uns an das halten, was uns der Nachlaß, nicht einmal mit vollständig festgestellter Chronologie, vermittelt, und uns begnügen zu mutmaßen.

Die als Nachlaß bezeichneten Werke stammen alle aus der letzten, religiös entschiedenen Zeit des Dichters mit Ausnahme von zweien, die vor 1862, dem Jahre seiner Verheiratung, geschrieben sind. Von diesen beiden blieb die eine unvollendet, offenbar deshalb, weil ihm die andere, „ein Idyll" betitelt, in Empfindung und Ton das Thema besser aufzusaugen schien. Dieses „Idyll" ist in einem beim ganzen Tolstoj kaum wieder begegnenden Grade von moralischen Anwandlungen nicht nur unbekümmert, sondern bedient sich ihrer zur Steigerung der humoristischen Wirkung. Es ist da ein junges, kräftiges, schönes Weibchen, mit Hand und Beinen und Mundwerk gleich beweglich, deren Mann vom Vater in die Stadt verdungen ist. In dieser Zwischenzeit sind die Männer um sie herum wie die Wespen um den Syruptopf, aber sie spielt mit ihnen, tugendhaft, weil vollsaftig: bis endlich einer kommt, der nicht scharwenzelt, sondern sie packt und trägt, wohin sie getragen sein will. Und das geht so lange, bis ihr Mann heimkommt und sie in der Tenne überrascht. Der Liebhaber entwischt mit Hinterlassung seiner beiden Stiefel, die Frau wird gedroschen, aber in der Nacht gibt es Versöhnung, und der lustige Ehemann verkauft die konfiszierten Stiefel für fünf Rubel, wobei er nur bedauert, daß er jenen nicht erwischt und ihm noch den Kaftan ausgezogen hat; das Kind, das sie haben werden, wird nur das erste zu den andern sein. Die ganze Geschichte lacht mit zwei Reihen gesunder Zähne. Ein Vierteljahrhundert später schrieb Tolstoj eine Geschichte „Der Teufel", worin eine junge Bäuerin vorkommt, die jener aus dem Idyll gleicht, wie ein Ei dem andern, nur daß sie von vornherein freigebiger mit sich ist. Aber dieses Mal ist nicht sie die Hauptperson, sondern ein junger Gutsbesitzer, der sie als Junggeselle, auch schon mit Gewissensskrupeln, genommen hat, wie einen Trunk im Hochsommer, und der, nachmals glücklich verheiratet, mit Entsetzen merkt, daß er ihr wieder zu verfallen in Gefahr ist. Tolstoj läßt ihn sich, und in einer Variante die Bäuerin erschießen.

Ein größerer Gegensatz als zwischen diesen beiden Erzählungen ist im Gesamtwerk Tolstojs nicht zu finden: aber was auch immer ihn herbeigeführt habe, das Nachlassen der dichterischen Kraft war es nicht. Es scheint nicht

einmal ein Nachlassen der Sinnlichkeit im besonderen Sinne des Wortes zu sein. Dieser starken, eigentümlichen tolstojischen Sinnlichkeit, die kaum jemals in seinem Leben ganz ohne Qual war, und die schließlich nichts als eine Qual wurde; aber erloschen ist sie nicht. Im Jahre 1898 beendete er den „Vater Sergius", der, als Einsiedler den Gefahren der Welt entrückt, von einer jungen Frau, wie der heilige Antonius, versucht, sich mit dem Beile einen Finger abhackt. Niemals hat Tolstoj von einem jungen Weibe erzählt, ohne seiner Schilderung ein sinnliches Arom zu geben. Da geht eine mit bloßen Füßen über den Sand, oder sie hebt den Rock, wenn es regnet, oder sie ist dekolletiert in der vornehmen Gesellschaft, oder sie gibt als grande dame ihre volle, weiße Hand einem Mohamedaner zum Gruß, der es nicht wagt sie anzusehen — das Arom der Verführung schwimmt immer um sie herum. Es ist diese Sinnlichkeit so bitter und resigniert, von so hoffnungsloser Verstricktheit, daß sie immer darauf und daran ist, den Frauen zu verzeihen; die Schuld des Mannes ist ihm schmerzhafter als die des Weibes. Es gibt Menschen, die sind erst ein junger Mann und dann ein alter Mann, aber niemals ein Mann; Tolstoj war immer ein Mann und die Sinnlichkeit eines Mannes. Es hängt damit zusammen, daß er die Kinder ohne Verklärung sieht; seine Kindergeschichten im Nachlaß sind unmittelbar moralisch und lehrhaft, sie entbehren ganz der Zufälle und der Zwecklosigkeit, die die Kinderweisheit auszeichnet; und daß ihm dagegen wie keinem der Säugling und das Kind im Mutterleibe vertraut ist, gleich jeder Äußerung des vegetativen, des animalischen Lebens.

In einer Form jedenfalls ist Tolstojs Sinnlichkeit bis zuletzt intakt geblieben: in der umfassenden, strömenden Realität des Schriftstellers. Wenn man bedenkt, wie schwer es dem Deutschen wird, die Mühsal oder Künstlichkeit oder Eitelkeit oder den renommistischen Zug in seinem realen Detail zu vermeiden; oder wenn man sich erinnert, daß diejenigen unserer Dichter, die sich der Realität am unbefangensten bedienten, wie Gotthelf und Reuter, von einer ideellen Enge oder von Provinzialismus niedergehalten werden; so muß man Tolstojs Realität klassisch nennen. Eine nie versagende, nie versiegende natürliche Volkstümlichkeit empfängt in ihm den Reichtum, den seine Augen und alle seine Sinne, seine Erinnerung und all sein Gewissen, ja seine Studien in Archiven und Dokumenten ihm zuführen. Ein Muster ist der Chadschi Murat, ein Roman, der im Jahre 1904 beendet wurde. Er ist das abgeschlossenste, reichste und trotz der auch hier nicht unterdrückten Tendenz künstlerisch reinste der nachgelassenen Werke; eine Erzählung aus der Nachbarschaft seines Jugendwerkes „Kosaken". Im Jahre 1851 hatte Tolstoj das zum Grunde liegende Ereignis in Tiflis miterlebt: die freiwillige Unterwerfung Chadschi Murats, des nach Schamyl tapfersten und gefürchtetsten Gegners der Russen in den Kaukasuskämpfen. Damals nannte

Tolstoj in einem Briefe an seinen Bruder die Tat Chadschi-Murats eine Gemeinheit; aber als er ihn zum Helden seiner Erzählung machte, dachte er anders darüber; nahm ihn als einen einfachen, kindlichen, wahren Menschen, dessen Beweggründe einfach und wahr sind, Eifersucht auf Schamyl, Furcht vor ihm, Furcht für seine in Schamyls Gewalt befindliche Familie. Er tritt zu den Russen über, um sich seiner Familie wieder versichern zu können, wird in einer Art custodia honesta gehalten, entflieht dieser, um auf eigene Faust seine Familie zu befreien, und wird dabei von den Russen getötet. Und dieses ist alles einfach, wahr und natürlich, und ist das alles um so mehr, als es sich vor einem Hintergrund von sinnloser Kompliziertheit, Unwahrheit, und Unnatur abspielt, dem des Staates mit seinen aufgeplusterten Konvenienzen und Sinnlosigkeiten. Der Roman steht im gleichen Rang mit den Meisterwerken Tolstojs. Der Dichter hat alles zur Hilfe genommen für sein Gemälde, was er irgend erreichen konnte, sowohl aus seinen eigenen Aufzeichnungen, als aus Briefen, Museen und Archiven. Eine Meisterhand brachte den größten Reichtum in den natürlichsten Fluß.

Seinem Reichtum im einzelnen bleibt ebenso bis ins späte Alter die Kraft der Erfindung gleich. Es befinden sich im Nachlaß ein paar Fragmente größeren Umfangs, von denen jedes aussieht, als ob es ein Zarepos im größten Stil hätte werden sollen. Warum es dazu nicht kam, ob die einzelnen Pläne einander hinderten, oder Tolstoj immer wieder inne wurde, daß er, wie Ananias, das letzte nicht geopfert hatte, den Dichter, und ihn darum immer wieder opferte, — ein Mangel trägt die Schuld nicht. Das poetisch reizvollste dieser Fragmente ist der Fjodor Kusmitsch, die Weiterspinnung einer Legende, wonach der Kaiser Alexander der Erste noch lange nach seinem vermeintlichen Tode als Pilger durch die russischen Länder zog; er hat einer Soldatenexekution zugesehen und dabei seinen Tag von Damaskus erlebt, mit jenem blitz- und wunderartigen Ausbrechen der russischen Güte, das den alten Adam zersprengt und einen neuen Christus aus ihm hervorgehen läßt. Er hat den zerschlagenen Soldaten als Zaren beerdigen lassen und ist als Pilger in das Dunkel seines ungeheuren Landes gegangen. Jetzt schreibt er als siebzigjähriger Mönch seine Erinnerungen. Leider ist das Fragment nicht weit gediehen. Von einem anderen, mit dem Titel „der gefälschte Kupon", sind über hundert Seiten vorhanden; was bei der Eigentümlichkeit des Grundeinfalls genug ist, die nie abreißende Erfindungskraft des Dichters zu bewundern. Ein Beamter hatte einen Rüffel von seiner Behörde bekommen, welche üble Laune ihn seinem fünfzehnjährigen Sohne einen Vorschuß über das fällige Taschengeld hinaus verweigern läßt. Ich notiere nur flüchtig den Anfang des Themas. Der junge Bursche läßt sich von einem Kameraden verführen, um zu Gelde zu kommen, aus einem Kupon von 2 Rubel 50 einen solchen von 12 Rubel 50 zu machen. Sie bringen den gefälschten

Kupon glücklich bei einem kleinen Geschäftsmann an. Der Geschäftsmann wird ihn an einen Bauern los, von dem er Holz kauft, der Bauer wird beim Ausgeben des Scheins ertappt und kommt ins Loch. Der Bauer kommt aus seinem Schick und wird ein Pferdedieb. Der, dem die Pferde gestohlen sind, ein Gutsbesitzer, wird darüber ein Bauernfeind. Und so rollt der Ball sich weiter zur Lawine und reißt auf seinem Wege Seitenlawinen in die Seitentäler los, Totschlag, Mord, jedes russische Verbrechen und jede russische Tugend, jeder Stand, vom Bettler bis zum Zaren, wird in Bewegung gesetzt.

Die Erzählung strömt sich aus, wie einer der unaufhaltsamen Rhythmen von Bach. Wo das Fragment abbricht, erscheinen, als erwachsene junge Männer, die Fälscher des Kupons, nachdem der eine von ihnen die Handlung schon einmal wieder berührt hatte. Die Erfindung ist noch in den kühnsten Kombinationen natürlich, abgesehen davon, daß ihr Thema: der Fluch der bösen Tat, gegen das (moralische) Gesetz von der Nichterhaltung der Kraft verstößt; und ihrem Reichtum trägt es nichts ab, daß sich — man könnte es musikalisch nennen, oder episch im alten Sinne — die vielen Erscheinungen auf nicht viele Grundmotive zurückbringen lassen. Zwar da die Werke zum größern Teil nicht abgeschlossen sind, haben Wiederholungen nichts zu bedeuten. Tolstoj könnte ja ein ganz bestimmtes Thema mehrfach probiert haben, und seine Entscheidung kennen wir nicht. So gibt es eine kleine Erzählung, in deren Mittelpunkt die Lebenswandlung eines Menschen steht, der an einem Soldaten die Exekution das Spießrutenlaufens vollziehen sieht. In dem Legendenroman vom Zaren Alexander findet sich dasselbe Motiv. Bedeutender als solche Wiederholungen ist die Wiederkehr der Züge, die für Tolstoj die Hauptkomponenten unseres Seelenlebens sind. Von ihnen ist der wichtigste das Ausbrechen der zerstörenden, erlösenden Güte. Da schlafen sie in einer furchtbaren Todesmüdigkeit ein, diese tolstojischen Mörder im Straßengraben oder Zaren im Palast, und aus diesem Schlafe fahren sie mit einem ungeheuren Schrecken auf. Was sie dann fühlen, ist der Tod, der Tod schreckt sie mit allen Schrecken, und er läßt sich nicht verscheuchen, solange der Wahn sich nicht zerbrechen läßt. Um den Tod zu überwinden, überwinden sie den Wahn; das heißt, sie überwinden sich, aber nicht in dem redensartlichen, westeuropäischen Sinne, sondern so, daß der Besiegte für immer ausgelöscht ist.

Der Reichtum an Erfindung und die Variabilität nicht vieler Urmotive sind fast immer bei den Meistern der Einfachheit zu finden. Diese Einfachheit hat Tolstoj in so hohem Grade, daß er niemals etwas vergeblich unternimmt. Jede Notiz von ihm hat Existenz. Seine Dramen (in diesem Nachlaß) sind nichts als die erste Auseinandersetzung eines Dichters mit einem Stoff. Obgleich als Kunstwerke noch durch keine

Akzentuation irgendwie angedeutet, sind sie, vermöge der Einfachheit und Wahrheit, doch so vorhanden, wie selbst unter den Kunstwerken nur die besten. Und trotzdem sind sie wiederum nur vorhanden, weil sie Äußerungen des uns bekannten Mannes sind. Wer Tolstoj nicht kennte, würde nicht viel von ihnen haben. Wer ihn kennt, möchte wissen, wie der Dichter sich von ihnen getrennt hat.

Wenn er „den lebenden Leichnam" nicht durchgeformt hatte, weil ihm in dieser Geschichte eines fingierten Selbstmordes, durch welchen eine vermeintliche Witwe zur Bigamistin wird, keine Möglichkeit für seine als die einzige erkannte, religiöse Aufgabe sich bot, so gälte dieser Grund bei dem zweiten Drama „das Licht, das im Dunkeln leuchtet" nicht. Hier ist er selbst mit seiner Aufgabe das Thema. Er hat sich von 1888 bis 1902 damit beschäftigt; warum ist er nicht weiter gekommen, warum nicht zum Ende? Der Heilige, der seine Heiligkeit nicht leben kann, das ist eine Idee, das ist ein Drama; ein Drama mit seinem eigenen Formwillen, seinem Formgesetz, seinen Kunstgriffen, seiner Unheiligkeit. Er konnte aus demselben Grunde kein Drama aus seiner Heiligkeit machen, aus welchem er seine Heiligkeit nicht in das Leben restlos umsetzen konnte.

Der Heilige und der Dichter bekämpften einander ebenso, wie der Heilige und der Gatte, der Heilige und der Vater, der Heilige und der Gutsherr, der Heilige und der Menschenfreund, der Heilige und der Reformator. Er hätte leicht ein besserer Reformator (und alles übrige) sein können, wenn er nicht der Heilige gewesen wäre. Der Heilige ist der Unnütze. Ganz wie der Dichter, dessen einzige soziale Funktion es ist: keine zu haben; und das ist die Paradoxie davon.

Karzinom

von Carl Oppenheimer

Wie ein massiger, schwerer dunkler Felsblock liegt das Problem der bösartigen Tumoren im Strombett der biologischen Forschung. Unbeweglich, unzugänglich. Seitdem es überhaupt eine zielbewußte Arbeit auf dem Gebiete der Krankheitsphysiologie gibt, ist man diesem Rätsel mit allen Waffen zu Leibe gegangen: und heute noch wissen wir über das Wesen dieser Erkrankungen und über die Möglichkeiten ihrer Heilung so gut wie nichts. Die Oberfläche kennen wir gut: Altmeister Virchow und seine Nachfolger haben uns die Struktur dieser Gebilde genau kennen gelehrt, sie fein säuberlich in Rubriken geteilt und die einzelnen Arten mikroskopisch zu

erkennen alle Möglichkeiten gegeben. Aber in das innere Wesen sind wir kaum noch eingedrungen.

Und dabei handelt es sich um ein Problem von gewaltiger praktischer Bedeutung. Viele Tausende gehen alljährlich elend an den Folgen solcher Neubildungen zugrunde, Junge und Alte, Blühende und Welkende, und anscheinend wächst ihre Zahl dauernd an. Aus beiden Gründen, wegen seiner absonderlichen Schwierigkeiten und seiner volkshygienischen Wichtigkeit, steht das Krebsproblem im Mittelpunkt des Interesses. Die tüchtigsten Köpfe sind mobil gemacht worden, große Mittel sind von Staats wegen und von Privaten bereits gestellt worden, internationale Organisationen arbeiten daran, bisher ohne greifbare praktische Erfolge. Und nun blinkt ein fernes Licht auf: der Besten einer, August von Wassermann hat auf einem benachbarten Gebiete, den Tumoren der Mäuse, tatsächliche Heilerfolge erzielt. Möglichkeiten tun sich auf, daß wir vielleicht doch in einiger Zukunft Wege finden werden. Da lohnt es sich wohl, einmal Umschau zu halten: wie steht das Problem, wie kann es weiter gehen?

Es ändert plötzlich in irgendeinem Organ eine Zelle ihre spezifische Natur, sie entartet, wird zur Tumorzelle. Aus diesem Saatkorn geht das Unheil auf. Die Zelle teilt sich, pflanzt sich fort, es entsteht eine Zellgruppe, alle mit derselben entarteten fremdartigen Natur. Zellstränge wuchern in die normale Organsubstanz hinein, zerdrücken sie zwischen sich, durchdringen das Organ nach allen Richtungen, überall zerstörend, weiterwuchernd. Einige Zellen lösen sich, werden mit dem Blute weiter verschleppt, siedeln sich wo anders an, behalten stets ihren feindlichen Charakter, bilden eine neue Geschwulst, die Metastase tritt auf. Schließlich geht der Mensch rettungslos zugrunde, sei es, daß wichtige Organe funktionsuntüchtig werden, sei es unter allgemeinem Kräfteverfall, vielleicht durch Gifte der fremden Zelle. Dies das Grundbild. Nur ein Mittel war bisher bekannt, restlose Entfernung des ganzen kranken Materials auf blutigem Wege, häufig erfolglos, weil man selten wirklich alle Krebszellen fassen und entfernen kann. Und wenn nur noch wenige übrig, erfolgt neue Wucherung, das Rezidiv.

Zwei Grundfragen erheben sich: Warum ändert plötzlich eine Organzelle so tiefgreifend ihre Natur, daß sie zum Zerstörer des Mutterbodens wird, und welcher Art ist diese tiefgreifende biologische Wandlung?

Von der zweiten Frage wissen wir nicht viel zu sagen. Man kann mit physiologischen Methoden einige Unterschiede auffinden: die Tumorzelle zeigt, um es einfach zu sagen, eine höchst gesteigerte Vitalität, hat besonders wirksame Fermente. Kleine Züge, die unmöglich zu einem Bilde hinreichen.

Von der ersten Frage, der hygienisch so wichtigen, wissen wir nichts. Einige Theorien gibt es, die für bestimmte Fälle hinreichen mögen, für die

allermeisten sicher nicht. Wir haben keinerlei annehmbare Vorstellung davon, weshalb eine Zelle ihren biologischen Charakter in der Weise ändert.

Als die Bakteriologie aufkam, hat man natürlich nach Bakterien in Tumoren gesucht. Der Weg war ungangbar, es kam nichts heraus. Dann kam die zweite moderne Epoche der Parasitologie, die Protozoen als Krankheitserreger. Dabei halten wir noch. Viele verteidigen die Anschauung, daß tierische Parasiten der Erreger des Karzinoms sind, bewiesen ist nichts, nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Im Gegenteil, die Anschauung bricht sich Bahn, daß die entartete Zelle selber der Parasit ist. Ein Protozoon ist ja auch nichts anderes, als eine fremdartige tierische Zelle im Organismus. Es ist also wohl möglich, daß eben die entartete Zelle, aus körpereigenen umgemodelt, der Schädling wird, der sich auf Kosten des Mutterorgans vermehrt, gerade wie es eine Spirochaete tut, und daß weiter gar keine fremde Zelle, kein von außen eingedrungener Parasit mitspielt. Lauter ungelöste Fragen.

Als Parasit wirkt nun die Krebszelle jedenfalls. Ob darin noch ein Protozoon steckt, oder ob die „Unicellula Cancri" selber der Parasit ist: man kann damit infizieren, wie mit Bakterien. Wenn man bestimmte Krebsgewebe anderen gesunden Tieren einpflanzt, entstehen neue Krebse, oder vielmehr Tumoren. Denn, was für die Wassermannsche Entdeckung zu beachten, die transplantirbaren Mäusetumoren zeigen erhebliche Abweichungen vom Bilde des Menschenkrebses. Hier erwuchsen also experimentelle Möglichkeiten, und sie wurden energisch ausgenutzt. Besonders E h r l i c h war es, der Versuch auf Versuch türmte, um diese Erscheinung der Übertragbarkeit der Tumoren nach allen Richtungen hin zu durchforschen. Es gelang ihm vor allem, aus der vor ihm unsicheren Möglichkeit der Übertragung eine gesetzmäßige zu machen; die Stoßkraft der Tumoren so zu steigern, daß sie praktisch genommen, stets „angingen". Damit schuf er eine Basis für Heilversuche: ein mit Sicherheit zu erhaltendes Tiermaterial. Ein gutes Fundament für jede weitere Forschung. Man kann also heute gerade so sicher eine Maus mit Tumor „infizieren", wie mit Pest. Auf diesem Fundament konnte man nun vor allem nach Immunitätsproblemen suchen, Vorstudien für eine mögliche Serumtherapie des Krebses machen, ein Weg, der jedenfalls beschritten werden mußte. Für solche Immunisierungsversuche ist ja gerade die absolute Sicherheit, daß nicht vorbehandelte Tiere tatsächlich den Tumor bekommen, die notwendige Grundlage zur Konstatierung irgendeiner Schutzwirkung bei irgendwie immunisierten Tieren.

Auch dieser Weg führte zu keinem Ziele. Zwar lassen sich zweifellos gewisse Immunitätserscheinungen beobachten, gewisse Resistenzen gegen die Inokulation der Tumoren, aber es ist kein Gedanke daran, hier einen Weg zu finden, der zur Beseitigung der Tiertumoren durch irgendein Heilserum führen konnte.

In diese Zeit nun fällt die Entwicklung der Chemotherapie, über deren Prinzipien an dieser Stelle früher einmal das Wichtigste gesagt worden ist. Hier wurde zum ersten Male die Möglichkeit gezeigt, im lebenden Körper die eine Art von Zellen, die tierischen Parasiten, durch ein Gift tötlich zu treffen, die andere Art, die normale Körperzelle, gänzlich zu verschonen. Man lernte „chemisch zielen", wie der Pfadfinder Ehrlich sich ausdrückt.

Nun liegt hier das Problem nicht viel anders: im Körper bekämpft eine fremde Zelle die normalen Körperzellen. Theoretisch konnte es also möglich sein, die schädliche Zelle chemisch zu treffen, die normale zu verschonen. Trotzdem hatte schon die bloße Idee in der Vorstellung gewaltige Schwierigkeiten. Die Tumorzelle, wenn auch entartet, ist doch immerhin aus dem Körper selbst entsprossen, keine gänzlich fremde, von außen eingedrungene Parasitenzelle. Dazu noch eine Zelle von höchst gesteigerter Aktivität, großer Lebenszähigkeit.

Es war kaum wahrscheinlich, daß ein chemischer Stoff so fein würde differenzieren können, um die Tumorzelle zu vernichten, die normale zu verschonen. Und die Vernichtung muß vollkommen sein, soll nicht ein Rezidiv auftreten.

Und selbst wenn die Möglichkeit als gegeben angenommen wird, wo soll man dieses Mittel suchen, in der ungeheuren Fülle von chemischen Möglichkeiten?

Trotz aller dieser ungeheuren Schwierigkeiten ist Wassermann diesen Weg gegangen, und hat einen Erfolg gesehen. Einen großen wohlverdienten Erfolg, wenn auch nur bei einem Nebenproblem, eben den übertragbaren Mäusetumoren, die keine echten Krebse sind, aber einen Erfolg, der das Problem einengt, Möglichkeiten setzt, und vielleicht weiter führt.

Er beobachtete, daß es einen Stoff gibt, der zu den Tumorzellen eine ganz besondere Verwandtschaft hat, das Selen. Wenn man herausgenommenes Tumorgewebe mit Lösungen von Selensalzen zusammenbringt, werden diese charakteristisch beeinflußt: vor allem sammelt sich das Selen in den Zellen, und zwar in den Kernen an, in normalen Zellen nicht. Da war also ein Fingerzeig gegeben. Nun hieß es weiter suchen. Injektionen von Selensalzen in Tumormäuse waren ergebnislos: das Salz wurde viel zu sehr im Körper verteilt, gelangte nicht in genügender Konzentration gerade an die Tumorzellen, nützte also nichts und wirkte höchst giftig. Nun kam er auf eine höchst eigenartige Idee, die vielleicht theoretisch nicht einmal ganz einwandfrei, doch den Vorteil des tatsächlichen Erfolges mit sich brachte. Er nahm ein Mittel zu Hilfe, das das Selen in größter Schnelligkeit durch den Körper schleppen sollte, um es in möglichster Konzentration gerade an die besonders empfindlichen Zellen heranzuschaffen. Solche Stoffe, die sich in unglaublicher Schnelligkeit in den Geweben verteilen, sind einige Farbstoffe, darunter das Eosin.

Er probierte also eine Kombination von Selen mit Eosin, was für eine, hat er nicht gesagt. Das Mittel hat auch noch seine Tücken, es gewöhnt sich manchmal ungemein schnell, wird unwirksam usw. Aber diese Schwierigkeiten waren zu überwinden, und die entscheidende Tatsache ist die, daß es ihm gelungen ist, ganze Serien von experimentell gesetzten Mäusetumoren planmäßig zur Heilung zu bringen. Nach einigen Einspritzungen seines Präparates wurden die Tumoren weich, schmolzen ein und verschwanden schließlich spurlos, um nicht wiederzukehren. Auf die normalen Zellen hat die Substanz gar keinen Einfluß; wenn einige Tiere mit großen Dosen der Substanz absichtlich zum Tode gebracht wurden, fanden sich nur ganz unwesentliche Organveränderungen vor. Das Ziel ist erreicht: es gibt Mittel, die auf die Tumorzelle im lebenden Gewebe spezifisch zielen, sie selektiv vernichten.

Ein gewaltiger Erfolg der Ideen Paul Ehrlichs, ein gewaltiger Erfolg des genialen Experimentators August Wassermann. Kein praktischer Erfolg: wie gesagt, sind die Mäusetumoren etwas anderes als Menschenkrebse, und das vorliegende Mittel ist schon wegen seiner enormen Giftigkeit am Krankenbette nicht zu brauchen. Aber ein Erfolg, der zukunftsträchtig ist. Die Möglichkeit ist erwiesen, daß man entartete Zellen körpereigenen Ursprunges gerade so gut chemotherapeutisch vernichten kann, wie Trypanosomen. Nun heißt es nach dem richtigen Mittel suchen. Das kann noch sehr lange dauern, aber die Hoffnung, daß man es finden wird, ist vorhanden. Es ist der erste Schritt in ein bisher völlig unbekanntes Land, das Land der Möglichkeit, dieses furchtbare Gespenst zu bannen. Wir wollen hoffen, daß es den Pionieren unserer Wissenschaft gelingt, es urbar zu machen.

Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Henry Labouchère, der bekannte und gefürchtete englische Publizist, ist, achtzigjährig, in Florenz gestorben. Freunde geistreicher politischer Satire, ohne deren Ozon das Atmen in der Stickluft des Cant und der plutokratischen Respektability arge Beschwerden verursacht, waren dem unerschöpflich boshaften Herausgeber des „Truth" gut, auch wenn sie den positiven Kern seiner Ansichten ablehnten und ihnen das ewige Herumwühlen in den Personalien der Regierenden und Mächtigen zuweilen auf die Nerven ging. Er stammte von Hugenotten ab und verriet in Aussehen, Haltung, Gewohnheiten, Neigungen, Sprach- und Schreibrhythmus mehr gallisches Temperament, als sich mit der Würde eines englischen Politikers großen

Stiles, der er doch sein wollte, vertrug. Nach seiner allgemeinen geistigen Ausstattung und seiner Bildung war er den Politikmachern schon gewachsen. Er war durch die diplomatische Schule gegangen und aus zehnjährigem intimen Umgang hatte er die Erkenntnis gewonnen, mit welchen Mengen Dummheit, Frivolität, Bequemlichkeit, Genußsucht das diplomatische Geschäft betrieben wird, für das die unausschöpfbare Gutmütigkeit und die traditionelle Dankbarkeit der Völker Milliarden opfert. Er war ein Kenner und Schlecker alles Feinen und Guten, das irgendwo an den alten Kulturstätten gedieh. Er hatte in den Jahren der Empfänglichkeit auf großen Reisen Anschauung auf Anschauung gehäuft und beherrschte ein ungeheueres Beobachtungsmaterial, das ihm zur Ausgabe in kleiner Münze stets zur Verfügung stand und mit dem er noch bis zuletzt, in satirischer Verpackung, seine vielen Bewunderer fütterte. Aber Satire als Beruf und Geschäft, das Beschnüffeln menschlicher Lächerlichkeit und Gemeinheit als Methode, die grundsätzliche Verachtung jeder pathetischen Gebärde, jedes großen Schwunges, des gelegentlichen Sichtragenlassens von der warmen Welle volkstümlicher Begeisterung: das hat noch nie einen schöpferischen Politiker gemacht, und darum mußte die an seinem Herzen nagende Sehnsucht nach einer leitenden Stellung, einem Ministerposten, unerfüllt bleiben, so gut alles dazu sonst gestimmt hätte. Er war, als Neffe und Erbe von Lord Henry Taunton Labouchère, einem früheren Minister, reich, unabhängig und well connected. Gladstone brachte ihm Sympathie entgegen (vielleicht um seine gefährliche Kritik zu neutralisieren); aber sein Wunsch, ihn in sein letztes (das vierte) Kabinett als Minister aufzunehmen, soll an dem Widerstand der alten Königin und des alternden, aber noch in jugendlichen Torheiten interessanter Art verstrickten Prinzen Eduard gescheitert sein. Grund zum Ärger hatte Labouchère der Hofgesellschaft allerdings gegeben; er sprudelte seine boshaften Glossen zu dem allerhöchsten Privatleben so ungehemmt hervor, als ob die Ministerlaufbahn nie als höchstes Ziel seinen Ehrgeiz belästigt hätte. Er erklärte sich offen als Republikaner, ohne daß dieses offene Bekenntnis ihn das Vorrecht seines feudalen Verkehrs gekostet hätte (echt englisch!). Er trat mannhaft für die Iren ein; und als Gladstones Home Rule-Vorlage am Oberhaus scheiterte, eröffnete seine Zeitschrift einen unversöhnlichen Feldzug gegen die Lords und ihre politischen Genossen: die Jingoes, die Nichtsalsimperialisten, die größerbritischen Muskelpatrioten, die Expansionsschwärmer. Im südafrikanischen Krieg war er Proboer; und gegen die Börsenclique, die vom Kleinengländertum verdächtigte wurde, aus Spekulationsinteresse den nutzlosen Krieg entfacht zu haben, schleuderte der zum erstenmal vielleicht ernstlich verärgerte Mann seine giftigsten Pfeile. Uns Deutschen war der geistreiche Mann nicht eben hold, das äußerst interessante Tagebuch, das er während der Belagerung in Paris führte, gibt den

peinlich eindrucksvollen Beweis; daher begrüßte er auch die antideutsche Richtung in Edwards Politik als alter Franzosenfreund mit großer Wärme. Trotzdem konnte dieser Satiriker auch vom Blut gewollte Antipathien besiegen: Als der Satz aufkam, England habe das Recht auf die unbedingte Seevormachtstellung und Deutschlands Flottenehrgeiz sei Bedrohung und Drohung: da verteidigte Labouchère laut und nachdrücklich Deutschlands Haltung und legte seinem Vaterlande die Schuld an dem wahnwitzigen Seewettrüsten zur Last . . In Deutschland fand der „Truth" manchen Leser von Rang und Geschmack; und nicht selten wurde der Gedanke erörtert, ob eine ähnliche Schöpfung nicht auch bei uns möglich sei. Das war natürlich ein verlorener Gedanke und eingeleitete Versuche mußten kläglich scheitern. Der „Truth" ohne Labouchère ist noch weniger als die Zukunft ohne Harden; denn der Anglofranzose war ja auch sein eigener Finanzchroniqueur und entfaltete, wenn er das Geheimleben und die Kulturbetätigung gewisser Kapitalistengruppen entschleierte, eine unvergleichliche Sach- und Personenkenntnis. Das wird dem Verstorbenen so leicht niemand nachmachen; dazu gehört neben allem anderen jene materielle Unabhängigkeit, die Beziehungen stiftet und zugleich Distanz gibt.

Können echte Historiker, die Menschen mit der Kraft der Einfühlung in längst Vergangenes, Gewesenes, Verwestes, — können sie Politiker sein? Es gibt wenig ermutigende Beispiele; Dahlmann und Gervinus gehören nicht unbedingt dazu; und Treitschke war in seinen besten Tagen und Werken — Publizist. Wann immer ich die ehrlich gemeinte und von echtem Pathos geschwellte Publizistik Kurt Breysigs (im ‚Tag') lese, bestärken sich mir die Zweifel. Die Tatsachen der Geschichte sind ihm so willig, so dienstbereit, er schaltet so souverän mit ihnen, daß er nicht begreift, warum er Diener der Gegenwart sein soll. Politik aber ist die Kunst, der Gegenwart zu dienen; sie zu meistern, indem man ihr dient. Politik ist heute die Kunst der bewußtesten Massenbehandlung; und das Problem ist heute nicht, wie man sich an pseudo-aristokratischen Gebärden berauscht, wie man innerlich absterbende und gefälschte Clangefühle und Clangesinnungen, die im Dunkel vorkapitalistischer Epochen in völlig undifferenzierten, stumpf und kulturlos dahinvegetierenden Massen entstanden sind, erhalten und ihrer Verehrung Altäre bauen kann: sondern: wie die Ansprüche der Volkssouveränität, denen blutgefärbte Explosionen das Bett der Geschichte gegraben haben, durch ein System von Bremsen und repräsentativer Stufungen sich organisieren, wie in diesen Organisationen Plätze für die stärksten Individualitäten, Asyle für die Kultur unserer köstlichen privaten Instinkte und Neigungen sich schaffen lassen. Immerhin: ich beglückwünsche die Leser dieser ‚sozusagen' [illegible]

ischen Zeitung zu der Möglichkeit, inmitten des Gestrüpps verschämter offizieller Meinungen gelegentlich die keuschen Laute eines deutschen Ideologen zu vernehmen, dessen Kunst der Sprache die besten Überlieferungen verrät; gelegentlich sogar zeitgemäße Banalitäten zu vernehmen. Sie kennen Breysig als Herold des schönen, des mit großer Gebärde schützenden Staates. Sie durften in ihm auch einen Verteidiger des schroffen Machtstaatprinzips vermuten, einen Mann, dem der Zweck des Staats nicht der Mensch sondern — der Staat ist, und dem die absolute Heiligkeit des Krieges sich als höchstes aller Güter darstellt. Sie irren. Er stellt fest, daß die großen und kleinen Kriege zurückgegangen seien; daß die Lust am Kriege ganz offenbar im Weichen begriffen ist, daß Bildung die kriegerischen Instinkte schwächt, daß die Freude am geistigen Schaffen gegen das handelnde Wirken erstarkt, und die ‚Gewichte‘ zwischen handelndem und geistigem Tun sich offenbar verschieben. „Alles, was von den Anhängern des Krieges und der von ihm erzeugten streitbaren Kraft gesagt wird, ist recht und schön. Allein es ist die Frage, ob hier nicht eine Blüte menschlichen Tuns gerühmt wird, deren Lebensalter vorüber ist. Einem Rittersmann von 1450 würde der heutige Zustand einer vom Staate erzwungenen privaten Friedfertigkeit ebenso weichlich und weibisch erscheinen wie den heutigen Anhängern des Krieges der beständige Friede. Die höheren Stände Englands haben auf den Zweikampf verzichtet, die Franzosen pflegen ihn mit gefälliger und ein wenig eitler Sorglichkeit, aber niemand wird den heutigen Franzosen für mutiger halten als den heutigen Engländer. Allerdings die Wehrhaftigkeit darf dem Mann, so wenig wie den Völkern, nie abkommen, die klägliche Todesfurcht, die der moderne Kulturmensch an sich großzieht, hat er allen Anlaß wieder fortzuzüchten, aber dies alles wird möglich sein, während es undenkbar ist, die Fortdauer der Kriege den Völkern wie eine Doktor-Eisenbart-Kur aufzuerlegen, wenn sich ihr Sinn gänzlich davon abwendet. Ehe die heut im Lauf befindliche Entwicklung zum Menschheitsfrieden hin ihr Ziel erreicht, wird noch mancher Rückfall in die alte, schöne Streitlust der Völker stattfinden, wird noch mancher Übergangszustand durchzumachen sein. Uns Deutschen muß dabei nur daran gelegen sein, daß wir für das strotzende Wachstum unserer Volkszahl mehr Raum auf der Erde gewinnen, sei es noch mit List und Gewalt, solange die alte Regel herrscht, sei es durch Kauf und durch Verträge mit einzelnen Staaten, durch allgemeine internationale Abmachungen auf die zukünftige Weise.“ Das klingt schon gut und vernünftig; und im Besitz dieses kostbaren Bekenntnisses eines bestgesinnten Patrioten werden wir über seinen Versuch lächeln, abzuleugnen, daß geistiges Schaffen, gesellschaftlich organisierte Bildungsmöglichkeiten, Pflege des Bildungstriebes als vornehmstes Kulturgebot . . in den abendländischen Gesellschaften direkt und ursächlich mit der Geschichte ihrer Liberalisierung

und Demokratisierung zusammenhängt. Aristokratien beruhten, solange sie unbewegt dastanden, geschichtlich immer auf Gewalt, nicht auf Bildung. Bildung, Geist waren das Vorrecht der Sklaven, — ein Vorrecht, das sie zu Herren machte. Muß dem Historiker das gesagt werden?

Einige von des Präsidenten Taft Haupttrümpfen erweisen sich als Nieten. Die Reziprozität mit Kanada ist vorläufig gescheitert und der ökonomisch so natürliche Gedanke, daß ganz Nordamerika ein ungeheueres, selbstgenügsames Wirtschaftsgebiet bilde, das sich um die dummen künstlich politischen Schranken nicht zu kümmern brauche, ist einem glücklicheren Staatsmann zu verwirklichen vorbehalten. Nun gerät auch die Schiedsgerichtsidee ins Trübe: jener große, allumfassende Rechtsgedanke, den Taft in seinem langen, richterlichen Berufsleben liebgewonnen hat und dem er aus ehrlicher Überzeugung, nicht aus parteipolitischer Berechnung dient; es geht nach dem ersten schönen Anlauf nicht vorwärts. Die Deutschamerikaner wollen ihn nicht und erheben sehr geräuschvollen Protest; und hier bei uns wird ihre feindliche Haltung gegen die Verträge mit England und Frankreich auf eine edle und politisch kluge Regung ihres Heimatsgefühls zurückgeführt. Die Verträge, sagen sie, hätten eine Spitze gegen das Vaterland; sie dienten nur dem Namen nach der Humanität, im Grunde lasse sich die Union in das deutschfeindliche Fahrwasser der von König Eduards seliger Majestät geschaffenen Ententen schleppen. Und mit einer politischen Leidenschaft, die man an ihnen in Amerika kaum je wahrgenommen hat, stören sie harmlose Friedenskundgebungen durch ihre Abgesandten. Mir ist nicht zweifelhaft, daß diese ganze Haltung auf nationalblinder Voreingenommenheit beruht. Deutschland steht eben nicht, mit Recht oder Unrecht, im Geruch großer offizieller Vorliebe für die Schiedsgerichtsidee; und für das liberale Kabinett von St. James ist ein solcher Vertrag mit der Union, zumal bei der Lage im Stillen Ozean und dem nicht sehr bequemen Bündnis mit Japan, eine große politische Wünschbarkeit. Amüsant ist das Verhalten von Roosevelt. Aufgefordert, an einer großen Schiedsgerichtsgasterei teilzunehmen (die zu veranstalten, sehr nebenbei sei es bemerkt, ein deutscher Wirt von ausgezeichneten kochkünstlerischen Qualitäten aus . . hm . . deutschem Patriotismus ablehnte), antwortete er: er sei nicht hungrig. Der Friedenspreisempfänger war amtlich pathetisch; außeramtlich ist er witzig.

Wieder einmal spukt die deutsch-englische Verständigung in abertausend Köpfen und man wagt sogar noch ernsthaft zu fragen: wird es diesmal etwas? Der englische Kriegsminister Haldane, der Deutschkenner und

Deutschenfreund, in Berlin, im intimen Verkehr mit Kaiser und Kanzler, der Exadmiral (und unerträgliche Schwätzer) Beresford gleichzeitig in der Reichshauptstadt und Gast höchster und allerhöchster Herrschaften, Sir Ernest Cassel, der Medizinmann der Hochfinanz, der finanzielle Reorganisator Ägyptens, dem der Kaiser kürzlich durch den Adlerorden Erster Klasse seine Bewunderung kundgegeben hat: auch er am selben Ort hinter den Kulissen tätig, — selbst der Schwergläubigste wird schwankend und fragt nach den Motiven. Neue Flottenrüstungen sind in beiden letzten Ländern angekündigt und die Liberalen beider Länder wagen, nach den Erfahrungen des letzten Sommers, nur noch die Deckungsfragen zu erörtern. Auch der neue Reichstag wird an dieser Haltung Deutschlands nichts ändern. Was soll werden? Beide Völker sind des markzehrenden Wahnsinns müde; beide wollen den Frieden und die ganze gesittete Welt mit ihnen. Eine Verständigung kann heute aber nur durch das Entgegenkommen Englands herbeigeführt werden. Es muß seinen Anspruch auf die absolute Seeherrschaft aufgeben; die Zeit einer Weltmacht mit diktatorischer Gewalt über alle anderen steht keinem Staate mehr zu: weil keiner stark genug ist, diesen Anspruch geltend zu machen. Deutschlands Prinzip, wird gesagt, ist defensiv; es will eine Flotte, die eine uns wirtschaftlich schädigende Blockade durch England verhindern kann; mehr nicht. Es scheint, als ob unsre Regierung auf dem Stärkeverhältnis der Flotten von drei: zwei bestehe. Was wird werden? Doch während in Berlin vage Hoffnungen sich regen, verkündet der englische Marineminister Churchill, die englische Flotte sei eine Existenznotwendigkeit, die deutsche ein Luxus. Die Sprache kennen wir: es ist die Sprache des verschämten Imperialisten, der aus dem Unrecht von gestern das Recht von heute macht. Man will und will nicht. Man will die öffentliche Meinung lenken und opfert Pöbelinstinkten seine Einsicht. So sehen unsere besten Politikmacher aus. Was soll daraus werden?

China: die Wissenden wissen nichts. Sie sagen: eine Dynastie, die sich selbst pensioniert und die Republik als die beste aller möglichen Staatsformen ihren geliebten Untertanen empfiehlt, sei ein Novum. Das merkten wir selber. . Sie lehrten bisher: ex oriente lux. Können, dürfen, wollen sie die gefährliche Weisheit ferner aufrecht erhalten?

Anmerkungen

Tezel redivivus

Im Jahre 1517 zog des Heiligen Römischen Reiches Erzkanzler und Kommissarius durch Gnade und Bulle Seiner Heiligkeit des obersten Bischofs zu Rom Dr. Johannes Tezel durch die Mark Brandenburg, um sündigen Gemütern die Befreiung vom Fegefeuer und von der Hölle zu verkaufen. Der Ablaßhandel fand großen Anklang. In der Stadt Frankfurt a. d. Oder, die sich einer neu errichteten Universität rühmen konnte, wurden die „Auslagen" des industriösen Dominikaners gestürmt. Reiche und Arme, Bürger und Bauern, Adlige und Professoren ließen das Geld im Kasten klingen, damit sich ihre Seelen aus dem Fegefeuer entfernen konnten. Die Absolution im Wege des Geschäfts findet am leichtesten Verständnis; denn das Geld und seine Beziehungen sind sichtbar und greifbar. Deshalb ist die erfolgreichste Moralpredigt die, so mit praktischen Werten hantiert. Der selige Tezel ist unsterblich geworden, obwohl er keine Leuchte der Wissenschaft, nur ein mit tönender Suada begabter Krämer war. Und der Grundsatz, dem er huldigte, hat ein ebenso zähes Leben wie der Name seines Autor. Als ein neuer Tezel erscheint der preußische Fiskus. Er kommt mit einer Steuerreform, die wenig Begeisterung erweckt hat, und bietet einen Ablaß als Gegenleistung. Eine Generalabsolution in aller Form für jeden Steuersünder, der von 1913 ab ehrlich sagt, was er hat. Für die Wahrheit soll ihm Erlaß von Strafe und Nachsteuer für Einkommen und Vermögen, das er bis zum Gnadentage verschwieg, zuteil werden. Der Fiskus verfährt mit Geschick. Das muß man ihm lassen. Er kennt die Seele des Steuerzahlers, weiß, daß die Versuchung zu unerlaubter Diskretion durch die Erhöhung der Steuer gefördert wird, und legt deshalb für die Ehrlichkeit die Preisgabe der Pön und des Nachschusses auf die Wagschale. Der Zensit soll frei sein von aller Sünde, soll das Gewissen vom Banne des Bewußtseins der Steuerhinterziehung lösen, wenn er dem Staat die Durchführung der Steuerreform möglich macht. Der Fiskus will den Erfolg nicht nur auf dem Papier haben: das Geld soll auch im Kasten klingen.

Die Vorkämpfer des Staates sprechen gern von Steuerethik, sagen aber nicht, wie es möglich ist, einen Vorgang zu ethisieren, der sich zwischen einer überlegenen und einer „betroffenen" Partei abspielt. Wenn es eine solche Ethik gibt und wenn deren Stärke von der Opferwilligkeit der Steuerzahler abhängt, so müßten die Nationen, die keine oder nur mäßige Einkommensteuern bezahlen (Franzosen und Engländer) eines wichtigen Bestandteiles sittlicher Eigenschaften ermangeln. Man kann also mit der neuen steuerphilosophischen Disziplin nicht auf durchschlagenden Erfolg rechnen. Außerdem wirkt es unästhetisch, das Programm do ut des moralisch zu begründen. Wie aber läßt sich die Ethik mit dem Ablaß, den der Fiskus anbietet, in Übereinstimmung bringen? Das Recht der Begnadigung und der Amnestie bleibe unangetastet. Die Befreiung von Strafe für ehrliche Sünder ist ein sittlich zu rechtfertigendes Entgelt. Ganz anders sieht

es jedoch mit dem Verzicht auf Nachsteuer aus. Hier geraten sich Moral und Zweckmäßigkeit in die Haare. Daß jedem ein solcher Erlaß zu gönnen sei, wird zugegeben. Nur ist damit die sittliche Forderung nicht erfüllt. Darf der Staat auf Einnahmen verzichten, für die er dem Parlament und dem Volk verantwortlich ist, um damit den guten Willen des Steuerzahlers zu erkaufen? Das Steuerprivileg des Fiskus beruht auf einem Gesetz. Dieses berechtigt nicht nur, sondern verpflichtet zur Erhebung von Steuern. Der Staat darf auf dieses Recht nicht verzichten. Tut er es doch, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, so handelt er wider das Gesetz; und dieser Verstoß kann durch eine ad rem konstruierte Verordnung nicht legalisiert werden. Wohlgemerkt: Wenn man, wie es die Steuerphilosophen tun, mit einem sittlichen Grundgesetz operiert. Durch den Ablaß, den der preußische Fiskus bietet, hebt er die Moral auf und setzt an deren Stelle das Handelsgeschäft. Er widerlegt die Behauptung, daß die Steuer ethische Gedanken erwecken muß. Ja, er setzt sogar das Gefühl der Leistung für des Staates Macht und Ehre herunter. Daß er diese letzte Reserve angreift, ist nicht klug. Aber es ist undenkbar, daß vor dem Tauschgeschäft, welches den Steuerzahlern angeboten wird, das viel zitierte Nationalbewußtsein standhält. Selbst der stärkste Glaube gerät vor einem so drastischen Ausdruck merkantiler Gesinnung ins Wanken.

Der Staat schämt sich offenbar der Schwäche, die ihn überfiel, und sucht durch Betonen seiner Macht den Eindruck zu verwischen. Wenn der Ablaß seine Wirkung getan hat, soll die Strenge des Gesetzes wieder fühlbar werden. Nach dem Pardon kommt eine Verschärfung der Strafe für Steuersünder. Geld und Haft, die bisher ausreichten, sollen in Zukunft nicht mehr genügen. Der Delinquent muß ins Gefängnis wandern. Er wird mit dem Makel einer entehrenden Strafe bedroht. Und das Delikt, das solche Sühne fordert? Der Fiskus hat die Antwort gegeben: es existiert nicht. Darf ein Vergehen, das bis zum 1. Januar 1913 volle Absolution mit Verzicht auf Nachsteuer möglich macht, nachher zum Kriminalverbrechen gestempelt werden? Welche Verwirrung sittlicher Begriffe. Was Gegenstand eines Handels war, soll Objekt des strafrechtlichen Betruges sein. Der Fiskus ist mit seiner Steuerethik auf ein totes Gleis geraten. Wenn er weiter kommen will, muß er wieder zurück und die Steuerweiche richtig einstellen. Er suche nicht, neue Lasten, die er dem Volk aufbürden will, aus Mangel an glaubhaften Gründen durch Verdoppelung der Moral und Halbierung der Menschenrechte zu verwirklichen.

Daniel Ricardo

Der Vater der Geheimnisse

Keine Gesellschaft unserer heutigen Zivilisation trägt jenen eigentümlichen Zug kultureller Differenzierung, — daß nämlich das Öffentliche immer öffentlicher und das Private immer privater wird, — in augenfälligerer Weise zur Schau als die englische Gesellschaft unserer Tage. Über alle öffentlichen Angelegenheiten herrscht eine Klarheit, eine Übersichtlichkeit, eine Publizität wie in keinem andern Lande der Welt. Von einzelnen diplomatischen Aktionen abgesehen findet sich im öffentlichen Leben Englands kaum eine Spur mehr von der bureaukratischen Geheimniskrämerei des Kontinents mit ihren Geheimräten, Geheimfonds und Geheimakten. Tonnenweise produziert der englische Staat jene Blaubücher, die mit allen Mitteln kollektiver Untersuchungsmethoden für die Gesamtheit des öffentlichen Lebens das erreichen, was einst die Gesandten Venedigs in ihren Relationen über einzelne Staaten des Auslands nur durch das zu-

fällige Talent persönlicher Beobachtung anzustreben vermochten: eine minutiöse Darstellung aller dem Gemeinwesen wissenswerten Vorgänge und Zustände. Allein der gleiche Staat Venedig, der die Privatangelegenheiten seiner Bürger einem wohldurchdachten System alles durchdringender Spionage unterwarf, umgab jede Angelegenheit des öffentlichen Interesses mit dem Schleier des Staatsgeheimnisses. Umgekehrt das heutige England. Fast alles, was von der Staatsräson vergangener Zeiten gleich einem Mysterium gehütet wurde, und manches, worüber das öffentliche Interesse anderer Tage achtlos hinwegschritt, findet sich hier in endlosen Statistiken, Berichten und Enqueten zusammengetragen. Alle finanziellen und physischen Hilfsquellen des Staates, ja auch alle seine Mißstände und Gebrechen finden sich hier mit einer Publizität verzeichnet, welche vor einem halben Jahrtausend den Staatsmann der italienischen Schule wie Landesverrat angemutet hätte.

Allein während so der Schleier der Heimlichkeit von den Staatsangelegenheiten sank und sie im wahren Sinne des Wortes öffentliche Angelegenheiten wurden, vollzog sich die umgekehrte Entwicklung im privaten Leben. Wer freilich könnte die exakte Grenze von Bewegungen bestimmen, die wechselnd wie die Flut und veränderlich wie das Spiel der Wellen sind. Nur soviel sei gesagt, daß sie sich im Leben des Armen zu kreuzen scheinen. Der Arme steht heute genau da, wo sich die Grenzen des öffentlichen Interesses und des privaten Lebens durchschneiden. Einst gab es eine Zeit, in der die Mehrheit der Gesellschaft in dem Armen ein bloßes Mittel sah, sich ein sicheres Anrecht auf die Freuden eines künftigen Daseins zu erwerben. Man beschenkte den Armen, man beschenkte ihn reichlich, allein man forschte nicht nach seinem Woher und Wohin. Heute dagegen ist der Arme eine Gefahr, ein Hindernis im Genuß des Daseins, darum spürt ihn der Argwohn auf und Mißtrauen folgt hinter ihm her. So ist es wiederum gerade England, wo das Leben des Armen am vollkommensten erforscht ist. Auf den Regalen englischer Bibliotheken stehen in langen Reihen jene mächtigen Foliobände, die über das Leben der Armen und Arbeitslosen mit einer Anschaulichkeit berichten, wie sie nur der aus der Kulturgeschichte in die Naturgeschichte zurückschreitenden Beschreibung möglich ist. So hören wir denn von dem Brot- und Alkoholverbrauch des Armen, von seinen Flüchen und seiner Erotik, von seinem Schlaf, seinem Gott und seiner Verzweiflung. Und wir stehen vor diesen neuen Acta Sanctorum, freilich ohne die sich in die Ewigkeit verlierende Muße des Mönches zu besitzen, diese Berge von Berichten in einem Menschenleben zu bewältigen.

Währenddem spielt sich das Dasein des Reichen abseits von Straßen und Gassen inmitten jenes Selbdritt von Türen, Teppichen und Tapeten ab, das sich als „sancrity of the drawing room" bezeichnet. Bis hierher wagt sich keine öffentliche Enquete mit ihren Blicken und Fühlern und die Tatsache des Besitzes schließt hier auch das Recht auf intime Lebensführung in sich. Und hier nun beginnt das eigentliche Reich des Geheimnisses im Sinne unserer Tage; denn zu welchen Nichtigkeiten schrumpfen alle sogenannten Staatsgeheimnisse zusammen gegenüber den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in den abgesonderten Weiten heutigen Menschendaseins? Und endlich offenbart sich auch erst in dieser Welt des Reichtums das unermüdlich reizvolle Spiel und Gegenspiel des Verbergens und Verratens von Geheimnissen. Geständnis und Beichte, Ausplaudern und Entdecken, Enthüllen und Verschleiern vermögen ja doch nur da zur äußersten Entfaltung zu gelangen, wo Zeit und Raum, Geld und Geist in schier unbegrenztem Maße zur Verfügung stehen.

Wo aber sonst fände sich heute noch ein

Fall wie der der englischen Gesellschaft, die jetzt in der Überreife ihrer sozialen Entwicklung in einer Art gigantischen Zweckverbandes zu enden droht, in welchem jeder wenig mehr vom anderen weiß, als daß er eben ein Glied dieses Verbandes ist? Erst über einer solchen Gesellschaft vermag das Geheimnis seinen ungeheuren Rahmen von jeden vom anderen sondernden Schranken zu legen und hier erst wiederum vermag sich der Wunsch, solche Schranken im einzelnen Falle zu untergraben und zu durchbohren, zur treibenden Leidenschaft zu erhitzen. Der monotone Begriff der Respektabilität hat diese bürgerliche Gesellschaft uniformiert und in die Winkel und Ecken des Geheimnisses flüchtet sich geängstigt alles intime Leben, welches sich nicht streng mit diesem Respektabilitätsbegriff deckt. Allein der Causeur mondainer Journale bedarf solcher Geheimnisse um jeden Preis und umgekehrt wiederum vermag auch der Erpresser jeden Preis für sein Schweigen zu fordern. So kommt es, daß das klassische Land der Respektabilität auch zugleich das klassische Land der Erpressung geworden ist, daß Bestechung und Erpressung hier eine technische Verfeinerung erlangt haben wie nur der Mord im Rinascimento.

Und war es dort der Arzt, der dem Gift des Meuchelmörders noch rechtzeitig zu begegnen suchte, so ist es im heutigen England der Anwalt, der die Minen des Erpressers zu entladen sucht, bevor sie im Gerichtssaal selber aufspringen. Wohl kaum mehr aber wird die Welt Gelegenheit haben, solche Fertigkeit zu bewundern in der Kunst den Skandal im Keime zu ersticken, als sie Sir George Lewis besaß, jener Londoner Solicitor, der in diesen Tagen ein Leben voll der buntesten Erfahrung beschloß. Durch seine Hände lief zwei Generationen lang das Treiben einer Gesellschaft, die durch London, als dem Mittelpunkt, New York und Indien mit einander verbindet. Das große und kleine Elend dieses Makrokosmos von Mikrokosmen surrte gleich einem nimmer endenden Film durch die Kanzlei dieses stillen Mannes, der in tausenden von verschwiegenen Unterredungen bis auf den Urgrund sozialer Zusammenhänge schaute und der es vermied, sich in der Gesellschaft zu bewegen, deren Komponenten er besser kannte als je ein Beichtvater die Salons des Rokoko. Und kein Beichtsiegel hätte anvertraute Geheimnisse besser bewahren können als eine Verschwiegenheit, die von einem übermenschlichen Gedächtnis unterstützt, ihr Wissen nicht einmal den Blättern eines Taschenbuches anzuvertrauen wagte.

Vielleicht war es diese Verschwiegenheit noch mehr als alle anderen Talente, die die buntgemischte Welt der saturierten angelsächsischen Gesellschaft zu George Lewis führte. Römische Kardinäle und amerikanische Plutokratinnen streiften sich in seinen Vorzimmern und seine Räume glichen Wallfahrtsorten, so voll waren sie von den Geschenken des Vertrauens und der Dankbarkeit. Allein die Geschichte dieser Denkzeichen wird niemand erzählen. Denn der Mann, der mehr um die Geheimnisse der englischen Grande Bourgeoisie wußte als Macchiavell um die der romanischen Tyrannis, war kein Memoirenschreiber, obwohl er tiefer in alle Daseinsrätsel geblickt hatte und inniger mit aller Zeitkultur verknüpft war als mancher Wochenplauderer, dessen Aufzeichnungen ein Jahrhundert ums andere wieder ausgegraben werden. Dieser Londoner Solicitor hätte ein mächtigeres Buch vom sozialen Erfolg in der Gegenwart schreiben können als der Florentiner Sekretär vom politischen in der Renaissance. Allein er er unterließ auch dies. Er schwieg und ließ nur seine Andenken zurück. Seine Denkwürdigkeiten nahm er mit sich.

Friedrich Glaser

Oskar Loerkes Gedichte*

Man las von diesem Dichter bisher Verse zerstreut, einzeln, in Zeitschriften. Es war nötig, um einem Unbekannten, der verlacht und ignoriert wurde, Sitz und Stimme zu geben. Aber es war keine Möglichkeit der Prüfung, der Einstellung. Denn es ist heute wahrlich keine Kunst gelegentlich ein gutes Gedicht zu schreiben. Wer über Gedichte richten und sprechen soll, muß sie beisammen haben, viele, Blatt an Blatt, und aus ihrem Verein die Stimme zu erhorchen sich mühn, die mehr ist als das einzelne Gedicht, die Stimme des berufenen Geistes. Sehe jeder, daß er Loerke als solchen erfinde!

Mit Freude, denke ich, wird man zur Erkenntnis kommen: Die Stimmung, die durchgeht, auch durch die seltsam und närrisch heiteren Lieder, ist niemals Willkür und Laune, sondern — und hier ist die Gewähr des hohen, dichterischen Ranges — notwendiger, innerlichster Ausdruck einer erlebten Haltung Welt und Dingen gegenüber. Es ist freilich so, daß in den Gedichten die Willkür und fliegende Lust des Gefühles ist, aber (das ist kein Widerspruch) dieses Gefühl ist um den Preis der erfüllenden Form erkauft, und darum voller Gesetz.

Man möchte sagen, die Lyrik Loerkes sei gebunden an eine Ungebundenheit ohne Grenzen und Maß. Im Zimmer des Dichters ist der Tisch mit den Blumen und Büchern ebenso wahr und so nahe, wie der Himmel mit Sonne und Mond und Sternen. Die große Stadt, in der das Leben grausamer seine irre Unverständlichkeit enthüllt, lagert sich im Fenster, und die Hand dessen, vor dem wir bestehn und vergehen, greift gespenstisch in der Nacht durch das Glas. So fügt sich das bestimmende Erlebnis: Fremd und winzig und irgendwo hineingeworfen bin ich, und was ich atme, ist Geruch der Vergänglichkeit; ich aber trage es, da ich schaue und gesteigert und vervielfältigt sein kann und überall mein Los gespiegelt wiederfinde.

„Mein Leben ist, ich schaue zu
Einem großen, kühlen Du."

Die Romantik Loerkes (wenn man überhaupt einen Stil aufzeigen will) ist aus schwerem Blute und von ekstatischen Verzweiflungen umwittert; sie ist unspirituell im Grunde, da Seele und Gesichte sie überstark belasten. Unter den Jüngeren weiß ich keinen, der auch nur annähernd so ursprünglich, so innig und erkämpft mit Natur verbündet wäre, wie Oskar Loerke.

Man hat von diesem Buche, das der Dichter „Wanderschaft" heißt, den überwältigenden Eindruck, als seien die Dinge auf ihrem Zuge wahrhaft in seine Seele gewandert, und er spräche aus ihnen, trunken, von ihnen besessen. Aus einer Bergreise sind Strophen darin, die nichts weniger als Naturereignisse bedeuten.

Dies alles ist in Versen gedichtet, die fremd zuerst und nur eigentümlich (im besten Sinne freilich) scheinen, den Ergriffenen aber bald mit zäher Kraft und innerem Leuchten erklingen. Was in den Bildern oft qualvolles und dumpfes war, ist dem höheren Verstande die schöne Mühseligkeit des Ganges und der Auswickelung; und wer einmal spürte, wie plötzlich — gleichsam nun erst reif geworden — die Verse in erhabener Einfachheit tönen und die Gewalt eines endlich gefundenen und endgültig gesagten Sinnes bekommen, der hat nicht nur über Loerke, sondern über die lyrische Kunst überhaupt Aufschließendes erfahren.

Ich darf es wagen eine solche Strophe zum Beweise herzusetzen, da man mir glauben muß, wie sehr sie an ihrem Platze steht:

„Jeder Baum ist Gott im Schlummer:
Alles Glück hängt jedem an,
Überall der ganze Kummer,
Der auf Erden werden kann."

Fritz Burschell

* Von Oskar Loerke ist ein Band Gedichte „Wanderschaft" bei S. Fischer, Verlag, Berlin erschienen.

Charles Dickens

In wieviel verschiedenen Situationen meines Lebens hat doch Dickens aus seinen Büchern zu mir gesprochen!

Blicke ich zurück, so sehe ich zuerst einen Handwerkslehrling auf seiner Arbeitsstelle in einem offen gebliebenen Bücherschrank den „David Copperfield" entdecken, sehe ihn damit während vieler Frühstücks- und Vesperpausen auf einem umgestülpten Eimer dasitzen, unter den lärmenden Gesprächen der Gehilfen in glühender Hast über die Seiten dahineilen, in steter Furcht vor dem Meister — selbst wie ein kleiner Copperfield. Ich sehe später in der Fremde einen jungen Arbeiter mit verzweifeltem Leichtsinn eines Sommertages Stellung und Verdienst mitten am Tage im Stich lassen, für die letzten Groschen die Reclambände der „zwei Städte" kaufen, damit vor die Stadt eilen und bis in die sinkende Sonne hinein lesen, erschüttert nach würdigeren Taten sich sehnen. Ich sehe einen Kranken, dem viele in einem gefängnisartigen Krankensaal verbrachte Wochen durch Dickens Bücher zu einer festlichen Ruhezeit werden, sehe dann viele Jahre den von der Tagesarbeit Ausruhenden mit diesen Büchern in den behaglichen Lichtschein der Lampe rücken und den Vater am Bette der kranken Kinder mit einem Werk von Dickens lange, stille Nächte durchwachen. Es hat dieser Dichter mich mit der Fülle seiner Gestaltung beschenkt seit fünfundzwanzig Jahren, hat auf mich gewirkt im Glück und im Unglück, hat teilgenommen an meiner Einsamkeit und an der Gesellschaft der mir Liebsten. Und nie habe ich die Bücher fortgelegt ohne starke Bewegung, nie ohne den Vorsatz nach irgendeiner Richtung besser zu werden. Ohne Demütigung denke ich der Tränen, die dieser Engländer mir zu entlocken gewußt hat, und ohne Reue der vielen Lebensstunden, die ich ihm gewidmet habe.

Dickens ist mir — und vielen anderen, in deren Namen zu sprechen ich die Gewißheit habe, — mehr als ein Romandichter, soviel er als solcher auch ist. Das Größte an ihm ist nicht seine immer ein wenig manierierte Erzählungskunst, ist nicht sein oft peinlich absichtlicher Hogarthhumor, ist nicht seine erstaunliche Beobachtungsgabe für das sichtbare Menschlich-Allzumenschliche, ist nicht seine unerschöpfliche, atemlos machende Kompositionsphantasie, nicht die tiefe Empfindsamkeit seines großstädtischen Idyllengefühls und auch nicht die erstaunliche Fähigkeit Charaktere zu skizzieren. Man muß sogar sagen, daß Dickens, so groß er als Talent ist, als Künstler keineswegs Größe hat. Er ist zu tendenzvoll, um der höchsten Objektivität fähig zu sein. Er ist nicht einmal frei vom englischen „cant". In manchem Punkt ragt der Gewaltmensch Balzac mit seinem daumierhaften Pathos über ihn hinaus; und Dostojewskij gar, diese mystische Rembrandtnatur der neueren Dichtung, weist in eine Sphäre hinüber, die Dickens kaum hier und da einmal geahnt hat. Es ist in den sozusagen geschlechtslosen Romanen des Engländers viel zu viel Unterhaltungsliteratur; sie berühren sich mit den Abenteuerromanen des älteren Dumas, ja mit den Sensationen Eugen Sues. Auf der anderen Seite ist Dickens ein Heimatsdichter im Sinne von Fritz Reuter, nur daß er für ein Weltreich schrieb, wo Reuter allein für die bäuerliche Bevölkerung Norddeutschlands dichtete. Dickens ist nicht nur im fördernden, sondern auch im beschränkenden Sinne ganz Engländer, ist es so sehr, daß wir Deutschen ihm nicht einen einzigen Romandichter zur Seite stellen können, der nur entfernt so viel charakteristisches Volkstum in seiner Persönlichkeit vereinigt, und der das allen Volksgenossen Gemeinsame mit gleichem Talent zu Typen verdichten könnte. Was ist es nun also, daß dieser Dichter dennoch über sein Land hinaus so stark und dauernd zu wirken vermag, daß man seine Romane, vier-, ja sechsmal liest, während Balzac beim zweitenmal schon ermüdet und ein wenig lang-

weilt? Wie kommt es, daß er in jedem Freund der englischen Literatur von neuem über den formal viel feiner kultivierten und künstlerisch bewußteren Thackeray siegt? Daß er dem Deutschen ein Stück seines Lebens, seines Herzens geworden ist?

Die unendliche Güte ist es, die diesen typischen Engländer der Menschheit unentbehrlich macht: es ist das große Herz, was ihn den Unsterblichen sich zugesellen läßt.

Dickens Christentum ist viel mehr als englischer Puritanismus. Er hat jene Liebe, die über alles siegt, die das Kleine groß macht, die weiser ist als alle Klugheit und die sogar die Gefahren der Sentimentalität überwindet, weil sie in einem wahrhaft genialen, fortreißenden Lebensgefühl wurzelt. Dickens ist im tiefsten Sinne ein gläubiger Mensch, im Gegensatz zu dem letzten Endes ungläubigen Balzac; in seinen Romanen herrscht — bis zur Banalität — die poetische Gerechtigkeit (und darum auch die Handlung), weil er an die Endlichkeit des Leidens und an die Unendlichkeit der Seele glaubt. Was ihn größer macht als seine einzelnen Werke, ist dasselbe, was auch seine Zeitgenossen und Landsleute Carlyle, Ruskin, Morris größer macht, als ihre Taten: ein wahrhaft edles Menschentum. Selbst dort noch, wo sich diese Güte philisterhaft idyllisch oder bourgeoismäßig moralisierend gibt, fällt auf sie ein Strahl des ewigen Lichtes. Daher kommt es, daß sich der Leser so oft in die Romangestalten dieses Profanepikers verliebt, ja daß sich der Dichter selbst in sie verliebt und es ganz naiv zeigt. Pickwick, dieser mit Sam Weller, seinem Sancho Pansa, durch England reisende Bourgeois-Don Quichote, ist in den ersten Kapiteln eine Gestaltung der Ironie und in den letzten eine Gestaltung lächelnder Liebe. Betsey Trotwood und Pegotty, Joe Gargery, Mikawber und andern groteske Figuren Dickenscher Romane, sie siegen durch die Liebenswürdigkeit ihres Herzens. Selbst die Helden der Halbheit, die Eugen Wrayburn, Pip, Richard, Martin Chuzzlewit, Steerforth und Sidney Carton, sie alle scheinen nur da zu sein, um den Satz vom kategorischen Imperativ zu erhärten. Man sieht über das präraffaelitisch Klischeehafte in der Schilderung der weiblich Vollkommenen, der Agnes und der Nelly, der Esther, Klein Dorrit, Florence, Lizzie und Biddy hinweg, um der mütterlich keuschen Zartheit des Gefühls willen, das an solchen Gestalten gebildet hat. Man nimmt die manierierte Kolportageartistik fast kindlich gezeichneter Karikaturen von Schurken wie Uria Heep, Pecksniff, Rigaud, Quilp, gern in den Kauf, und freundet sich dafür fürs ganze Leben an mit dem ehrlichen Tom Pinch, mit Tim Linkinwater, Traddles und dem alten Pegotty.

Es ist die Herzlichkeit eines in all seiner englischen Bürgerlichkeit heroischen Menschen, was fortgesetzt zu allen Lebensaltern und zu allen rasseverwandten Völkern spricht. Es gehört diesem Dichter nicht eigentlich unser Tag; die Feierabendstunden aber gehören ihm noch heute wie in jenen Tagen, wo die Leser der Monatshefte dem Postboten entgegenwanderten, um früher im Besitz der Fortsetzungen zu sein. Dickens ist so recht ein Genie der Feierabendstimmung, der Kamineckenstimmung. In dieser Eigenschaft hat er unzähligen Menschen glückliche Stunden bereitet und immer neu eine gute Lebenszuversicht geweckt. Er ist einer der ganz wenigen Engländer, die sich in Deutschland Liebe zu erringen gewußt haben. Darum ist es recht, daß seines hundertjährigen Geburtstages auch bei uns mit Dankbarkeit gedacht wird. Es besinnt sich der Deutsche auf sich selbst, wenn er die Vorzüge dieses Dichters anerkennt und rühmt.

Karl Scheffler

Gustav Mahler-Stiftung

Ein vorbereitendes internationales Komitee veröffentlicht folgenden Aufruf.

Aus tiefer Dankbarkeit für die Bereicherung unseres Lebens durch die Werke und das Wirken Gustav Mahlers, zum bleibenden Andenken an diesen großen Künstler und Menschen gründen wir einen Fonds für eine Gustav Mahler-Stiftung.

Die Erträgnisse des Stiftungskapitales sollen ernst schaffenden Tonkünstlern den Kampf ums Dasein erleichtern. Frau Alma Maria Mahler soll dem Stiftungskuratorium, dessen Bildung im Einvernehmen mit ihr erfolgen wird, selbst als lebenslängliches Mitglied angehören und so auf die Verleihung der Stipendien unmittelbar Einfluß nehmen. Damit soll der Frau gehuldigt werden, die Gustav Mahlers Erdentage durch höchstes künstlerisches Verstehen, durch treueste Liebe und durch aufopferungsvollste Hingabe sonnig erhellte. Nach dem Wunsche Frau Mahlers werden Feruccio Busoni, Dr. Richard Strauß und Bruno Walter dem Kuratorium angehören. Die genauen Bestimmungen wird der behördlich zu genehmigende Stiftungsbrief enthalten.

Beiträge nimmt die Deutsche Bank entgegen.

Generalregister

Das Generalregister zur „Neuen Rundschau" (S. Fischer, Verlag) ist erschienen und umfaßt die Jahrgänge I—XX, 1890 bis 1909, also den gesamten Inhalt der Freien Bühne, Neuen Deutschen und Neuen Rundschau bis zu diesem Abschnitt. Das Register, eine Arbeit von Oskar Arnstein, ermöglicht dem Forscher und Historiker die leichte Auffindung und sorgfältige Benutzung des großen und wichtigen hier aufgehäuften Materials, es erschließt das Verstreute und Vereinzelte der systematischen Verwertung. Das Register zerfällt in drei Teile; ein Autorenverzeichnis, eine systematische Übersicht in zwanzig verschiedene Fächer zerlegt, sowohl Produktion als Essay, mit vielen nützlichen Unterabteilungen, und endlich ein Sachregister, das aus den essayistischen Beiträgen alle Realien alphabetisch ordnet: dieses allein umfaßt an 100 Seiten und zeigt die sonst unübersehbare Fülle der Stoffe, die hier bewältigt wurden.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer. Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig





